This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

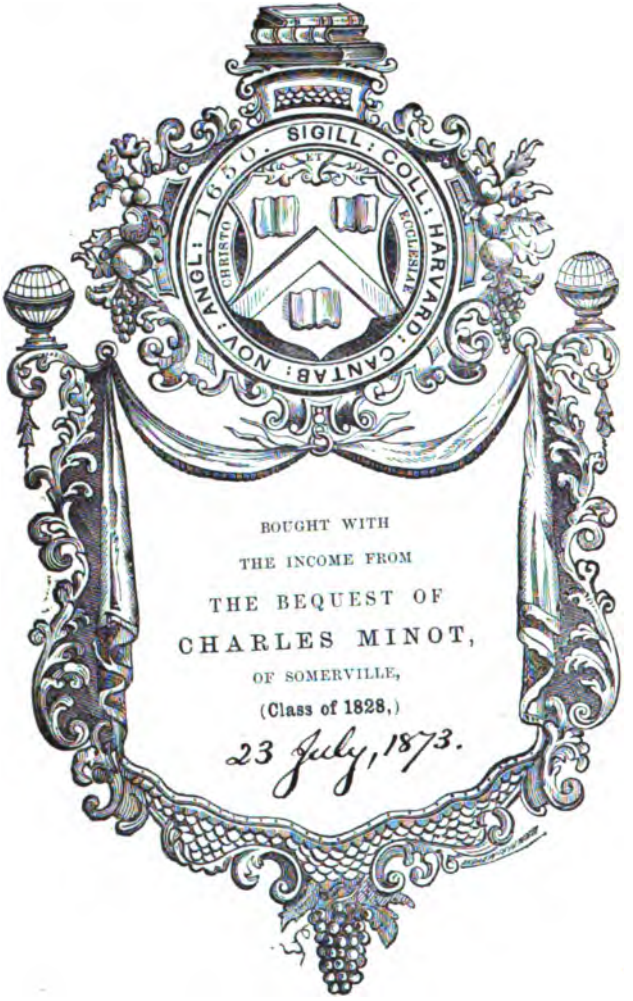
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

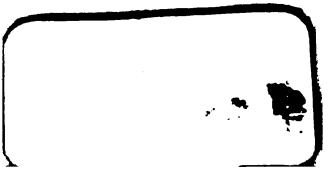
Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

84a

Germ 287.1





Album

des

literarischen Vereins

in

Nürnberg

für

1852.

Nürnberg,
Verlag von Bauer & Raspe.
1852.

P Germ 257.1

1873, July 23.
Minot Fund.

Druck der Sebald'schen Officin.

Vorwort.

Gleichwie in den vorausgehenden acht Jahrgängen dieses Albums, werden auch in diesem mehrere prosaische Arbeiten wie Gedichte, welche von Mitgliedern des hiesigen literarischen Vereins zum Vortrage gebracht worden sind, durch den Druck einem erweiterten Leserkreise dargeboten. Die zahlreichen Freunde, die das Album im Publikum seit seinem Bestehen gefunden hat und deren Zahl jeder neue Jahrgang vermehrte, macht es möglich auch für die Folge alljährlich vor Weihnachten die Fortsetzung erscheinen zu lassen. Daß mehrere Arbeiten bei Behandlung ähnlicher Stoffe von Seite unserer beliebtesten Autoren eine Beachtung und Erwähnung,

ja selbst eine Benützung erfahren haben, hat in Berücksichtigung der damit ausgesprochenen Kritik vielfachen Werth für uns und wird hier dankend anerkannt.

Möge dieser Jahrgang nicht weniger wohlwollend aufgenommen werden, als die früheren, über deren Inhalt eine übersichtliche Zusammenstellung dem Titel dieses Buches vorgedruckt ist.

Nürnberg, im December 1851.

Inhaltsverzeichniß.

I.

Proſaiſche Aufſätze.

		Seite
1.	Wolframs von Eſchenbach Parzival. Von J. L. Hoffmann	3
2.	Ueber Shakespeare's Sommernachtstraum. Von Dr. H. Wölffel	107
3.	Ueber Göthe's Ottilie. Von Dr. Lösch	168
4.	Wilibald Pirkhaimer. Ein Lebensbild aus Nürnbergs Vorzeit. Von Julius Merz	185
5.	Monographie der Karten. Von G. Arnold	201

II.

Gedichte.

		Seite
1.	Vermiſchte Gedichte. Von G. Fr. Daumer	235
2.	Die alte Muhme. Von Dr. Ebersberger	237
3.	Der erſte Kranke. Von demſelben	240
4.	Die Sonnenfinſterniß. Von demſelben	242
5.	Der Meerſchaumkopf. Von demſelben	243

Seite

6. An einen Vogel, der die Freiheit genießt. Von Falkner 244
7. Die alte Jungfer. Von Fennimore 245
8. Des Kriegers Heimkehr. Von Sigm. v. Haller . . 247
9. Die Einquartierung. Von demſelben 249
10. Nachtbilder. Von Luiſe Hoffmann 250
11. Die Waſſerlilie. Eine indianiſche Sage. Von derſelben 251
12. Die Stimme des Frühlings. Aus dem Engliſchen der Felicia Hemans. Von derſelben 253
13. Der Mönch. Von derſelben 255
14. Der Judenkirchhof in Prag. Eine Elegie. Von derſelben 257
15. Weſtindiſche Studien. Von Fried. Knapp in Habana 262
16. Weihnachtsfeier. Von J. F. Obitſch 268
17. Wem darf Grüße ich vertrauen? Von demſelben . . 269
18. Winters Traum. Von demſelben 270
19. Die Kriegskameraden. Von J. Priem. 271
20. Am Grabe Hans von Raumers. Von demſelben . . 274
21. Das Aderlaſſen. Von J. Schnerr 275
22. Schulblindheit. Zu den an die Lehrer erlaſſenen Vorſchriften für Erhaltung der Sehkraft. Von demſelbem 275
23. Gutenberg. Von C. Weiß . : 276
24. Deutſches Trinklied. Von demſelben 279
25. Ein ewig Wandern. Von demſelben . . , . . . 280
26. Frühlingsſehnſucht. Von demſelben . . , . . . 280
27. Schriftſtellerſalon. Von * * * 281

Prosaische Aufsätze.

Wolframs von Eſchenbach

Parzival

von

J. L. Hoffmann.

Motto.

Her Wolfram,
ein wiſe man von Eſchenbach,
ſin herze iſt ganzes ſinnes dach;
leien munt nie baß geſprach.

Wigalois 6343.

I.

„Dieſe Gedichte werden ihm nicht etwa verzeihliche wohlgemeinte Verſuche eines unſchuldigen kunſtloſen Dranges ſcheinen, ſondern die edelſte reichſte Blüthe einer bewußten und zum Claſſiſchen ausgebildeten Poeſie, die eben ſo wenig nur für ein ſchwaches Vorſpiel der heutigen gelten kann, als etwa das deutſche Reich für einen geringen Anfang zum deutſchen Bunde.“ So ſchreibt von einem etwaigen Nachfolger, der die Arbeit in ſeinem Sinne fortführen würde, einer der größten Kenner unſrer alten Literatur, welchen eine nicht minder innige Vertrautheit mit der epiſchen Poeſie

der Griechen vor einseitiger Ueberschätzung eines deutschen Lieblingsschriftstellers bewahrt hielt, — so schreibt der leider nun verstorbene Lachmann im Jahre 1833 in der Vorrede zu seiner Ausgabe Wolframs von Eschenbach. Und auch andere Freunde unserer alten Dichtkunst verkündigen Wolframs hohen Ehrenpreis, von Friedrich Schlegel an, der ihn den größten Dichter der Deutschen nennt, bis herab zu seinem neuesten Dolmetscher Simrock, welcher ihn als den größten Dichter des deutschen Mittelalters bezeichnet.

Aber von jeher hatte Wolfram das Schicksal, daß sein Andenken in einem Heiligenscheine strahlte, indeß seine Werke ziemlich Wenigen gründlich bekannt waren. Konnten sie doch schon in der nächsten Periode nach seinem Tode nicht mehr nach Gebühr gewürdigt werden. Wie hätte es sonst ein geistloser Nachahmer, welcher Abenteuer auf Abenteuer ohne leitenden Gedanken häufte, wagen dürfen, die eigene ungefüge Arbeit mit des Gefeierten Namen zu schmücken? wie wäre er aber auch auf den Einfall gerathen, sich selbst mit falschem Empfehlungsbriefe in erweiterte Leserkreise einzustehlen,*) wäre nicht ihres Vorbildes Ruhm eben so anerkannt als das Eigenthümliche seines Werthes unverstanden gewesen? Nachher in jenen heitern Tagen des Vorfrühlings, welche nach Erfindung der Buchdruckerkunst ahndungsvoll der Reformation vorausgingen, war die Anschauungsweise des

*) Wenn Simrock sagt, der Verfasser des jüngern Titurel habe den Namen Wolfram angenommen nicht um zu betrügen, sondern um den Eindruck des Werks zu verstärken (Parz. u. Tit. I, 504.), so bedient er sich für dieselbe Sache nur eines glimpflichern Ausdrucks.

Jahrhunderts gegenüber den großen Zeiten des deutschen Mittelalters so durchaus verändert, — denn sie war geschieden durch einen fast zweihundertjährigen Winter — daß fast gar keine unmittelbaren Verständigungspunkte zwischen beiden Zeitaltern sich ergaben; ja auch die Sprache hatte sich so sehr umgestaltet, daß etwas schwierige Werke aus dem Anfange des dreizehnten Jahrhunderts gegen Ende des fünfzehnten nur Eingeweihten vollkommen lesbar waren. Und gleichwohl druckte man bereits im Jahre 1477 Wolframs Parzival; so bedeutend war noch der Ruf dieser Dichtung, daß in jenen Jahren, wo man natürlich vor allem durch die Presse vervielfältigte was den sichersten Absatz versprach, das weitschichtige und gewiß kostspielige Werk noch Käufer zur Genüge anlockte. Aber welches Buch gab man ihm als Begleiter? Wiederum Albrechts Titurel, über welchem geheimnißvoll Wolframs Name schwebte, die zerfahrene und schwülstige Dichtung der sinnigen, planmäßigen; und dieser widerlich langweilige Titurel war geschätzter und bekannter noch, als dessen herrliches Muster.

Sodann gegen Ende des vorigen Jahrhunderts, als man anfing unsrer lange verkannten Vorzeit wieder zu gebührender Achtung zu verhelfen und neben den ungewöhnlichen Leistungen hervorragender Zeitgenossen auch die Trefflichkeit der Alten zu ahnden, gab Müller zugleich mit dem Nibelungenliede (1784) auch Wolframs Parzival heraus. Doch wie ungleich waren die Schicksale dieser beiden Dichtungen! Das Nibelungenlied brach sich Bahn in der Nation, wenn auch langsam, — denn wer glaubte sich überhaupt unter den Lesern der Tagesschriften wie unter den Verehrern Latiums sonderlich annehmen zu müssen um den

wildgearteten Sohn einer vermeintlich barbarischen Vorzeit? — aber es brach sich doch Bahn nach und nach in weitern Kreisen, wurde besprochen, bewundert, ja über Gebühr in eine Glorie entrückt, die es unter den Zeitgenossen niemals gehabt hatte. Einsam trauernd ritt indessen Parzival seine unwegsamen Pfade und verlor sich in den Urwäldern der Bibliotheken. Nur hie und da ging eine Sage von dem seltsamen Abenteurer, der sich vergeblich um den Gral der Volksgunst mühte, welchen man nicht erobert, sondern aus freier Gnade geschenkt erhält.

Lachmann hat den melancholischen Träumer in seiner alterthümlichen Tracht der gelehrten Ritterschaft, San Marte und Simrock ihn der Nation in moderner Kleidung vorgeführt; ersterer ihm noch einen ausführlichen Empfehlungsbrief mitgegeben; und dennoch zweifle ich, ob die sichere Gunst, welche dem schönen Jünglinge einst in allen Zirkeln von Herren und Frauen entgegenlächelte, den blöden Neuling in unsern Salons jemals beglücken wird. Gleichwohl rühmen Kenner gerade den Parzival als das vorzüglichste Epos des ganzen Mittelalters und entrüsten sich über „unberufene Geister, die vor dem unerfahrenen Publicum über einen Dichtergenius und seine Zeit den Stab zu brechen sich erdreisten, statt im Gefühl ihrer Incompetenz still an solchen ehrwürdigen Werken deutscher Kunst vorüberzugehen.“ *) Woher, muß man billig fragen, die entschiedene Bewunderung auf der einen Seite, die nicht minder offenkundige Gleichgiltigkeit und Unkenntniß auf der andern?

---

*) Rührmund in v. d. Hagens Neuem Jahrb. Bd. IX. S. 12.

Zwar der wackere Wolfram könnte ſich über die Theilnahmloſigkeit des Publikums damit getröſten, daß ihm gerade der Beifall der Gelehrteſten zur Seite ſteht; aber immerhin bleibt, ſo ſcheint es, für ein Dichterwerk die Nation die competente Richterin, nicht die Philologie, deren Blick durch den Staub ihrer Folianten häufig genug getrübt wird. Dem großen Dichter, ſollte man glauben, reiche das Volk in offener Verſammlung dankbar den Lorbeer, nicht hinter ſeinem Pulte ein leichtbeſtechlicher Pfalzgraf.

Allerdings, dem Dichter der Gegenwart, oder einer Vergangenheit, die es ohne Vermittlung der Gelehrten zu verſtehen fähig iſt. Bei dem längſt Geſchiedenen dagegen, zu deſſen Würdigung uralte Geſchlechter und Verhältniſſe aus dem Schattenreiche zurückzubeſchwören ſind, bedarf es gar wohl, um das Gold zu finden, der Wünſchelruthe des Kundigen. Oefters nun kommt das edle Metall nach Wegräumung wenigen lockern Geſteines ziemlich mühelos zu Tage, wie beim Nibelungenliede, zuweilen aber liegen die reichen Adern auch tiefer verſteckt, ſo daß der ungeduldige Gräber ermattet und erſt der beharrliche köſtlichen Lohn empfängt. Lachmann hat uns mit gleicher Sorgfalt wie das Nibelungenlied den Parzival vom Staub und Schutte befreit, den die darüber hingegangene Zeit auf die ſchöne Geſtalt gelagert hatte. Warum hat nicht auch ſeiner ſich die geſchäftige Emſigkeit der Pädagogen bemächtigt, um ihn durch Auszüge, Erläuterungen und Wortregiſter zum Schulgebrauch zuzurichten? Warum bleibt die Jugend an den Hof der Burgunden und König Etzels gebannt, ohne einen Blick in die reiche Herrlichkeit werfen zu können, mit welcher die ſüdliche Phantaſie eines provençaliſchen Dichters

das Lager des Königs Artus und die Gralsburg ausgestattet hatte und der sinnige Wolfram seine Zuhörerschaft zu lauschender Aufmerksamkeit gespannt hielt? Warum darf dieselbe nur Cartons kennen lernen, obwohl meisterhafte, und nicht auch ausgeführte Gemälde? Warum nur ein großes finsteres Schicksal der Heidenwelt, das rächend über Schuldige, mitleidslos über Unschuldige hereinfährt und ganzer Völker erste Heldengeschlechter unerbittlichem Tode weiht; und nicht auch die verborgenen Führungen eines christlichen Gottes, der sich des Einzelnen annimmt und den Auserkorenen, nachdem er sich durch äußere Thaten und innere Kämpfe würdig gemacht, zu einem seligen Leben heimholt?

Wer von unsern alten Dichtungen nichts kennt als die Noth der Nibelungen, der schmeichle sich doch ja nicht, das mittelalterliche Leben und Denken erfaßt zu haben. Wohl sind die strengen Züge dieser uralten deutschen Volksdichtung vielfach nach dem Geschmacke des dreizehnten Jahrhunderts gemildert, aber unbewacht leuchtet immer wieder zwischen zahmer höfischer Sitte das wilde Auge eines rauhen Geschlechts hervor, welches mit dem Bade der Taufe noch keineswegs seine heidnische Natur weggewaschen hat. Die Zeiten der Völkerwanderung haben ihm allzutief ihren Stempel eingedrückt, als daß derselbe durch nachmalige Feile und Politur in allen Spuren wäre vertilgbar gewesen. Sie haben etwas Großartiges, Bezwingendes, diese gewaltigen Männer und Frauen der deutschen Heroenzeit, die noch unangehaucht geblieben sind von der schlaffern Wärme christlicher Gemüthsart; und ich bezweifle sehr, ob selbst der künstlerische Schöpfergeist eines Schnorr aus der mannigfaltigen Welt des Parzival einige solche Scenen und Figuren

zu gestalten vermöchte, wie sie in jenen Münchener Nibelungensälen mit überwältigender Wahrheit und Heldengröße die Blicke bezaubert halten. Aber dieses reinmenschliche Gebaren naturwüchsiger Helden führt uns weit zurück, näher den Urwäldern Germaniens, als den nicht minder großen aber grundverschiedenen Zeiten einer phantastischen Gefühlsherrschaft, in denen der Ritter für die Schönheit oder Tugend seiner Herrin zum gefährlichen Waffenspiel, geziert mit seltsamen Kleinoden von Hof zu Hofe ritt; in denen Hunderttausende auf fernen Kriegszügen ihr Leben in die Schanze schlugen im romantischen Dienste einer göttlichen Minne, um der ganzen Christenheit solch ein reiches Kleinod zu gewinnen, die heilige Stadt sammt dem Grab des Sohnes der Gottesmagd. Der Glaube, welcher das irdische Leben an eine überirdische Idee dahinzugeben gebietet und im Vergleich mit der himmlischen Seligkeit die Güter der Erde werthlos macht, hatte mit wahrhaft magischer Gewalt die starken Söhne des 11ten und 12ten Jahrhunderts in seinen Bann gezogen; die Kirche hatte die Völker Europas mit Verwischung ihrer Stammverschiedenheit unter ihr Banner höherer Einheit geschaart. Mochte auch der schlichte Rittersmann wenig vertraut sein mit der feingegliederten Lehre, die er zu erforschen und zu deuten der schriftkundigen Geistlichkeit überließ, so bewährte er doch ihre Macht und Wahrheit mit seinem tapfern Arme, und achtete es für seine Lebensaufgabe die Personen und Einrichtungen zu vertheidigen, welche jene seiner Obhut anbefahl. Die Unschuld zu schützen, die Schwachen, die Wittwen und Waisen zu vertheidigen, Gottes Diener zu schirmen, ist Schildes Amt; und wenn auch die weltliche Minne unter jenen kräftigen Naturen noch

lange nicht dem ſtrengen Gebote der Kirche gehorſam iſt, ja die altgermaniſche Sitte durch überwiegenden Einfluß muhamedaniſcher und ſüdlicher Sinnlichkeit überwältigt zu werden Gefahr läuft: ſo findet doch ſolch lockeres Verhalten der Geſchlechter im deutſchen Vaterlande keineswegs die Billigung der Tüchtigen. Unverbrüchliche Treue, die der Dienſtmann dem Herrn mit ſeinem Worte verpfändet hat, auch der Herzensgebieterin durch alle Lockungen und Verſuchungen eines abenteuernden Lebens hindurch zu bewahren, iſt ächten Ritters Preis, und Stätigkeit des Wandels, ausdauernde, das ganze Gemüth erfüllende Liebesgluth verleiht dem Tapfern unter ſeinen Genoſſen dieſelbe Ehre, wie Enthaltſamkeit im Dienſte Gottes dem Einſiedler.

Aus ſolchen Elementen bildet die Phantaſie der Ritterſchaft ihre Mythen, aus ſolchen Quellen ſchöpft ſie ihre beliebten Dichtungen. Was Wunder, daß die innerlich gewordenen deutſchen Streiter, angezogen von jenen phantaſtiſchen Stoffen romaniſcher Erfindung, gerade an den rauhen Kämpfen ihrer eigenen Vorfahren wenig Geſchmack mehr fanden, und Dichtungen, welche in dieſem Boden wurzeln, wie das Nibelungenlied, in den Tagen des blühenden Geſanges nur zu untergeordneter Geltung kommen ließen, indeß der träumeriſche Parzival damals alle Herzen entzückte? Der Sänger der Nibelungen hat nicht einmal ſeinen Namen auf die Nachwelt gebracht, Wolframs Ruhm ſtrahlte auch durch die dunkelſten Zeiten hindurch in zauberiſchem Glanze. Uns Modernen dagegen iſt durch Philoſophie und Geſchichte, durch Kritik und Alterthumskunde jenes tiefe Gemüthsleben längſt abhanden gekommen, und der Kampf der neuen Aufklärung mit der Kirche macht uns ſeit der Re-

formation ſogar unduldſam gegen eine poetiſche Richtung, welche das ſiegreiche chriſtliche Banner führt. Wir ſuchen in alten Poeſien am liebſten das Volksthümliche, das auf geſchichtliche Begegniſſe der Vorwelt einen erquicklichen Dämmerſchein wirft; und wie wir in der Lyrik mit Verſchmähung des kunſtvollen Minneſanges dem ſchlichten Volksliede nachjagen, ſo finden wir auch meiſt nur an ſolchen Epopöen Geſchmack, welche aus Zuſtänden der Nation ſelbſt in freier Vegetation emporgewuchert ſind, welchen große Ereigniſſe Boden und Nahrung gaben; denn wir lieben es, wenn in unſre duftigen Säle zuweilen etwas eindringt von urkräftigem Waldgeruch. Selbſt einer entwickelten Culturzeit angehörig, weiſen wir die Gemeinſchaft zurück mit einer uns fremd gewordenen Culturperiode: wir finden das Rittercerемoniel ſteif und langweilig, das Abenteuerſuchen abgeſchmackt, den Minnedienſt fade, den Kirchenglauben köhlerhaft, die Kreuzzüge ſammt dem ganzen mittelalterlichen Idealismus phantaſtiſch und unverſtändig. Und ſo haben wir denn das volksthümliche, großartig angelegte, aber keineswegs kunſtvoll ausgeführte Nibelungenlied ſeither ans Herz gedrückt und uns abgewendet von den eigentlichen Ritterdichtungen, welche während der großen Hohenſtaufenzeit die gebildeten Zirkel auf Burgen und an Höfen erfreuten.

Es iſt wahr, das Denken und Treiben jener eiſenbeſchienten, frauenzarten Ariſtokratie liegt unſrer Denkweiſe allzufern; und doch verdankte ihr Deutſchland ſeine weltgebietende Stellung. Verſuchen wirs wenigſtens, ob wir nicht dennoch uns mit warmem Antheil in jene Zeiten zurückzuverſetzen vermögen, in denen die Ehre auch bei den Großen der Erde in der Poeſie wenigſtens kein bloßer Schall

und Mannes Wort bei Fürsten und Herren nicht zum Gespötte war; in denen der freigegebene Feind unverbrüchlich zu halten sich entschloß, was der niedergeworfene angelobt hatte; in denen der Glaube nicht auf der Zungenspitze der Laien thronte, aber christliche Wahrhaftigkeit die Herzen durchdrang.

Ich muthe Ihnen ein Großes zu, v. Z., daß Sie mir heute durch die verschlungenen Abenteuer einer Dichtung folgen sollen, welche mehr als die meisten andern in prosaischem Auszuge ermüden muß. Denn ihr Hauptwerth beruht gerade auf des Dichters origineller Behandlung. Gehen doch die tausend kleinen Schönheiten und eigenthümlichen Reize der mittelhochdeutschen Sprache schon in jeder Uebersetzung verloren; wie erst in gedrängter Nacherzählung die lieblichen Miniaturmalereien poetischer Schilderung und gelegentlicher Betrachtung! Wolfram selbst nimmt seinem Gewährsmanne, dem Provençalen Kiot (Guiot), gegenüber die Stelle eines naiv gläubigen Zuhörers ein, der sich über die erhaltenen Berichte wundert, der die Thaten und Leiden der Helden, von denen er Kunde gibt, mit ernstgemeinter Sympathie begleitet, sich freut und kümmert, ängstigt und ärgert, häufig auch zu eignem Verdruß sich ironischer Bemerkungen nicht enthalten kann. Gerade das persönliche Hervortreten des Dichters im Vergleich zu der objectiven Haltung der alten, ja auch unserer volksmäßigen Epiker verleiht Wolframs Erzählung einen eigenthümlichen Reiz, der in einem summarischen Berichte fast ganz verschwinden muß, schon um der nöthigen Kürze willen, welche das mir vorgeschriebene Zeitmaß unabweislich gebietet. Denn welch ein riesenhafter Stoff, in 24,000 Versen niedergelegt, zwar nicht

ſo bunt durcheinandergeworfen, wie in Arioſts raſendem Roland, und die einzelnen Abenteuer mehr perlenſchnurartig an einander gereiht als künſtlich gewirkt und verflochten, aber immerhin 16 wohlausgeführte Abſchnitte mit einer Maſſe ſeltſam klingender franzöſiſcher Namen! Ein Auszug aus Arioſt müßte auch die geduldigſte Zuhörerſchaft zur Verzweiflung bringen. Laſſen Sie es uns mit dem Parzival verſuchen, ob vielleicht die poetiſche Idee dieſer Dichtung ſtark genug iſt, um das Mißbehagen bei meiner Erzählung in Ihnen zu unterdrücken; ob vielleicht der ſeltene Schmetterling, wenn ihm der liebliche Farbenſchimmer der Flügeldecke abgeſtreift iſt, doch noch eben um ſeiner Seltenheit willen durch ſeine Formen die Aufmerkſamkeit anziehen mag. Erklärungen und Urtheile über dieſe hohe Dichtung ſeien dem nächſten Vortrage aufbehalten. Heute gilt es, die Dichtung ſelbſt Ihnen einiger Maſſen nahe zu bringen, da bei unſrer unvolksthümlichen Erziehung ſelbſt den Gebildeten unſre alte Poeſie ein fremdes Gebiet iſt. Hören Sie mich alſo, ich bitte dringend, mit möglichſt nachſichtiger Geduld; wenn Sie aber dennoch die lange Weile beſchleicht, ſo wälzen ſie die Urſache lieber auf mich, den ungewandten Erzähler, als auf den unſchuldigen Dichter, der wahrlich ſein großartiges Werk nicht deßhalb ausführte, damit es ein Andrer in ein mageres Excerpt verwandle. Ich beginne.

1. Gahmuret war ein nachgeborener Sohn des Königs Gandin von Anjou. Nach des Vaters Tode durch Geſetz und Sitte ausgeſchloſſen von des Reiches Erbſchaft, verſchmäht es der Jüngling im Gefühle perſönlichen Werthes, unter des Bruders Ingeſinde zu bleiben, und nachdem der billig Denkende mit ihm redlich die fahrende Habe ge-

theilt, zieht er mit kleinem Gefolge aus in den Dienſt deſſen, der auf Erden der Mächtigſte ſei. Dieß war in jener Zeit der Baruch von Baldac (Calife von Bagdad), der Papſt der Heidenwelt (Muhamedaner), der gewaltig zweien Erdtheilen gebot. Gahmuret nahm den Anker als Wahr- und Wappenzeichen; aber ſo viele Länder er auch durchritt und ſo viele Thaten er verrichtete, lange konnte er des Symboles Ziel nicht erreichen; denn in keinem Lande ſchlug er ſeinen Anker ein. Da kommt er einſtmals auf ſeinen Fahrten nach Patelamunt im Königreiche Zazamanc im Lande der Mohren. Belacane, die ſchwarze Fürſtin, war hart bedrängt von den Mannen des Schotten Friedebrant und andern Herren, welche, den Tod Eiſenharts, ihres Geliebten, den ſie vermeintlich hatte tödten laſſen, an ihr zu rächen, die Stadt berannten. Gahmuret entbrennt für die ſchwarze Heidin, die ſanft und minniglich war an Zucht und Sitte, wie ein getauftes Weib; und auch ſein roſiges Angeſicht leuchtete ins Herz der Mohrin. Land und Leute werden ihm nach erfochtenem Siege und vollzogener Vermählung unterthan. Aber die unſtäte Sehnſucht nach Ritterſchaft zieht den Tapfern heimlich fort von der Gattin, die er um ſo weniger ſich ſcheut zu verlaſſen, weil ſie eine Heidin iſt. Wäre ſie ſeinem Glauben zugethan, ſo würde ihn die Sehnſucht nach ihr nimmer verlaſſen; wolle ſie ſich taufen laſſen, ſo könne ſie ihn vielleicht noch erwerben, ſchreibt er unter anderem in dem Briefe, in welchem er für ſeinen noch ungeborenen Sohn Nachricht über ſein Geſchlecht bei ihr zurückläßt. Die Frucht der ſchnellgelöſten Verbindung iſt auch wirklich ein Sohn; an dem that Gott ein Wunder: Haar und Haut hatte der Knabe ſchwarz und weiß gefleckt

wie eine Elster. Derselbe wurde, als er heranwuchs, nach des Vaters Art ein Waldswende, d. i. Holzverderber oder Lanzenbrecher, und ein reicher, großmächtiger Fürst in der Heidenwelt.

2. Gahmuret aber landet in Spanien und kommt nach Kanvoleis im Lande der Waleisen (d. i. nach Gallizien), wo man gerade im Begriff war ein großes Turnier zu halten um die Hand der schönen jungfräulichen Königin Herzeleide. Und wie er nun gleich bei seinem Aufzuge Aller Augen auf sich lenkte durch Pracht und Schönheit, so strahlte weithin seine Tapferkeit, also daß ihm durch den Richterspruch eines Minnehofes gleich nach dem Vesperspiele der liebliche Preis zufiel, den er weder begehrt hatte, noch annehmen wollte. Zwar hatte ihn beim ersten Begegnen der leuchtende Schein, welcher ausging von der Königin, durchzuckt, so daß er sich aufrichtete wie ein gehrendes Federspiel; denn Frau Herzeleide gab solchen Schein, daß es von ihr selbst hell genug gewesen wäre, ob auch alle Kerzen im Gezelte erloschen wären; aber seine Seele war andern Gedanken hingegeben, als an die vielumfreite minnigliche Fürstin: hier quälte ihn Reue um die verlassene Mohrin, dort lagen ihm die Werbungen seiner Jugendfreundin, der Königin von Frankreich, an, und die Nachricht von seines Bruders Tode brachte ihm zwar einen erledigten Thron zu, erschütterte aber aufs tiefste sein zärtliches Bruderherz. Inzwischen der Spruch war gefällt, und da Herzeleide selbst sich angelegentlich um den Helden bemühte, und da auch der blühende Frühling ihm, der vom liebebedürftigen Geschlechte der Feien stammte, sanftere Gefühle einschmeichelte, so ergab er sich willig der jungfräulichen Königin, jedoch unter der Be-

dingung, daß sie seinem Triebe nach Ritterschaft keine Schranken setze. So schien denn sein Anker in festem Grunde zu ruhen. Der neue König von Anjou, zugleich Herr über der jungen Gattin Länder Waleis und Norgals, (Nordgallizien?), lebte glücklich in Reichthum und Liebe; wenn er zum Kampfe ritt, trug er über dem Panzer der Fürstin weißes seidenes Hemde, und kam ihr Trauter heim, so zog sie das durchstochene an. Aber ach! bald brach ihrer Freuden Klinge mitten in dem Heft entzwei. Im Dienste seines alten Herrn, des Baruch, durchbohrte ihm das Haupt ein feindlicher Speer. Aufs herrlichste ließ der Heidenpapst seinen Leib bestatten und aufs Grab ihm von köstlichem Smaragd nach Christensitte ein Kreuz setzen. Besinnungslos sank die liebende Gattin dahin, als sie den Bericht aus dem Munde eines Knappen vernahm; nur der Gedanke an das Kind, dessen baldiger Anblick ihre Herzensqual lindern sollte, gab ihr, nachdem sie sich wieder erholt, die nöthige Besonnenheit. Am 14ten Tage lag ein starker Knabe in ihrem Schooße. Sie selbst war des Kindleins treue Amme, das sie tausendmal küßte und herzte unter dem zärtlichen Ausrufe: Bon fiß, scher fiß, bea fiß! Dünkte ihrs doch, als ruhte ihr Gahmuret zurückersteht in ihren Armen; und während sie mit dem Kleinen scherzte, begoß sie ihn mit dem Jammerthau ihres Herzens, der ihr herab aus den Augen regnete.

3. Der Welt Wonne war für sie verloren, der Sonne Glanz zum Nebel, des Jammers Gewalt führte sie hinweg aus der Menschen Gesellschaft in eine Einöde Soltane. Dort hoffte sie den Kleinen vor dem gefährlichen Ritterwesen, das ihr den Gatten geraubt, zu wahren. Daher verbot sie ihren Bauern und Leuten umher gegen den Knaben des

Ritterstandes Erwähnung zu thun. So wuchs er auf als einfaches Naturkind, in welchem sich aber gleichwohl Ritters Art dem Kundigen vernehmlich genug offenbarte. Wenn er z. B. mit selbstgefertigten Pfeilen zum Spiele die Vögel geschossen hatte, raufte er sich, weil er die Sänger getödtet. Des Morgens kehrte er nicht eher heim von der Quelle, in der er sich den klaren Leib wusch, als bis ihm der süße Vogelsang sein Herz erweiterte; dann lief er zurück zur Mutter, weinend, und wußte selbst nicht, um was. Der Sache ging sie lange nach, bis sie ihn eines Tages auf die Bäume nach der Vögel Schall gaffen sah. Da wandte sie ihren Haß auf die unschuldigen Thierchen und befahl ihren Landleuten die Vögelein zn würgen und zu fangen. Der Knabe bittet für sie um Schonung. Was wende ich, ruft da innerlich bewegt die Mutter, und küßt ihn dabei an den Mund, was wende ich sein Gebot, der doch ist der höchste Gott? Sollen Vöglein meinetwegen ihre Freude lassen? Mutter, was ist Gott? fragt der Knabe, zum erstenmal auf dieses Wort aufmerksam. Sohn, belehrt sie ihn, er ist lichter als der Tag, und verschmähte es nicht, Menschenantlitz anzunehmen; flehe ihn an um deine Noth; denn seine Treue bot der Welt jederzeit Hilfe. Es ist auch ein Andrer, der Hölle Wirth, der ungetreue; von dem kehre deine Gedanken, und auch vom Wanken des Zweifels. — Der Knabe ward allmählich zum Jäger der Hirsche, die er mit dem Gabylot (Jagdspeer) erlegte. Eines Tages ging er eine Halde hin seinen Weidgang, und brach sich eben ein Blatt, um darauf zu blasen: da hört er einen Schall von Hufschlägen. Käme nur jetzt der Teufel mit seinem zornigen Grimme! meint er, und setzt schon sein Gabylot in Bewegung; den bestünde ich

ſicherlich; meine Mutter, die ihn ſo fürchterlich ſchildert, ſcheint gar zu verzagt zu ſein. Aber ſiehe! es ſind drei glänzend gewappnete Ritter. Hilf Gott! ruft anbetend auf ſeinen Knieen der Knabe, jeden derſelben für einen Gott erachtend. Und wie nun in noch ſchmuckerer Waffenzier deren Herr herankam, und ſich um Auskunft an den ſchönen Burſchen wandte, da richtete Parzival an dieſen ſein Flehen: Nun hilf mir, hilfereicher Gott! Der Herr belehrt den thörichten Jüngling, dem er doch unwillkührlich hold war, daß er ein Ritter wäre, und nennt ihm auf die Frage, wer Ritterſchaft gebe, den König Artus. Mit kindiſcher Freude betaſtete Parzival des Mannes Waffen und Rüſtung, und lief, als die für ihn wunderbare Erſcheinung ſich entfernt hatte, unbekümmert, wer nun weiter die Hirſche ſchöſſe, heim zur Mutter, ſein Abenteuer zu erzählen. Und die bekümmerte Frau fiel vor Schrecken in Ohnmacht; denn fruchtlos war nun ihr Bemühen geweſen, ihn aus dem Bereiche ſeiner Welt zu bannen. Vergebens widerſtrebt ſie ſeinem entſchiedenen Wunſche von Artus königlicher Macht mit Schildes Amt betraut zu werden. Was hilft es, daß ſie ihn in Thorenkleidern auf ſchlechtem Rößlein traben läßt, damit ihn etwa der Spott der Begegnenden zur Umkehr veranlaſſe? Die eigne Verzweiflung, mit der ſie dem Scheidenden nachlief, bis ſie vor Jammer todt niederfiel, ſtraft ihre trügeriſche Hoffnung Lügen. Und ſo mögen denn die guten Lehren, die ſie dem Unerfahrenen mit auf die Reiſe gab, daß er die Leute auf der Straſſe grüßen, der Greiſe Unterweiſung annehmen, von Frauen Ring, Gruß und Kuß in Ehren erwerben möge, ihm zum Compaß dienen auf ſeinen wildfremden Wegen.

Gleich sein erstes Abenteuer freilich scheint uns kein zu günstiges Vorurtheil für sein Verständniß der mütterlichen Unterweisung zu erwecken. Denn als er in der Waldeinsamkeit (Brizilian) die minnigliche Frau Jeschute in kostbarem Zelte schlafend findet, stürzt er ohne Umstände auf sie los und zieht ihr unter Küssen den Ring vom Finger und die Spange vom Hemde; dann klagt er ihr, als wäre das Geschehene ganz in der Ordnung, seinen Hunger. Nachdem er darauf „einen guten Kropf" gegessen und „schwere Trünke" getrunken, reitet er nach abermaligem gewaltsamem Kusse von dannen mit den Worten: Gott hüte dein! also rieth mir meine Mutter! Die arme Frau mußte das seltsame Gebahren des gutherzigen Thoren bitter entgelten. Denn ihr Gemahl, voll Argwohns der Untreue, löste mit ihr alle freundliche Gemeinschaft und zwang die Schuldlose, dürftig in zerlumptes Gewand gehüllt auf einem elenden Klepper ihm nachzuziehen.

Inzwischen ritt der thörichte Knabe auf geradewohl vorwärts, und wer ihm begegnete, den grüßte er, mit dem Beisatze: So rieth meine Mutter. Da hörte er auf einmal vor einem Felsen eines klagenden Weibes Stimme, und sah, wie die jammerhafte sich ihre langen braunen Haare ausraufte. In ihrem Schooße liegt ein getödteter Ritter, der Gespiele, der Freund, der Geliebte ihrer blühenden Jugend, den ihre weibliche Laune durch den Auftrag, ihr ein verlorenes Brackenseil wieder zu gewinnen, unbedachtsam in Kampf und Tod gejagt. Noch hat sie ihm keine Minne gewährt: ach nun minnet sie also den Todten! Es ist Sigune, Parzivals Muhme; er kennt sie nicht, sie aber erkennt ihn alsbald an der Antwort, die er auf die Frage nach seinem Na-

men ertheilt. Seine Mutter, ſagt er, habe ihn bon fiß, ſcher fiß, bea fiß geheißen. Fürwahr du biſt Parzival, entgegnet die Trauernde, und fügt ſeinem Namen eine elegiſche Deutung bei. Der Name Parzival iſt dem abenteuernden Leben der Ritterwelt entnommen und heißt: der Durchſtreifer der Thäler; Sigune aber erklärt ihn bedeutſamer davon, daß die Liebe der Mutter Herz durchſchnitten habe, als ihr der Gatte geſtorben, und gibt dem Jüngling Auskunft über ſeine Abſtammung. Wie er ſich nun erbietet, ihr Herzeleid zu rächen, da weiſt ſie ihn auf falſchen Weg, aus Beſorgniß, er möchte im Kampfe mit dem tapfern Orilus*) das Leben verlieren.

Ein karger Fiſcher, der nach Bauernart ihm anfangs die Gaſtfreundſchaft verweigert, aber dann um Jeſchutens Spange mit gieriger Bereitwilligkeit Herberge gewährt hatte, weiſt ihn auf ſeine Frage nach Artus Hofe am nächſten Morgen nach Nantes.

Auf dem Wege dahin traf er einen Ritter, Ither von Gahevieß; der war roth gerüſtet von Kopf bis zu Fuße; er war König Artus Verwandter, und hochgeehrt bei Hofe von Männern und Frauen, aber gegenwärtig um Erbſchaftsanſpruch mit ihm im Zwiſte. Der ſtattliche Kämpe hat ſeine Freude an dem ſchönen Jüngling; er preiſt die Mutter glücklich, die ihn geboren, und verheißt ihm Glück für die Zu-

*) Eigentlich hat er die Rache unbewußt ſchon vollzogen. Denn dieſer Orilus, welcher Sigunens Geliebten Tſchionatulander im Zweikampfe tödtete, war der Gemahl Jeſchutens, der P. eben Ring und Spange genommen. Die Qualen der Eiferſucht, in welche ihn P. verſetzte, waren eine ſehr empfindliche Rache.

kunft. An die Tafelrunder aber gibt er ihm feindliche Aufträge. Mit Staunen aufgenommen in der seltsamen Tracht und doch nicht verspottet (denn seinem holden Angesicht mußte Jedermann gut sein), begehrt Parzival von Artus sogleich, er solle ihn zum Ritter machen und ihm die Rüstung des Mannes schenken, der draußen vor der Stadt ihrer in Feindschaft harre. Und der König sagt sie ihm zu, vom spöttischen Seneschall Kei e getrieben, nicht ohne Furcht für sein junges Leben. Es war aber am Hofe eine stolze Jungfrau Cunneware (von Laland, des Orilus Schwester), die nie lachen wollte, bis sie den Ritter gesehen, der den höchsten Preis hätte, oder erwerben würde. Als diese den Knappen vorüberreiten sah, da erlachte ihr minniglicher Mund. *) Kei aber, der strenge Zuchtmeister, welcher durch den Beifall, den sie an diesen jungen Thoren verschwendet, die ganze Tafelrunde gehöhnt sieht, wand die klaren Zöpfe der Schönen um seine Hand, und indem er mit spöttlichem Schelten sie an die verletzte Schicklichkeit erinnert, handhabt er so lange einen Stab auf ihrem Rücken, bis dessen Sausen verschwungen war. Da öffnet Antanor, ein Ritter, der so lange hatte schweigen wollen, bis Frau Cunneware gelacht, seinen lange verschlossenen Mund und weissagt dem Seneschall Leid für das Ungemach der Jungfrau. Aber auch ihm wird „der Braten zerbläut und mit Fäusten in die Ohren geraunt." So leid dem jungen Parzival der Beiden Be-

*) Nicht über seinen Aufzug lacht C., wie Vilmar meint (Gesch. d. Nat.-Lit. I. S. 199.), sondern indem sie in ihm den preiswürdigsten Ritter ahndet. Es ist kein spöttisches Lachen gemeint, sondern ein Lächeln des Beifalls.

ſchimpfung war, er mußte ſie für jetzt ungerächt laſſen und hinausreiten zum rothen Ritter.

Ein ſeltſamer Zweikampf erhob ſich zwiſchen dem geübten, wohlgerüſteten Mann und dem unerfahrenen Jüngling in ſeiner Thorenkleidung von Sackzwillich, ein Kampf wie zwiſchen Goliath und David, in welchem der ſchlechtbewehrte mit dem Jagdſpeere den Sieg erfocht. Aber Ither war kein ungefüger Rieſe, ſondern der Edelſten einer; der Knappe, der dem Parzival des Gefallenen Rüſtung anziehen lehrte, pflückt Blumen über den Todten, drauf ſtößt er den Stiel des Jagdſpießes in die Erde und drückt durch die Schneide ein Holz in Kreuzesgeſtalt; die Königin aber zog ſelbſt hinaus, das Heiligthum voran, die von Rittern und Frauen beweinte theure Leiche heimzuholen.

Parzival reitet indeſſen unbekümmert weiter auf des Ritters kaſtilianiſchem Roſſe; er läßt es rennen und traben, wie es dem Thiere gut ſcheint, und kommt ſo des Abends müde und hungrig vor einer Burg an. Unter einer breiten Linde auf grünem Anger ſaß der Herr des Schloſſes, Fürſt Gurnemanz. Mich hat meine Mutter von dem Rath anzunehmen, der graue Locken hat, ſprach der Dumme, zum ehrwürdigen Greiſe gewendet. Mit Mühe bringen ihn die Pagen dazu, vom Pferde zu ſteigen. Ein König habe ihn ſeinen Ritter geheißen, entgegnet er; und was ihm auch geſchehen möge, er verlaſſe dieſes Roß nicht. Als ſie aber beim Ausziehen unter ſeiner Rüſtung die Thorenkleider gewahren, die er nicht hatte von ſich thun wollen, weil ihm dieſe Kleidung die Mutter gegeben, da erſtaunten ſie nicht wenig und liefen zu ihrem Herrn mit der ſeltſamen Mähre. Tüchtig erlabt von Speiſe und Trank ſchlief Parzival ſo

feſt vor Müdigkeit, daß er ſich gar nicht auf die andre Seite legte. Der alte Burgherr hatte Freude an ſeinem Gaſte, deſſen liebliche Schönheit am andern Morgen erſt recht aufgeblüht war, als er vom Schlafe neugeſtärkt in ſtattlichen Hofgewändern einherging; und da er ihn ganz unerfahren findet wie ein Kind, ſo unterweiſt er ihn getreulich über das Benehmen eines Rittersmannes. Er ſolle vor allen Dingen von ſeiner Mutter ſchweigen, dagegen die Schaam bewahren, freigebig (mild) gegen den Dürftigen ſein, immer das rechte Maß halten, nicht viel fragen, doch bedachtſame Antwort geben, den Gegner ſchonen, der Sicherheit biete, die Frauen lieb und werth halten und in der Minne getreu ſein. Fortan ſprach er nicht mehr von ſeiner Mutter mit Worten, wohl aber im Herzen. Auch praktiſchen Unterricht ertheilt ihm der rüſtige Alte im Reiten und Handhaben der Waffen, und des Jünglings Fortſchritte waren ſo ſchnell, daß er nach einander fünf Ritter hinters Roß ſtach. Vierzehn Tage bewirthet ihn in ſeinem verödeten Hauſe Gurnemanz, dem Ritterſchaft drei friſche Söhne geraubt hatte; ſchon hofft er, es ſolle ſein freudloſes Alter durch eine Verbindung des braven Jünglings mit ſeinem einzigen Töchterlein Liaße wieder blühſam werden. Aber dem jungen Gaſt nagt Unruhe im Herzen; er wollte eher gut ſtreiten, „eh' daß er daran würde warm, das man da heißet Frauen Arm;“ denn ihn dünkte der Brautſtand für dieſes wie für jenes Leben ein hohes Glück zu ſein, deſſen er noch nicht würdig wäre. So nahm er denn Abſchied von dem kummerbeladenen Greiſe, dem ſein Vaterherz in vier Stücke zerriſſen war.

4. Aber auch Parzival zieht trübſelig dahin, in Gedanken an die ſchöne Liaße verſunken, die ihm auch ohne Liebe

so trauliche Gesellschaft geboten hatte. Ueber hohe Gebirge hinweg kommt er Abends in die Stadt Pelrapeire (im Königreich Brobarz).. Die war in großer Hungersnoth von harter Belagerung; denn König Clamidé (von Brandigan) wollte die Liebe der jungfräulichen Königin Condwiramours mit Heeresmacht ertrotzen. Wohl zur Wehr standen Mauern und Thürme, aber die jammervolle Schaar der Bewohner trug aus strengem Mangel eine Farbe wie Leim oder Asche; sie ließen Zahnstochern sein und schmalzten beim Trinken keinen Wein mit dem Munde; ihre Bäuche waren niedergesunken, ihre Hüften hoch und mager, ihre Haut runzlich wie Ungarisch Leder; ihnen troff wenig in die Kohlen; selten vergoß da Meth die Kanne, und eine Truhendinger Pfanne erschrie selten mit Krapfen. Wären sie Federspiel, so überköpfte man es nicht. Ich will sie darum nicht verachten, fügt der Dichter bei; denn auch daheim in meinem Hause, wo man mich Herr heißt, erfreut sich selten eine Maus. Aber Condwiramours schöner Leib trug den Preis weit vor allen Frauen, wie von dem süßen Thaue die Rose, aus zarter Hülle entquollen, ihren jungen Schein ausbreitet, der beides ist weiß und roth. Gott hatte an ihr keines Wunsches vergessen; und so dachte denn alsbald der neue Gast beim Anblick solch unwiderstehlichen Liebreizes: Liaße ist dort, Liaße ist hie; mir will Gott meinen Kummer mäßigen. Und war er gleich Anfangs entschlossen den bedrängten Städtern beizustehen, so erhöhte sich um so mehr seine Bereitwilligkeit, als er die Krone schöner Frauen in solcher Noth sah. Wie sie nun vollends von Verzweiflung getrieben in weißem seidnem Nachtgewande, und darüber von samtenem Mantel umschlungen, laut weinend vor seinem Bette

kniet, und den Entſchluß der Verzweiflung kund gibt, lieber vom Fenſter ihres hohen Saales hinabzuſpringen, ehe ſie Clamidé heirathe, der ihren Vetter, Gurnemanzens Sohn, erſchlagen, an Mannes Schöne ein blühend Reis: da entbrennt Parzival von hohem Kampfesmuth. Kingrun, des Stolzen tapferer Seneſchall, wird von dem jungen Helden ins Gras gelegt und an jene Jungfrau abgeſandt, die Keie um ſeinetwillen geſchlagen hatte. Da ſchlingt die Königin ihre weißen Arme um den Sieger und erklärt im Hochgefühl der Freude, auf Erden keines Mannes Weib werden zu wollen, als deſſen, den ſie umfangen hält. Und als nun auch zwei vom Winde verſchlagene Schiffe den Bürgern Speiſe brachten, die Parzival nach vollem Werthe bezahlte, da war Jubel in Pelrapeire, und das Glück des neuvermählten unſchuldigen Paares fand in der ganzen Stadt den freudigſten Wiederhall. Nur Clamidé draußen tobt im Schmerz der Verzweiflung, wie er einen Andern im Beſitze des geliebten Weibes weiß; aber edel genug, fremdes Leben zu ſchonen, fordert er den begünſtigten Nebenbuhler zum Zweikampf, bereit mit ſeinem Heere abzuziehen, wenn er hier unterliegen ſollte. Auch er muß nach vergeblicher Wehr, wenn gleich bisher des Flehens ungewohnt, um Sicherheit bitten und von Parzivals barmherzigem Sinne das Leben um Knechtſchaft an Cunneware hinnehmen. Großes Verwundern war über die Thaten des rothen Ritters in König Artus Kreiſe, der zu Dianasdron verſammelt in reichem Hofgedränge unter Zelten die Pfingſttage feierte. Da waren Zeltſtangen mehr als Stämme im Speſſart, und jede Frau wähnte den Preis verloren zu haben, wenn ſie nicht ihren Amis hätte. Ich brächte ungern, fügt Wolfram bei, mein

Weib in also groß Gemenge: Mancher spräche da zu ihr, daß ihn ihre Minne stäche und ihm die Freude blende; wenn sie die Noth ihm wende, er wolle ihr dienen ewiglich; eh' höb' ich mit ihr von dannen mich. Parzival aber genoß mit der jungen Gattin das idyllische Glück der Neuvermählten, bis er eines Morgens (denn in ihm wiederholte sich des Vaters unruhiger Geist) sich von ihr Urlaub erbat, zu sehen, wie es um seine Mutter stehe, und auch etwaige Abenteuer zu Ehren der Treugeliebten zu wagen.

5. Während er so allein auf ungebahnten Wegen über Moos und Baumstöcke dahin ritt, beschwerten Gedanken an die Königin sein Gemüth, ja er hätte wohl vor Trauer die Besinnung verloren, wenn er ein minder herzhafter Mann gewesen wäre. Nach einem weiten Ritt kam er des Abends an einen See (Brumbane). Dort hatten unfern dem Ufer Fischer geankert, deren einer, ein Mann von trauriger Miene, so reich gekleidet war, als wären ihm alle Länder unterthan. Wie er diesen nach einer Herberge fragt, weist er ihn nach seiner Burg in der Nähe, der einzigen in einem Umkreis von dreißig Meilen. Die stand so herrlich bewehrt, als ob sie gebrechselt wäre; und suchten sie alle Heere auf, sie gäbe aus Noth nicht ein Brod in dreißig Jahren. Eingelassen auf die Mittheilung hin, daß der Fischer ihn hergesendet, sah er im weiten Hofe das kurze grüne Gras nicht zertreten von Ritterspiel wie auf dem Anger zu Abenberg. Mit der Königin kostbarem Mantel bekleidet führt man ihn nach des Burgherrn Ankunft in einen Saal. Hundert Kronen hingen mit Kerzen besteckt hernieder, und ringsher lagen für je vier Ritter hundert Polster. In marmornen Kaminen brannte Aloeholz; auf ein Spannbette vor der mittlern Feu-

erſtatt ließ der kranke Wirth ſich bringen; er war ganz eingehüllt in warme Pelze; denn er hatte Weite gemacht mit der Freude; ſein Leben war ein Ringen mit dem Tode. Als nun auch die zahlreichen Ritter Platz genommen, da ſprang zur Thüre herein ein Knappe: er trug in der Hand einen Speer; daran floß Blut herab von der Schneide dem Schaft entlang bis in den Aermel. Er ging mit dem blutigen Speer herum an den vier Wänden, und laut wehklagte die Geſellſchaft, bis der Knappe wieder zur Thüre hinausſprang. Nach ihm traten in feierlichem Zuge herein 24 Jungfrauen mit Lichtern von Balſam und einer Tiſchplatte von Granat-Jachant, die ſie unter ſittigem Reigen auf Elfenbeinſtollen vor dem Wirthe niederlegen, und mit ſilbernen Meſſern, auf blendend weißen Zwehelen herangebracht; und in der Jungfrauen Mitte die Königin Repanſe de ſchoie, die alle überſtrahlte an Anmuth und Lieblichkeit.

235, 20: uf einem grüenen achmardi (ſeidner Stoff)
truoc ſi den wunſch von pardis,
bede wurzeln unde ris.
daß was ein dinc, daß hieß der Gral,
erden wunſches überwal.

Es war aber der Gral, den ſie nun vor dem Könige niederſetzte, der Urquell alles Glückes, von welchem die höchſten Erdenfreuden ausſtrömten, der Born alles Hochgenuſſes, vergleichbar dem Himmelreiche; das koſtbare Mahl, welches ringsher die Geſellſchaft genoß, war von ihm geſpendet, der ganze Hof lebte in Pracht und Fülle von ſeinen Segnungen. Parzival, der bei dem Wirthe ſaß, ſah all den zauberiſchen Glanz an ſich vorübergehen, aber der alte Ritter hatte ihm ja das viele Fragen verboten; ſo bleibt er denn

ſchweigſam; ja ſelbſt da der Wirth ihm ein Schwert in rubinener Scheide mit der Bemerkung zum Geſchenk überreichte, er habe das an mancher Stätte gehandhabt, eh' ihn Gott am Leibe verletzt habe; da er ihm ſomit den Anlaß deutlich genug an die Hand gab, ſich theilnehmend nach ſeinem Zuſtande zu erkundigen, auch da noch verſtummt er, in der Meinung, er würde die nähern Verhältniſſe des Hauſes ſchon ſo erfahren. Wehe ihm, daß er nicht fragte! Denn ſchon in der Ruhe der Nacht ſandten ihm künftige Leiden ihre Boten in ſchweren Träumen von Kämpfen und Schlachten, ſo daß ihm beim Erwachen Adern und Beine ſchwitzten. Neben ſeinem Bette liegen am Morgen ſeine Waffen, an der Stiege angebunden ſteht ſein Roß; aber öde iſt es in den geräumigen Hallen und friſche Spuren abgetretenen Thaues verrathen im Hofe, daß die Maſſenie ſchon fortgeritten. Hat der König etwa Krieg? denkt Parzival. Auch für ſie möchte er kämpfen, deren neuen Mantel er geſtern getragen, doch nicht um ihre Minne, denn ſein Weib zu Hauſe iſt ja noch ſchöner. Ihr ſollt tragen der Sonne Haß, ruft aus dem Verſteck ein Knappe, der ihm die Brücke niederläßt; Ihr ſeid eine Gans; hättet Ihr das Maul (den vlans) aufgethan und den Wirth gefragt, ſo wäret ihr nicht um hohen Preis gekommen. So viel er nun aber rief, ihm ward keine weitere Antwort, und hinter ihm fuhr die Pforte zu. Gedankenvoll reitet er den friſchen Spuren nach, entſchloſſen im Streite für ſeinen Wirth das wonnigliche Schwert zu verdienen. Aber allmählich verlor ſich die Fährte.

Da vernimmt er die Jammerſtimme eines Weibes, und vor ihm unter einer Linde ſaß eine Magd, der ein einbalſamirter todter Ritter zwiſchen den Armen lehnte. Parzival

erkannte ſie nicht, und es war doch wiederum ſeine Muhme. Sie will ihm nicht glauben, daß er in der nahen Burg geweſen; denn Niemand könne dieſe auffinden, ſo viele ſich drum bemühen. Munſalväſche ſei ihr Name. Der alte Titurel — er iſt noch am Leben; Parzival ſah ihn beim Hinausgehen aus dem Saale, den ſchönſten alten Mann, noch grauer als der Duft — der alte Titurel, erzählt ſie, übergab die Burg ſeinem Sohne Frimutel. Dieſer hinterließ vier Kinder: drei ſind bei Reichthum in Jammer, der vierte, Trevrezent, trägt um Gottes Willen für Sünde freiwillige Armuth. Einer derſelben iſt Herr auf Munſalväſche, Anfortas, der kann nicht reiten noch gehen, nicht liegen noch ſtehen: er muß lehnen. Es iſt Sigune, welche Parzival dieſe Aufklärung gibt: ſie kennt den Gaſt an der Stimme; er erinnert ſich ihrer von einer frühern Begegnung. Wehe! ſeufzt er bei ihrem Anblick, wohin kam dein rother Mund und dein langes braunes Lockenhaar? Damals im Forſte Briziljan, ſo Jammers reich du warſt, ſo erſchienſt du doch viel minniglich: nun haſt du Farbe und Kraft verloren. Wollen wir ihn begraben, dieſen todten Mann! Aber Thränen netzen ihr Kleid bei dieſem Antrage: ſie will nicht ergötzt, will nicht getrennt werden von dem Quell ihrer Schmerzen. Eine Freude könnte ihr auf Erden noch aufdämmern, wenn Parzival den traurigen Wirth um den Grund ſeiner Leiden gefragt hätte; er würde jenem Heilung, ſich ſelbſt den Beſitz aller Glückſeligkeit erworben haben. Wehe, daß Euch mein Auge ſieht, ruft ſie aus, plötzlich das trauliche Du der Freundſchaft wieder aufgebend, auf die Nachricht, daß er die Frage unterlaſſen habe; geunehrter Leib, verfluchter Mann, Ihr ſaht doch ſolche Wunder,

und euer Wirth ſelbſt hätte Euch erbarmen ſollen; Ihr lebt nun und ſeid am Heile todt. Wie viel er nun auch verſprechen mag, wieder gut zu machen, wenn er etwas gefehlt habe, er findet keine weitere Gegenrede und muß wegreiten ohne Abſchied.

Da bemächtigt ſich des Helden gewaltige Reue; von innerer Bewegung wie von des Tages Hitze ſtrömte ihm der Schweiß herab, ſo daß er den Helm in der Hand trug. Er begegnet der Frau, die er durch ſeine Thorheit früher ins Elend gebracht. Jämmerliche Lumpen decken kaum die Blöße ihres ſchwanenweißen Leibes, während ſie auf dürrem, ſchlechtgezäumten Klepper daherritt. Und doch trug ihr Mund ſolche Farbe, daß man Feuer draus hätte ſchlagen können. Schnell erkennt ſie Herrn Parzival; denn er war der ſchönſte über alle Lande; ſie wünſcht ihm Freude und Ehre, der doch die Urſache ihrer Leiden geweſen, bittet ihn aber ſich vor ihres Mannes Rache in Acht zu nehmen, welcher voran reitet. Lieber wolle er ſterben, ehe er fliehen lerne, entgegnet der Brave, dem des Weibes Noth, die Folge ſeiner Thorheit, ans Herz greift; und ſchon wirft Orilus ſein Pferd herum, auf ihn anzurennen. Aber der Tapfere findet ſeinen Meiſter; daß er zur geſchlagenen Jungfrau reite und ſich mit ſeinem Weib verſöhne, ſind die einzigen Bedingungen, unter denen er das Leben erkaufen kann. Mit Widerſtreben bietet er der vermeintlichen Ehebrecherin den Kuß, Groll im Herzen, bis ihm bei Trevrezents Einſiedelei Parzival auf das Heiligthum aus freiem Antrieb ihre Unſchuld beſchwor. Nun reiten fröhlichen Sinnes beide Ehegatten ihrer alten Liebe wieder gegeben an König Artus Hof, und Orilus ent-

bietet Frau Cunnewaren um so lieber seine Dienste, da er in ihr die Schwester findet.

6. So vieler Ehre froh, die ihm der rothe Ritter erweist, reitet König Artus, der damals auf dem blumigen Plimizöl sein Hoflager hatte, umher, ihn aufzusuchen, damit er ihn aufnehme in die Tafelrunde. Parzival aber brachte eine frostige Nacht im Walde zu. Als der Tag anbrach, sah er den Pfad verschneit, so daß er über Stock und Stein auf ungebahnten Wegen weiter reiten muß. Dem König Artus war ein Falke entkommen; der flog mit Parzival, bis er auf eine Heerde Gänse stieß, deren er eine verwundet. Die Gans rettet sich unter einen gefällten Baumstamm, aus ihren Wunden aber fallen auf den weißen Schnee drei Blutstropfen. Betroffen verweilt Parzival bei diesem Anblick. Wer hat, spricht er bei sich, seinen Fleiß gewandt an diese klare Farbe? Condwiramours, es mag fürwahr sich diese Farbe der deinigen gleichen. Mich will Gott reich machen an Freude, da ich hier dein Gleichniß fand. Geehret sei Gottes Hand und all seine Schöpfung! Das Weiß und Roth vergleicht er der Farbe ihres Angesichts, und bei der Stellung dieser Blutstropfen gedenkt er jener Nacht, in der sie hilfeflehend vor ihm kniete und zwei Zähren an ihren Wangen, die dritte ihr am Kinne hing. So versinkt er in Nachdenken, bis die starke Minne ihm sein Bewußtsein raubte. Wie ein Gebannter starrt er hin auf Schnee und Blut, und merkt gar nicht, daß Kampf ihm naht. Ein Knappe von Artus Hofe wähnte in ihm einen Ritter zu sehen, der die Helden der Tafelrunde zum Streite fordere. Und heran reitet Segramors, ein Mann von so wilder Tapferkeit, daß man ihn binden müßte, wollte man ihn abhalten vom

Fechten. Als der auf ihn losſprengt, wendet ſich auch das Roß Parzivals, und die Beſinnung kehrt ihm wieder, ſobald ihm der Anblick der Zähren verſchwunden iſt. Der ſtolze Gegner muß den Sattel räumen; aber Parzival kehrt ohne weitere Frage zurück in ſeine alte Stellung; Frau Minne ſtrickt ihn aufs neue in ihre Bande und verſenkt ihn in ſtarre Bewußtloſigkeit. Da kommt Herr Keie ſelbſt heran, den vermeintlichen Schimpf der Tafelrunde zu rächen; er ſchilt und ſtößt auf ihn los, Parzival bleibt unbeweglich, bis ſein Roß aus dem Bereiche der Tropfen iſt; da wirft er auch den Seneſchall zu Boden, daß ihm der rechte Arm und das linke Bein zerbricht. Beſſer als die beiden erſten erkennt Herr Gawan die Lage des Fremdlings; denn er ſelbſt war einſt durch Minne in ſolche Noth gekommen. Und ſo deckt er denn ein ſeidnes Tuch auf die Blutstropfen. Wie vom Schlafe erwachend ruft Parzival, ſeinem Traume noch halb hingegeben: Wehe! wer hat deinen Leib mir genommen, mein Weib? Augennebel hat dich bei lichter Sonne mir entzogen, ich weiß ſelbſt nicht wie. Belehrt von Gawan über alles, was er gethan, namentlich auch, daß er unbewußt bereits den Seneſchall für ſeinen einſtigen Uebermuth gegen die Jungfrau geſtraft hat, reitet er mit zu König Artus und wird aufgenommen in der Tafelrunder ſtolze Genoſſenſchaft. Ritter und Frauen hatten an ihm ihr Wohlgefallen; denn er war eine Blume ob allen Männern, ein unbeflügelter Engel, der auf Erden blühte. Selbſt Artus königliche Gattin empfing ihn mit Kuß und verzieh ihm Ithers Tod unter Thränen. Von Kraft und Jugend leuchtete der Waleiſe, und manche Frau hat ſich in trüberem Spiegel beſehen, als ſein Mund war. So lebte er eine Zeit lang in

Würdigkeit; da naht ein klagenswerthes Abenteuer. Heran kommt auf hohem Maulthiere geritten eine Jungfrau, köſtlich gekleidet, und doch gräßlichen Anblicks. Sie hatte eine Naſe wie ein Hund, zwei Eberzähne ſtanden ihr wohl ſpannenlang aus dem Munde, ihre Ohren waren wie die eines Bären, rauh war ihr Antlitz und der Zopf, der ihr lang hinabhing, ſchwarz und lind wie eines Schweines Rückenhaar. Eine Geißel mit einem Stiele von Rubin führten ihre affenartigen Hände. Sie redete alle Sprachen und war wohlbewandert in den Wiſſenſchaften: Cundrie la ſurziere war ihr Name. Dieſes traute Liebchen kam vor den Wirth geritten. Ihre Botſchaft war eine Brücke, die über Freuden Jammer trug. König Artus, hob ſie in franzöſiſcher Sprache an, die Beſten über alle Länder ſäßen hie mit Würdigkeit, aber ein Falſcher nimmt Theil an der Tafelrunde, der ihren Preis ſinken macht, Herr Parzival, den ihr den rothen Ritter nennt. Drauf zu dieſem ſelbſt gewendet, gibt ſie ihm unter Weinen und Händeringen ihren Fluch, weil er den traurigen Fiſcher, der freude- und troſtlos neben ihm ſaß, nicht durch eine Frage erlöſt hätte. Nie war größere Falſchheit, ruft ſie aus, an ſo ſchönem Leibe. Ehrloſer Mann! gab Euch doch der Wirth ein Schwert, das Ihr nie verdient hattet, ſaht Ihr doch vor Euch den Gral tragen und ſchneidendes Silber und blutigen Speer; aber Ihr waret des Teufels Spiel und verſcherztet das höchſte Glück, das die Erde hat. So ſprach der Freuden Hagelſchauer, und zeigte ihm noch an ſeines hohen Vaters Beiſpiele und an dem ſeines heidniſchen Halbbruders ſeine eigene Richtigkeit. Und wieder an den Wirth die Rede richtend, ſagt ſie ein herrliches Abenteuer an, als eine Aufgabe

Tochter Obie hat die Bewerbungen des Jünglings, den sie doch selbst im innersten Herzen feurig liebt, mit schnödem Uebermuthe zurückgewiesen. Wohl den Bürgern von Bearosch, daß die Belagerer Herrn Gawan durch ihr Lager ziehen lassen, ohne seiner zu achten! Und doch hätte des Mädchens hochfahrender Spott, die neben ihrem Melianz keinen andern Mann gelten lassen will, leicht die bedrängte Stadt um des Helden Beistand gebracht, hätte ihn nicht der verständige Burggraf zu seinem Gaste gewonnen und ihrer jüngern Schwester Obilot kindlich naive Bitten ihn zu der Tändelei vermocht, ihr Ritter zu werden. Vergebens entgegnet er Anfangs der Kleinen, wenn er ihr auch dienen wolle um ihre Minne, so müsse sie ja noch fünf Jahre leben, ehe sie Minne geben möge; sie läßt nicht ab, bis er die Annahme ihres Kleinodes zusagt. Des Burggrafen Tochter fragt, was sie denn für ein Kleinod geben wolle, sie hätten ja nichts als Docken: wenn die ihrige schöner wäre, dürfe sie diese nehmen. Die junge Obilot kennt schon besser die Bräuche der Ritterschaft. Aus einem neuen Prachtgewande das sie sich zu diesem Zweck von der Mutter erbittet, trennt sie den rechten Aermel und reicht ihn Herrn Gawan, während sie selbst diesen Arm entblößt trägt. Gawan schlägt den Aermel auf seinen Schild, und streitet phantastisch genug als des Kindes Ritter. Hätte nicht im Feindesheere ein unbekannter rother Ritter gekämpft, des Tages Preis hätte unbestritten Herrn Gawan gehört. Als er aber von jenem Fremden vernahm, der seine Gefangenen nach Pelrapeire schickte, der Königin zu sagen, ihm sei nun nach dem Grale weh und doch wieder nach ihrer Minne, da dankt er Gott, daß er ihn nicht mit Parzival im Kampfe zusammengeführt

habe. Doch war es ihm gelungen den jungen König gefangen zu nehmen und Sühne zu ſtiften zwiſchen den zwei Liebenden. Frau Minne meiſtert ihre Liebe aufs neue, daß er ſie zu einer amie und ſie ihn zum Herrn und amis nahm. Unter Weinen küßt Obiens rother Mund den verwundeten Arm Meljanzens, und manche Zähre begoß ihn, die herabfloß von ihren lichten Augen. Hoch erfreut iſt der alte Vater, dem ein Krieg mit ſeinem lieben Herrn ſtets als Sünde erſchien; Gawan aber reitet weiter, damit er zur rechten Zeit zum Zweikampfe eintreffe.

8. So kam er vor die Burg Schamfanzon im Lande Akalon, wohin ihn ſein Gegner, der Landgraf Kyngrimurſel, geladen mit gutem Frieden, nur nicht von ſeiner Seite, da er ſeines Herrn Mord an ihm zu rächen entſchloſſen war. Gawan war unſchuldig, ein Andrer hatte den König getödtet, und doch ward Schamfanzon Herrn Gawan nahezu zum Verderben. Mit zahlreichem Jagdgefolge begegnet ihm König Vergulacht auf dem Plane, welcher vor der ſtattlichen Burg ſich ausdehnte. Vergulachts Blick war Tag wohl bei der Nacht; denn er ſtammte von der Feien Geſchlechte; doch noch weit herrlicher war die Schönheit ſeiner Schweſter, an deren Pflege er einſtweilen den unerkannten Gaſt verwies. Antikonie verſtand es wohl den Fremdling aufzunehmen, ſo daß er in ihrer Geſellſchaft leicht ihres abweſenden Bruders vergaß. Ihr Mund war heiß, voll (dicke) und roth, und bald erging zwiſchen beiden ein mehr als gaſtliches Küſſen. Nahe daran ſind ſie, ſich einander in Liebe zu weihen, — da ruft unter der Thüre ein alter Ritter Gawan beim Namen. Wehe, ſpricht er mit erhobener Stimme, daß es Euch nicht genügt, meinen Herrn erſchlagen zu haben:

nun verführt ihr auch seine Tochter! Und auf den unbewehrten Helden dringen heran Ritter, Kaufleute und Volk mit großem Geschrei und erbittertem Angriff. Gawan rettet sich mit der Jungfrau auf einen nahen Thurm; sie gibt ihm ein Schachbrett statt des Schildes und wirft mit gutem Erfolge selbst die mächtig großen Schachfiguren gegen die angreifende Menge;*) dabei flossen ihr die Zähren herab. Ihr Liebreiz erhöhte Gawans Muth gegen die Uebermacht; denn ihre Gestalt war zierlicher als die eines Hasen am Bratspieß und schlanker um die Mitte als die der Ameisen. Klagen müssen wir über den ungetreuen König, daß er nach seiner Ankunft den ungleichen Kampf noch anfeuerte. Der Landgraf, der ihm vor Artus Friede versprochen bis zum Zweikampf, windet vor Jammer ob dem Verrathe die Hände und springt selbst hinein in den Thurm, seinen Feind zu vertheidigen. Endlich gelingt es Waffenstillstand und Sühne zu stiften auf eine für Gawan allerdings gefährliche Bedingung. Jüngst hatte nämlich der König einem unbekannten Ritter geloben müssen um den Gral zu streiten, und wenn er den binnen Jahresfrist nicht erwerbe, nach Pelrapeire der Königin zu melden, es sei jenem Ritter Gewinn an Freude, wenn sie seiner gedächte. Dieses Gelübde wird Herrn Gawan auferlegt, der nun seine Pagen und Knappen heimsen-

*) San Marte: Leben und Dichten Wolfr. v. Esch. I, 614. macht zu dieser Stelle die Bemerkung, daß u. a. zur Zeit des Kaisers Konstantin und seiner Mutter nicht selten die Schachspieler, wenn sie bei der Parthie in Streit geriethen, sich mit den Figuren wie mit Keulen schlugen.

det und, nach zärtlichem Abſchied von den Kindern, nach dem Grale einſame Pfade betritt. *)

9. Gewahrten wir in Gawans beiden Abenteuern Parzivals deutliche Spuren, ſo werden wir nunmehr in einem ſehr bedeutſamen Abſchnitt wieder zu ihm ſelbſt geführt. Der traurige Held hat zu Roß und zu Schiffe manche Gegenden durchſtrichen und viele glückliche Kämpfe beſtanden. Da bemerken ſeine Augen eine neuerbaute Klauſe. Er reitet heran ans Fenſter, nach dem Wege zu fragen, und als eine Frauenſtimme von drinnen antwortet, ſteigt er ab vom Pferde. Eine bleiche Jungfrau ſtand auf von ihrem Gebete; ein härenes Hemde unter grauem Rock deckt ihre Haut; einen Pſalter in der Hand naht ſie dem Fenſter und ladet den Fremdling ein, ſich außen auf die Bank niederzulaſſen. Es iſt Sigunens abgezehrte Geſtalt, der er abermals nahe gekommen; drinnen liegt ihr Geliebter begraben, und ihr Leben ſchwindet in Trauer dahin über dem Sarge des Theuern, dem ſie vor Gott in treuer Ehe verbunden iſt. Ich ſollte trauern um deine Klage, ſagt Parzival zu ſeiner armen Muhme; aber ich trage höhern Kummer als je ein Mann trug. Ich ſehne mich nach meiner Gattin, dem ſchönſten Weibe, und doch läßt die Sorge um den Gral mich nicht los. Nun helfe dir deſſen Hand, dem aller Kummer bekannt iſt, entgegnet Sigune, ihrem vorigen Groll entſagend, und weiſt ihn auf eine Spur, auf welcher die Gralsbotin vor kurzem erſt weggeritten ſei, die ihr allwöchentlich Nahrung

*) Nach Bilmars Darſtellung (I. S. 203.) kommt man auf den Irrthum, als zöge Gawan aus eignem Antrieb nach dem Grale.

bringe. Aber bald ſind die Fußſtapfen ihres Maulthieres verſchwunden, und ſtatt Munſalväſches Segen wird ihm Kampf mit einem der Templeiſen, der edlen, keuſchen Gralsritter, welche in weitem Umkreiſe zum Schirme der Burg den Wald durchreiten. Auf dem erbeuteten Roſſe des Beſiegten trabt Parzival weiter, indeß das ſeinige todt im Abgrund liegt.

Manche Wochen waren ihm wiederum vergangen auf andern Abenteuern; da begegnet ihm eines Morgens ein alter Ritter mit ſeiner Familie. Grau war ſein Bart, aber licht ſeine Haut, wie auch die ſeines Weibes. Auf bloßem Leibe trugen ſie graue Röcke, und gingen barfuß, obſchon es geſchneit hatte; ingleichen ihre zwei Töchter und die begleitenden Knappen. Nicht verſchwieg der ehrwürdige Alte ſeine Verwunderung gegen den einſam reitenden Gaſt, daß er an ſo heiligem Tage im Harniſch ſtreitbar einherzöge.

447, 20. Her ich erkenne ſus noch ſo, (entgegnet Parzival)
wie des jars urhap geſtet
ode wie der wochen zal get.
ſwie die tage ſint genant,
daß iſt mir alleß unbekant.
ich diente eim, der heißet got,
e daß ſo laſterlichen ſpot
ſin gunſt übr mich erhancte:
min ſin im nie gewancte,
von dem mir helfe was geſagt:
nu iſt ſin helfe an mir verzagt.

Meint Ihr Gott, den die Magd gebar? verſetzt der Graue; glaubt Ihr an ſeine Menſchheit und was er am heutigen Tage für uns erlitten hat, ſo ſteht Euch unrecht

der Harniſch. Es iſt heute Charfreitag, *) deſſen alle Welt ſich freuen mag unter ängſtlichem Seufzen, — und weiſt ihn an einen heiligen Mann, der in der Nähe wohne. So ſehr ihm der ſchönen Jungfrauen Geſellſchaft behagen würde, Parzival nimmt doch lieber Abſchied; denn es ſchicke ſich beſſer, meint er, von ihnen ſich zu trennen, da er dem Haß trage, den ſie minnen und auf deſſen Hilfe ſie hoffen. Und doch bewegt ſich nun in ſeinem Herzen hin und her der Gedanke, welchen jene auf einer Betfahrt begriffene Familie in ihm angeregt hat. Er dachte an ſeinen Schöpfer, wie gewaltig der wäre, der die Welt vollbracht. Wer weiß, — ſpricht er bei ſich ſelbſt — ob nicht dennoch Gott Hilfe ſchickt, die den Sieg davon trägt über mein Trauern? Iſt heute ſein hilfreicher Tag, ſo helfe er, ob er helfen mag. Iſt Gottes Kraft ſo groß, ſo führe er mich und mein Thier den beſten Weg. Nun geh nach Gottes Leitung? ruft er ſeinem Roſſe zu und legt ihm den Zügel über die Ohren. Das Pferd trägt ihn nach Fontane la ſalvatſche zur Klauſe des frommen Büßers Trevrezent, wo er einſt ſchon vorübergekommen war und jenen freiwilligen Eid auf das Heiligthum geſchworen hatte, der Frau Jeſchuten ihres Mannes verlorene Liebe zurückgab. Wehe, Herr, daß Ihr alſo thut in dieſer heiligen Zeit! ruft ihm der Einſiedler entgegen. Steigt ab und erwarmt bei einem Feuer. Hat Euch Abenteuer ausgeſandt

*) Er vermehrt die Heiligkeit des Charfreitags durch Waffentragen, nicht wie Bilmar will (I, 203.), weil er ſchon lange nicht nach Gott gefragt, ſondern er weiß überhaupt nichts von chriſtlichen Feſten und chriſtlichem Kalender und kennt von der Religion nichts, als was ihm an der bekannten Stelle die Mutter gelehrt hatte.

um Minnesold, so seid jetzt der rechten Minne hold und minnet so, wie dieses Tages Minne steht. Dann führt er ihm das Roß in eine Höhle, ihn selbst in eine andre, in welcher glühende Kohlen um den Halberstarrten wohlthuende Wärme verbreiteten. Wie lange ists, fragt Parzival, daß ich an diesem Orte war? Ich nahm damals einen gemalten Speer mit, der neben dem Heiligthum lehnte. Fünfthalb Jahr und drei Tage, erwiedert der Einsiedler, der Jahre und Wochen Zahl am Psalter ablesend. Nun erfahre ich erst, wie lange ich ohne Weisung, ohne Freude und Hilfe umherziehe, spricht Parzival. Kein Münster hat mich seit diesen Tagen gesehen; ich suchte nur zu streiten. Gegen Gott trage ich Haß; denn er ist meiner Sorgen Pathe. Meine Freude ist lebendig begraben, und Reue setzt ihren Dornenkranz auf alle Würdigkeit, die mir Schildes Amt erstreitet. Gott hassen, das sei ferne, entgegnet der Klausner; wer gegen ihn Euch in Zorne sieht, der achtet Euch krank am Verstande. Thut Buße für Sünde und unterlaßt frevelhafte Worte und Werke. Denn er ist der wahre Minner, der es nicht verschmäht hat der Menschheit als Sippe anzugehören und die Unseligkeit von Adams Geschlechte in Wonne zu wandeln. All der Welt steht seine Minne feil wie sein Haß. Wollt Ihr Gott Leid zufügen, der zu beiden Seiten bereit ist, zur Minne und zum Zorne, so seid Ihr der Verlorne. Parzival dankt ihm für die Belehrung, aber er habe seine Jugend bisher mit Sorgen dahingebracht und Jammer erreicht mit Treue. Und worin besteht denn Euer Kummer? fragt wiederum der Klausner. Meine höchste Noth, entgegnet der Ritter, ist um den Gral, darnach um mein eignes Weib; nie hat auf Erden ein schönerer Leib an Mutter Brust ge-

ſogen. Von der Sehnſucht nach Eurem Weibe, verſetzt jener, wird Euch gewiß Gottes Hilfe bald erlöſen; daß Ihr aber nach dem Grale Verlangen tragt, Ihr thörichter Mann, darum muß ich Euch bedauern: den Gral kann Niemand erjagen, als der im Himmel dazu ernannt iſt. Wohl kenne ich, fährt er fort, des Grales Pflege und Eigenſchaften. Ein edler Stein „lapsit exillis," von deſſen Kraft der Phönix zu Aſche verbrennt und wieder belebt wird, beſitzt er alle die Eigenſchaften, die das Menſchenleben beſeligen. Wer ihn anſieht, der ſtirbt dieſe Woche nicht, nnd ſähe er ihn zweihundert Jahre, ſein Haar würde nicht ergrauen. Eine blanke Taube bringt alle Charfreitage vom Himmel eine kleine weiße Oblate und legt ſie auf den Stein nieder. Davon empfängt er die Kraft, der ritterlichen Bruderſchaft, die ihn ſchirmt, den Templeiſen, an Speiſe und Trank das Köſtlichſte, was die Erde bietet, „den Wunſch vom Paradieſe," zu gewähren. Alle ſeine Diener und Dienerinnen kamen dahin als Kinder, durch eine Inſchrift, die am Steine ſichtbar wird, ſelbſt erkoren. Wohl der Mutter, die das Kind gebar, welchem die ſelige Fahrt zu thun beſchieden iſt! Es iſt hienieden vor ſündhafter Schande behütet und wird dereinſt im Himmel reichlichen Lohn haben. Wolle er ſich des Grales würdig machen, ſpricht er weiter zu Parzival, ſo müſſe er alle Hoffart abthun; aber Niemand komme ungerufen hin, bis auf einen dummen Mann, der Sünde mit von dannen nahm, weil er nichts zum Wirthe ſprach, deſſen ſchweren Jammer er mit anſah. Der Wirth ſelbſt aber, König Anfortas, ſei ins Unglück gerathen zur Strafe für ſeinen Uebermuth. Der Grales Ritterſchaft nämlich müſſe Weibes Minne meiden, bis auf den König, welchem vom

Grale ſelbſt die Gattin beſtimmt würde. Anfortas aber zog, als ihm die Barthaare ſproßten, einer ſelbſterwählten Herrin zu Ehren kämpfend umher; Amor war ſein Feldgeſchrei, ein Ruf, der mit der Demuth wenig verträglich iſt. Da wurde er von einem Heiden mit einem vergifteten Speere verwundet. Von der Zeit an herrſcht tiefe Trauer in Munſalväſche. Titurels Enkel, zur Freude geboren, haben nichts als Herzeleid. Anfortas kann nicht ſterben, weil er den Gral ſieht; und dabei waren die koſtbarſten Mittel unwirkſam zu ſeiner Geneſung; ſein Heil hängt ab von der künftigen Frage ſeines Nachfolgers; Repanſe de ſchoye, die reine Magd, von der allein der Gral ſich tragen läßt, iſt wund im Herzen von Mitgefühl mit des Bruders unſäglichen Schmerzen; er ſelbſt, Trevrezent, der ſprechende Einſiedler, hat um der Sünde ſeines Bruders willen der Ritterſchaft, dem Fleiſch, Brod und Wein entſagt, ob er vielleicht durch Gebet des Himmels Strafe mildern könne;*) Herzeloyde, Parzivals Mutter, nahm der Jammer hinweg über des geliebten Sohnes Scheiden; Tſchoyſiane, Sigunens Mutter, ſtarb bei der Geburt ihrer Tochter, der ſich ach der Jugend Wonne in herbe Pein verkehrt hat, weil ihre übermüthige Laune den ſüßen Geliebten in den Tod gejagt. Parzival endlich, den inzwiſchen der Einſiedler als ſeinen Neffen erkannt hat, trägt jetzt das ſchwerſte Leid ob all der bittern Nachrichten, die er hier vernommen. Die unterlaſſene Frage, der Hingang der geliebten Mutter, ja ſelbſt die Erlegung des Ritters, deſſen rothe Rüſtung ſeitdem ſeinen Leib ſchmückte,

*) Nicht, wie Bilmar ſagt (I. 204), weil er ſich ſelbſt als unwürdig erkennen müſſen.

und in dem er der Trefflichſten einen und einen nahen Verwandten erfährt, ſtimmen ihn zu ſolcher Wehmuth, daß ihn jetzt, wie er meint, ſelbſt die Seligkeit des Grals nicht erfreuen würde. Nachdem hierauf beide, ſo viel es der Schnee verſtattet, zur Mittagkoſt ſich Wurzeln gegraben und den Hunger geſtillt, das Pferd aber mit Laub verſorgt haben, da kann er es dem guten Ohm nicht länger verſchweigen, daß er der Unſelige geweſen ſei, der auf Munſalväſche die heilbringende Frage unterlaſſen habe. Nun du mußt auch nicht zu ſehr klagen, redet ihm begütigend der Fromme zu. „Die menſchheit hat wilden art.“ Könnte ich dir das Herz wieder kühn machen, daß du nach dem Preiſe jagteſt und an Gott nicht verzagteſt, ſo möchte es dir noch gelingen; Gott ſelber würde dich nicht verlaſſen. Er belehrt ihn dann weiter über die ſeltſamen Dinge, die er auf Munſalväſche geſehen. Bei gewiſſen Conſtellationen erhöht ſich des Anfortas Schmerz zum Unerträglichen; dann muß man ihm den Speer, der ihn einſt getroffen, in die Wunde ſtoßen, daß ſich der Froſt kryſtallmäßig daran anſetzt; das war jener blutige Speer, den Parzival unter dem Wehklagen der Anweſenden hatte im Saale herumtragen ſehen. Mit den ſilbernen Meſſern aber läßt ſich die glasartige Maſſe wieder davon ablöſen. Seine einzige Erfriſchung findet der unglückliche König in jenen Tagen erhöhter Qual beim Fiſchen auf einem nahen See, wenn die kühlende Luft ihn umweht, woher ſich die Sage verbreitet hat, daß er ein Fiſcher wäre. Der ſchöne Greis aber, den Parzival beim Hinausgehen erblickte, war der alte Ahn Titurel, dem der häufige Anblick des Grals ſeine Farbe erhält, obſchon das Podagra ſeinen Leib ans Lager feſſelt; er iſt der Gralshüter weiſer und er-

fahrener Rathgeber. — Vierzehn Tage weilt Parzival bei dem frommen Büßer: ein harter Stein dient ihm zum Kiſſen, Wurzeln und Kräuter zum Mahl, und doch war ihm Trevrezents ernſte Geſellſchaft ſo lieb wie einſt die ritterliche des greiſen Gurnemanz, und durch milde Unterweiſung wie durch Buße wird in ſeinem Herzen die alte Gottesfurcht neubelebt und erblüht aufs neue der lange verwelkte Friede. Ehre die Frauen und Geiſtlichen! ruft der Büßer ihm noch beim Scheiden zu; was dein Auge auf Erden ſieht, das gleichet ſich nicht dem Prieſter. Und nun gib mir deine Sünde her; vor Gott bin ich Gewährsmann deines Wandels; thue, wie ich dir geſagt, und bleibe unverzagten Gemüthes!

10. Mit wie veränderter Stimmung mag Parzival, den der Dichter abermals in den Hintergrund rückt, von jetzt an umhergezogen ſein, im Vergleich zu den Jahren, wo treue Gattenliebe der einzige Anker ſeines Lebens war! Zwar noch nicht glücklich, aber doch getröſtet und der Hoffnung auf den Allhelfer wiedergegeben, arbeitet er an ſeiner vollkommenen Läuterung im Verborgenen. Vor dem Leſer indeß eröffnet ſich eine neue Welt von Abenteuern, deren abermaliger Held Gawan im Glanze hoher Thaten prangt. Herr Gawan reitet, wie wir vorhin vernahmen, auch nach dem Gral, den er ja zu ſuchen dem König Vergulacht verſprochen hatte; aber die weltliche Minne, die der weiblichen Schönheit entgegenfliegt, beſtrickt ihm bald Sinn und Gedanken, ſo daß er in ihrem Dienſte des erhabenen Zieles vergißt, nach welchem ihn ja ohnehin kein innerer Drang zog. Orgeluſe, die ſchöne Herzogin von Logrois, dieſelbe Frau, in deren eigenwilligem Dienſte einſt Anfortas des Grales Gebot ver-

letzte, Orgeluſe die er bei einem Brunnen in der Nähe ihres Schloſſes traf, erregt gleich beim erſten Anblick Gawans zärtliches Verlangen. Auch die ſchnödeſte Behandlung, mit der ſie den unbekannten Fremdling abzuweiſen ſucht, und der bitterſte Spott, welchen ſie ſeinen Erklärungen entgegenſetzt, vermag ihn nicht von ſeiner Bewerbung zurückzuſchrecken. Mag ſie ihn auch höhniſch warnen vor Gefahren, in denen er zuverläſſig unterliegen würde; mag auch der alte graue Ritter in ihrem Baumgarten unter hellen Thränen den Kecken beklagen, den der trügeriſche Sonnenſchein ſeiner Herrin in ſichern Tod locke: ein Blick auf die holde Geſtalt genügt, allen Mahnungen und Kränkungen zum Trotze ihn zu unerſchütterlicher Beharrlichkeit in ſeinem Verlangen zu ſtärken. So ziehen ſie ſelbander, die Frau auf reichgeſchmücktem Zelter, der Ritter den elenden Klepper ihres mißgeſchaffenen Knappen am Zaume führend; denn ſein eignes ſchönes Thier hatte eben ein treuloſer Mann (Urianz) dem einſtigen Wohlthäter davon geritten. Den Knappen Malcreatüre, einen nicht minder häßlichen Bruder der bekannten Gralsbotin, hatte die Gattin von Parzivals heidniſchem Bruder mit Geſchenken an Anfortas geſchickt und dieſer ihn der Orgeluſe als Diener überlaſſen. Wie ſeinem ſchönen Schweſterlein ſtand dieſem zu beiden Seiten ein großer Zahn aus dem Munde, ſeine Haut war ſcharf wie die eines Igels, und ſein Haar ſo ſteif, daß ſich Gawan daran in die Hand ſchnitt, als er ihn zur Strafe für ſein ungeſittetes Schelten vom Pferde zog. Wie ſie nun einer prächtigen Burg gegenüber, aus welcher 400 Frauen herabſchauen, auf blumigem Plane angekommen ſind, fährt die ſtolze Herzogin, ihres anhänglichen Liebhabers nicht weiter achtend, auf einer Fähre

über den Fluß, der zwiſchen Wieſenplan und Schloß vorüberſtrömt; Gawan aber hat einen zweimaligen Kampf zu beſtehen mit einem tapfern Ritter, der zu ſcharfem Turniere gegen ihn anrennt. Zuerſt als ſie beide vom Pferde gefallen waren, ſchlugen ſie mit den Schwertern auf einander, wie zwei Schmiede, bis Gawan den Gegner mit den Armen um den Leib ergreift und als ſtarker Ringer überwältigt. Wie aber jener es verſchmäht um Gnade zu flehen, läßt er ihn aufſtehen auch ohne ſichernde Hand. Nicht minder ſchenkt er ihm um der Herzogin willen beim zweiten Kampfe das Leben, übergibt ihn aber als Gefangenen zu eigen dem Fährmann. Der Fährmann war ein armer Ritter, dem am andern Ufer ſein wohlgebautes Haus ſtand, und die Roſſe derer zufielen, die auf dem blumigen Feld vor dem Fluſſe im Zweikampf beſiegt waren; dieß war ſein einziges Einkommen, nur daß manchmal ſein Sperber einige Lerchen erhaſchte. Herr Gawan hatte in dem Thiere des Gegners ſein eignes Roß (Gringuljete) wiedergefunden, und ſo überließ er dem Manne, der ſein Recht heiſchend herüberkam, ſtatt des Pferdes lieber ſeinen Beſiegten. Wer war froher als der Schiffmann, dem dieſer Fang 500 Roſſe überwog! Und ſo nimmt er denn dankbar Herrn Gawan als Gaſt in ſeine Behauſung und überläßt deſſen Pflege ſeiner Tochter Bene, die ihm in holder Sitteneinfalt und Unſchuld erblüht war. Drei gebratne Lerchen mit Salat bilden ſein ſpärliches Abendmahl, welches jedoch köſtlich die dienſtwillige Gaſtfreiheit der Geber würzte. Und der frugale Held ſendet auf des Mädchens Bitten noch eines der Vögelein der guten Hausfrau. Der freundliche Wille, den ihm der Wirth mit den Seinigen entgegentrug, war ihm lieber als die köſtlichſten Speiſen,

und so schlief er denn auch, von des Tages Arbeit ermüdet, in wohlbereitetem Bette einen erquicklichen Schlaf.

11. Da er bei des Tages Grauen erwachte und in ein offenes Fenster trat, das nach dem Baumgarten ging, Morgenluft und Vogelsang zu genießen, da gewahrt er in der Burg gegenüber, die er schon gestern bei der Ueberfahrt gesehen, viele Frauen. Zwar wundert es ihn, daß sie alle bereits wachten, doch um sie nicht schon am frühen Morgen durch seinen Anblick zu stören, überläßt er sich nochmals der Ruhe. Die dienstbeflissene Bene saß bereits bei seinem zweiten Erwachen vor seinem Bette. Als er sie aber nach den Frauen fragt, weigert sie die Antwort, und bricht in laute Wehklage aus, als er mit dringenderem Forschen nicht nachläßt, und auch der Vater möchte ihm gern die Auskunft verschweigen, damit ihn seine Mannheit nicht in den Tod jage. Was hilft dem Guten sein Zögern? am Ende muß er es doch gestehen, daß sein lieber Gast sich in Terre Marveile*) befinde, daß jene Frauen durch Zauber in das Schloß gebannt seien, daß der glückliche Kämpfer jenen die Freiheit, sich die Herrschaft über das reiche Schloß und seine Umgebung erringe. Es gereiche, meint der Fährmann, dem werthen Gaste nicht zur Schande, wenn er scheide ohne das gefahrvolle Abenteuer zu versuchen; habe er doch einen Mann bezwungen, in welchem Gottes Kraft die höchste Tugend erblühen ließ, jenen Ither ausgenommen, den man einst den rothen Ritter nannte und dessen Besieger gestern hier vor-

*) Eine recht anschauliche Uebersicht dieser gesammten rein dichterischen Localitäten nebst beigefügtem Plane gab Rührmund in Hagens N. Jahrb. Bd. IX.

übergekommen sei. Letzterer hat mir fünf Rosse gegeben, fährt er fort, und die überwundenen Fürsten nach Pelrapeire gesandt; er selbst ritt hier, nach dem Grale zu forschen. Hat er vernommen, wie es um diese Frauen steht? fragt Gawan, wohl merkend, daß es Parzival war, von welchem er diese Meldung hört. Nein, Herr, entgegnet der Schiffmann; vor solcher Rede habe ich mich wohl gehütet, und ich hätte sie ohne Euer Fragen auch Euch verschwiegen. *) — Es war ein trauriges Scheiden. Laut klagt der getreue Ritter und die gute Maid; Herr Gawan indeß tritt getrosten Muthes in das nunmehr öde erscheinende Zauberschloß. Das Wunderbette, in welches er nach des Wirthes Anweisung gesprungen, fährt unter furchtbarem Donnerschall auf dem spiegelglatten Estrich des Saales umher an allen Wänden, indeß der Held, der darin liegt, in frommem Gottvertrauen sich mit dem Schilde deckt. Nachdem das Bette stille steht, warfen 500 Schleudern, dann 500 Bogen auf ihn ihre Geschosse. Nicht ungequätscht noch unverwundet hat er doch das Leben erhalten. Da tritt ein starker Bauer herein; er trägt Rock, Mütze und weite Hosen von Fischhaut und in der Hand einen Kolben, dessen Keule größer ist als ein Krug. Von mir geschieht Euch nichts, sagt der Ungeheure, wie er den Ritter lebendig sieht; hat Euch der Teufel am Leben erhalten, so wird Euch gleichwohl das Sterben nicht erspart sein. Und kaum hat der Bauer sich entfernt, da ertönt Gebrüll, und ein Löwe, so hoch als ein Roß, springt hervor, und

*) Gleichwohl sagt Bilmar (S. 205.), Parzival habe Kunde gehabt von dem Ruhme, der hier zu gewinnen sei. Er wußte ja nicht, daß er sich vor Schastel-Marveile befinde.

durchſchlägt mit der Tatze den Schild Gawans; dieſer aber reißt durch Hinundherziehen dem Thiere den Fuß aus, ſo daß der Löwenfuß im Schilde hängen bleibt. Nach wüthigem Kampfe iſt das Ungethüm erlegt, allein der Held ſelbſt ſinkt ohnmächtig von Anſtrengung und Blutverluſt über dem todten Thiere zuſammen. Vor Schrecken bleich ſah ihn alſo eine Jungfrau, und die alte weiſe Arnive, König Artus Mutter, ſelbſt weiß nicht, ob er lebt oder todt iſt. Sie ſendet zwei Jungfrauen, um nachzuſehen. Die eine band mit ihrer klaren Hand den Helm ihm vom Haupte: da lag ein kleines Schäumelein vor ſeinem rothen Munde. Sie hält ein wenig Zobelpelz ihm vor die Naſe, zu ſehen, ob ſein Athem die Härchen bewege. Und als ſie Athem findet, ſchiebt ſie ihr Ringlein ihm zwiſchen die Zähne und gießt ihm Waſſer ein. Da erwacht der Held und entſchuldigt ſich noch als ein höflicher Ritter bei den Frauen, daß ſie ihn ſo ungezogen hätten liegen gefunden. „Die merzis!“ ruft die gebannte Geſellſchaft bei ſolch fröhlicher Nachricht, die ihnen ſelbſt die Freiheit brachte; und die arzneikundige Arnive, welche von der Gralsbotin ihre Heilkunſt erlernt zu haben bekennt, bereitet durch wirkſame Mittel ſeine baldige Geneſung vor.

12. Demungeachtet mied der Schlaf den Ermatteten; denn Orgeluſe, die ſchöne Herzogin, bewegte ihm Herz und Gedanken, ſo daß all ſein andrer Schmerz vor dieſem Kummer zurückſchwand. Frau Minne, die über ſein ganzes Geſchlecht gewaltig war, und den Geſunden oft bezwungen hatte, verließ auch nicht den Verwundeten. So wand er ſich unruhig im Bette und riß manches Band ſeiner Wunden entzwei. Kaum graute der Tag, ſo ging er im Palaſte

umher, und staunte ob der wunderbaren Pracht und Kostbarkeit. Besonders fesselte ihn oben in einer Rotunde eine große glänzende Säule. Der weise Clinschor, der Gegend Herr und des Zauberschlosses Erbauer, hatte sie angebracht, daß man in ihrem Spiegel gewahre, was sich sechs Meilen in der Runde zuträgt. Wie nun Gawan diese staunend betrachtet, sieht er plötzlich in ihr einen Ritter auf dem bekannten Kampfplan erscheinen in Gesellschaft seiner heißgeliebten Herzogin. Es ist Florant von Itolac, der Türke, der in ihrem Dienste der Wache pflegt. So sehr nun auch die Frauen des Schlosses dem noch schwachen Gawan unter Thränen vom Kampfe abmahnen, die Liebe zwingt seinen Muth, den Strauß zu wagen, und stählt seine Kraft, auch diesen Sieg zu erringen. Aber auch nach diesem Kampfe reizt ihn mit noch immer spottendem Ton die Schöne zu neuem Wagniß. Einen Kranz soll er ihr holen von dem Reis eines Baumes, den sie ihm aus der Ferne zeigt; an das Gelingen dieses Unternehmens knüpft sie die Aussicht auf Gewähr seines Liebeverlangens. Schon hat er sich den Kranz um den Helm gewunden: da erscheint des Baumes Herr, der übermüthige König Gramoflanz; unbewehrt, einen jungen Sperber auf der Hand, reitet er einher und setzt Herrn Gawan zur Rede, indem er die stolze Erklärung beifügt, er könne des Streites von ihm ledig sein, denn er pflege nie mit einem Mann, sondern nur mit zweien oder mehrern zu kämpfen, und ihm den Auftrag gibt, ein Ringlein an Gawans Schwester Itonje auf Schastel marveile zu bringen, die er liebe, obschon er sie nie gesehen habe. Früher, setzt er hinzu, habe er Orgelusen vergeblich um Minne gefleht, deren Mann er getödtet, aber nun brenne

er von Sehnſucht nach der ſchönen Jungfrau. Gawan ſelbſt übrigens ſei der einzige Mann, mit dem er ſich in ernſtem Zweikampf meſſen möchte; denn deſſen Vater habe den ſeinigen treulos erſchlagen, auch habe er viel von des Sohnes Preiſe vernommen. Gawan gibt ſich zu erkennen. Auf dem Plan von Joflanze ſoll der große Kampf vor ſich gehen. Gramoflanz will 1500 Frauen als Zuſchauerinnen mitbringen, Gawan ſoll die hehre Geſellſchaft von Schaſtel marveile, auf welchem er nun durch ſeinen Sieg Herr geworden, herzuführen und auch König Artus mit ſeinem reichen Gefolge laden. Als nun Gawan mit dem Kranze zu Orgeluſe zurückkommt, da fleht ſie zu ſeinen Füßen um Verzeihung für all den Schimpf, den ſie bisher ihm angethan, und mit welchem ſie ihn nur habe prüfen wollen, ob er ihrer Liebe werth ſei und ob er Erſatz gewähren würde für ihren geliebten Cidegaſt. Viele Leute, ſagt ſie, dienten ihr um Lohn, daß ſie Rache nehme an deſſen Mörder Gramoflanz, viele in der Hoffnung auf einſtigen Minneſold, aber keinem habe ſich bisher ihr Herz zugewandt bis auf den einen, der ihren Antrag verſchmäht habe. Mit rother Rüſtung angethan, habe dieſer fünf ihrer Ritter niedergeſtochen und die Roſſe dem Schiffmann gegeben. Sie ſei ihm nun ſelbſt nachgeritten, und habe ihm Hand und Land angeboten, er aber habe geantwortet: er hätte ſelbſt ein ſchöneres Weib und die ihm lieber wäre, von Pelrapeire die Königin; er heiße Parzival und wolle ihre Minne nicht; der Gral mache ihm größern Kummer. Fröhlichen Herzens reitet Orgeluſe mit dem leichtbeſänftigten, liebeſeligen Gawan heim nach ſeinem neugewonnenen Schloſſe.

13. Nach ſchweren Arbeiten und in ruhigem Beſitze

des angebeteten Weibes ſchläft der Ermüdete am hohen Tage ein und erwacht erſt um die Vesperzeit, als ſchon die Schaar von Rittern und Frauen geſellig beiſammen ſaß. Wie freuten ſie ſich des gemeinſamen Mahles, ſie, die trotz ihrem langen Aufenthalte in dieſer Burg durch Clinſchors Zauberkraft ſich unbekannt geblieben waren! Mittlerweile übergibt Gawan unter vertraulichem Zwiegeſpräch ſeiner Schweſter, der jugendlich erblühenden Itonje, unerkannt Gramoflanzens Ringlein, das als Liebesbote zwiſchen beiden hin und herzuwandern pflegte, und erfuhr (wobei ſich ihr Antlitz ſo roth färbte als ihr Mund) das heimliche Geſtändniß ihrer Zuneigung zu dem werthen Könige. Auch eine andre Schweſter und die Mutter Gawans befindet ſich unter der gebannten Frauenſchaar. Unter Allen aber, Rittern wie Frauen, herrſcht die munterſte Laune; und mochten auch die Knappen nur alte Tänze zu ſtreichen verſtehen, ſo enteilten im Jubel und Tanze des Abends glückliche Stunden. Ganz anders fühlen ſie ſich geſtimmt als bisher, wo aus Mißgunſt der Zauberer Clinſchor ſie zu einſam trübſeligem Leben verdammt hielt. Dieſer Clinſchor, ein Enkel des Virgilius von Neapel, (ſo erzählt auf Gawans Fragen Arnive) war einſt ein Herzog in Capua und wohlgelitten bei Männern und Frauen, bis ihn zur Strafe des Ehebruchs mit ſeinem Weibe ein König von Sicilien am Leibe ſchändete (zum Kapaun machte). Solch unvertilgbarer Makel machte ihn zum Menſchenfeind. Er erlernte die Zauberei und erwarb ſich Gewalt über alle guten und böſen Weſen zwiſchen Erde und Himmel, auſſer denen, die Gott beſchirmen will. Und ſo hat er denn an vielen Orten große Wunderwerke aufgerichtet, gegen welche dieſe hier nur unbedeutend (Wun-

derlein) sind. Wer aber sein Abenteuer hier bestünde, erklärte er, — und seine Rede ist niemals trüglich — der solle Herr der Burg werden und des Landes umher, und der Zauberer selbst nehme dann an beidem kein weiteres Interesse mehr. Mit innigem Flehen bittet zum Schlusse ihres Berichts die ehrwürdige Matrone, welche selbst ehedem Krone trug, ihren nunmehrigen Herrn um ihre und der übrigen Gebannten Befreiung.

Inzwischen erscheint auf dem bekannten Plan Artus mit seiner schmucken Genossenschaft, welche Gawan durch einen getreuen Knappen besandt hat, damit sie durch ihre Anwesenheit den Kampf mit dem stolzen Gramoflanz verherrlichen möchten. Welch ein inniger Empfang nach spätem Wiederfinden, zumal wie man die Frauen, welche Clinschor weggeführt hatte, wieder erkannte! Gawan selbst weint helle Thränen der Freude. Doch nicht lange ließ es ihn ruhen in der trauten Gesellschaft, wenn er bedachte, wie viele Augen auf seinen Zweikampf gerichtet sein würden. Einsam reitet er hinaus auf den Plan zur Uebung seines Rosses und Leibes.

14. Da steht ihm gegenüber am Wasser ein Ritter, gerüstet als einer, der des Kampfes harrt. Röther als Rubin war sein und seines Rosses Kleid und sein Schild war durchlschert. Er hatte auch von dem Baume des Gramoflanz einen so lichten Kranz gebrochen, daß Gawan das Reis erkannte und den Ritter für seinen Gegner hielt. Hurtig rennen beide aufeinander und bewähren mit Lanze und Schwert ihre Meisterschaft. Während dem naht mit großem Gepränge und theurem Kleiderschmuck Gramoflanz und sein überreiches Gefolge. Vergebens macht ihm der weise und höfische Artus durch seine Boten vernünftige Vorstellungen,

daß er der Feindschaft mit seinem Neffen entsagen möge. Aber wie erschrecken die Abgeschickten, als sie auf dem Rückwege den Letztern in schwerem Kampfe und schon nahezu als Besiegten erblicken! Unter lautem Klagen rufen sie Gawans Namen. Da wirft sein überlegener Gegner weit aus der Hand das Schwert: Unselig und unwerth bin ich, sprach weinend der Fremde, daß meine frevelnde Hand je diesen Streit bestand. Hier zeigt sich aufs neue mein Unglück, mein altes Wappen, und scheidet mich von der Freude. Ich bin dein Vetter Parzival. *) Gawan konnte vor Schwäche nicht länger stehen und sank nieder aufs Gras; so war das Haupt ihm betäubt vom Kampfe. Parzival steht noch ungeschwächt; sogleich möchte er den Streit mit Gramoflanz ausfechten, der inzwischen Zuschauer der rührenden Scene geworden war. Aber Gawan schlägt des Freundes Anerbieten aus, und der Feind verschiebt den Zweikampf zum nächsten Tage. Parzivals Scheu in dieselbe Gesellschaft zurückzukehren, von der ihn einst der Gralsbotin Verwünschungen ausgeschlossen hatten, wird durch Gawans Zusprache überwunden, und in den würdigen Kreis der Tafelrundner tritt mit Jubel empfangen aufs neue der Held, der weit umher den höchsten Preis erstritten hat. Am nächsten Morgen reitet er heimlich hinaus auf den Plan und kämpft siegreich mit Gramoflanz. Gawans Schwester aber vergießt im

*) Nach Vilmars Darstellung hätte er den gleichfalls nach dem Gral suchenden weltlichen Ritter Gawan besiegt, weil weltliche Ritterschaft den Gral nicht gewinnen kann (S. 205.). Zu solcher Deutung des Kampfes gibt des Dichters Darstellung keine Veranlassung. Gawan suchte ja damals gar nicht weiter nach dem Gral.

Zelte mit ihrer getreuen Dienerin Bene bittere Thränen, daß der Kampf ihres Geliebten mit ihrem Bruder ſich nicht ſcheiden laſſen ſoll. Denn mag nun der Bruder ſiegen oder der Freund, ſo muß ihres Lebens Freude zergehen. Endlich gelingt es dem weiſen Artus, dem der Jungfrau zärtliches Klagen das Herz rührt, der Feindſchaft der Männer Einhalt zu thun, und auch den alten Groll Orgeluſens auf Gramoſlanz zu beſchwichtigen, obſchon ihr die Erinnerung an den geliebten Cidegaſt das Weinen nahe bringt, als ſie ihrem alten Feinde den Verſöhnungskuß reichen muß. Des Gramoſlanz Hochzeit mit dem lieblichen Mägdlein, ein Vermählungsfeſt, das noch zwei andre nicht minder freudenreiche Ehebündniſſe im Gefolge hat, wandeln den Ernſt der bisherigen Spannung zwiſchen all dieſen Herren in glückliche Fröhlichkeit. Parzival allein fühlt ſich ausgeſchloſſen aus den minnereichen Zirkeln. Er dachte an ſein ſüßes Weib, von der ihn die Pflicht nach dem Gral zu ringen ſo lange ſcheidet, und zu der ihn doch die heißeſte Sehnſucht zieht. Gott will meine Freude nicht, ſpricht er:

333, 17. gelücke müeße freude wern
die endehafter freude gern;
got gebe freude al diſen ſcharn:
ich wil uß diſen freuden varn.

Am Morgen beklagt man in Artus Lager ſeine Abreiſe; denn er war von dannen geritten, als es zu tagen begann.

15. Vor einem Walde traf er einen fremden Ritter; der war ſo reich gekleidet, daß ſeine Pracht ein armer Mann nicht zu beſchreiben vermag. Beide ſtürzen auf einander und ſchwingen die Arme, daß Feuerfunken aus den Helmen ſpringen und der pfeifende Wind aus den Schwertern geht.

Gott ſchütze Gahmuretens Kind! dem eben das Schwert zerſprang, als der Fremde von deſſen gewaltigem Streiche aufs Knie geſunken war. Aber ſiehe da, edelmüthig wirft dieſer das ſeinige weit weg in den Wald, und durch Frage und Gegenfrage erkennen ſich die ermatteten Kämpfer als Brüder. Der reiche Fremdling war Feirefiß, jener ſchwarz- und weißgefleckte Sprößling Gahmurets und der Mohrenkönigin Belakane, welche aus Gram bald nach der heimlichen Wegfahrt ihres Gatten geſtorben war. Aber Gahmuretens Art lebte in dem Sohne fort: um Minne kriegend war er weit umhergezogen und hatte ſo mancher Frauen Gunſt erworben, auch die Hand der reichen Königin Secundille, und war der mächtigſte König geworden in der Heidenſchaft, alſo daß er 25 Heere hatte, deren keines des andern Sprache verſtand. Nun war er ausgefahren mit ſeinen Mannen nach dem Abendlande, ſeinen Vater aufzuſuchen. Gerührten Herzens dankt er ſeinem ſtarken Gott Jupiter, ſeiner Göttin Juno und den Göttern und Göttinnen allen, daß ſie ſeine Schiffe an dieſes wilde Geſtade geführt, wo er den lieben Bruder gefunden; aber Thränen entſtrömen ſeinen heidniſchen Augen, wie er den Tod ſeines Vaters vernahm. Gerne folgt er ſodann dem Bruder in Artus Lager; denn von jeher war er ſchönen Frauen gewogen; er wird aufs herzlichſte aufgenommen nicht nur um des Bruders willen, ſondern auch weil ſein eigner Ruhm im Kreiſe der Bretaneiſen gar wohl bekannt war, und die Frauen fanden ihn um der ſeltſamen Mahle ſeines Leibes willen nur um ſo intereſſanter. Schon beredete man ein großes Feſt für den andern Tag: ſiehe da reitet feierlichen Schrittes heran die wohlbekannte Gralsjungfrau, fällt nieder vor Parzival und verkündet ihm,

daß ihm nunmehr die Krone menſchlichen Heiles, die Herrſchaft über den Gral, durch eine am Grale ſelbſt erſchienene Inſchrift beſchieden worden ſei. Seine Gattin Condwiramours ſolle ſeine Genoſſin und der eine der Zwillingsſöhne die ſie ihm geboren, Loherangrin gleichfalls mitgenommen werden, der andre in des Vaters Reichen König ſein. Er könne ſich ſogleich aufmachen und einen Geſellen mitnehmen, ihr zu folgen. Parzival vergoß reichliche Freudenthränen und wählte den geliebten Bruder zu ſeinem Begleiter; allenthalben aber meldete er, was ihm einſt Trevrezent kund gethan, daß Niemand durch Streit den Gral erwerben könne, als der von Gott ſelbſt dazu benannt ſei. Deßhalb iſt der Gral verloren bis auf dieſen Tag.

16. Während all dieſen Begegniſſen ſchmachtete der unglückliche König Anfortas in traurigem Siechthum, und wäre auch ſicher dem Tode verfallen, hätten die Seinigen ihm nicht immer wieder ſelbſt gegen ſeinen Willen den Gral gezeigt. Oft ſchloß er vier Tage die Augen, um ſein erſehntes Ende herbeizuführen; dann ſchlug er ſie wieder auf aus Schwäche, und der Anblick des himmliſchen Kleinods, das ſie ihm vorhielten, friſtete ihm aufs neue das verhaßte Leben. Und ſo iſt es denn auch ſeine erſte Bitte an Parzival, ihm eine Woche den Gral zu entziehen, damit er ſterben könne. Dieſer aber wirft ſich unter heißem Gebete an die Dreifaltigkeit dreimal nieder zur Erde; dann erhebt er ſich und richtet an den Kranken die entſcheidende Frage: Oheim, was fehlet dir? Und der Lazarus erſtehen hieß, machte in demſelben Augenblicke den Kranken geſund und blühend, ſo daß ſelbſt Parzivals Farbe vor der ſeinigen erlöſchen mußte.

Inzwiſchen war auch an die treue Condwiramours die

frohe Botschaft ergangen, die sie nach Munsalväsche rief. An derselben Stelle, wo einst Parzival beim Anblick der Blutstropfen im Schnee um die Theure Liebesnoth gelitten, hat sie im Gezelte nächtlicher Ruhe gepflogen, als ihr Gatte am frühen Morgen mit ihr zusammentraf. Wer beschreibt ihr freudiges Erstaunen, als der alte Kiot, ihr Oheim und Geleiter, die Schlafende durch einen Schlag auf das Deckbett erweckte, und nun plötzlich der Mann ihres Herzens nach fünfjähriger Abwesenheit vor ihr stand? wer das Entzücken, mit welchem sie dem Langersehnten am Halse hing? Nachdem nun Parzival den einen seiner Knaben zum Nachfolger in seinen Landen zurückgelassen, zieht er mit der Gattin und der andern Gesellschaft weiter. Es drängt ihn, der trauernden Sigune, deren Klause nicht fern von seinem Wege stand, sein Glück mitzutheilen: er findet sie todt auf den Knieen und legt ihren abgezehrten Leib in einen Sarg zu dem ihres vielbeweinten Geliebten; der fromme Trevrezent aber hatte die Freudenbotschaft von Parzivals neuem Glücksstande schon vorher mit inniger Rührung aus dessen Munde vernommen. — An der Hand der Gattin erscheint auf Munsalväsche der neue König; den Gral, der so oftmals nur Jammer gesehen, trug man heute umher zum Freudenfest. Denn nur an festlichen Tagen pflegt man das hohe Kleinod dem Volke zu zeigen. Als nun aber die liebliche Trägerin des Himmelsgutes, des Anfortas jungfräuliche Schwester, herein zum Saale tritt, da entzündet sie mit unauslöschlicher Liebesgluth Feireifiß, den edlen Heiden. Was ist seine angebetete Secundille gegen die Herrliche, die vor ihm steht! Aber den Gral, den sie auf seidener Decke trug, wird er nicht gewahr. Ein Ungetaufter kann den Gral nicht schauen,

läßt der alte Titurel melden, als man ihn um dieß Wunder frug. Nützt mir die Taufe zur Minne? fragt der Heide naiv, als der Bruder ihm räth sich taufen zu lassen. Und da ihm Parzival um solchen Preis die schöne Muhme verheißt, so ist er alsbald bereit seinen falschen Göttern und Secundillen, seiner heidnischen Frau, zu entsagen. Nach kurzer Belehrung vollzieht ein alter Priester, der schon manches heidnische Kindlein in den Taufnapf getaucht hat, an ihm die heilige Handlung. Ist es mir gut für Ungemach, antwortet der Täufling, schnell durch die Liebe bekehrt, so glaube ich, was ihr gebietet. Bruder, hat die Muhme Gott, an den glaube ich und an sie. Denn niemals habe ich so große Liebesqual empfunden. Nach empfangener Taufe blieb Feirefiß noch 11 Tage und zog dann heim mit seinem geliebten Weibe nach Tabronit, das man bei uns Indien nennt. Bald nach seiner Abreise erfährt er von seinen Leuten, welche ängstlich seiner noch am Strande harren, daß Secundille gestorben sei. In seiner Heimath ließ er nachher das Christenthum mit gutem Erfolge ausbreiten. Den Sohn, den ihm Repanse gebar, hieß man Priester Johann, ein Name, der seitdem den dortigen Königen geblieben ist. Anfortas diente fortan dem Gral als tapferer Ritter, Loherangrin aber, Parzivals Sohn, lebte eine Zeit lang, auf des Grals Geheiß von einem Schwane nach Antwerpen gezogen, als Gatte mit der Herzogin von Brabant; weil jedoch diese trotz seiner Warnung nicht unterließ nach seinem Geschlechte zu fragen, so mußte er auf höheres Geheiß wieder zur Pflege des Grals von hinnen fahren, und ließ ein Schwert, ein Horn und ein Ringlein zurück.

Diese Mähre, sagt Wolfram am Schluß seines Werks,

kam von Provence in deutſche Lande, und ich will nicht mehr davon ſprechen, als dort der Meiſter ſprach. Weſſen Leben ſich wie das Leben Parzivals ſo abſchließt, daß Gott nicht die Seele verliert durch des Leibes Schuld, und der doch der Welt Huld mit Würdigkeit behalten kann, deſſen Arbeit iſt nicht umſonſt geweſen. Guten, ſinnigen Frauen werde ich um ſo werther ſein, wenn mir Eine Gutes gönnt dafür, daß ich dieß Werk zum Schluß gebracht.

827, 29. iſt daß durh ein wip geſchehn,
din muoß mir ſüeßer worte jehn.

II.

Daß zu einer tiefſinnigen Erfaſſung des Menſchenlebens und ſeiner Aufgaben weder großartige Privatverhältniſſe noch beſondere Gelehrſamkeit des Beobachters erforderlich ſind, beweiſt das glänzende Beiſpiel Wolframs von Eſchenbach, deſſen berühmtes Dichterwerk ich eben in ſchlichtem Proſaauszuge ſeinen Hauptzügen nach Ihnen vorgeführt habe. Wie wenig konnte dem armen Ritter das winzige Städtchen ſeiner Heimath bieten, in welchem ſein dürftiges Herrenhaus ſtand! Klagt er doch ſelbſt an mehrern Stellen mit bitterem Scherze über ſeine Verhältniſſe, wenn er z. B. ſagt, die Mäuſe könnten in ſeinem Hauſe keine Speiſe ſtehlen, denn er finde ihrer öffentlich nicht; oder wenn ihn ſeine Armuth ſchmerzt, während er die köſtliche Einrichtung von

Parzivals Schlafkammer auf der Gralsburg zu beschreiben hat; oder wenn er sein Bedenken ausdrückt, ob er den Reichthum zu schildern vermöge, in welchem des Heiden Kleiderschmuck strahlte.

Arme Dichter freilich waren zu allen Zeiten eine so gewöhnliche Erscheinung, daß die Geschichte eher die Namen derjenigen aufzeichnen sollte, welche des Glückes segnende Hand begünstigt hat. Aber staunenerregend erscheint es uns Büchermenschen, wenn wir aus Wolframs eigenem Munde vernehmen, daß „sein Abenteuer ohne der Bücher Steuer fährt," daß er keinen Buchstaben kennt (115, 27), daß er in dem allen kunstlos geblieben, was in Büchern steht, und der Sinn ihm die Kunst gibt, die er etwa besitze. Und von dieser seiner Kunst spricht der ungelehrte Mann hinwiederum mit solchem Selbstgefühl, als einer, der ihren hohen Werth zu würdigen weiß, der sich durch sein vollendetes Gedicht süßen Dank bei der Frau seines Herzens zu erwerben hofft, wenn er schon an einer andern Stelle die Werbung um Frauengunst auf sein Schildesamt gründet, nicht auf seinen Dichterberuf (115, 5). Nirgends in seinen Schriften noch in den trüben Quellen der Folgezeit findet sich ferner eine Spur, die in ihm einen weitgereisten Sänger verriethe; der Gesichtskreis seiner Erfahrungen ist ein beschränkter, der sich zumeist nur wenige Meilen über seine Heimath ausdehnt; und bei alledem strahlt seine Poesie in so sonnigem Glanze, daß sie weithin seine Zeitgenossen erwärmte, daß sie noch im Nachsommer des Mittelalters einen Blüthenflor von Dichtungen hervorlockte, ja selbst in der Winterzeit des Ungeschmacks, in der Mitte des 15ten Jahrhunderts, einen bayrischen Ritter Jacob Püterich von Reichartshausen

zu einem Ritt von zwanzig Meilen spornte, lediglich daß er das Grab des gefeierten Wolfram schaue. Er fand es in der Liebfrauenkirche zu Eschenbach im Nordgau; der Grabstein erzählte ihm nichts von des Dichters Todesjahr, das die Gelehrten aus andern Gründen beiläufig um das Jahr 1220 setzen. Vergebens forscht der Wanderer jetzt nach jenem heiligen Steine, der durch das Umbauen der Kirche längst verschwunden ist; und so völlig war das Gedächtniß eines der ruhmvollsten deutschen Sänger in der eigenen Heimath vergessen, daß es erst fremder Forschung anheimfiel, jenes Eschenbach bei Ansbach als dessen Geburts- und gewöhnlichen Wohnort festzustellen. Was mochten sich die Eschenbacher um jenen alten Ritter kümmern, der ums Jahr 1205 einen fabelhaften Helden Parzival besang in einer Sprache, über die die guten Bürgersleute nur lachen müßten, wenn man ihnen Stellen aus jenem Gedichte vorläse? Bei uns würden sich keine sieben Städte streiten um die Ehre den deutschen Homer geboren zu haben; gleichgültig vernähme schon die erste die unbezweifelte Nachricht. Und gleichwohl, so lange der Deutsche taub bleibt für die eigne große Vergangenheit, so lange er sein Nationalbewußtsein nicht an jenes Zeitalter anknüpft, in welchem ein einfach frommer, dichterisch sinniger Geist, vereint mit kräftiger Thatlust, über der Gesammtheit waltete und der verderbliche Riß der Glaubensspaltung noch nicht vorbereitet, geschweige denn geschehen war, so lange werden alle Versuche zur Einigung der unnatürlich Getrennten vergeblich sein.

So sehr Wolframs Erzählung mit persönlichen Urtheilen und Bemerkungen durchflochten ist, so sparsame Notizen gibt er über den Kreis seiner Umgebung; die Truhendinger

Pfanne, die mit Krapfen erſchreit,*) der Anger zu Abenberg, das Turnier zu Kiſſingen, ſein Aufenthalt zu Wildenberg, das Lechfeld, Landgraf Hermann von Thüringen, der ihm auch den Stoff zur Bearbeitung ſeines Willehalm gab, die Markgräfin von Hartſtein, ſein Herr**) der Graf von Wertheim, ſeine eigene Schweſter (686, 30) ſind ſo ziemlich die einzigen deutlichen Beziehungen auf Perſonen und Orte aus des Dichters Leben. Außerdem erfahren wir im Parzival mit ziemlicher Wahrſcheinlichkeit, daß Wolfram verheirathet iſt (216, 28 ff), und die Vermuthung der Erläuterer,

*) Auch Simrock glaubt noch an die Truhendinger Krapfen oder Klöße, von denen uns der Bericht des hiſtoriſchen Vereins des Rezatkreiſes von 1833 eine für einen Koch wohl wenig überzeugende Beſchreibung gibt. Krapfen ſind keine Klöße. Das »erſchreien« kann ſich auf kein »aufkochen« beziehen. Die Krapfen ſchreien vielmehr, wenn man den Teig ins heiße Schmalz legt, wo ſie gebacken werden, wie noch heut zu Tage der Volksdialect die Bratwürſte ſchreien läßt. Uebrigens heißt es ja gar nicht Truhendinger Krapfen, ſondern Pfanne, was nichts anderes heißen wird als zu Truhendingen gefertigte Pfanne; vermuthlich kamen Töpfer von Truhendingen, es mag nun Hohentrübingen oder Waſſertrübingen gemeint ſein, auf den Markt nach Eſchenbach, wie z. B. gegenwärtig das Töpfergeſchirre vom benachbarten Treuchtlingen in der ganzen Gegend berühmt iſt.

**) Ich weiß nicht, warum die Erklärer ſagen, es brauche ſich „min herre“ nicht gerade auf ein dienſtliches Verhältniß Wolframs zu dem Grafen von Wertheim zu beziehen. Etwas andres iſt min her Gawan, etwas andres min herre der graf von Wertheim, jenes eine halb ſcherzhafte Höflichkeitsformel, dieſes ein beſtimmter Ausdruck für das Verhältniß von Herr und Dienſtmann. Der arme Ritter kann ja dem Grafen eine Zeit lang um Sold gedient haben.

er sei Vater mehrerer Töchter gewesen, halte ich wegen der theilnehmenden Schilderung, die er jungen Mädchen und ihren Spielen so wie den Gefühlen ihrer Väter zuwendet, für keineswegs unbegründet. Der Sänger sinnlich freier Wächterlieder ist bereits ein begeisterter Lobredner ehelicher Liebe und Treue und ein strenger Richter leichtfertiger Unsitte, die unter dem Deckmantel höfischer Galanterie das häusliche Leben zu vergiften begonnen hätte; und wenn er auch vor dem Abschluß der Hälfte seines Werkes die Vollendung des ganzen abhängig macht von dem Gebote eines Mundes, „den andre Füße tragen, als die ihm zu Stegreif wagen" — im Steigbügel sich hin und her bewegen — (337, 26), und am Schlusse süße Worte sich von einem Weibe zum Lohne erbittet, so verweist uns seine ernste Richtung aufs entschiedenste den Gedanken an unlautere Minne. Kein Dichter des Mittelalters steht sittlich reiner da als Wolfram, also daß die Wielande unter seinen Zeitgenossen, welche in ihrem Dichtergarten nur die duftige Blume des Sinnengenusses hegten, seine Mähre bald genug als wild und unlustig verschmähten. Zwar würde jetzt auch des keuschen Dichters Ausdruck und Schilderung zuweilen Anstoß geben durch offene Darlegung von Verhältnissen, welche wir sittig zu verhüllen gehalten sind, aber doch hat gerade in solchen Darstellungen seine liebenswürdige Naivetät, die von Prüderie und Coquetterie gleichweit entfernt und nirgends auf frivolen Kitzel bedacht ist, einen Zauber kindlicher Unschuld. Wer Gottfrieds von Straßburg raffinirte Malereien kennt, der wird dessen Unlust an Wolframs Strenge begreiflich finden, zugleich aber das günstige Geschick dafür segnen, daß es der deutschen Leswelt neben dem leichtfertigen Tri-

stan den ebenbürtigen Tugendhelden Parzival in die Hand gab.

Gerade in die Erzählungen vom heiligen Gral, welche seit einem halben Jahrhunderte die Phantasie der französischen Ritterschaft aufregten, versenkte sich träumerisch das deutsche Gemüth am liebsten, weil es in ihnen eine tiefere Symbolik ahndete, die uns Wolframs sinnender Geist vermuthlich näher gelegt hat, als seine fremden Vorgänger. Denn schwerlich würde unsre Hochachtung vor ihm sich mindern, wenn wir bei seinem Gewährsmann, dem Provençalen Kiot, welcher diese Sagen etwa 40—50 Jahre vor ihm besang, uns noch Raths erholen könnten. Leider ist von dem Werke dieses Dichters, dem der unsrige halb gläubig, halb ironisch nacherzählt, auch die leiseste Spur verwischt, und ein wohlbekannter nordfranzösischer Sänger Chrétien von Troyes († 1190) wird von Wolfram als ein Verfälscher der Mähre getadelt, über den Kiot wohl zürnen müsse (827, 1). Die rechte Mähre, versichert Wolfram, sei uns von Provençe in deutsche Lande gesandt, und erklärt ausdrücklich am Ende, er wolle nicht mehr davon sprechen, als dort der Meister gesprochen. Es ist eine ziemliche Anzahl Stellen, an denen er sich im Verlauf der Erzählung bei ganz speziellen Zügen und Umständen mit mancherlei Wendungen auf seine Quelle beruft. *) Nicht minder verräth seine lebhafte Theilnahme

*) z. B. hört ich sagen 668, 20; 760, 20; han ichs vernomen 690, 26; was mir gesagt 97, 11; 381, 10; man sagte mir 338, 8; 801, 5; 809, 10; 53, 27; ich sag, als ichs han vernomen 562, 21; 281, 15; 583, 27; vgl. 183, 15; 196, 29; ich sag in daß mir wart gesagt 631, 22; diu aventiure

an den Situationen der Helden, deren Schickſale er berichtet, des Dichters Abhängigkeit von dem gegebenen Stoffe. Damit wir ohne Umſchweife uns klar werden, wie wir uns etwa ſeine Bearbeitung des Kiot'ſchen Werkes zu denken haben, mögen folgende Bemerkungen genügen. Wolfram war, wie ſehr viele ſeiner ritterlichen Zeitgenoſſen, auch unter den Dichtern z. B. Wirnt von Gräfenberg, Ulrich von Lichtenſtein, zwar des Leſens und Schreibens, nicht aber der Literatur unkundig, was eine Menge Anſpielungen auf andre Dichterwerke beweiſen kann. Kenntniß mag er von dieſen erhalten haben durch Anhören fremder Vorleſer; denn die Dichter und ihre Manuſcripte wanderten von Hof zu Hofe. So drückend war auch ſchwerlich ſeine Dürftigkeit, daß er ſich nicht einen Kapellan oder einen Knappen als Schreiber und Vorleſer hätte halten können. Der franzöſiſchen Sprache, in welcher Kiots Werk verabfaßt oder in die es aus dem Provençaliſchen überſetzt war, iſt er mächtig, ja er trägt deren Kenntniß gefliſſentlich zur Schau. Fing doch bereits damals das Franzöſiſche an, die Sprache der höhern Zirkel zu werden, und die Abſichtlichkeit, mit welcher Wolfram und andre höfiſche Dichter ihr Deutſch mit franzöſiſchen Worten miſchen, verräth genugſam unſres Volkes alte Neigung, das Fremde vornehm und ſchön zu finden. Faſt ſtehend ſind

---

giht, ſagt, gewuoc, maß u. ſ. w. 789, 18; 583, 4; 381, 30; 12, 2; 15, 13; 58, 16; 59, 3; 101, 30; 158, 13; 589, 19; 349, 24; 123, 14; 224, 22, 26; 271, 24; 210, 18; 224, 25; 311, 19; 314, 8; 400, 1; 589, 30; ſo'ſ märe giht 223, 27; 236, 12; ich ſage in als Kyot las 432, 2; ob Kyot die warheit ſprach 776, 10; op der Provenzal die warheit las 805, 10.

französische Ausdrücke im Parzival bei Benennungen und Begrüßungen z. B. fil li roy Gandin, fil li cont Schiolarz, regin de Franze, amis und amie, bea schent und die kosende Anrede der Mutter an den kindlichen Parzival: bon fiz, scher fiz, bea fiz, oder Formeln zu Gruß und Dank, z. B.

351, 7. swer bien sey venus do sprach,
gran merzis er wider jach, und vieles Aehnliche.

Wahrscheinlich ließ er sich nun von seinem Schreiber einen Abschnitt nach dem andern französisch vorlesen, und dictirte ihm dann seine deutsche Umarbeitung. Im Wesentlichen dem Lauf seiner Quelle folgsam, aber hier als besonnener Wanderer einen Schlangenpfad kürzend, dort mit Wohlgefallen an malerischen Punkten weilend, hier als feiner Kenner die lieblichen, die romantischen, die schauerlichen Parthien der Landschaft ausbeutend, dort in religiöse und moralische Betrachtungen sich vertiefend, gab er der Welt, indeß er ein bloßer Nachbildner zu sein schien, in der That ein selbständiges Kunstwerk. Man darf sich von jenen Dichtern nicht irre machen lassen, wenn sie mit derselben Absichtlichkeit ihren Gewährsmann in den Vordergrund stellen, mit welcher die jetzigen ihn sorgsam verbergen. Jene wollten sich durch Berufung auf das fremde Buch den Glauben ihrer Zuhörerschaft sichern, diese fürchten die Achtung vor ihrer Originalität beeinträchtigt, wenn Jemand gewahr würde, daß auch sie ihre Welt nicht aus dem Nichts geschaffen. Bei aller scheinbaren Abhängigkeit unserer mittelhochdeutschen Poeten von ihren französischen oder lateinischen Urbildern haben doch die charaktervollern unter ihnen sich zu einer sehr hervorstechenden Eigenthümlichkeit in der Behandlung empor-

gerungen. Man vergleiche nur Wolframs Parzival in einigen Kapiteln mit Albrechts Titurel, wo dieſer dieſelbe Begebenheit in ſchwülſtiger Geſchwätzigkeit vorträgt, oder leſe nach Gottfrieds Triſtan die Abſchnitte ſeiner Fortſetzer, und man wird wunderbar ſchnell geheilt ſein von dem Irrthume, als lägen uns in beiden Meiſterwerken bloße Ueberſetzungen vor. Ich bedaure den Verluſt Kiots aus patriotiſchem Intereſſe; ſeine Dichtung könnte nur Zeugniß geben von unſres Wolfram überlegener Meiſterſchaft. Wer irgend die Gabe hat Geiſter zu ſchauen, der ſieht mitten durch das bunte Gewühl fremdländiſcher Abenteuer die edlen Schatten germaniſcher Vorwelt ſchreiten, der ſieht in dieſen Männern, dieſen Frauen, den fröhlichen wie trauernden, den weltlichen wie frommgeſinnten, das goldene deutſche Gemüth leuchten, der ſieht vor allem in dem Haupthelden ſelbſt verkörpert die Idee des deutſchen Jünglings, der voll Kraft im Herzen und in der Geſellſchaft blöde und ungelenk, voll kühner Hoffnung und ſchüchterner Verzagtheit, voll ſittlichen Ernſtes und religiöſen Zweifels mit Beharrlichkeit und Verſchmähung verlockender Reize immer tüchtig und wacker nach einem würdigen Ziele ringt.

Ueber das Mehr und Minder von Wolframs Originalität in der Auffindung des Stoffes mögen immerhin die Gelehrten entgegengeſetzter Meinung ſein; kaum wird man auch auf einem ſo dunkeln Gebiete jemals zur Klarheit kommen. Da ſagen die einen, der Dichter des weitſchichtigen Titurel habe mit Wolfram daſſelbe provençaliſche Vorbild gehabt, Wolfram aber aus den darin enthaltenen weit umfaſſendern Geſchichten mit großer Kunſt nur die Geſchichte Parzivals

herausgelöst und selbständig behandelt,*) indeß der andre**) eine solche Bekanntschaft des Titureldichters mit der Wolfram'schen Quelle geradezu in Abrede stellt; da macht der eine die wälische Erzählung von Peredur aus dem 14ten Jahrhundert, welche die wesentlichen Schicksale Parzivals mit Ausschluß der Gralssage und einigen fremden Zugaben enthält, zur Urquelle Kiots,***) während der andre sie für abgeleitet und verdorben erklärt; †) da baut der eine ††) seine Zeitrechnung für das Werk des Provençalen auf den Priesterkönig Johannes, den der andre †††) von Wolfram erst in die Gralssage einführen läßt. Und so herrscht in diesen unsichern Forschungen über gar wenige Punkte völlige Uebereinstimmung. Aber selbst angenommen, Wolfram habe seinen ganzen Stoff, wie er uns vorliegt, dem Kiot entnommen, so hat er doch jedenfalls dem todten Leib eine lebendige Seele eingehaucht. Seine höchst eigenthümliche gedrungene Sprache, seine pikanten ja oft barocken Bilder und Vergleiche, sein subjectives Betrachten und Kritisiren der Mähre, sein Loben und Tadeln der vorgeführten Charaktere und Handlungen, seine häufige Bezugnahme auf Sitten und Gebräuche wie auf deutsche Dichterwerke der Gegenwart, seine seelenvolle Malerei menschlicher Gemüths-

---

*) San Marte Leben und Dichten Wolframs von Eschenbach I, XXIV., und vor ihm Lachmann, Wolfram v. E. XXV.

**) Simrock, Parzival und Titurel von W. v. E. übersetzt, 499—504.

***) San Marte II, 387 ff.

†) Simrock I, 491—493.

††) San Marte II, 382.

†††) Simrock I, 498.

zuſtände endlich, die deutſchen Stil und deutſche Art bis zur augenfälligen Gewißheit an ſich trägt, bekunden aufs überzeugendſte das kräftige Wirken von Wolframs originellem Dichtergeiſt. Ich finde die häufig vernommene Klage über Wolframs Dunkelheit nicht zur Genüge begründet, ſo alt ſie auch iſt. Denn wenn ſein Antipode unter ſeinen Zeitgenoſſen ihm den ſpöttlichen Rath gibt, Ausleger mit ſeiner Mähre gehen zu laſſen, ſo erklärt ſich deſſen Abneigung leicht aus ſeiner ganz entgegengeſetzten Redeweiſe. Wie mit Pflicht und Leben treibt der Dichter des Triſtan ein gewandtes Spiel mit der Sprache, und ſein leicht faßlicher Gedanke zieht in breitem, klarem Redeſtrome maleriſch einher; lieber wendet er einen Begriff in zehnerlei Variationen, als daß er dem Leſer die unluſtige Nothwendigkeit des Denkens auferlegt; Wolframs Schreibart dagegen iſt knapp und läßt zu eigenen Gedanken noch mancherlei Spielraum offen. Wie Viele mag ſchon der dunkle Eingang des Parzival von weiterem Eindringen abgeſchreckt haben! Beſonders ſind es ferner ſeine wenn auch bezeichnenden, doch oft ſeltſamen Bilder und Vergleiche, welche das weit Auseinanderliegende häufig mit einem Anfluge von Ironie zuſammenfaſſen, und an launiger Uebertreibung ein ſichtliches Behagen finden, was ihm in den Augen des ungewohnten Leſers einen minder wohlgefälligen Anſtrich leiht.

Um die Sache mit einigen Beiſpielen klar zu machen, ſo klingt es gewiß barock, wenn er ſagt: ihrer Freuden Klinge brach mitten im Hefte entzwei für: ihre ganze Freude war dahin; ſein Traum wurde ihm um den Saum mit Schwertſchlägen geſteppt (245, 9) für: er träumte von Schwertſchlägen; oder: die müde Sonne hatte ihren lichten Blick hin

zu ihr geleſen (32, 24) für: es war Abend geworden. Der Ausdruck: wenn ein Teufel ſo den Preis behalten hätte an kühnen Helden, für Zucker äßen ihn die Frauen (50, 12); der Vergleich von Antikonies ſchlankem Wuchſe mit einem Haſen am Bratſpieße (409, 26) ſind burleske Wendungen, welche unvermerkt übergehen in ſeine beliebte Manier zu ſpotten, über die er ſelbſt einmal als über ſeine alte ſchlimme Gewohnheit Klage führt (487, 12). Ebendahin gehören namentlich auch ſeine abſichtlichen Uebertreibungen, z. B. Frau Herzeleide gab einen Schein, daß, wenn die Kerzen erloſchen wären, doch von ihr Licht genug da wäre (84, 13); aus Jeſchutens rothem Mund hätte man wohl Feuer geſchlagen (257, 20); die Schwärze der Belakane ſah Gahmuret für die Sonne an (91, 6); bei einer Hochzeit des Königs Artus waren ſo viele Zelte, als der Speſſart Stämme hat (216, 20).

Solche ironiſche Behandlung des Stoffes, welche unſerm Wolfram unfreiwillig überkommt, bei Arioſt zur hellen Abſichtlichkeit wird, bei Cervantes endlich in offene Satire gegen die Rittergeſchichten umſchlägt, beruht, wie bereits Gervinus bemerkt (Geſch. d. d. Nationalp. I. 424; 435), auf der Thatſache, daß die Dichtkunſt in Wolfram zuerſt auf dem Wendepunkt ſteht zwiſchen der ſinnlichen Weiſe der Alten und der geiſtigen der neuen Zeit. Darum geht unſer Dichter auch neben ſeiner Erzählung, die er in ſchlichter Weiſe für wahren Bericht nimmt (338, 17), als Kritiker und theilnehmender Zuhörer einher, und unterbricht ſie bei jedem bedeutenden Anlaß mit ernſtgemeinten oder ſcherzhaften Bemerkungen. Wehe, ruft er aus, als Herzeleide Nachricht von ihres Mannes Tod erhält, daß Güte ſolchen Kummer trägt,

und immer Treue Jammer regt! Alſo führt die Menſchheit: heute Freude, morgen Leid (103, 20). Und wäre ihm aller Frauen Haß bereit, es würde ihn dennoch Frau Jeſchutens Leid mühen, deren bloßen Leib er für manches wohlgekleidete Weib nähme (137, 29; 251, 31). Wie er ſeinen tölpiſchen jungen Helden zu Artus führt, richtet er an Hartmann von der Aue, den berühmten höfiſchen Dichter dieſes Kreiſes, die Bitte, jenen vor Spott zu hüten (143, 21); mit dem vom Pferde gefällten Segramors möchte er nicht im Schnee liegen (289, 9); den vielgeſcholtenen Seneſchall Keie vertheidigt er als einen getreuen, tapfern Mann, deſſen Ruf nur ſchlechte Leute, die jener nicht an ſeines Herrn Hofe geduldet, verunglimpft hätten (306, 13); den verrätheriſchen Ueberfall von Seiten des Königs Vergulacht dagegen mag er in keiner Weiſe beſchönigen (410). Gern holte er von des pilgernden Ritters Töchtern, die Parzival im Walde begegneten, einen Kuß der Sühne, wenn er etwas an ihnen zu rächen hätte (450, 1); als Condwiramours zu Repanſe tritt, da bedauert er es, daß er nicht ſtatt der Reiſemüden die Arbeit übernehmen darf, deren rothen Mund mit Küſſen in Noth zu bringen (807, 5). Und zwiſchen den Hunderten von kleinen perſönlichen Bemerkungen erlaubt er ſich an geeigneten Stellen auch längere reflectirende Abſchweifungen, in welchen ſein gediegener Charakter am liebenswürdigſten zu Tage kommt; z. B. wenn er über die alte Untreue der Frau Minne klagt, die ſchon manches Weib um ihren Preis gebracht, und manchen Herrn an ſeinem Mann und manchen Freund an ſeinem Geſellen zum Verrathe getrieben (291, 1 ff); und wenn er rechte Minne nur mit wahrer Treue vereinbar findet (532, 10), dagegen die

bequeme Lehre von Amors blind treffenden Geschossen zurückweist; so spricht sich in diesen Urtheilen derselbe sittliche Ernst aus, der ihn hin und wieder satirische Blicke auf die lockern Grundsätze seines Jahrhunderts werfen, ja auch der Frauen Preis „theilen“ und der unwerthen spotten heißt (z. B. 117, 5 ff; 167, 27; 201, 21 ff). Zu ungünstiger Betrachtung der Gegenwart gab ihm natürlich die ideale Höhe seiner Personen vielfachen Anlaß, gegen die das Treiben der Wirklichkeit um so unerfreulicher abstach, als jene Gestalten den nehmlichen Lebenskreisen entnommen schienen. Denn das hat er mit allen Dichtern seiner Zeit gemein, daß er die Sitten der Fremde wie der Vorzeit völlig nach seiner Umgebung modelt. Ein treues, farbenreiches Gemälde der höhern Stände im dreizehnten Jahrhundert ließe sich mühelos aus Parzival zusammenstellen; man brauchte nicht einmal den Hof der Mohrenkönigin oder den Califen von Bagdad auszuschließen: es sind in ihrem Gebahren lauter deutsche Ritter und Edelfrauen, welche hier eine Zugabe von Pracht und Reichthum, dort von ungefälschter Tugend haben. Die treue Anhänglichkeit Belakanens an den entwichenen Gatten, Herzeleidens rührende Mutterliebe, der Vaterschmerz des alten ritterlichen Gurnemanz, die hochherzige Vasallentreue des Fürsten Lyppaut, Trevrezents, des edlen Büßers, tiefe Frömmigkeit, Sigunens reuerfüllte Gramgestalt, Gawans höfisch abgeschliffene und gleichwohl warmfühlende, für Freundschaft und Liebe empfängliche, an Manneswort haltende, für Ritterthat und Ehre glühende, in schlichtem Gottvertrauen ruhende Persönlichkeit, und neben diesem die gutherzige Dankbarkeit des schlichten Fährmanns und seiner lieblichen Tochter Bene, Itonjes herzlich ergebe-

ner Dienerin, der brave Naturmenſch Feireſiß — und was noch ſonſt für ſprechende Charaktere auf den Schauplatz treten, an denen unſer Dichterwerk einen preiswürdigen Reichthum hat, von dem Hauptheldeu gar nicht zu ſprechen, deſſen Entwicklungsgeſchichte die Hauptſumme der ganzen Dichtung ausmacht, — ſie alle ſind ſo verſchieden von einander, und doch verwandt durch den unverkennbaren Familienzug deutſchen Weſens. Wenn Sie dieſe Bemerkungen, welche ich bisher andeutungsweiſe — denn jeder dieſer Punkte verſtattete eine umfaſſende Ausführung — über Sprache und Darſtellung, über Zeichnung und Colorit unſres Dichters vortrug, zuſammenfaſſen wollen, ſo werden Sie, wenn auch Kiots Verluſt eine Vergleichung unmöglich macht, über die Originalität Wolframs nicht weiter in Zweifel ſein.

Doch nicht Form und Darſtellung allein macht den Werth einer poetiſchen Arbeit aus, ſo ſehr auch der einſichtige Beurtheiler gerade auf ſie ſein Hauptaugenmerk richtet; die große Welt läßt ſich vom Inhalt beherrſchen, und mit vollem Rechte wird Lob oder Tadel einem Dichter in reichem Maße zugemeſſen, daß er Genie und Lebenskraft einem würdigen oder verächtlichen Gegenſtande zugewandt habe. Es gibt gewiſſe Stoffe, welche Jahrhunderte lang einen bewältigenden Einfluß übten, und durch mancherlei Völker, gekleidet in deren Nationalcoſtüm, hindurchwanderten. Die Quelle, die hier luſtig dem Tag entgegenſprudelt, erhält ihren verborgenen Zufluß von fernen Bergen. Wer kann die einzelnen Rinnſale bis zu ihren unſcheinbaren Anfängen hinauf verfolgen? wer die verſteckten Ciſternen und Läuterungsanſtalten belauſchen, wo die Waſſertropfen ſich ſammeln und reinigen müſſen, bis ſie als lebendiger Born den Rei-

ſenden laben? Wie iſt die Sage vom heiligen Gral, von Parzival und vom König Artus, zu welchen ahndungsvoll und thatluſtig die europäiſche Ritterſchaft aufblickte, entſtanden? Wie hat ſie ſich zu ſolcher Glorie emporgehoben? Da verweiſt uns Wolfram auf eine arabiſche Schrift eines weiſen, naturkundigen Mannes (Fiſion*) Flegetanis, der ein Muhamedaner (Heide) vom Vater her, von der Mutter aus Salomons Geſchlechte, in den Sternen von einem Ding geleſen habe, das der Gral hieß. Eine Schaar, ſo meldete der Heide, ließ ihn auf der Erde und fuhr wieder auf über die Sterne, vielleicht daß ihre Unſchuld ſie dahin zurückzog; ſeitdem müſſen Chriſten (getaufte Frucht) ſein pflegen mit keuſcher Zucht. Die Menſchheit iſt immer werth, die zu dem Grale gerufen wird. Alſo habe Flegetanis geſchrieben, deſſen Buch der Provençale Kiot zu Toledo verworfen gefunden. Nun habe dieſer in mancherlei Chroniken nach einem Volke geſucht, welches den Gral gepflegt hätte, und zu Anjou das ganze Geſchlecht der Gralskönige gefunden (455). So fabelhaft dieſe Nachricht klingt, ſo weiſt ſie uns doch auf das nördliche und mittlere Spanien und das ſüdliche Frankreich als das Gebiet der Gralsſage hin. Auch die Namen der Reiche und Oertlichkeiten, welche zu den Trägern der Handlung gehören, liegen in dieſem Kreiſe, ſo verſchoben auch oft die geographiſche Lage und ſo dunkel zuweilen die Bezeichnung iſt; und Monſalväſche ſelbſt, der verborgene Berg, für den wir freilich eben um ſeiner Ver-

*) Derſelbe fiſion (453, 25) überſetzt Simrock irrthümlicher Weiſe »hatte manche Viſion«; ein fiſion iſt ein in der fiſike oder Naturkunde erfahrener Mann.

borgenheit willen keine wirkliche Localität*) aufſuchen dürfen, iſt unzweifelhaft in Nordſpaniens ausgedehnten Waldgebirgen zu denken. Dort ſpendet der köſtliche Stein ſeine göttlichen Segnungen und verleiht ſeinem Könige die Herrſchaft über alle zahmen und wilden Geſchöpfe der Erde (252, 5). Das ganze Mittelalter glaubte nicht nur an den Einfluß der Sterne, ſondern auch an die damit eng verbundene Kraft der Steine. Dieſen Glauben muß man ſich gegenwärtig erhalten, um die über des Grales Eigenſchaft erzählte Mähre nicht unwahrſcheinlich zu finden. Es iſt ein durch Engelſchaaren vom Himmel gebrachter, von Gott berufener Chriſtenheit übergebener, durch die himmliſche Oblate geſpeiſter, durch den Leib Chriſti mit dieſem ſelbſt in ſichtlicher Berührung gehaltener Stein: wie ſollte ein ſolcher nicht auch ſeine Schaar mit Nahrung und Trank zu erquicken, ihre Leiden zu mindern, ihre Geſtalt zu verſchönern, ihr Leben zu friſten im Stande ſein? Zwar die natürlichen Wirkungen der Zeit und des Alters kann er nicht beſeitigen, kann die Seinigen nicht in Götter wandeln: der alte Titurel iſt vom Podagra ans Lager gefeſſelt; zwar die Folgen der Sünde kann er nicht aufheben: Anfortas, der Gottes Verbote zum Trotz weltlicher Liebe nachjagte, trägt am Leibe die ſchmerzvolle Wunde; aber jener iſt doch der ſchönſte alte Mann, und dieſem verringert des Grales Anblick ſeine Qualen.

Indeß weder der äußere Farbenglanz, den dieſe Sage zuließ, noch ihre bei allem wunderbaren Scheine für jene

*) Alſo auch nicht San Salvado und Salvaterre, welches der kenne, der nach Gallizien reiſe, wie der Titurel will.

Zeiten vorhandene Glaubwürdigkeit erklärt ihre rasche, weite und langandauernde Verbreitung. Es ist ihr Wesen selbst, was sie der Christenwelt anempfahl, was deren Seelen erregte und durchschütterte. Alle poetischen Stoffe, die einen Keim zu weiterer Entwicklung und also lange Lebensfähigkeit haben, enthalten eine innere Symbolik, die weder der erste Erzähler noch mancher seiner Nachfolger geahndet zu haben braucht, einen Gedanken, der als Seele verborgen in ihnen waltet und ihrer Erscheinung selbst seinen Charakter aufprägt. So durchlaufen diese Stoffe ein dem menschlichen ähnliches Dasein, vom überwiegenden Körperleben an durchs ideen- und thatenkräftige Mannesalter, und sterben am Ende, wenn nicht ein Sturm der Geschichte sie früher hinweggeführt, greisenhaft in verständiger aber schwacher und starrer Allegorie ab. Erinnern Sie sich der Faustsage, damit ich ein Beispiel statt vieler erwähne. Faust war ursprünglich der Schwarzkünstler aus Kundlingen, der unzufrieden mit dem Maße menschlicher Kraft, Einsicht und Glückseligkeit mit dem Teufel ein Bündniß schloß. Aber in dieser Persönlichkeit kam bald die Fülle der Qualen zur Erscheinung, welche jedes unnatürliche Ueberspringen unserer Schranken im Gefolge hat. Faust ward zum Symbole übermenschlichen und doch uns alle anwandelnden Gelüstens, blieb aber bei alledem der bekannte Doctor, bis der alternde Göthe im zweiten Theile ihn seiner Persönlichkeit entkleidete und den Volksmann zum allegorischen Schemen machte.

So enthält nun auch die Sage vom Gral eine keineswegs fernliegende, vielmehr schon bei Wolfram genugsam hervortretende Bedeutung. Es bedarf hiezu gar nicht der Ausführungen Anderer, die den Gral als die Schüssel be-

zeichnen, aus welcher der Heiland mit seinen Jüngern das Abendmahl genossen und in welche Joseph von Arimathia das aus dem göttlichen Leichnam fließende Blut aufgefangen habe, — Ausführungen, die im Widerspruch stehen mit ihrer eignen Angabe, daß Engel ihn dem Titurel vom Himmel gebracht. Weit seltsamer noch klingt die Nachricht, der Gral sei gemacht aus einem Steine, der aus Luzifers Krone sprang, als dieser von Gott hinabgeworfen wurde zur Hölle. Einen Stein aus des hochmüthigen Geistes Krone sollte Gott solcher Gnadenwirkung gewürdigt haben? Wie sinnig läßt dagegen Wolfram den mystischen Stein in ungewissem Halbdunkel! Die Berufenen sehen und kennen ihn und empfinden seine Kraft und kämpfen für ihn den Kampf auf Tod und Leben. Soll ich sie enthüllen, oder springt sie von selbst in die Augen, die Symbolik des göttlichen Steines, der vom Himmel gesandt, den Seinen im Glück des Paradieses Genuß, im Leiden Trost und Linderung schafft; der unsichtbar dem Ungetauften und nur den Händen der Unschuld tragbar ist; der seine Diener und Dienerinnen schon in der Kindheit wählt, die Glücklichen, die des Lebens volles Genüge und dereinst des Himmels Krone erlangen; der sich durch keines Menschen angestrengtes Forschen auffinden und durch keines Helden eigenwillige Kraft erstreiten läßt, sondern nur die Berufenen aufnimmt? Parzival, der thörichte Jüngling, sieht mit eigenen Augen all den Zauberglanz sich ausbreiten und all die unsägliche Trübsal, die des Steines Kraft mildert: er fragt nicht darnach; Zweifel, ja Verzweiflung heftet sich seitdem an seine Ferſen; mühseliger Kampf und ungestilltes Sehnen nach dem verlorenen Gute ist fortan sein Loos, bis er belehrt und geläutert des Glückes wür-

dig erkannt wird, das er in unwiſſender Jugend verſcherzte. Unſrem Dichter kann ſie unmöglich verborgen geweſen ſein, des Grales ſymboliſche Deutung; zu ſprechend, zu kennbar ſind ihre Züge, zu ernſt und würdig der Ton, in welchem er das Myſterium zu behandeln pflegt: der chriſtliche Glaube mit ſeinen Segnungen iſt die magnetiſche Kraft, die in dem heiligen Stein als Seele waltet, und in jenen Jahrhunderten, in welchen die Chriſtenwelt noch inbrünſtig vor dem Kreuze kniete, die Herzen nach dieſer Dichtung zog.

Auf uns Spätlinge allerdings, in denen der Chriſtenglaube zerſetzt durch kritiſche, hiſtoriſche und philoſophiſche Forſchungen eine abgeſchwächte Wirkung äußert; auf uns Proteſtanten namentlich, die wir durch unſre nüchterne Art des Gottesdienſtes faſt aller religiöſen Symbolik entwöhnt ſind, üben die Wunder des Grals nicht mehr jenen weihrauchduftigen Zauber aus. Für uns überkluge Leute, die ſo gerne ſubjectiv erklären und pſychologiſch entwickeln, bildet den Hauptreiz die Entwicklungsgeſchichte Parzivals, ſo ſehr auch ihr Ergebniß den gangbaren Vorſtellungen über die Macht der Erziehung zuwiderläuft. Wir pflegen in unſerer Weisheit anzunehmen, wir könnten den weichen Thon der Jugend in eine beliebige Form kneten, und werfen, mit deutſcher Gründlichkeit der erſten Urſache nachforſchend, die Schuld für alle Unarten der Zeit am liebſten auf die verwahrloſten Schulen. Wenn man in dieſen, meinen wir, den gefährlichen Ideen keinen Zugang verſtattete, ſo würde die nächſte Generation vor der unſeligen Wirkung des Unglaubens und Ungehorſams bewahrt bleiben. Gleichen wir nicht der Mutter Herzeleide, deren Vernunft, von

Jammer umflort, das Unausführbare ihres Unternehmens gar nicht gewahr wird, als sie mit ihrem kleinen Lieblinge in die Einöde flüchtet, um ihn der todtdrohenden Ansteckung der Zeitideen zu entziehen? Aber Vaters Art entfaltete sich von selbst in dem Knaben, und die Ritterwelt brauchte nur in einer glänzenden Erscheinung vorüberzustreifen, so lag das ganze Kunstwerk weiblicher Sorglichkeit in Trümmern. Händeringend läuft die Bekümmerte dem Scheidenden nach, verzweifelnd stirbt sie dahin, indeß der Jüngling in unklarem, aber sicherem Drange durch Irrthum, Gefahr und Arbeit nach seiner Bestimmung reitet. Den Bildungsgang des jungen Parzival hat der Dichter mit so staunenswerther Sicherheit, mit so lebensvoller Wahrheit, mit so augenfälliger Richtigkeit, und dabei so einfach, so kindlich, so naiv dargestellt, daß diese ganze Seite des Gedichts zu dem Besten gehört, was je der Menschengeist geschaffen hat. Mit Vorliebe wandten sich stets die Leser den ersten kindlichen Aeußerungen seines ritterlichen Wesens zu. Und man kann auch kaum einen tiefern Griff in die Natur des Menschenherzens thun, als hier dem Dichter gelungen ist. Vom Vogelgesang schwillt dem Kleinen sein Brüstlein an, und nicht eher geht er nach Hause vom Bad in der Quelle, bis ihm der leichtbeflügelte Sängerchor kindliche Thränen entlockt hat. Wie spricht aus diesem einzigen Zuge das sentimentale Naturgefühl, von welchem die lyrischen Gedichte der ritterlichen Dichter überfließen! Das erkennt die sorgliche Mutter gar wohl als ein Symptom, welches ihrem Erziehungsplan fremd ist; darum läßt sie die Vögel tödten, als käme ihn die sympathetisch weiche Stimmung einseitig von außen an. Auch in christlicher Frömmigkeit spiegelt sich das Ritterthum; da-

her hält sie zurück mit Erklärung von Religionsbegriffen, und gibt ihm erst dann eine nothdürftige Belehrung über göttliche Dinge, als das Gewissen ihr in unbewachter Stunde den Namen Gottes über die Lippen führt. Und wiederum verstärkt der Irrthum, den der thörichte Jüngling aus jener religiösen Unterweisung eingesogen, den bewältigenden Eindruck der neuen Ritterwelt. Der ritterlichen Anlage hatte die Jagd bisher Ersatz und Befriedigung gewährt; denn das einsame Umherstreifen in unwegsamen Wäldern so wie die Anstrengungen und Gefahren der Jägerei gleichen einigermassen dem mühseligen Ausreiten auf Thaten und Abenteuer, in welchem der junge Degen seine Kraft zu erproben hatte. Aber mit einem Male ist das Jagdvergnügen schal geworden, als sein wahrer Beruf in lebendiger Erscheinung vor ihm steht; ein Andrer mag nun die Hirsche des Waldes erlegen; er selbst muß fort an den Hof des Königs, der Ritterschaft geben kann. — Aber nicht minder richtig und schön als dieser erste vielbeliebte Abschnitt von Parzivals Kindheit ist sein Lehrcursus in der Schule der Welt. In allen nützlichen und schönen Künsten der Gesellschaft unterrichtet, weiß sich Gottfrieds Tristan durch bewußte Ueberlegenheit und Routine die Herzen aufzuschließen: Parzival bringt nichts mit als den Empfehlungsbrief der Schönheit und des Talentes, und die Natur allein gewinnt den Sieg über die äußern Hemmnisse. Gottes Kunst lag an seiner Gestalt; er war aller Männer Schöne ein Blumenkranz; der junge, werthe, süße, bartlose Mann glich einem blühenden Engel; wer ihn sah, lobte das Weib, das der Welt solche Frucht gegeben, und Niemand konnte ihm feind sein. Darum schadete es ihm auch nicht, daß er als der Dummheit Genosse mit Nar-

renkleidern angethan in die große Welt trat. Nur ein Seneschall, ein Ceremonienmeister, der mit einseitigem, äußerlichem Maßstabe den Menschen nach Kleid und Anstand mißt, vermag seiner zu spotten und die Jungfrau zu schlagen, die in sicherer Ahndung seines künftigen Werthes dem Jüngling Beifall gelächelt hat.

Angeborenes Talent braucht, um zur Fertigkeit zu reifen, nur kurzer Lehre. Gurnemanzens Unterricht bringt die ritterliche Natur zu wunderbar schneller Entfaltung. Wie die strotzenden Keime und Blüthenknospen, welche der rauhe Nachwinter lange zurückgehalten, nun mit einem Male von den warmen Sonnenstrahlen herausgelockt in üppiger Kraft sich um so herrlicher entfaltet haben: so ist der junge Held aus einem scheinbaren Tölpel ohne mühselige Umwege zu dem geworden, worauf sein Wesen angelegt war, und liefert nun am Ziel seines Jünglingsalters einen Beleg zu dem auch in der wirklichen Lebensgeschichte berühmter Menschen häufig bewährten Satze: daß es verwegene Thorheit ist, entschiedene Anlage unterdrücken und den Pfad des Genies mit Hindernissen verbauen zu wollen. Dieser Gedanke aber läßt über das biographische Interesse hinaus noch einen Fernblick zu in die Völkergeschichte, bei deren Betrachtung uns in der trübseligen Gegenwart eine tröstliche Lehre gar wohl zu Statten kommt. Auch ganze Nationen erfüllt ein dunkler Drang nach einer Bestimmung, und ein Volk ist für die Weltgeschichte ein Individuum. Umsonst müht sich mit beschränkter Vorsorge die Mutter, das Gebot des höchsten Gottes zu wenden, und läßt die freien Sänger würgen und fahen, deren Stimme die verborgene Sehnsucht zur Flamme facht. Göttlicher Mahnruf der Natur weist die Bahn und

innerer Inſtinct erwirbt ſiegreich die Obmacht über menſchliche, künſtlich gebaute Hemmungen.

In Handhabung von Roß und Waffen wohlgeübt, mit guten Grundſätzen betraut, verläßt der ſchnellgereifte Parzival ſeinen väterlichen Freund als ein ganz anderer, als er ihn gefunden hatte. Der Jüngling iſt zum Manne geworden; der tapfere und edle verdient die Liebe, die ihm die ſchönſte, reinſte und lieblichſte der Frauen dankbar entgegenträgt. Derſelbe ſichere Trieb, der in dem Lebenslaufe Parzivals thätig war, führt das unſchuldige Paar in Minne zuſammen, den reinen Jüngling und die reine Jungfrau, deren weibliche Tugend ſich bisher ſchon in Noth und Mangel bewährt hat. Des Weibes Seelenſchöne erblüht vor Allem im Gewähren und Verſagen der Liebe. Der Stimme des Herzens, die Verwandtes zu Verwandtem führt, unbeirrt von äußern Einflüſſen zu lauſchen, dem göttlichen Zuge unbeſtochen durch lockenden Genuß, ungeſchreckt durch drohende Gefahr zu folgen, iſt für des Weibes erregbare Seele kein geringeres Heldenthum, als das männliche, das ſich im ernſten Waffenſpiel mißt. Des mächtigen Bewerbers Hand hat Condwiramours ſtandhaft zurückgewieſen; den Hunger der Belagerung erträgt ſie gelaſſen und theilt mit den Bürgern den letzten Biſſen Brod; lieber will ſie durch einen Sprung vom Thurme ihr Leben enden, ehe ſie freien läßt, wo ſie nicht lieben kann; — und Parzival, dem unbekannten Jüngling, ergibt ſie ſich wehrlos; ſicher bauend auf ſeine Kraft, ſicher ruhend in ſeinem Edelſinn, eilt die Schutzflehende in ſeine Kammer, und die Liebe findet Erhörung, Erlöſung und des Glückes Vollgenuß. Fortan kann die Herzen der Vermählten, die ſich wahrhaft angehören, keine Tren-

nung mehr scheiden; in allen Kämpfen um ein hohes Ziel begleitet den Mann der sehnsuchtsvolle Gedanke an die süße Gattin, stimmt ihn zu frommen Gefühlen, bezwingt ihn bis zur weltvergessenden Melancholie, hält ihn aufrecht in der unseligen Zeit des Zweifels und der Gottverlassenheit, lehrt ihn stolz die zudringliche Werbung der Schönheit verschmähen, jagt ihn wehmüthig aus dem Kreise harmlos glücklichen Frohsinns, und die Wiedervereinigung am Ziele seiner Prüfung macht ihm erst das höchste Glück genießenswerth. Und die Gattin unterdeß? Mit mütterlicher Sorgfalt wartet sie der Kleinen und erharret ruhig und ohne Zweifel an seiner Treue des Theuren Rückkehr; und wie nun der Stillersehnte wieder vor ihr steht, da hängt sie entzückt ihm am Halse. Des besten Mannes Liebewerben, zeigt Parzivals Beispiel, flattert nicht unstät von Blume zu Blume, sondern hält mit unwandelbarer Beständigkeit und Hingebung fest, was er einmal erkoren, als den schönen Stern, der das Leben seiner Gemüthswelt regiert.

Aber warum verließ nun Parzival seine Condwiramours, statt des Hauses Frieden zu genießen? War es des Vaters unruhiger Geist, der sich im Sohne wiederholte? Allerdings, doch nur in so weit, als diese Unruhe gerechtfertigt ist. Es ist einmal die Ordnung der Welt, des Mannes Triebe reichen weiter als Haus und Familie. Jeder Begabtere empfindet ein stilles Unbehagen an der blos vegetativen Seite menschlichen Daseins; er will hinaus aus dem stillen Pflanzenleben, einen Spielplatz für ein freies Wirken zu suchen, sei es nun, daß dessen Erfolg ihm und den Seinigen oder der Gesammtheit zu Gute kommen soll. Er stickt das einfarbige Gewebe des Familienlebens mit bunten Fäden, daß sich aus

dem matten Grunde allerlei verſchlungene Blumengewinde erheben; er ſchlägt auf dem grünenden Wiesgrunde der Natur ſein Gezelt auf, daß ein ſelbſtändiges Walten des Menſchengeiſtes ſichtbar werde. So ſcheidet denn Parzival von der geliebten Gattin, weniger um ſeine Mutter aufzuſuchen, ein Nebenzweck, den er ſich mehr nur vorſpiegelt und gar bald aus den Augen verliert, als um dem Zuge nachzugehen nach entſprechender Uebung ſeiner Manneskraft. Er iſt ja ein geborener Ritter, wie ſollte er zu Hauſe verliegen? Aber ſobald nun ſein unbeſtimmtes Verlangen ſichere Geſtalt gewonnen hat, ſobald ihm das höchſte Ziel menſchlichen Ringens vor das Auge und Bewußtſein getreten iſt, da hört er nicht auf ihm nachzujagen, da ſetzt er ſein Alles ein, bis er ſich deſſen werth gemacht. Und flüſtert ihm auch die unüberwindliche Sehnſucht nach Condwiramours zu: Kehre um, die Verlaſſene zu tröſten und dein eigenes Verlangen durch der Holden Anblick zu ſtillen; und verläßt ihn auch auf langer Irrfahrt der ſtärkende Glaube an den Allhelfer, der ja doch ſeinem reinen Streben nicht helfen mag; und macht ihn auch des frommen Weiſen wohlgemeintes Schelten irre an der Ausführbarkeit ſeines Vorhabens: — bei alledem hält er ſtandhaft an ſeinem Vorſatze, nöthigt ſelbſt die Unberufenen, die ſeine Hand bezwungen, einzugehen in ſeinen Willen, zieht unbekümmert um reizende Parthien, die zur Seite locken, dem einmal eingeſchlagenen Pfade nach, ſtiehlt ſich melancholiſch über das Scheitern ſeines Wunſches, den er gleichwohl nicht laſſen kann, aus dem Kreiſe der Fröhlichen, trägt zum Schluß noch die höchſte Arbeit und den tiefſten Schmerz, den Kampf mit Freund und Bruder: und ſiehe da, nun er hat errungen, was er geſucht, zwar nicht durch

eigene Kraft, ſondern durch göttliche Gnade: aber die Gnade Gottes hat ihr Füllhorn eben doch über den ausgegoſſen, der ſein Leben, wenn auch in irriger Vorausſetzung über die Größe ſeiner Mittel, beharrlich an das Höchſte geſetzt hat. Parzival, der Fauſt des Ritterſtandes, der „immer ſtrebend ſich bemüht," iſt von der Tantalusqual ungeſtillten Verlangens durch die Theilnahme der himmliſchen Liebe und freie Gewähr des langgeſuchten Gutes endlich erlöſt worden. So ſtellt ſich in dem Entwicklungs- und Lebensgange des Mannes, welcher der Mittelpunkt der ganzen Erzählung iſt, zur Beruhigung aller wahrhaft Strebſamen die Erfahrung dar, nicht allein daß entſchiedene Anlage über äußere Hemmniſſe Siegerin wird, ſondern auch, daß die an ein edles Ziel geſetzte Kraft endlich ihren Lohn findet.

Der Strebende zieht durch die bekannten Syſteme des Weltlaufs cometenartig hinaus ſeine eigenen Bahnen; eine Zeit lang ſcheint er, als ein ſchöner Stern bemerkbar, unter den andern zu weilen, aber bald hat er die Planetenkreiſe durchſchnitten und iſt fortgewandelt in die dunkeln fernen Himmelsräume. So erſcheint Parzival am Hofe des Königs Artus; aber die fürſtliche Sonne der Ritterſchaft, die zuerſt ihn mächtig angezogen, vermag ſeinen Weg nicht zu runden zum einförmigen Zirkeltanz. Artus, der maienhafte Mann, wie mit feiner Ironie unſer Dichter ſagt (281, 16), bei dem alles, was man je von ihm ſprach, um Pfingſten oder in des Maien Blumenzeit geſchah, dem man ſo viele ſüße Luft gegeben, iſt mit ſeiner glänzenden Hofhaltung das romantiſche Ideal des weltlichen Ritterthums. Die geſchichtliche Unterſuchung, wie dieſer altbrittiſche König, welcher die Unabhängigkeit ſeines Volkes gegen die ſieg-

reiche Uebermacht der Sachſen vertheidigte, allmählich zu ſolcher Bedeutung kam, mit ſeiner Tafelrunde der Beherrſcher großer Sagenkreiſe zu werden, kann uns hier von keinem Belange ſein. Eben ſo gleichgültig gehen wir an der Frage vorüber, wer zum erſten Male die Artusſage mit der ihr urſprünglich völlig fremden Mähre vom Grale in Verbindung geſetzt haben mag. In unſerer Dichtung iſt dieſe Vereinigung, der ſymboliſchen Bedeutung des Ganzen entſprechend, eine rein äußerliche, nur durch die Perſon des Hauptheldeu vermittelte, ein Nebeneinander zweier Gegenſätze, welche in ſich ſelber keinen Berührungspunkt haben. Die Spätern aber, welche Artus und ſeine Ritterſchaft mit dem Grale in Zuſammenhang, ſei es auch nur in den des ungeſtillten Verlangens, brachten, haben den tiefen Sinn, welcher in jener Gegenüberſtellung liegt, nicht mehr geahndet und in ihrem Bemühen, auch das Widerſtrebende zu ſammeln und auf ihren Liebling jegliche Herrlichkeit zu häufen, die zunehmende Barbarei ihres Zeitalters verrathen. König Artus iſt Repräſentant des Ritterthums in ſeiner äußern würdigen und glänzenden Darſtellung, des Ritterthums, welches in behaglicher Freude an Waffen und Schmuck, an Feſten und Kämpfen, an Frauendank und Minnedienſt ſein Genüge findet und Muth, Zucht und Ehrenhaftigkeit von ſeinen Genoſſen fordert. Die Blüthe der Ritterſchaft umgibt zum Kranze verbunden den weiſen, milden und thatenfrohen König, dem ein kräftig bewegtes Leben des Mannes Ziel und Hochgenuß dünkt, alſo daß er keine gemeinſame Tafel halten mag des Tages, an welchem Frau Aventiure ſeinen Hof vermied (309, 6). Wohl gibt es anerkanntermaßen keine höhere Ehre, als von dieſem Kaiſer Max der

Sage seiner Gesellschaft gewürdigt zu werden, bei welchem Frau Welt ihre besten Männer und ihre minniglichsten Frauen versammelt hat. Da wechseln die Proben männlicher Kühnheit und Tüchtigkeit mit dem zarten Spiele der Liebe, da waltet höfischer Sinn und wehrt jedem Ausbruche ungefüger Rohheit, und durch das bunte Gewühl des überreichen Hoflagers zieht der Geist des Gehorsams seine heilsamen Schranken. Kein Ritter darf sich eigenwillig auf Abenteuer vom Heere entfernen, damit das Ganze in Kraft bestehe, und Urians frevelhafter Angriff auf die schwache Unschuld wäre durch Hängen des Uebelthäters bestraft worden, wenn nicht besondere Fürbitte eine Begnadigung zum monatlangen Essen aus dem Hundetrog für ihn ausgewirkt hätte. Und dennoch möchte der Dichter mit der eigenen Gattin nicht in solchem Getümmel weilen; denn kein Gebot schützt vor schmeichelnder Verführung; der flüchtigen Minne freundliche Tändeleien beglücken das Leben, und der Gelegenheit verschwiegene Gunst zu genießen bringt keine Unehre. — Aus diesem glänzenden Kreise führt unsre Dichtung besonders Einen in den Vordergrund und entrollt in vielen Gemälden seiner Abenteuer den Character von Artus Ritterschaft. Herr Gawan, des Königs Neffe, den dieser von Kind auf erzogen hat, tritt hier vor Andern, deren Thaten in andern Dichterwerken vielfach verherrlicht wurden, so entschieden hervor, daß neben ihm kein Zweiter bestehen kann. Denn Gawan ist gerade der Charakter, an welchem sich die Bedeutung der Tafelrunde für unsere Dichtung am sprechendsten abdrückt: Gawan ist männlichen Muthes, eben so tapfer als besonnen, gelassen und freundlich; nicht rennt er wie die Andern mit blinder Feindschaft auf Parzival an, als dieser, durch den

Zauber der Blutstropfen in Besinnungslosigkeit versetzt, mit erhobener Lanze auf dem Felde steht; ohne Schwert und Sporn reitet er hinaus, entbietet dem Unbekannten seinen Gruß, und bedeckt mit einem Tuch die drei Mahle, eingedenk der eigenen einstigen Liebesnoth. Er ist religiös, von nie wankendem Gottvertrauen, wünscht seinem Freunde Parzival wie sich selbst, da beide nach verschiedenen gefahrvollen Wegen aus Artus Lager scheiden, Glück und Hilfe von Gott bei ihren Unternehmungen, und fleht getrost zum Höchsten im Augenblicke der Todesgefahr. Er ist ein Mann von Wort und Ehre, achtet nicht des weiten Wegs nach Schamfanzon, sich der Ausforderung seines Gegners zu stellen. Er ist großmüthig und hochherzig, macht den Liebesboten des stolzen Gramoflanz, der ihm den Kampf angetragen, bei der eignen Schwester. Er ist ein edler Retter der Hilfsbedürftigen und Schwachen, gibt den Bitten der kleinen Obilot nach, ihren Vater zu schirmen, und löst unter großen Gefahren die Noth der Gefangenen auf Clinschors Zauberschlosse. Er ist von höfisch feinen Sitten, entschuldigt sich bei den Frauen, wie er verwundet aus seiner Ohnmacht erwacht. Herr Gawan ist mit einem Worte ein Mann, der den strengsten Forderungen der Gesellschaft entspricht: und gleichwohl hat er keinen Anspruch auf den Ehrenkranz; denn es fehlt ihm die sittlich-religiöse Tiefe des Charakters und jene Innerlichkeit des Gemüths, die nach dem Idealen ringt. Ihm würde es nie in den Sinn gekommen sein nach dem Grale zu suchen, verliert er doch die unfreiwillig übernommene Verpflichtung gar bald aus dem Gedächtniß; dagegen müht er sich in Liebesqual um die Gunst der stolzen und coquetten Schönheit, in deren Dienste

einſt Anfortas ſeine ſchmerzhafte Wunde davongetragen, und duldet in Langmuth den unverdienten Hohn, den ſie ſeinen Bemühungen entgegenſetzt. Sein Herz iſt für Minne entzündlich und doch dabei wankelmüthig. Kaum hat er die ſchöne Antikonie geſehen, ſo macht er ihr zudringliche Anträge; kaum wird er Orgeluſe gewahr, ſo brennt er in hellauflodernder Flamme; ja ſelbſt zu jenen Liebeständeleien mit einem Kinde läßt ſich der wehrhafte Mann herab, die im ſpielenden Geſchmacke des Jahrhunderts waren. So wenig ihm jemals religiöſe Zweifel aufſteigen, ſo wenig wäre er fähig ſie in Buße und Demuth zu bekämpfen und 14 Tage des Klausners ſtrenger Mahnung zu lauſchen. Er hätte dieſem aber auch ſchwerlich die Sehnſucht nach ſeiner Gattin als einen Hauptgrund ſeiner Trauer zu klagen gehabt; die lange Abweſenheit hätte ihm deren Bild aus dem Sinne gerückt oder die Trennung doch erträglich gemacht, und eine neue blendende Gegenwart ihn von einſamem Brüten fortgeriſſen zu froher Liebesluſt. Zwar auch Parzival tröſtet ſich über das Scheiden von Liaßen ſchnell genug durch Condwiramours minnereiche Gegenwart; indeß jene hatte ihn nur zufällig angezogen, wie den liebebedürftigen Jüngling jede Mädchengeſtalt; aber ſeitdem eine Liebe auf wahre Sympathie der Seelen gegründet ihn in ihren Bann genommen, läßt ſein Herz nimmer von der Treue.

So bildet alſo das geſellig fröhliche Treiben an Artus Hoflager einen entſchiedenen Gegenſatz zu Parzivals einſam traurigem Suchen und die heitre Darſtellung dieſer tüchtigen, praktiſchen Weltleute zu den Gemüthsqualen des unzufriedenen Zweiflers. Das Leben breitet ſich aus mit all ſeinem lockenden Glanze, und dennoch bietet es dem keine

Reize, der jenſeits der genuß- und thatenfrohen Wirklichkeit nach einem höhern Gute ringt. Bei alledem ſind Parzival und Gawan gute Freunde; denn auch die Weltlichkeit des letztern wächſt auf edlem Stamme; ſo wenig Parzival ein augenverdrehender Eremit, ſo wenig iſt Gawan ein leichtfertiger Genüßling; beide verbringen ihre Tage in redlicher Arbeit, aber wenn nun beide im Kampf aneinander ihre Kraft erproben, ſo iſt der Sieg dem beſchieden, deſſen Leben von der höhern Idee bewegt und getragen wird.

Aus dieſen Sagenelementen alſo vom Gral, von Parzival und vom König Artus iſt unſre Dichtung erbaut zu einem hohen Kunſtwerke im Geſchmacke der altdeutſchen Baukunſt, welche neben den Haupt- und Seitenſchiffen des Münſters auch für manche Nebenkapelle noch Platz hat. So gehört z. B. die Erzählung vom Zauberer Clinſchor keineswegs ſtreng zur Sache, ſo ſinnig und pſychologiſch richtig auch ihre Erfindung iſt; der kurze Bericht über Lohengrin am Schluſſe ſcheint aufzufordern zu weiterem Anbau; die halb geſchichtliche Nachricht endlich vom Prieſterkönig Johannes, dem Sohne des Feireſiß, der im fernen Oriente über Gläubige herrſcht, welche der Vater bekehrt hat, gibt einen troſtreichen Blick auf die weltüberwindende Macht des Chriſtenthums. Wie wir geneigt ſind nach Weſten zu ſchauen als dem Lande des Glücks und der Hoffnung, ſo ſuchte das Mittelalter ſein Paradies im fernen Oſten, nicht allein das Paradies der erſten Menſchen, ſondern auch das der Gegenwart und der Zukunft, das Land der Wunder, in welchem die Natur in neidloſer Fülle ihre Segnungen ſpendet, das Land der Unſchuld, in welches, wie nachher der Titurel dichtet, der Gral ſelbſt ſammt ſeinen Hütern

wegen der Sündhaftigkeit des Abendlandes gezogen ist. Unser Dichter hat diese weitern Mythen bei Seite gelassen, sei es, daß sie ihm selbst noch unbekannt waren, sei es weil ihm für sein bestimmtes Thema nichts auf die ferneren Geschicke des Grals ankam. Mag ihn immerhin der Verfasser des Titurel tadeln, als habe er die Geschichte nicht zu einem rechten Ende gebracht; der einsichtige Beurtheiler seiner Dichtung wird es in der Ordnung finden, daß seine Mähre abbricht, nachdem die Hauptfrage entschieden ist. Denn nicht über den Gral, seine Könige und Pfleger, seinen Ursprung und seine Schicksale sollte das Epos sich verbreiten, sondern vielmehr sich bestimmt beschränken auf die Stellung, welche Parzival in der Entwicklung seines Lebensganges zu dem himmlischen Kleinode einnimmt.

Auf diese Frage müssen sämmtliche Abschnitte bezogen werden, die sich dann in der That zu einem Bau von wunderbarer Einheit und Großartigkeit des Planes gestalten. Aus diesem Standpunkte betrachtet ist der Lebenslauf seines Vaters Gahmuret weit mehr, als eine müssige, weitläufige Einleitung, die etwa dem Geschmacke der Ritterromane zu Liebe die Schicksale der Aeltern der des Haupthelden in chronikenartiger Vollständigkeit voranschickt. Gahmuret, der Mann der That und des Abenteuers, repräsentirt den kriegerischen Sinn, die männliche Kraft und Tüchtigkeit, welche gleichvertheilt unter Christen und Heiden als der Hauptschmuck des Mannes gilt. Unbekümmert um den Unterschied des Glaubens, dient er dem Califen von Bagdad, streitet er für die heidnische Mohrenkönigin gegen christliche Ritterschaft, welche den Mord eines Heiden zu rächen vor ihre Stadt zog, vereint er sich mit jener in ehelichem Bunde. Sein

Abenteuerdrang allein treibt ihn aus ihren Armen, mag er ſich und ihr auch vorſpiegeln, er hätte ſie um des Glaubens willen verlaſſen. Der Taufe Segen hat beſſere Kraft (94, 13), ſagt Herzeleide, als ſie ihn beredet ſich mit ihr zu vermählen und die Mohrin aufzugeben. Und abermals läßt ihm ſein Thatendurſt keine Ruhe und jagt ihn in den Heldentod für den Papſt der Sarazenen. So iſt er Vater geworden von zwei Söhnen, einem Heiden und einem Chriſten. In beiden waltet und wirkt mit gleicher Stärke des Vaters Rittergeiſt und Heldenſinn. Der Heide erobert ſich in ſeiner Welt Königreiche und Frauenherzen und erſcheint gegen den Schluß des Epos, wo er dem Plane gemäß zum erſtenmal auftreten kann, geſchmückt mit allen männlichen Tugenden und ſtrahlend von aller Herrlichkeit, welche die Heidenſchaft gewähren mag; im Chriſten will die eigene Mutter den Trieb der Natur verkehren, um von ihrem Liebling des Vaters Untergang abzuwehren. Aber der Keim wahrer Heldenart läßt ſich nicht unterdrücken, und hat vom Lichte der höhern Welt einmal ein Funke ſolch einen Mann entzündet, ſo ſtreitet er Kämpfe, nicht für den Baruch des Lebens Kraft vergeudend und nutzloſem Tode verfallen, ſondern um ein würdiges Ziel ringend, von Gott beſchützt und am Ende mit der Palme geſchmückt. Anfangs freilich weiht der unerfahrene Jüngling alle ſeine Wünſche der Welt des Scheines, die in goldner Pracht und ſchmucker Waffenzier ſich vor ihm aufthut, und wähnt in ihr das Gut zu finden, das ſeine Sehnſucht ſtillt. Sein höchſtes Ziel iſt die Erfüllung des Verlangens vom König Artus zum Ritter geſchlagen zu werden. Ohne den großen Abſtand gewahr zu werden zwiſchen ſeiner eignen eckigen Erſcheinung, die noch obendrein

durch die Narrenkleider verunziert iſt, und der gebildeten Welt, die ſich in gefälligen Formen bewegt, trägt er geradezu dem Könige ſein Begehren vor, — und nicht mit Hohn, mit Freundlichkeit empfängt ihn die Geſellſchaft. Der Eintritt eines Jünglings von hoher Begabung in die Welt, deren Convenienzen ihm völlig fremd ſind, hat für jeden gemüthvollen Beſchauer der menſchlichen Dinge etwas Rührendes; nur der ſeichte Formenmenſch nimmt Anſtoß an ſeinem täppiſchen Gebahren. Die Andern üben gerne Nachſicht mit ſeiner Unerfahrenheit in Erwartung, daß die Schule des Lebens ihn bald in ihre Lehre nehmen und den rohen Edelſtein ſchleifen werde. Solch eine Schule ſtellt ſich zunächſt dar in dem Unterrichte des weiſen alten Gurnemanz. Aber indem dieſer ihn einweiht in die Grundſätze des Ritterſtandes und mit den Vorſchriften des guten Tones bekannt zu machen ſucht, legt er gerade den Grund in ihm zu langjährigem Ungemach. Er wehrt ihm das neugierige Fragen, damit er vor der Welt nicht wie ein ungeſchickter Fremdling erſcheine: und ſiehe da, der Jüngling kann ſich noch nicht frei bewegen in der Schnürbruſt der guten Sitte; er unterläßt das Fragen gerade da, wo es am Platze war, und dieſe ſeine Thorheit bereitet ihm namenloſe Reue. Nichts verſtimmt das Herz ſtärker, als ſorgloſes Verſcherzen eines Gutes, das für den nur etwas achtſamen Finder bereit am Wege lag. Weit beruhigter läßt uns ſelbſt wiſſentliche Sünde ein Glück verlieren; denn der Gedanke, daß dieſes Entbehren gerechte Strafe ſei, mahnt uns an eine höhere ſittliche Weltordnung und beruhigt die peinigenden Vorwürfe des Gewiſſens. Du haſt es nicht beſſer verdient, ſo trage denn männlich dein Schickſal! ſo ruft die innere Stimme

dem gestraften Verbrecher zu und gibt ihm eben damit Beruhigung und neuen moralischen Aufschwung. Ganz anders wirkt das Schicksal auf den, der in guter Meinung gehandelt, der aus Irrthum des rechten Weges verfehlt hat und sich dann ohne Verschulden um sein Lebensglück betrogen sieht. Seines Gemüths bemächtigt sich Verbitterung, und das eigene Rechtsgefühl lockt den Zweifel heran, ob denn auch wirklich ein mächtiger Gott über der Menschenwelt walte, der nach Recht und Gerechtigkeit ihre Schicksale zu lenken geneigt und im Stande sei. Vom Grale ausgeschlossen, wird Parzival, nachdem ihm die Größe seines Verlustes ins Bewußtsein getreten, zum Melancholiker; die mißgestalte Gralsbotin Cundrie, ein grauses Abbild der eigenen wirren Gedanken, jagt ihn unter Verwünschungen von Artus fröhlichem Hofe; für den innerlich Zerrissenen hat die Welt, die Gesellschaft keine Reize mehr; er zieht sich zurück, allein zu sein mit seinem Schmerz; er sinnt nur auf Mittel das Verlorene wieder zu finden. „Und habe ich denn dieß schwere Geschick verschuldet, das mich mit grausamen Sorgen quält? ruft es in seinem unzufriedenen Herzen. Habe ich nicht Gott gedient mein Leben lang? Wohlan, ich will mich seinem Dienste entschlagen, der mir nichts nütze war. Der Mensch ist lediglich auf sich selbst gestellt.“ So zerreißt der Unselige das Band mit der Geisterwelt. Erloschen ist des Himmels wärmende Sonne, die ihm bisher freundlich den Pfad beschien: wohl ihm, daß noch das sehnsüchtige Mondlicht treuer Liebe seine Nacht erhellt! Das ist der Unterschied zwischen Faust und Parzival, daß dieser nur dem Glauben, nicht auch der Liebe flucht, daß er die schöne Welt nur halb

zerstört und aus der übrig gebliebenen Hälfte fortan noch Kraft und Hoffnung saugt.

Aber mit wunderbar richtigem Tacte hat nun der Dichter seinen Helden, während er mit dem Himmel grollt, dem Leser in die Ferne gerückt. Der einsame Zweifler ist kein Gegenstand epischer Darstellung; er wird es erst, wenn er im Hintergrund einer bewegten Welt erscheint. So führt auch Homer den zürnenden Achill, um dessentwillen sich doch die ganze Ilias abspinnt, nur selten auf die Bühne; er füllt diese aus mit bunt bewegten Heldengestalten, und nur von Zeit zu Zeit gewahren wir den Mann, der größer ist als sie alle. Herrn Gawans, des tapfern Weltmanns, Abenteuer müssen eine Zeit lang die Phantasie beschäftigen, und wie im Vorübergehen erfahren wir, daß sich der rothe Ritter an diesen Kämpfen gleichfalls betheiligt, daß er diese Gegenden gleichfalls durchstrichen, daß er sich hier für sein hohes Unterfangen Theilnehmer erzwungen hat. So fällt keine der Schilderungen als abgerissene Episode aus dem kunstvollen Geflechte. Als der chevalereske Gawan im Dienste der kleinen Obilot den wackern Strauß bestanden, da dankt er Gott, daß er ihn nicht mit dem rothen Ritter zusammengeführt, dem im äußern Heere des Tages Preis gebührte und der die Gefangenen zum Aufsuchen des Grals und zur Meldung seiner Liebesnoth nach Pelrapeire verpflichtet hatte; als er von Vergulacht verrätherisch überfallen und zum Gefangenen gemacht wird, muß er sich selbst mit dem Versprechen lösen, das jener große Unbekannte dem Könige im Zweikampf abgenöthigt, daß er sich in seinem Dienste um den Gral bemühen wolle; als er um Orgelusens Minne in vielen Kämpfen sein Leben gewagt hat, muß er erfahren,

daß ſein einſamer Freund deren Mannen beſiegt, daß er den Liebesantrag der ſtolzen Herzogin verſchmäht, daß er unbekümmert um Schloß Marveile vorübergeritten ſei. So erſcheint Parzival, ohne auf dem Kampfplatz unſern Augen ſichtbar zu werden, gleichwohl von einem fernen Streiflichte beleuchtet immer als der Größere, und wenige Andeutungen genügen, uns zugleich die Seelenpein dieſes Mannes gegenwärtig zu halten, um ſo mehr, als der Dichter Gawans Thatenlauf einmal durch den herrlichen Abſchnitt unterbricht, welcher Parzivals Aufenthalt bei dem Einſiedler Trevrezent mit ergreifenden Farben malt. Dieſes Kapitel, welches unſres Helden titaniſchen Trotz durch Belehrung, Rath und Ermunterung eines enthaltſamen Frommen allmählich in ſtille Schwermuth auflöſt und aus der verſteckten Gluth des Herzens das Flämmchen freudigen Gottvertrauens aufs neue anfacht, gehört zu dem Tiefſten und Ergreifendſten, was ein Dichtergenius jemals geſungen hat. Schon des bußfertigen Ritters warnende Erſcheinung, ſchon des heiligen Tages bedeutſames Zutreffen macht den Zürnenden wankend in ſeiner gottesfeindlichen Stimmung: er kann die Gegenwart dieſer frommen Menſchen nicht ertragen und überläßt, als er von ihnen geſchieden, um Gott auf die Probe zu ſtellen, ob er der Helfer ſei an ſeinem hilfreichen Tage, dem Pferde die Zügel. Und ſiehe, das Thier trägt ihn dahin, wo ſeiner Seele Hilfe wird. Es iſt wahr, die religiöſen Lehren, welche der Einſiedler mittheilt, ſind kurz und ſchlicht, wenig geeignet, um metaphyſiſche Zweifel zu löſen; aber Parzival iſt auch kein brütender Grübler, kein abſtracter Denker: das Leben hat ihn verwundet, das Leben kann ihn wieder tröſten und allgemach heilen. Die ernſte Umgebung, der ſtille

Schauer der Klauſe, die ehrwürdige Geſtalt des Lehrers, die Einfachheit der Nahrung wirken eben ſo ſehr als die näheren Nachrichten über des Grales Art und Natur auf ſein weiches Herz. Und dieſer gute Alte, der, um dem kranken Bruder Geſundheit zu erflehen, den Harniſch mit der Kutte vertauſcht hat, iſt ſein Oheim, und der Ritter, den er ſelbſt einſt erſchlagen und in deſſen rother Rüſtung er prangt, war ſein lieber Verwandter, und der Mutter, die er zu ſuchen ſein theures Weib verlaſſen, hat Kummer um ihn das Leben genommen; — alle dieſe Eindrücke ſtürmen mit verbundenem Anlaufe auf Parzivals Seele ein; Reue und Buße folgt dem Trotze; der Menſchheit wilde Art, von welcher der Klausner ſpricht, beginnt einer glücklichern Stimmung zu weichen, die an Gott nicht verzagt und in neuer Geduld auf die Zukunft baut.

Aber auch nach ertheilter Abſolution gehört unſer Held nur ſeiner Idee, noch nicht der Geſellſchaft; die ganze Scene bei Trevrezent ſollte nur den Wendepunkt in ſeinem Innern bezeichnen, durch welchen er vor Gott des Grales würdig wird. In die große Welt wird er erſt zurückgeführt, nachdem er durch den Sieg über deren würdigſten Repräſentanten, über Gawan, ſeine Ueberlegenheit über ſie bewährt hat. Er ſelbſt zwar erkennt in dieſem bedeutungsvollen Kampfe nur wiederum ſein altes Unglück, das ihn in die Gefahr gebracht, den lieben Freund zu tödten; für uns aber enthält dieſer ſcheinbar zufällige Zweikampf die ſymboliſche Bedeutung, daß der Streiter, der nach dem Höchſten zu ringen gewohnt iſt, wenn er veranlaßt wird, ſich mit den beſten Kämpen des Weltlaufs zu meſſen, mehr iſt, als ein ebenbürtiger Genoſſe. Parzival hat in Gawans Perſon die

ganze Tafelrunde überwunden. Dabei ahndet dieſe nichts von ſeiner höhern Art; fröhlich und glücklich empfängt ſie ihn in ihrer Mitte als der Ihrigen einen, der ſich in hohen Kämpfen ritterlich bewährt habe; ſie veranſtaltet Feſte, ſie wähnt ihn für immer zum guten Geſellen zu haben. Aber der neue Gaſt iſt ihrem fröhlichen Schimmer entwachſen; er fühlt ſich nicht heimiſch in einer Welt, die ihm einſt in unkundiger Jugend mit goldenem Scheine entgegenſtrahlte. Die Welt, die er in ſeinem Innern ſich aufgebaut, die treibende Idee läßt ihm keine Ruhe, nimmt ihm die Empfänglichkeit für die Genüſſe glücklich harmloſer Menſchenkinder. In nächtlichem Dunkel reitet er fort, und wünſcht ihnen im Herzen ungetrübte Dauer ihrer Freuden, an denen er nun einmal nicht mehr Theil nehmen kann. Und zu dieſem freiwilligen Ritt drängt ihn, ohne daß ers ſelbſt ahnt, ſein Schickſal. Im Streit mit dem Bruder muß er ſich noch verſuchen, dem mächtigen Herrn aus der Heidenwelt. Gerührt liegen ſich die beiden weichmüthigen Helden in den Armen, als ſie ihre Verwandtſchaft erfahren, noch ehe der Strauß entſchieden iſt. Das war von allen Kämpfen Parzivals der härteſte; denn deſſelben Vaters Kraft lebt in dem edlen Heiden. Darum darf auch nicht das feindliche Schwert den Streit zwiſchen ihnen entſcheiden; Parzivals Klinge muß brechen, als ſie den Gegner aufs Knie geworfen, und edelmüthig der Heide die eigne Waffe in den Wald ſchleudern, daß die Bruderliebe zwiſchen beiden ihren rührenden Triumph feiern kann. Der Dichter würde gegen ſich ſelbſt gekämpft haben, wenn er ſich hätte fortreißen laſſen, den Parzival auch hier zum Sieger zu machen. Gleiche Tugend waltet ja in beiden; ſie ſind die Söhne deſſelben Vaters, von glei-

chem Muthe beſeelt, von gleich hohem männlichem Edelſinn durchglüht, gleichgeübte große Heldennaturen, einander vollkommen werth und ebenbürtig. Nur gebricht dem einen der Segen und die myſtiſche Weihe der Taufe, welche bei Gott dereinſt allein den Eintritt ins Himmelreich möglich macht. Jünger des Chriſtenthums aber wirbt nicht das Schwert, ſondern allein die Liebe. Mit der friedlichen Löſung des Bruderkampfs naht die Dichtung ihrem natürlichen Ende. Feireſiß iſt wirklich der einzige, der es verdient den begnadeten Bruder in die Burg des Grals zu begleiten; denn auch er wäre fähig geweſen des Lebens Güter um dieß eine in die Schanze zu ſchlagen; aber dem Heiden war ja der Gral verborgen. In der Geſtalt der lieblichen Jungfrau, deren reine Hände das himmliſche Kleinod tragen, lockt ihn Gottes Stimme zur Schaar ſeiner Streiter. Wem die ſymboliſche Tiefe unſrer Dichtung verborgen geblieben iſt, der kann des Feireſiß Religionsveränderung profan, ja burlesk finden. Alles will er thun, was ihm zum Beſitze der Magd verhilft, von deren Anblick er in Liebe bewältigt iſt; Bruder, hat die Muhme Gott, ruft er aus, an den glaube ich und an ſie; und ſo wird er denn nach ſehr kurzem Unterricht in der Heilslehre getauft, damit er die Chriſtin heirathen kann, — eine höchſt äußerliche Bekehrungsgeſchichte. Aber Repanſens Schönheit und liebliches Weſen iſt ja ſelbſt wieder ein Ausfluß, eine magiſche Wirkung des Grals, der dieſe Jungfrau allein zu ſeiner Trägerin erkoren hat. Des unſichtbaren Kleinods Herrlichkeit ſtellt ſich dem Heiden zunächſt im minniglichen weiblichen Bilde dar; die himmliſche Liebe bringt in ſein Gemüth in Geſtalt der irdiſchen; der Mann, der die Gralsjungfrau lieben muß, verdient es auch den

Gral selbst zu schauen. So findet unsre Dichtung in des Feireſiß Taufe und Vermählung ihren würdigen Schluß. Und doch, wie jedes wahrhafte Epos, keinen trockenen Abschluß. Die Phantaſie des Lesers mag mit dem fortziehenden Paare hinüberschweifen in den fernen Orient und in dem christlichen Priesterkönigreiche des Johannes sich mit tröstlichem Behagen ergehen; und die Andenken, welche Loherangrin in Brabant zurückließ, knüpfen die Sage auch an unser deutsches Vaterland.

Den Hauptgedanken aber, der den Dichter durch seine Schilderungen hindurchbegleitete, deutet er am Schlusse an in den schlichten Worten:

Swes lebn sich so verendet,
daß got niht wirt gepfendet
der sele durch des libes schulde,
und der doch der werlde hulde
behalten kan mit werdekeit,
daß ist ein nützin arbeit.

Wenn meine bisherigen Ausführungen klar genug waren, so muß Ihnen nunmehr der Ideengang in ziemlich deutlichen Umrissen vorschweben, für welchen unsre Dichtung der symbolische Ausdruck ist, und es wird von meiner Seite nur weniger Sätze bedürfen, um diese Gestalten zu einem bestimmten, wohlangelegten Bilde zu einen. Erlauben Sie mir vorerst noch eine Vorbemerkung. Die Jahrhunderte des echten Mittelalters, in denen der Christenglaube die Herzen erfüllte und die Welt beherrschte, fassen alles ideale Streben noch zusammen in den Rahmen des Christenthums. Gott und Welt, Himmelreich und Weltdienst sind die beiden immer wiederkehrenden Gegensätze, welche von Asceten als un-

vereinbar auseinandergehalten wurden. Wer Christi wahrer Jünger sein will, hieß es, der schaffe mit Kreuzigung seines Fleisches, mit Wachen, Fasten und Beten seine Seligkeit. Es liegt Wahrheit in dieser Lehre, nur daß sie zu materiell, zu äußerlich, zu sinnlich gefaßt und geübt wurde. Nicht in der Weltentsagung liegt das Christenthum, sondern in der Weltüberwindung; oder damit ich die Anschauungsweise des dreizehnten Jahrhunderts in die allgemeinere des neunzehnten übersetze: nur dem gebührt der höchste Preis, der seine Kraft, ja sein Leben, unverlockt und unzerstreut durch den Tageslauf, an eine Idee setzt. Dieß ist auch der Grundgedanke unsrer Dichtung. Durch unabläßiges thätiges Streben macht Parzival sich des Grales werth. Allerdings kann er ihn mit all seinem Ringen nicht selbst auffinden noch seine Herrschaft erobern; die christliche Seligkeit ist ein Gnadengeschenk, die Durchführung der Idee liegt jenseits der beschränkten Kraft des Einzelnen; aber jedenfalls beglückt die göttliche Gnade und der günstige Erfolg allein den Strebenden. Seltene Geister freilich sind es immer, in denen die Sehnsucht die Wunden der Menschheit zu heilen zur Flamme wird, in denen nach dem ewig Wahren, Guten und Schönen ein rastloser Drang waltet; die große, breite Welt auch in ihren besten Gliedern, die Ritterschaft des Artus, hat kein Verlangen nach jenen schwer zu gewinnenden und unsichtbaren Gütern. Aber auch mancher von denen, welchen des Geistes Sonne aufgegangen, vergeutet sein Leben, wenn er auf falschen Pfad geräth. Gleichwohl haben solche großartig Irrende etwas Heiliges, Ehrwürdiges, Erhebendes, und energische Einseitigkeit wirkt als kräftiger Mahnruf einer höhern Welt. Zwar kann die trostlose Si-

gune den todten Geliebten nicht mehr ins Leben rufen; im Uebermuthe ſorgloſer Jugend hat ſie ihr holdes Glück zerſchlagen und ſitzt nun vernichtet bei den Scherben; der klagende Jammer iſt ihr Spielgenoß, die unfruchtbare Reue ihre Freundin, inbrünſtiges Gebet ihr Labſal, die ſpärliche Nahrung vom Gral der Einſamen einzige Erquickung. Als Parzival ſie mit der Nachricht von der Erreichung ſeines Zieles überraſchen will, findet er ſie über ihrem Pſalter hingeſunken in den ewigen Schlaf, und gewährt ihr das einzige Glück, nach dem ſie ſich geſehnt, ein Grab mit ihrem Bräutigam. Sigune hatte mit ihrem Einſiedlerleben nichts zu erreichen begehrt, ſie war nur eingetreten, nachdem ihres Glückes Blume abgeknickt war, in den zahlreichen Orden der Entſagenden. Anders der wackere Trevrezent, der durch ſelbſtquäleriſches Faſten und Caſteien dem kranken Bruder Geneſung zu verdienen hofft. Sigune ſtirbt langſam dahin an gebrochenem Herzen, weil die Idee, für welche das Weib lebt, die Selbſtaufopferung in der Liebe, durch ihre eigene kindiſche Thorheit, für ſie unmöglich geworden; Trevrezent hat der Welt entſagt, durch Tragung ſelbſtgeſchaffner Pein Gott zum Erbarmen über Anfortas zu bewegen. Aber des Klausners ſelbſtquäleriſche Fürbitte ſchafft ſo wenig dem Kranken Erlöſung, als der Jungfrau reuezerriſſenes Herz in ſtiller Einſamkeit vom eigenen Jammer geſundet. Fremdes Leid zu lindern, eigenes zu ſtillen hat nur der Handelnde Ausſicht. Parzival, der muthige Kämpfer, der unermüdlich Ringende, ſein Ziel unverwandt Verfolgende, iſt es, der dem Könige zur Geneſung verhilft und ſich ſelbſt zur höchſten Krone. Er hat ſeine Seele Gott bewahrt und zugleich der Welt Huld mit Würdigkeit behalten; er hat durch den Er-

folg seines Strebens den Beweis geliefert, daß des Eintrittes ins Himmelreich derjenige gewürdigt wird, dessen Blick auf die höchsten Ideen gerichtet, dessen Arm und Thatkraft aber zugleich unablässig bemüht ist, ihnen auf Erden eine würdige Wohnstätte zu gründen. Der Strebende ist der Gott Wohlgefällige, der echte Genosse der unsichtbaren Kirche, selbst wenn sein Weg durch die Irrpfade des Zweifels führt. Gerade der Zweifel ist ein Zeichen des redlichen Ernstes: darum verläßt Gott den Parzival nicht, auch wo dieser scheinbar Gott verläßt. Denn auch zur Zeit seines Abfalls ist er mehr werth als alle Büßer und Artusritter. Durch Irrthum zur Wahrheit, durch Zweifel zur Ueberzeugung, durch Spaltung zur Einheit, durch Unseligkeit zum Glücke, heißt der Lebensgang aller bedeutenden Menschen. Ja wenn uns die Vernunft nöthigt auch im Leben ganzer Völker dasselbe Gesetz wiederholt zu finden, so winkt auch hier der himmlische Gral allein den Beharrlichen. Und so wäre denn am Ende dieses wunderbare Epos ein herrliches Symbol für unsre eigene Lebensführung im Privatstande wie im Staats- und Weltbürgerthum, zum Trost in schweren Zeiten, zum Sporn in der Gefahr des Ermattens, zur Beruhigung in den Perioden des Zweifels und der Niedergeschlagenheit. Seid ihr wirklich des Grales würdige Naturen, ruft es uns zu, so wird er euch, wenn ihr um ihn unermüdlich eure Kraft in uneigennütziger und anhaltender Begeisterung geübt habt, auch noch zu Theil werden durch Gottes waltende Hilfe, die sich nur dem Strebenden verbindet, d. h. durch der Weltordnung ewiges Gesetz, welches der wahrhaft lebendigen Idee den Sieg verleiht.

Ueber

Shakespeare's Sommernachtstraum

von

Dr. H. Wölffel.

Des Dichters Aug, in ſchönem Wahnſinn rollend
Blitzt auf zum Himmel, blitzt zur Erd' hinab,
Und wie die ſchwangre Phantaſie Gebilde
Von unbekannten Dingen ausgebiert,
Geſtaltet ſie des Dichters Kiel, benennt
Das luft'ge Nichts und gibt ihm feſten Wohnſitz.

In keinem ſeiner Stücke hat Shakespeare dieſe ſtolzen Worte eines ſeiner Schöpferkraft bewußten Genius in ſo überraſchender Weiſe gerechtfertigt, wie in ſeinem Sommernachtstraum, dieſem blühenden Werke einer Staunen erregenden Phantaſie. Der Dichter hat hier in Wahrheit eine Welt aus dem Nichts hervorgezaubert und den geſtaltloſen Gedankendingen Geſtalt und Weſen verliehen, das Ueberſinnliche und Untaſtbare durch das Bild verſinnlicht und in der ſichtbaren Welt heimiſch gemacht. Hier iſt keine Ent-

wicklung der That, wie im hiſtoriſchen Drama, die wir mit Spannung verfolgen, keine Anbahnung einer tragiſchen Kataſtrophe, die uns in Mitleidenſchaft zieht; keine eigentliche Intrigue, wie in der Komödie, die unſer Intereſſe rege hält: es iſt die reine Schönheit des Gedankens, die uns hier feſſelt, der zündende Blitz des Geiſtes, der uns überraſcht, während uns die reiche Phantaſie des Dichters im bunten Wechſel der Bilder immer neue Reize entgegenbringt. Denn mit jeder Scene und in raſcher Folge wechſeln, jedes für ſich, in ſich geſchloſſen, die Bilder; immer friſch an Farbe, reich und blühend an Leben. Dieß iſt denn auch ſofort entſcheidend über den erſten unmittelbaren Eindruck, den das Stück auf den Leſer macht; ein Eindruck, der, wie Jedermann zugeſtehen wird, ſich vorzugsweiſe an das äſthetiſche Gefühl wendet und zunächſt alle und jede Reflexion geradezu ausſchließt und unmöglich macht. Während wir nämlich, an eine ſo üppige Fülle der Poeſie uns hingebend, auf der Anmuth des Einzelnen mit Wohlgefallen verweilen und an der reizenden Mannigfaltigkeit des Ganzen uns ergötzen, werden wir kaum inne, daß die Perſonen handelnde ſind, und denken gar nicht daran zu fragen, wie die Geſchichte oder Fabel verlaufen und zu ihrem Ende kommen wird. Ja ſo leiſe und loſe ſchlingt ſich der Faden, an dem ſich die Bilder wie einzelne Perlen aufreihen, durch das Ganze hindurch, daß wir am Ende faſt verwundert ſind, wie ſich ein Schluß findet, der mit dem Anfang ſich zuſammen reimend die bejahende Antwort der dort erhobenen Frage bildet. Denn das Vermittelnde, was Anfang und Ende zuſammenbindet und die bejahende Antwort möglich macht, liegt innerhalb jener bunten vom Dichter geſchaffenen Traumwelt

und ist, wiewohl von vornherein beabsichtigt und stets erstrebt, aber durch das Spiel des neckischen Zufalls verfehlt und hinausgeschoben, endlich als einzelnes Factum unter der Farbenschöne jener Träume, unter dem Reichthum der poetischen Gedankenfülle, die sich darüber ausbreitet, fast wie begraben, und wenn auch nicht ganz aus unserm Gedächtniß verwischt, so doch jedenfalls in seiner Bedeutung unserm Interesse entrückt. So kommt es, daß wir am Ende des Stückes angelangt, zwar im Allgemeinen einen höchst angenehmen, ja bezaubernden Eindruck empfangen haben; allein wenn wir uns dann nach dem eigentlichen Inhalte des Gelesenen fragen, so wird es uns schwer, eine bestimmte Antwort zu finden. Wir ahnen zwar ein Etwas hinter dem Ganzen, aber klare Rechenschaft von dem Sinn dieses buntgewürfelten Mosaikgemäldes wissen wir uns nicht zu geben; und es drängt uns auch nichts, nach der Lösung des Räthsels zu suchen, wir lassen es gern in das Dunkel der Ahnung dahingestellt, noch schwelgend in der Erinnerung an die lichten Farbenbilder mit ihren kräftigen Schlagschatten, wie wir sie so herrlich der Reihe nach vorüberziehen sahen. Es ist sicher der Triumph dieser Dichtung, daß sie trotz der Räthselhaftigkeit des Grundgedankens, der sie beherrscht, dennoch einen vollkommen harmonischen, befriedigenden Eindruck hinterläßt.

Man könnte die Frage aufwerfen, ob es nicht am Ende das Gerathenste sei, an diesem unmittelbaren Eindruck sich genügen zu lassen, da ja der Dichter selbst es kaum auf etwas Anderes könne abgesehen haben. Wirklich scheint sich die heutige Meinung mit ziemlicher Entschiedenheit der Bejahung dieser Frage zuzuwenden, und will in dem Stücke

nichts anderes ſehen als ein reizendes Mondſcheingemälde mit phantaſtiſchen Lichtern und Schatten, das einzig die Beſtimmung habe, durch Vorführung burlesker und grotesker Geſtalten, durch überraſchende Scenen und Gruppen, durch ungewöhnliche Farbentöne zu ergötzen und eine Stunde angenehm verträumen zu helfen. Hat man doch ſchon ſtatt aller Erklärung geradezu auf Mendelſohns muſikaliſche Compoſition zu unſrem Stücke verwieſen; eine Muſik, die zwar — ſo weit mir ein Urtheil zuſteht — an ſich überaus reich an tonkünſtleriſchen Schönheiten iſt, aber mit Shakespeare's Dichtung zuſammengehalten, doch nur den Reflex des unmittelbaren Eindrucks, und zwar ohne die Ahnung eines tiefer liegenden einheitlichen Gedankens bietet, wie ſie uns aus dem Gedichte anweht. Unſres Erachtens kann dieſe Muſik ſo wenig den Schlüſſel zum Räthſel abgeben, als eine, wenn auch noch ſo getreu an die einzelnen äußeren Umriſſe ſich anſchließende Copie das Original dadurch erklären kann, daß ſie an Prunk und glänzender Farbengebung es überbietet; ſie kann nur dazu dienen, die Meinung zu befeſtigen und weiter zu verbreiten, daß man ſich bei dieſem Stück an Zauber und Mondſchein, an Witz und Humor genügen laſſen müſſe, und nichts anderes dahinter ſuchen und begehren ſolle, als was der unmittelbare Eindruck ſelbſt an die Hand gibt. Auch wir würden jeden weiteren Erklärungsverſuch für überflüſſig halten, wenn uns nur dieſer Eindruck ſo zu Theil werden könnte, wie der Dichter ihn vermittelt haben wollte, — durch vollkommen gelungene ſceniſche Darſtellung. Da würde ſich ohne Zweifel mit dem Eindrucke ſelbſt die Intention des Dichters offenbaren, und durch die Anſchaulichkeit der Situationen, durch die lebenvollen Mienen

und Bewegungen der handelnden Perſonen, durch den Accent ihrer Worte — kurz durch alle die tauſend Kennzeichen, die uns im wirklichen Leben über Charactere und Beweggründe der Handlungen, über die weſentliche Bedeutung auffallender Erſcheinungen und Verhältniſſe ins Klare ſetzen, würde ſich die Grundidee, auf der das Ganze ruht, dem Gefühle unmittelbar aufdringen und verſtändlich machen.

So lange uns aber eine ſolche Darſtellung fehlt, werden wir trotz der äſthetiſchen Befriedigung, die uns die Lectüre gewährt, an dieſer Dichtung ſtets eine Hieroglyphe vor uns haben, die zur Entzifferung auffordert. Denn darin hat Gervinus ſicherlich Recht, ein Dichter wie Shakespeare hätte nie geglaubt, etwas Redewerthes geleiſtet zu haben, wenn er ein bloßes Kunſtſtück der Coloratur zu Stande gebracht, blos durch den duftigen Zauber der Rhythmen und Verſe, durch ängſtigende Spannung und dämmerige Beleuchtung den Zweck erreicht hätte, das Ganze wie einen Traum an dem Zuſchauer vorübergleiten zu laſſen. Und noch ſicherer ſcheint uns dieß, daß ſelbſt die Compoſition eines ſolchen Traumes, der, auf einheitliche Wirkung berechnet, ſie in der That auch hervorbringt, ganz undenkbar und unmöglich iſt, ohne daß ein durchgreifender, einheitlicher Gedanke dahinter liegt. Erſt wenn es uns gelingt, zu dieſem innerſten Kern der Dichtung, zu dieſem geiſtigen Springquell all der buntfarbigen Strahlen vorzudringen, welche der Dichter in zierliche Büſchel gefaßt zu einem feenartigen Strauße von tief ſymboliſchem Werthe vereinigt — erſt dann werden wir das volle Verſtändniß und mit ihm doppelten Genuß gewonnen haben.

Die dramatiſche Entwicklung der eigentlichen Fabel an

ſich bietet hiefür freilich nur geringen, ja faſt gar keinen Anhalt. — Vor dem Herzog von Athen, der im Begriff iſt, ſich zu vermählen, erſcheint ein Vater, der ſeine Tochter verklagt, weil ſie den Liebhaber, den er ihr zum Manne beſtimmt, nicht annehmen will, und ſich erkühnt, auf ihrer eigenen Wahl zu beſtehen. Theſeus entſcheidet nach dem Geſetz Athens und Hermia ſoll entweder ſterben oder ehelos bleiben, wenn ſie ſich nicht des Vaters Willen fügt. Dem harten Spruch entziehen ſich die beiden Liebenden durch die Flucht; in dem Walde vor der Stadt treffen ſie in ſtiller Mondnacht zuſammen. Aber ſie bleiben nicht unverfolgt; die ſchöne Helena, von ihrer Freundin Hermia in den Plan eingeweiht, hat ihrem ungetreuen Bräutigam den Ort der Zuſammenkunft verrathen, und dieſer von Hermias Vater begünſtigte Nebenbuhler Lyſanders eilt den Fliehenden nach, während Helena, ſeine verlaſſene Braut, ihn begleitet, nur um ſeinen Anblick zu haben. In dieſem Walde hat gerade in derſelben Nacht auch die aus Indien herübergekommene Elfenwelt unter König Oberon und Königin Titania ihr Weſen. Oberon, der, ſelbſt unſichtbar, zufällig dem Zwiegeſpräch zwiſchen Demetrius und Helena gelauſcht hat, beſchließt den Ungetreuen durch Zauber von ſeiner Verirrung zu heilen. Aber der Kobold Puck, Oberons Diener, mit der Ausführung beauftragt, geräth zufällig an den unrechten Mann und ſalbt die Augen des ſchlafenden Lyſander mit dem Saft der Zauberblume; ſo daß nun dieſer, da ihm beim Erwachen — auch wieder zufällig — Helena vor Augen ſteht, der ihm abgeneigten Schönen nacheilt, ſeine Freundin Hermia in der Bethörung des Zaubers verlaſſend. Hiemit beginnt die Verwirrung, die ſich dadurch auf ihren Höhe-

punkt steigert, daß Oberon, um seinen gutgemeinten Willen durchzusetzen, nun selbst auch dem Demetrius, den er schlafend trifft, denselben Zaubersaft auf die Augen träufelt. Denn als dieser dann erwacht und der Zufall es fügt, daß seine frühere Verlobte, von dem werbenden Lysander verfolgt, gerade in seiner Nähe ist, wendet er sich zu seiner ersten Liebe zurück, hat aber nun seinerseits an Lysander einen Nebenbuhler, wie er zuvor diesem seine Freundin zu entreißen gesucht hatte. Während nun Helena sich von beiden verhöhnt glaubt, während Hermia nicht weiß, was sie zu dem Allen sagen soll, gerathen die beiden Nebenbuhler als Gegner so hitzig an einander, daß sie ihren Streit durch ein Gefecht ausmachen wollen. Aber Puck, der all diese Verwirrung durch seinen Fehlgriff angerichtet, läßt auf Oberons Geheiß den Himmel sich mit Wolken bedecken und führt beide in der Finsterniß so lange foppend in der Irre umher, bis sie müde neben einander an demselben Orte sich zur Ruhe legen, wohin der Zufall auch die beiden Frauen führt. So sind zuletzt Alle, die während der Verwirrung einander geflohen, verfolgt, gefunden und wieder verlassen haben, wie durch einen Zauber versammelt, ohne von einander zu wissen. Des andern Morgens kommt der Herzog Theseus in den Wald um zu jagen, und trifft zufällig die schlafenden Paare, die nun aufgeweckt sich der Begebnisse der Nacht nur noch wie eines Traumes erinnern. Sie werden vom Herzog eingeladen ihm nach der Stadt zu folgen, um dort ein dreifaches Hochzeitfest zu feiern.

Man sieht, alle Motivirung ist hier bei Seite gelegt; der Zufall ist der alleinige Meister, der ganz nach Willkühr und Laune mit den Personen sein Spiel treibt. Und nicht

etwa, daß eine einzelne Zufälligkeit es wäre, die einheitlich durch die Handlung ſich hindurchziehend, etwa wie in der Komödie der Irrungen, den Knoten der Intrigue immer dichter ſchlingt, bis ſie endlich ſelbſt erkannt wird und dadurch die Verwicklung ſich einfach löſt, ſondern von einer Scene zur andern braucht es immer wieder einen neuen Zufall, oder Zauber, um die Handlung von der Stelle zu rücken. Sieht man von all dieſen Zufälligkeiten und den daraus hergeleiteten Schildereien ab, ſo beſagt das Ganze im Weſentlichen nur dieß: ein liebendes Paar, das väterliche Gewalt trennen will, trifft auf der Flucht im Walde mit zwei Verlobten zuſammen, welche durch Verirrung des Einen Theils wirklich getrennt ſind. Ein Zauber heilt hier dieſe Verirrung, und am Schluſſe iſt alles in ſchönſter Ordnung, weil ſich Alles in ſeinem natürlichen Geleiſe findet.

Wäre alſo aus der geſchilderten Handlung irgend mit Beſtimmtheit ein Schluß auf die Grundidee unſres Stückes zu machen, ſo würde ſich dieſer nur auf den zuletzt angedeuteten Gedanken beziehen können und etwa die Wahrheit enthalten müſſen: daß die Verwandtſchaft der Naturen ſich durch alle Verirrung hindurch zuletzt geltend macht, und ſich weder einem Geſetz außer ihr noch dem Zwange willkührlicher Einbildung beugt. Aber der Schluß wäre mindeſtens voreilig; denn die Verwandtſchaft der Naturen bedarf erſt noch des Beweiſes, und ergiebt ſich nicht aus der Handlung ſondern nur aus einer genauen Würdigung der Charactere. Gervinus erkennt in dieſer eigentlichen Fabel unſres Stücks nichts Anderes, als ein Spiel der verliebten Laune, die durch äußere Gewalten, durch die heiße Jahreszeit, durch die Gewalt des Cupido, der im Hintergrunde des Stücks

als wesentliche Figur mitspiele, endlich durch die, die Sinne berückende, Einwirkung der Elfen in Bewegung gesetzt zu werden scheine. Indem er dann mit den Irrungen des blinden Sinnenrausches, als dem Mittelpunkt der Fabel, zugleich die Bedeutung der formellen Anlage in Verbindung bringt, stellt er seine Ansicht über das Ganze dahin fest, der Dichter habe das sinnliche Liebesleben mit einem Traumleben allegorisch vergleichen wollen.

Allein gegen diese Ansicht lassen sich mehrfache und wohl nicht ungegründete Bedenken erheben, die jedoch ausführlicher darzulegen die Kürze der Zeit verbietet. Nur zweierlei sei erlaubt, dagegen zu erinnern. Zuerst widerspricht schon Anlaß und Zweck unsres Stückes. Es gehört nämlich zu jener Gattung von Gelegenheitsdramen, die zunächst der Privataufführung bestimmt waren; ein Umstand, der nothwendig auf die Wahl des Stoffes wie auf die Farbe der Darstellung den größten Einfluß ausüben mußte. Bekanntlich nimmt man an, und auch Gervinus stimmt dem bei, daß unser Stück zu Ehren der Vermählung irgend einer Notabilität geschrieben sei. Tieck vermuthet sogar, indem er die Abfassung in das Jahr 1598 setzt, es sei zur Hochzeit des Grafen Southampton geschrieben, „dessen erklärter Günstling Shakespeare war.“ Gervinus zwar hält die andere Ansicht für richtiger, die wegen der im zweiten Acte vorkommenden lebendigen Beschreibung eines angeblichen Witterungszustandes, wie ihn das Jahr 1594 gesehen hatte, auch die Abfassung des Stücks in dieses Jahr verlegt. Dieser Grund ist jedoch zu schwach, um anderen Erwägungen, welche Tiecks Ansicht entschieden begünstigen, das Gegengewicht halten zu können. Schon jene beiden Anspielungen auf die

königliche Prieſterin Eliſabeth und auf den Tod ſeines gelehrten Dichterfreundes Edmund Spenſer laſſen ſich kaum erklären, wenn der Dichter nicht vorausſetzen konnte, daß ſie nicht blos verſtanden, ſondern auch mit wohlwollendem Intereſſe aufgenommen werden. Namentlich aber iſt das Ganze ſichtlich mit ſolcher Liebe gearbeitet, und rechnet zudem ſo beſtimmt auf fein gebildeten Geſchmack, auf zartfühlenden Schönheitsſinn und geiſtvolle Auffaſſung, daß man die Perſönlichkeit, zu deren Ehren das Stück gedichtet iſt, wohl am ſicherſten unter den edlen Schirmern und Pflegern der Kunſt zu ſuchen hat, die in jener Zeit dem Aufblühen des Drama, und insbeſondere der Shakespeariſchen Bühne ihre Gunſt zugewandt hatten. Unzweifelhaft iſt, daß erſt unter dieſer Vorausſetzung auch die Vorführung der Karrikatur eines handwerksmäßig unternommenen und ausgeführten Bühnenſtücks ihr rechtes Licht und ihre volle Bedeutung erhält. — Wie dem aber auch ſei, ob Graf Southampton, der hochſinnige Pfleger der Kunſt und vorzüglichſter Gönner Shakespeare's oder eine andere Notabilität mit dem Stücke gefeiert werden ſollte: — jedenfalls werden wir dem Dichter mehr feinen Tact und Geſchmack zutrauen müſſen, als daß wir glauben dürften, er habe in dem Augenblick, wo es die ſinnige Feier eines Liebesbundes galt, die Irrungen des blinden Sinnenrauſches zum Gegenſtand ſeiner Dichtung machen und das ſinnliche Liebesleben mit einem Traumleben vergleichen wollen. Dieſe Farbe kann das Stück unmöglich tragen; der Grundton, der ſich durch das Ganze hindurchzieht, darf nichts dem Zwecke der Verherrlichung Unangemeſſenes oder gar Widerſprechendes haben.

Ein anderer wichtiger Punkt aber iſt der, daß ſich mit

dem Thema, welches Gervinus aufstellt, weder die Elfenwelt, noch die Erscheinung und das Spiel der Rüpel in Einklang bringen läßt. Und doch spricht dieser gelehrte und gründliche Kenner Shakespear'scher Kunst dem Dichter selbst den auszeichnenden Ruhm zu, daß er nur unter der Bedingung der Einheit der Idee von der Einheit der Handlung abweicht, und, wie in unserm Stücke offenbar der Fall ist, mehrere Handlungen neben einander herlaufen läßt.

Freilich für die Elfenwelt suchte Gervinus eine einheitliche Beziehung zu dem angegebenen Inhalt der Fabel herzustellen, indem er nachzuweisen sich bemüht, wie der Dichter den Elfen abwechselnd die nemlichen Functionen beilegt, wie dem Liebesgotte selbst. Aber diese sehr mühsam gesuchte und höchst geistreich durchgeführte Beziehung der Elfenwelt auf jenes Thema ist durchaus unhaltbar; und der triftigste Beweisgrund — um Anderes bei Seite zu lassen — beruht geradezu auf einem Versehen. Gervinus sagt nemlich, um seine Ansicht zu belegen: die Untreue des Theseus gegen seine vielen Verlassenen, die Ariadne, Aigle, Antiope, Perigune, die man nach der antiken Mythe dem Rausche sinnlicher Liebe, dem Cupido zuschreiben würde, sei im Sommernachtstraum dem Elfenkönig zugeschrieben. Nun ist es aber vielmehr so, daß sie von dem Elfenkönig der Titania zugeschrieben wird.

Denn Oberon ists, der zu Titania spricht:

> Wie kannst du dich vermessen, anzuspielen
> Auf mein Verständniß mit Hippolyta,
> Da du doch weißt, ich kenne deine Liebe
> Zum Theseus? Locktest du im Dämmerlicht

Der Nacht ihn nicht von Perigunen weg,
Die er vorher geraubt? Warst du nicht Schuld
Daß er der schönen Aigle Treue brach,
Der Ariadne und Antiopa?

Und wenn sie dann darauf antwortet:

Das sind die Grillen deiner Eifersucht!

so sieht man überdieß deutlich: es handelt sich hier um etwas ganz Anderes als um Verwechslung der Elfenwelt mit Cupido; Titania selbst soll ja von Cupidos Pfeil getroffen, von Liebe zu Theseus ergriffen sein. Man könnte auch nicht einmal sagen, es sei einerlei, ob die Verführung des Theseus dem König oder der Königin der Elfen beigemessen werde; denn Titania kommt in gar keine Berührung mit den Liebenden, die in der Haupthandlung des Stückes auftreten. Das aber müßte der Fall sein, wenn auf Grund dieser Stelle die einheitliche Beziehung der Elfenwelt auf die Fabel des Stücks darin gefunden werden will, daß die Elfen, wie sie die Bringer der Träume sind, so auch, gleich Cupido wirkend, die Liebenden in die Irrungen des blinden Sinnenrausches stürzen. Mit diesem Versehen fällt also die Hauptstütze, auf die Gervinus seine Ansicht von der wesentlichen Bedeutung des Stücks gebaut hat und bauen konnte. Oberon, der in die Fabel eingreift, unterscheidet sich selbst in ganz bestimmter Weise von Cupido, — und Titania, der hier Cupidos Wirkungen beigelegt scheinen könnten, greift nicht in die Fabel ein.

Wenn ich mir erlaubte, Ihre Aufmerksamkeit auf diese Punkte zu lenken, so glaubte ich dieß dem berühmten Namen schuldig zu sein, von dem die bestrittene Ansicht getragen wird.

Gestatten Sie mir nun, da wir aus der Handlung selbst nicht mit Sicherheit auf die Grundidee des Gedichts zurückschließen können, Ihnen die Charactere vorzuführen, die der Dichter mit so lebensfrischem Reize ausgestattet hat, obgleich sie nicht sowohl durch ihre Handlungen, als durch ihre Gesinnungen unser Interesse in Anspruch nehmen. Vielleicht, daß wir auf diesem Wege, wenn wir die Characterzeichnung in der Fabel mit den beiden andern Elementen des Stücks vergleichen und in Einklang zu bringen suchen, unsern Zweck sicherer erreichen. Wenigstens scheint uns das von vornherein unglaublich, daß der Dichter neben einer unbedeutenden Handlung auch noch die handelnden Figuren, wie Gervinus meint, nur sehr in allgemeinen Umrissen von einander gehalten habe. Man erwartet im Gegentheil, daß diese Umrisse nur um so bestimmter seien, wenn auch vielleicht die Linien feiner gezeichnet sind als gewöhnlich, etwa damit die allegorische Bedeutung der Figuren sich mit der in der duftigen Elfenwelt verkörperten Allegorie leichter zusammenschließe.

Wir haben in dem Sommernachtstraum ein Gemälde mit drei selbständigen und doch wieder sich begegnenden und in einander spielenden Gruppen vor uns, zu welchem die Hochzeit des Theseus und der Hippolyta nur den äußeren Rahmen bildet, gleichsam als symbolische Randverzierung den Anlaß und Zweck des Festgeschenkes repräsentirend. Das Gemälde selbst zeigt uns im Vordergrunde zur rechten Seite zwei anmuthige Paare von Liebenden, auf der linken nur wenig nach dem Hintergrund zurücktretend die kecken, derben Gestalten der Rüpel, in der Mitte zwischen beiden Oberon und Titania mit ihrem dienstgeschäftigen Gefolge, jener zur

ersten, diese zur zweiten Gruppe gewendet und so das Ganze in sich zur Einheit vermittelnd. Die Gruppen zu beiden Seiten sind die bewegten, lebenvollen; aber der Blick weilt lieber und länger auf den zarten duftigen Gestalten der Mitte, die in geheimnißvoller, zauberhaft gehaltener Perspective sich bewegend nur dem Auge des Beschauers sichtbar sind; unbemerkt gleicherweise von den leidenschaftlich erregten und unter sich streitenden Liebenden, wie von den wichtigthuenden, aber harmlos mit sich beschäftigten Rüpeln. Nur Meister Vorwitz unter diesen Gesellen will jene duftige Zauberwelt bemerkt haben, ist aber bereits zum Lohne für seine vorwitzige Annäherung mit dem Eselskopfe begabt und scheint unter der Bedingung dieser Verwandlung Zutritt zu erhalten.

Wir wählen aus diesem Bilde zunächst die erstgenannte Gruppe zur rechten Seite zu näherer Betrachtung; und in ihr wieder beschauen wir zuerst die beiden Männergestalten, angezogen von der Lebendigkeit in ihrer Bewegung, wiewohl sie von den Frauenbildern an Farbenglanz und Schöne, wie billig, — vielleicht auch an innerer Bedeutsamkeit überwogen werden.

Lysander ist der Name des Einen, — er deutet auf stolze Manneswürde, die frei und kühn ihr Haupt zum Himmel wendet; Demetrius heißt der Andere, und in diesem Namen klingt etwas an wie erdgeborner und darum zur Erde gerichteter Sinn.*) Stolz und kühn erscheint uns Lysander

*) Diese Deutung ist freilich zunächst nur eine Hypothese, die, wenn sie sich nicht durch die nachfolgende Darstellung rechtfertigt, keinen weiteren Werth hat, als die nächste beste andere

gleich am Eingang des Stücks. Er iſt Hermias Erwählter; im Bewußtſein des unverbrüchlichen Anrechts, das ihm ihre Liebe giebt, wagt er es, ſogar dem Willen des Vaters zu trotzen, ſeinen Anſpruch auf Hermias Hand vor dem Herzog zu vertheidigen. Mit ſtolzem Selbſtgefühl beruft er ſich auf ſeinen edlen Stamm, auf ſein reiches Gut, aber ſein größter Reichthum, ſein höchſter Stolz iſt Hermias Liebe.

Und, dieß gilt mehr als jeder andre Ruhm, (ſpricht er zum
Ich bin es, den die ſchöne Hermia liebt: Herzog)
Wie ſollt' ich nicht beſtehn auf meinem Recht?

Weiß er doch überdieß, daß ſein Nebenbuhler, der ſchuldige flatterhafte Mann, der des Vaters aber nicht der Tochter Liebe hat, eines ſolchen Kleinods nicht würdig iſt. Seine Liebe zu Hermia aber iſt eben ſo innig und tief empfunden, ſeine Hingebung eben ſo wahr und unbedingt, als ſein Werben ſelbſt in der Anklage des erzürnten, nüchternen Egeus zart erſcheint und den idealen Character verräth.

Vermuthung auch. Aber ſo gewiß es iſt, daß Shakespeare nicht ohne Grund gerade die Stadt der ſchönen Künſte und der Muſen zum Ort der Handlung gewählt hat, und gerade Theſeus, den die Sage zum erſten Pfleger und Schirmherrn der Kunſt und Wiſſenſchaft macht, Vermählung feiern läßt: — ſo gewiß liegt auch der Wahl der Namen für die handelnden Perſonen irgend eine ſymboliſche Beziehung zu Grunde. Bei der Characteriſirung der ſchauſpielenden Handwerker ſpringt dieß ohnehin und von ſelbſt in die Augen; und bei den Hofcavalieren Titanias läßt ſich wenigſtens errathen, warum die prunkende und doch gemeine Bohnenblüthe, die glänzende aber nichtsnutzige Motte, der beißende aber höchſt ordinäre Senfſamen, endlich die inhaltleere und zerreißliche, wenn auch künſtleriſch geformte Spinnweb dem eſelsköpfigen Schöngeiſt und Dichterling Zettel zur Bedienung beigegeben ſind.

Denn wie unter den Liebespfändern, die er mit Hermia getauſcht, und durch die er den Abdruck ihrer Phantaſie geſtohlen haben ſoll, Reime und Lieder der Liebe oben an ſtehen, ſo giebt ſich die ganze Tiefe ſeiner Empfindung in dem Zwiegeſpräch mit Hermia kund, als er nach dem verhängnißvollen Ausſpruch über das Mißgeſchick treuer Liebe klagt, das er bis jetzt nur aus Sagen und Geſchichten kannte.

Weh mir (ſagt er) nach Allem, was ich jemals las,
Und jemals hört' in Sagen und Geſchichten,
Rann nie der Strom der treuen Liebe ſanft;
Denn bald war ſie verſchieden an Geburt,
Bald war ſie in den Jahren mißgepaart,
Bald hing ſie ab von der Verwandten Wahl,
Und war auch Sympathie in ihrer Wahl,
So ſtürmte Krieg, Tod, Krankheit auf ſie ein,
Und macht' ihr Glück gleich einem Schalle flüchtig,
Wie Schatten wandelbar, wie Träume kurz,
Schnell, wie der Blitz, der in geſchwärzter Nacht
In einem Winke Himmel und Erd' entfaltet,
Doch eh' ein Menſch vermag zu ſagen: ſchaut!
Schlingt gierig ihn die Finſterniß hinab:
So ſchnell verdunkelt ſich des Glückes Schein.

Wie ernſt bewegt erſcheint hier ſein Gemüth, wie geiſtreich und hohen Schwunges zugleich ſind ſeine Gedanken, wie edel und ſchön ſeine Worte! Einen Mann von ſo hohem Geiſt, von ſo tiefem Gemüth, von ſo ſtolzem Selbſtbewußtſein und kühnem Willen kann drohendes Mißgeſchick zwar einen Augenblick beugen, aber er giebt ſich nicht ſogleich gefangen, er rafft Geiſt und Muth zuſammen, ſein höchſtes Gut, ſeine Liebe zu retten. Zu ſeiner Muhme will er fliehen, wohin das grauſame Geſetz Athens den durch die Natur ge-

heiligten Bund der Liebe nicht verfolgt, wo er mit Hermia sich vermählen darf. So verachtet er zwar die willkührlichen Gesetze der Menschen, aber nicht die ins Herz geschriebenen Gesetze der Natur, der Treue und edlen Sitte. Dieser nemliche kecke und trotzige Mann hat die zartsinnigste Aufmerksamkeit und Theilnahme für seine ermüdete Freundin, als beide im Walde sich verirrt, und ist von so reiner, fast andächtiger Verehrung für den Gegenstand seiner Liebe erfüllt, daß er leicht sich durch ein mahnendes Wort der Geliebten lenken läßt, dessen er eigentlich gar nicht bedarf. An diesem Character haftet nichts Gemeines und Unedles, und fehlt noch Ein Zug zur Vollendung seines Bildes, so ist es die Milde der Seelenstimmung, mit der er seinem Nebenbuhler gegenüber steht und das theilnehmende Mitgefühl, womit er der verlassenen Helena beim Abschiede wünscht, daß der Liebe Lohn ihrer Liebe nahe sein möge. Man fühlt es dieser edlen Erscheinung durchweg an, daß sie in ihrer Wahl sich unmöglich betrügen kann, da ihre Richtung naturgemäß auf den inneren Liebreiz, auf die Vorzüge des Geistes und Herzens hinführt; daß sie nur von einer gleichartigen, gleich reinen und edlen Seele verstanden und gewürdigt werden kann, und daß endlich Untreue etwas ihrem Wesen und Character durchaus Fremdartiges ist.

Ganz anders Demetrius. Das Erste, was wir an ihm gewahren, ist sein Treubruch an der ihm verlobten Helena, die trotz seines Unbestandes für ihn schwärmt, und seine unedle Werbung um Hermia, die ihn haßt. Die Hand, welche ihm von der Liebe verweigert wird, soll die väterliche Gewalt und der Zwang des Gesetzes in die seinige fügen. Er ist rasend oder selbstsüchtig genug, den Gegenstand

seiner ersten Liebe ohne Schamgefühl, ohne Gewissensbisse auf das tiefste zu kränken, und zugleich die umworbene Hermia eher von Liebe und Leben geschieden sehen zu wollen, als daß er selbst auf seine Wünsche verzichtete. In dieser Gemüthsverfassung ist er eben so unliebenswürdig, als selbst der Rohheit und Gemeinheit fähig. Das Zwiegespräch mit Helena, die ihm in den Wald gefolgt ist, zeigt ihn durchaus von wilder Leidenschaft beherrscht, hartherzig, grausam; in Worten unschön, ohne Poesie, unzart, beleidigend, ohne alle Ritterlichkeit, ohne Edelmuth, ganz und gar egoistisch. So daß Helena selbst, als er zuletzt ihr droht,

Wo du mir folgst, so glaube sicherlich,
Ich thue dir im Walde Leides noch —

trotz ihrer unbesiegbaren Liebe sich nicht enthalten kann, ihm den Vorwurf zu machen:

Ach in der Stadt, im Tempel, auf dem Felde
Thust du mir Leides. Pfui, Demetrius!
Dein Unglimpf würdigt mein Geschlecht herab.

Ja auch in der Situation, als er mit Hermia zusammentrifft, die ihm von Lysander verlassen die Ermordung ihres Geliebten zutraut, erscheint Demetrius nur von dem Egoismus kleinlichen Neides und mißgünstigen Begehrens nach Anerkennung beseelt. Kein Zeichen gerührter Theilnahme bei Hermias Verzweiflung um Lysander; kein tröstliches Wort; kaum auch nur ein Anklang von Schmerz, daß er nicht geliebt wird; Alles nur im Tone des Vorwurfs als ob ihm Unrecht geschähe; so roh, daß er auf Hermias Bitte, ihr den Freund wieder zu geben, antworten kann

Den Hunden gäb' ich lieber seine Leiche;

so gemein, daß er die Nachricht über Lysanders Ergehen nur

für eine bedungene Gegengabe ablaſſen will. Man ſieht deutlich, dieß iſt eine Natur, die weder fähig noch werth iſt, Hermia zu lieben, weil ſie unfähig iſt, den Zartſinn und die Aufopferung wahrer Liebe zu begreifen. Man billigt den inneren Abſcheu, den Hermia ihm beweiſt, indem ſie ſelbſt den Tod ihres Freundes für ein geringeres Uebel erklärt als ſeine Nähe und mit den Worten ihn verläßt:

Mich nie zu ſehn, dieß Vorrecht ſchenk' ich dir.
Und ſo verlaß ich deine ſchnöde Nähe:
Todt ſei er oder nicht, wenn ich nur dich nicht ſehe.

Auch iſt er in der That ohne wahre Empfindung und forcirt ſich nur Hermia zu lieben, obwohl ihm ſeine krankhafte Sucht, ihre Anerkennung zu gewinnen, keine Ruhe läßt. Dieß giebt ſich in dem philiſterhaft geſpreizten Räſonnement kund, womit er von dem Schlaf, als dem Schuldner des Grams, Abſchlagszahlung zu erwarten ſich vornimmt.

Ihr folgen iſt vergebliches Bemüh'n
In dieſem Sturm; ſo will ich hier verzieh'n.
Noch höher wird des Grames Noth geſteigert,
Seit ſich ſein Schuldner Schlaf zu zahlen weigert.
Vielleicht empfang' ich einen Theil der Schuld,
Erwart' ich hier den Abtrag in Geduld.

Und doch iſt dieſe Natur, die ſich in der Verirrung und eigenwilligen, eitlen Ueberſpannung ihres Weſens ſo unliebenswürdig zeigt, in ihrer Art und innerhalb ihrer Schranken keineswegs aller Anmuth und alles Werthes baar und ledig. Wie könnte ihn ſonſt die ſchöne Helena ſo ſtandhaft lieben, und obwohl verſchmäht, trotz aller Kränkung ſo unabläſſig ihm folgen? Wie kämen ſonſt die edlen Seelen

Hermia und Lysander zu dem Wunsche, daß seine Liebe ihrer Freundin zurückgegeben werden möge? Auch gewinnt das Bessere und Edlere in ihm sofort wieder die Oberhand, als er durch den Zauber in sein natürliches Geleise gerückt und seiner früheren Liebe wieder zugewendet ist.

O Huldin! Schönste! Göttin meiner Wahl!

(so redet er beim Erwachen die vor ihm stehende Helena an)

Womit vergleich' ich deiner Augen Strahl?
Krystall ist trübe. O wie reifend schwellen
Die Lippen dir, zwei küssende Morellen!
Und jenes dichte Weiß, des Taurus Schnee,
Vom Ostwind rein gefächelt, wird zur Krähʼ,
Wenn du die Hand erhebst. Laß mich dieß Siegel
Der Wonne küssen, aller Reinheit Spiegel.

Es taucht hier offenbar sein Maß der Poesie wieder in ihm auf, seine Gefühle für Helenas Schönheit sind natürlich und wahr und sprechen sich eben darum in gewählten, schönen Worten aus, obwohl, wie man sieht, zunächst nur das Entzücken sinnlicher Liebe in ihnen liegt.

Faßt man alle diese einzelnen unterscheidenden Merkmale der beiden Charactere wie in einen Brennpunkt zusammen, sucht man gleichsam in den Augen dieser Gestalten das Geheimniß ihres Wesens zu lesen, so scheint dieß unzweifelhaft: der Dichter wollte in Lysander eine edle, hochsinnige, für den Liebreiz innerer Seelenschöne und geistigen Adels empfängliche, in Demetrius aber eine von Haus aus minder edle, in der Ueberspannung ihrer selbst unschöne, und nur für den Eindruck sinnlicher Schönheit befähigte Natur darstellen. Wäre irgend noch ein Zweifel daran, daß wir in diesen beiden Gestalten Gegenbilder vor uns haben, so hat ihn der Dichter selbst auf wunderbare Weise beseitigt,

Denn durch denſelben Zauberſaft des Blümchens „Lieb im Müſſiggang“ geſchieht es, daß Demetrius zur Treue bekehrt, Lyſander zur Untreue gezwungen wird; — ein unwiderſprechliches Zeichen, daß ihre Naturen wie ihre Neigungen diametral entgegengeſetzt ſind.

Unſer Urtheil jedoch wird ſich erſt recht bewähren müſſen, wenn wir nun auch die beiden Frauenbilder betrachten, um aus ihren Zügen und ihrer Haltung, aus dem bewegten Spiel ihrer Mienen und Geberden ihr Weſen zu enträthſeln. Und in der That, ſchon die beiden Namen Hermia und Helena ſcheinen unſrer Anſicht günſtig zu ſein. Denn wie Hermes, der Götterbote, das Himmliſche mit dem Irdiſchen vermittelt, und, wie Horaz ſingt, der erſtgebornen rauhen Menſchheit zarte Sittigung und geiſtige Schöne gebracht hat, — ſo deutet auch der Name Hermia auf einen Liebreiz hin, der vom Himmel ſtammend die ſinnliche Schönheit überſtrahlt und gemeinen Sinnen eben ſo unzugänglich iſt, wie der Himmel dem Auge verborgen bleibt, das ſich zur Erde kehrt. Helena aber iſt ſeit Homers und Trojas Zeiten der ſymboliſche Name für den Liebreiz irdiſcher Schönheit geworden. Und gerade Hermia giebt der Dichter dem Lyſander, — Helena dem Demetrius, dem Erdenſohne, zur Braut. Die Symboliſirung aber, die in den Namen liegt, iſt auch noch weiter verfolgt. Der Helena iſt ein ſchlanker Wuchs geliehen, gegen welchen die Geſtalt der Hermia ein wenig kleiner erſcheint. Dies wird ſehr anſchaulich in jener lebhaften Scene, wo die beiden Frauen ſich zanken, und wo Hermia, als ſie von ihrer Gegnerin Marionette und Puppe geſcholten wird, nun das Spiel klar zu

durchschauen glaubt, womit die vermeintliche Nebenbuhlerin ihr den Freund abwendig gemacht habe.

Sie hat ihn — ruft sie aus:
Sie hat ihn unsern Wuchs vergleichen lassen —
Ich merke schon — auf ihre Höh getrotzt.
Mit ihrer Figur, mit ihrer langen Figur
Hat sie sich seiner, seht mir doch, bemeistert.
Und stehst du nun so groß bei ihm in Gunst
Weil ich so klein, weil ich so zwerghaft bin?
Wie klein bin ich? Du bunte Bohnenstange?
Wie klein bin ich? Nicht gar so klein, daß nicht
Dir meine Nägel an die Augen reichten.

Aber warum hat auch Hermia selbst der Gegnerin das Wort der Rache abgezwungen, da sie sie vorher Gauklerin und Blüthenwurm oder — wie Ortlepp genauer übersetzt — wurmstichige Blume genannt hat, Prädicate übrigens, die uns neben dem der bunten Bohnenstange oder des geputzten Maibaums offenbar die neidische Ansicht blühender Körperschöne vergegenwärtigen.

So sehr sich aber Helena des Vortheils bewußt ist, den sie durch äußere Schönheit vor ihrer Gegnerin voraus hat, so kann sie doch nicht umhin die Uebermacht des Liebreizes, den Hermia besitzt, anzuerkennen; eines Liebreizes, der, wie er sich dem Lysander nur zu eigen ergiebt, so doch auch den Demetrius übermannt, obgleich ihm Hermia nur finstre Mienen und Flüche bietet und bieten kann. Helena möchte gern diesen Liebreiz namentlich in Haltung, Blick und Wort von Hermia borgen, wenn's nur möglich wäre:

Krankheit steckt an (sagt sie im 1. Acte) o thäts Gestalt und Wesen,
Nie wollt ich, angesteckt von euch, genesen.
Mein Aug' lieh euern Blick, die Zunge lieh'
Von eurer Zunge Wort und Melodie.

Indeß, so wenig innere Seelenschöne und äußerer Liebreiz einander nothwendig ausschließen, so wenig sind Hermia und Helena von jeher Gegnerinnen gewesen; in ihren Kinderjahren vielmehr waren sie Ein Herz und Eine Seele; und selbst als mit den Jahren reifender Entwicklung auch die Verschiedenheit ihrer Begabung ins Bewußtsein trat und sie trennte, blieben sie doch in schwesterlicher Freundschaft einander zugethan. Man kann nichts Lieblicheres lesen, als jene Stelle, wo Helena, die sich von ihrer Freundin verhöhnt glaubt, diese an ihre frühere Vereinigung und an die Gelübde der Schwestertreue erinnert.

Feindsel'ge Hermia! undankbares Mädchen!
Verstandest du, verschworst mit diesen dich,
Um mich zu necken mit so schnödem Spott?
Sind alle Heimlichkeiten, die wir theilten,
Der Schwestertreu' Gelübde, jene Stunden,
Wo wir den raschen Tritt der Zeit verwünscht,
Wie sie uns schied: o alles nun vergessen?
Die Schulgenossenschaft, die Kinderunschuld?
Wie kunstbegabte Götter schufen wir
Mit unsern Nadeln Eine Blume beide,
Nach Einem Muster und auf Einem Sitz,
Ein Liedchen wirbelnd, beid' in Einem Ton,
Als wären unsre Hände, Stimmen, Herzen
Einander einverleibt. So wuchsen wir
Zusammen, einer Doppelkirsche gleich,
Zum Schein getrennt, doch in der Trennung Eins;
Zwei holde Beeren, Einem Stiel entwachsen,
Dem Scheine nach zwei Körper, doch Ein Herz;
Zwei Schildern eines Wappens glichen wir
Die friedlich stehn, gekrönt von Einem Helm.

Und dieser symbolischen Bedeutsamkeit der beiden Gestalten, die der Dichter mit so sicheren Umrissen zu skizziren weiß, entsprechen auch die Gesinnungen und Handlungen, die le-

hendigen Farben, mit denen er die beiden, in ihrer Art ſo verſchiedenen, und doch gleich liebenswürdigen Frauenbilder ausgeſtattet hat.

Hermia iſt kühn, wie Lyſander; ihre Liebe iſt ſo innig, ihre Treue ſo ſtark, daß ſie das Härteſte, was Athens Geſetz verhängen kann, lieber erdulden, als ihrer Liebe entſagen will. Aber ſie iſt zugleich die reinſte Weiblichkeit voll edler Grazie; ſtille Ergebung, feines Zartgefühl, ſtrenge Sittſamkeit, unbedingtes und unerſchütterliches Vertrauen auf die Tugend und Treue ihres Geliebten ſind ihre leuchtenden Eigenſchaften. Sie will lieber die Roſe ſein,

Die, am unberührten Dorne welkend,
Wächſt, lebt und ſtirbt in heilger Einſamkeit

als einem Manne ſich vermählen,

Deß unwillkommnem Joche ihr Gemüth
Die Huldigung verſagt.

Als das Unglück über die beiden Liebenden hereinbricht und Lyſander über das Mißgeſchick treuer Liebe klagt, erwiedert ſie in den ſchönen, tiefgefühlten Worten:

Wenn Leid denn immer treue Liebe traf,
So ſteht es feſt im Rathe des Geſchicks.
Drum laß Geduld uns durch die Prüfung lernen,
Weil Leid der Liebe ſo geeignet iſt,
Wie Träume, Seufzer, ſtille Wünſche, Thränen,
Der armen kranken Leidenſchaft Gefolge.

Gleichwohl iſt ſie raſch entſchloſſen, trotz dem väterlichen Gebot wie dem Geſetz Athens mit ihrem Geliebten zu fliehen; ſie ſchwört es ihm zu bei Amors ſtärkſtem Bogen, bei ſeinem beſten, goldgeſpitzten Pfeil, bei der Unſchuld von Cytherens Tauben, bei dem was Seelen knüpft in Lieb

und Glauben. Nimmt man dieſe Züge zuſammen mit der würdevollen, und doch beſcheidenen Haltung gegenüber dem Herzog, mit der Sicherheit reinſter Liebesunſchuld bei dem zarteſten Gefühl für Sitte und Anſtand, als ſie mit ihrem Freunde allein iſt; vergleicht man dazu jene Hingebung und Selbſtverleugnung der Liebe, die, als Lyſander in der Bethörung des Zaubers ſie verlaſſen, nicht zunächſt an ſich denkt, die nicht einmal der Ahnung einer Untreue fähig nur um das Leben ihres Geliebten in angſtvoller Beſorgniß iſt; fügt man zu alle dem noch die edle mitfühlende Theilnahme an dem Schickſal ihrer Freundin bis zu dem Augenblick, wo ſie wähnt von dieſer um ihre eigene Liebe betrogen zu ſein: ſo begreift man wahrlich nicht, wie Gervinus glauben kann, den Hauptzug eines ſo reinen, geiſtvollen und durchaus edel gehaltenen Bildes getroffen zu haben, wenn er ſie die keifiſche und zänkiſche Hermia nennt. Allerdings erſcheint ſie in der Streitſcene empfindlich und gereizt: aber der Dichter wollte einen menſchlichen Character zeichnen und Empfindlichkeit ſcheint ihre einzige Schwäche zu ſein. Zudem tritt dieſe erſt hervor, da ſie aufs Aeußerſte gebracht iſt, und das, was ihr theurer iſt als das eigene Leben, durch niedrigen Betrug, wie ſie glaubt, verlieren ſoll. —

Ebenſo thut Gervinus der ſchönen Helena Unrecht, wenn er ſie als einen haltloſen, ſich ſelbſt wegwerfenden Character bezeichnet. Sie iſt nur das Gegenbild von Hermia, ohne deswegen in ihrer Art unedel oder unweiblich zu ſein. Ihr Hauptfehler, den ſie mit Demetrius theilt, iſt die Leidenſchaftlichkeit, mit der ſie liebt. Dieſe treibt ſie bis zur äußerſten Gränze der Sitte, des Anſtandes und ſelbſt der Zu-

gend. Denn sie verräth aus egoistischem Beweggrund ihre Freundin, heftet sich dem treulosen Geliebten an die Ferse und überliefert sich, indem sie einem Manne zum Walde folgt, der nicht ihr Beschützer sein will, allen Unbilden des Zufalls. Alle Schmähungen und Drohungen des Hartherzigen, womit er sie los werden will, scheuchen sie nicht zurück; ja so schwärmt sie für ihn, und so weit geht die Raserei ihrer Liebe, daß sie sich dem Geliebten gegenüber in der That herabwürdigt.

Ich bin eu'r Hündchen (sagt sie) und, Demetrius,
Wenn ihr mich schlagt, ich muß euch dennoch schmeicheln.
Begegnet mir wie eurem Hündchen nur,
Stoßt, schlagt mich, achtet mich gering, verliert mich:
Vergönnt mir nur, unwürdig, wie ich bin,
Euch zu begleiten. Welchen schlechtern Platz
Kann ich mir wohl in eurer Lieb' erbitten
(Und doch ein Platz von hohem Werth für mich),
Als daß ihr so wie euren Hund mich haltet?

So würde sie allerdings unschön und unweiblich sein, wenn dieß nicht bloße Raserei, wenn es ihre wirkliche Natur wäre und wenn Jemand anders Zeuge ihrer Selbsterniedrigung wäre, als der, den sie vergöttert. Aber da sie selbst erkennt, daß solches Werben unweiblich ist, da sie weiß, daß es ein Wahn ist, der sie zwingt ihn so zu vergöttern, da sie ihm zuruft:

Du ziehst mich an, hartherziger Magnet!
Doch zögest du nicht Eisen, denn mein Herz
Ist ächt wie Stahl. Laß ab, mich anzuziehn,
So hab' ich dir zu folgen keine Macht —

so wird man das Uebermaß ihrer Leidenschaft milder beurtheilen und mit der Treue entschuldigen müssen, die noch Wonne findet in Noth, giebt die geliebte Hand ihr nur den

Lod. Ihre Sittſamkeit aber weiß ſie geborgen durch die Tugend und in der Nähe des Geliebten; denn auf die unzarten Mahnworte des Demetrius erwiedert ſie mit dem ſchönen Vertrauen:

Zum Schutzbrief dienet eure Tugend mir.
Es iſt nicht Nacht, wenn ich eu'r Antlitz ſehe;
Drum glaub' ich jetzt, es ſei nicht Nacht um mich.

Ja zuletzt wird man faſt mit ihrem Fehltritt ſelbſt ausgeſöhnt, als ſie, durch den vermeintlichen Hohn der Männer in ſich zurückgeſcheucht und durch Hermias Zorn eingeſchüchtert, plötzlich jene Linie des Zartgefühls und mädchenhafter Scheu wieder findet, die ſie nicht hätte verlaſſen ſollen. Sie erſpart ſich das beſchämende Bekenntniß ihrer Thorheit nicht, und bittet nur noch, daß man ſie gehen laſſe.

Und nun, wo ihr mich ruhig gehen laßt, (ſagt ſie)
So trag' ich meine Thorheit heim zur Stadt
Und folg' euch ferner nicht. O laßt mich gehn!
Ihr ſeht, wie kindiſch und wie blöd ich bin.

Aber wenn ihr auch ein gewiſſes Maß edler Weiblichkeit, wie es ſich eben mit ihrer Natur verträgt, nicht abgeſprochen werden kann, iſt ſie doch in allen andern Eigenſchaften gerade das Gegentheil von Hermia. Denn während dieſe kühn iſt, iſt Helena, wie ſie ſelbſt von ſich ſagt, ſo feig, wie irgend nur ein Mädchen; während Hermia klar, beſonnen, im Unglück ſtill ergeben, überliefert ſie der Leidenſchaft und thörichter Verblendung die Zügel; wie Hermias Liebe innig, ſo iſt die ihrige ungeſtümm; und während jene voll innerer Sicherheit zu ihrem Freunde, an deſſen Verwandlung ſie nicht glauben kann, ſagen darf:

Warum mich haſſen? was geſchah, Geliebter?
Bin ich nicht Hermia, ſeid ihr nicht Lyſander? —

empfindet Helena die Huldigung der beiden Männer nur als Hohn, ſo wenig Selbſtvertrauen iſt ihr eigen. Sie fühlt, daß ihr die Kraft fehlt, die Liebe dauernd zu feſſeln; eine Kraft, die eben auf der Harmonie innerer Eigenſchaften, nicht auf äußerer Schönheit beruht. Auch kommt Helena ſelbſt, wo ſie ſich mit Hermia vergleicht, wiederholt auf den Spiegel der Seele, auf die Augen, als den weſentlichen Unterſchied des beiderſeitigen Liebreizes zurück. Hermia, ſagt ſie, iſt beglückt,

> Denn ſie hat Augen, deren Strahl entzückt. —
> Vor welchem Spiegel konnt' ich mich vergeſſen
> Mit Hermias Sternenaugen mich zu meſſen? —

Wenn ich hoffen darf, daß es mir einigermaßen gelungen iſt, die Gegenſätzlichkeit in den beiden Männercharacteren wie in den Frauengeſtalten nachzuweiſen, ſo erlauben Sie mir nun, die Paare nach der Verwandtſchaft ihrer Naturen zuſammenzuſtellen und die Reſultate der Vergleichung zu ziehen.

Hermia und Lyſander gehören ſich an bei Allem, was Seelen knüpft in Lieb und Glauben; gleich an Reichthum des Geiſtes, an Tiefe des Gemüths, an Adel der Geſinnung hat der Stern ihres Glücks ſie verbunden; es giebt keine Macht der Erde, die ſie trennen könnte; ihre Verbindung iſt unauflöslich. Dieß Bewußtſein erfüllt, erhebt, beſeligt beide. Hermia weiß, entflohen als Verräther kann Lyſander nicht ſein, denn (ſagt ſie:)

> Die Sonne liebt den Tag nicht treuer, ſteter,
> Als wie er mich: nun wär' er als Verräther
> Entfloh'n, indeß ich ſchlief? Nein, nimmermehr!

Ihr Ohr erkennt den verlornen Freund an der Stimme, da die Nacht sie hindert, ihn mit dem Auge zu finden;

Mein Aug' war's nicht, das dich Lysander fand:

Warum betont sie dieß? Liegt etwa darin, daß sie durch die Nacht der Untreue, der scheinbaren, hindurch ihn doch als ihren Freund erkennen kann? Sie kann nicht an den Haß Lysanders glauben und seiner eigenen Versicherung setzt sie das einfache Wort entgegen:

Ihr sprecht nicht, wie ihr denkt.

Ja während er sich durch Schmähung ihren Fesseln entziehen will, nennt sie ihn immer noch „ihr süßes Herz" und kann nur nicht begreifen, wie er so wild und verwandelt wurde. Ist ihr doch bewußt, daß Lysanders Liebe wie ein Diosemeion über Nacht gekommen sei, soll sie den göttlichen Zug der Seelen, der wie ein Blitz zündend trifft, für Täuschung halten?

Ihr liebtet über Nacht mich, doch verließt ihr
Mich über Nacht. Und muß ich also sagen
(Verhüten es die Götter) ihr verließet
Im Ernste mich?

Erst als er nun bei seinem Leben schwört, daß er sie nie wieder zu sehen begehre, übermannt sie — die Ueberzeugung von seiner Untreue? keineswegs, sondern — die Erbitterung gegen die Liebesdiebin, die ihr in der Nacht Lysanders Herz, ihr Eigenthum, gestohlen. Ihr Schluß nach dem Allen aber ist:

Ich staun' und weiß nicht, was ich sagen soll.

Doch Lysander? schwört er denn nicht der Helena Liebe, und

seiner Freundin, daß er sie hasse? hat er nicht Hermia verlassen, überhäuft er sie nicht mit Schmähworten? können auch wir, die wir unparteiischer sind als seine Freundin, trotzdem ihn noch für treu halten? Ich meine, ja. Eine äußere Macht allerdings hat seine Sinne in Bann gelegt; ein Zauber leitet seine Füße, treibt seinen Willen, formt selbst seine Worte und Gedanken; aber sein Gefühl und seine innerste Natur bleibt unverwirrt. Er ist wie ein Kranker, der im Wahnsinn des Fiebers anders redet, als er meint, Anderes begehrt als er will, und thun muß, was ihm Kummer macht, während er selbst sich dieser Zerspaltung seines Ich's mit Grauen bewußt ist.

Sieh, wenn ich schwöre, weiß' ich — sagt er zu Helena
— solchen Eiden
Dient zur Beglaubigung ihr Ursprung schon.
Kannst du des Spottes Reden wohl verklagen,
Die an der Stirn des Ernstes Siegel tragen?

Ist das die Stimmung, in der ein wirklich Liebender freit? Woher denn die Thränen und der Ernst, wenn nicht aus dem Widerspruch des Gemüths mit dem eigenen Thun? Das Gefühl, daß ihm angethan sei, was wider seine Natur ist, klingt von Anfang bis zum Ende seiner Bethörung durch. Niemand wird das für die Rede wahrer Liebe halten, wenn er seinen scheinbaren Abfall von Hermia rechtfertigend zu Helena sagt:

Der Wille wird von der Vernunft regiert,
Mir sagt Vernunft, daß euch der Preis gebührt.
Ein jedes Ding muß Zeit zum Reifen haben;
So reiften spät in mir des Geistes Gaben.

Ja selbst symbolisch stellt der Dichter dar, daß er Hermia

nicht los werden kann; denn eben, als er sein Leben für Helena auf's Spiel setzen will, erfaßt ihn Hermia; und auf den Hohn des Demetrius, daß eine so schwache Hand ihn zu halten vermöge, hat er nur die wenig stichhaltige Ausrede:

Wie? sollt' ich sie verwunden, schlagen, tödten?
Haß' ich sie schon, will ich kein Leid ihr thun.

Klingt das nicht vielmehr, wie Wehmuth über seine eigne Verwandlung, die ihm keine Wahl mehr läßt? Ist das eine Untreue, wie die des Demetrius, von dem Helena sagt:

Er aber schalt mich weg, und drohte, mich
Zu schlagen, stoßen, ja zu tödten gar?

Und doch muß er von seiner früheren Liebe, die seine ganze Seele füllte, erst gelöst sein, ehe er, dem Zauberbanne folgend, sein Leben an Helena hingeben kann. Wie schwer es ihm in Hermias Gegenwart werden würde sich loszureißen, ahnte er schon als er sie mit den Worten verließ:

so schlaf nur immer,
Und nahtest du Lysandern doch dich nimmer.

In der That gelingt es ihm auch nur, indem er, seine innere Stimme überschreiend, mit maßlos gehäuften leidenschaftlichen Schmähungen all ihren Liebreiz für sein Bewußtsein gewaltsam ertödtet. Erst nachdem er sich im eigenen Wort, das bekanntlich die Kraft hat, auch wider Willen zu binden, bis zur äußersten Spitze übertriebener, und darum offenbar unnatürlicher, Wildheit gegen Hermia gesteigert hat, ruft er, von der Last eines gespaltenen Seins aufathmend, seinem Gegner zu:

jetzt bin ich frei;
Nun komm, wofern du's wagst; laß sehn, weß Recht
An Helena, ob dein's ob meines gilt.

Mit dieſer Anſicht ſtimmt es vollkommen, daß er allein am Schluſſe, während Alle übrigen von den Begebniſſen der Nacht noch eine dunkle Ahnung wie von einem Traume haben, gar nichts von dem weiß, was mit ihm vorgegangen; daß ſeine Erinnerung nur an den Punkt anknüpft, wo er mit Hermia den Wald betrat. Die Verwandlung, wie ſie nur durch Zufall über ihn kam, iſt ſeinem Innern ganz fremd geblieben; er weiß von keiner Verirrung. So wenig wie Hermia, iſt Lyſander der Untreue fähig und ſelbſt der Zauberbann hat keine wirkliche Macht über die Liebe, die ſich an Seelenſchöne knüpft.

Jene Liebe hingegen, die ihre Entſtehung zunächſt dem Reiz und Zauber äußerer Schönheit verdankt, iſt mannichfachen Verirrungen, wechſelnden Stimmungen und namentlich den Qualen der Eiferſucht unterworfen. Doch findet auch ſie ſich immer wieder zurecht, wenn ſie wahr und aufrichtig gleichartige Naturen verbindet. Dieß zeigt ſich an Helena und Demetrius, die beide für einander geſchaffen zu ſein ſcheinen. Helena beſitzt jegliches Maß äußeren Liebreizes, und auch Demetrius, der von ihr vergöttert wird, kann nur als ſchöner Mann gedacht werden. Denn womit anders, wenn nicht mit äußerer Wohlgeſtalt, dürfte er hoffen Hermias Gunſt zu gewinnen, da es ihm an all den Eigenſchaften gebricht, welche den Bund zwiſchen ihr und Lyſander ſo innig geſchloſſen haben? — Demetrius und Helena lieben ſich aufrichtig; Verwandtſchaft der Gefühle und Neigungen, ja ſelbſt der Fehler ihrer Naturen feſſelt ſie aneinander. Beider Liebe iſt ſchwärmeriſcher Art, zärtlich und feurig mehr, als innig und ſtark; mehr als die Hingebung iſt es der Egoismus der Liebe, der ihren Bund beſiegelt hat.

Darum gehen beide, Demetrius und Helena, zwar bis zur äußersten Gränze der Selbstverleugnung, wohin Leidenschaft führen kann; aber es geschieht nur, um selbst glücklich zu sein, Eines in dem Anblick und Besitz des Andern. Helena achtet es nicht, daß sie sich an ihrer eignen Liebe versündigt, indem sie selbst ihren Geliebten auf die Spur der Hermia leitet; nur um seinen Anblick zu haben. Sie setzt alle Mädchensitte und Scheu bei Seite und folgt ihm zum Wald; sie würdigt sich aufs tiefste vor ihm herab, wünscht nichts als sein Hündchen zu sein, nur um in seiner Nähe bleiben zu können. Dieß ist nicht geringer anzuschlagen, als wenn Demetrius um ihren Besitz gegen Lysander sein Leben wagt.

Aber welchen Schwankungen sind beide gleichwohl preisgegeben in Handlungen und Gefühlen! Demetrius, nicht etwa dem Banne eines Zaubers erliegend, sondern in eitler Selbstüberspannung begehrlicher Leidenschaft findet sich plötzlich von Helena unbefriedigt und verläßt sie; ja ihre Nähe wird ihm so peinlich, daß er sich bis zu Mißhandlungen in rohen Worten vergißt. Und als er dann von einer höhern Macht, der Macht sinnlichen Liebeszaubers zu ihr zurückgeführt wird, indem seine wahre Natur über sein verkehrtes eigenwilliges Begehren die Oberhand gewinnt: da ist es wieder Helena, die ihn und sich mit dem launischen Mißtrauen quält, das sie in die Aufrichtigkeit seiner Huldigung setzt. So kommt auch die Pein der Eifersucht der Reihe nach an beide. Wie zuerst Helena vor Neid und Aerger über Hermias Schönheit trostlos und unglücklich ist, so geräth zuletzt Demetrius in wahre Wuth, als Lysander sich um Helena annimmt.

Sprich nicht von Helena! (herrscht er ihm zu)
Nimm nicht Partei für sie! Vermissest du
Dich im Geringsten, Lieb ihr zu bezeugen,
So sollst du's büßen.

Gleichwohl schließt das Ganze mit plötzlicher Versöhnung und Einigung zwischen beiden. Helena sagt:

Ich fand Demetrius, so wie ein Kleinod,
Mein und auch nicht mein eigen.

Und Demetrius bekennt:

Der Gegenstand, die Wonne meiner Augen
Und alle Treu und Tugend meiner Brust
Ist Helena allein.
Doch wie ein Kranker, haßt' ich diese Nahrung;
Nun zum natürlichen Geschmack genesen,
Begehr ich, lieb ich sie, schmacht ich nach ihr,
Und will ihr treu sein, nun und immerdar.

Ich habe vielleicht mit der Ausführlichkeit dieser Schilderung Ihre Geduld zu sehr in Anspruch genommen, aber es scheint mir in der That nur durch die genaueste Würdigung dieser Figuren der Haupthandlung möglich, zum richtigen Verständniß des ganzen Stücks zu gelangen. Fragen wir nun, nach dieser Auseinandersetzung, welcher Grundgedanke die eigentliche Fabel unsres Dramas durchzieht, so wird es kaum noch zu gewagt sein, wenn wir, zu einem früher aufgestellten Satz zurückkehrend, ihn präciser und inhaltreicher dahin bestimmen: Wahre Liebe gründet sich auf Verwandtschaft der Naturen und ist, wie sie keinem äußeren Zwange sich beugt, so auch keiner wirklichen, inneren Untreue fähig; geräth sie

aber durch Zufall oder eigene Schwäche in ſcheinbare Verirrung, ſo findet ſie ſich am eignen Geſetze wieder zurecht. Innere Seelenſchöne und äußerer Liebreiz ſind, wie die beiden Angelpunkte, ſo auch die unverrückten Leitſterne aller Liebesmühe; Hermia und Helena ſind, jede in ihrer Art, das perſönlich erſcheinende Geſetz der Liebe, das nie von der Seite des Liebenden weicht. Der Dichter will alſo das Weſen und die Kraft wahrer Liebe an der ſiegreichen Gewalt ihres Doppelgeſetzes anſchaulich machen. Somit ſind wir, indem wir den Accent auf die Characterzeichnung und den Ausgang der Fabel legten, zu einem Reſultate gelangt, das mit der Anſicht von Gervinus, der ſich an die Vorgänge der Fabel hält, im directen Gegenſatze ſteht.

Von welcher Bedeutung aber dieſer Grundgedanke der allegoriſchen Fabel für das ganze Stück iſt, kann erſt dann recht klar werden, wenn wir uns zuvor die duftige Allegorie deutlich zu machen ſuchen, von welcher die Elfenwelt, gegenüber ihrem tölpiſchen Gegenſatze in den Clowns, getragen wird.

II.

Indem wir mit der Betrachtung und Enträthſelung des Gemäldes fortfahren, das uns Shakespeare in ſeinem Sommernachtstraum zum Geſchenk gemacht hat, ſollten wir nun zuerſt die Gruppe zur linken Seite als die bewegtere und mehr im Vordergrund der Handlung ſtehende zur Beſchauung wählen. Allein zwiſchen ihr und der hellen Gruppe zur Rechten zieht ſich eine ſo entſchiedene Schattenlinie durch

das Gemälde, daß wir gut thun werden, unſer Auge vorher an der dämmerigen Beleuchtung der im Hintergrunde geſchäftigen Mittelgruppe für die Betrachtung jener Geſtalten ſich ſtärken zu laſſen. Es möchte uns ſonſt ſchwer fallen, trotz der Derbheit der Figuren ihre Züge zu erkennen, zumal das einzige Licht, das auf ſie fällt, nur als Widerſchein von jener Dämmerwelt ausgeht, in welche der Anführer dieſer Geſellen ſich verirrt hat.

Treten wir nun näher an das Bild in der Mitte heran, ſo fallen uns ſogleich zwei Figuren mit den Abzeichen der königlichen Würde in die Augen; es iſt Oberon und Titania, denen das Feenland unterthan iſt, mit ihrem Gefolge dienſtgeſchäftiger Elfen. Sie kommen aus Indien, dem Land der entfernteſten Gebirge, der farbigſten Blumen, der würzigſten Düfte; ſie kommen, vielleicht zu des Theſeus Hochzeitfeſt, zunächſt aber um hier im Walde ihre luſtigen Mondſcheinſpiele zu feiern. Es iſt eine Welt voll Zauber nnd Geheimniß, in die wir hier hineinblicken. Wie Träume bunt und phantaſtiſch; wie Schatten und Geiſter luftig und durchſichtig; überirdiſch an Geſtalt und Schöne, und doch heiter und vertraut mit dem Leben der Menſchen; voll Bedeutung in Bewegung und Mienen, und doch räthſelhaft in ihrem Thun — ſo ſchweben dieſe Weſen an dem neugierigen und erſtaunten Blick vorüber. Zeit und Raum ſcheint für ſie nicht vorhanden. Raſch treten ſie ein, raſch entſchwinden ſie wieder; ſchneller als die Monde kreiſen können ſie die Erd' umreiſen. Das Drittel einer Minute genügt für den Schlaf, wie für die Geſchäfte, über Thäler und Höh'n, durch Dornen und Steine, über Gräben und Zäune, durch Flammen und See'n, wandeln, ſchlüpfen ſie überall. Und doch ſind

ſie nicht ohne alle Schranke, doch hat Zeit und Ort für ſie Bedeutung; denn wenn Auroras Herold im Oſten ſchimmert, kündet er die Stunde, die ſie nöthigt in das Land der Schatten ſich zurückzuziehen. Nicht als ob ſie, wie irre Geiſter, nöthig hätten, das Licht des Tages zu ſcheuen und die Nacht zur Hülle brauchten — ſie ſind ja Geiſter andrer Region — ſondern weil der helle Sonnenglanz ihrem ſchattenhaften Weſen, und das lärmende Treiben des Tages ihrem ſtill vergnüglichen Leben zuwider iſt. Sie lieben aber auch nicht das Dunkel und Düſter der Nacht; im Mondſchein ſpielen ſie ihre luſtigen Spiele, tanzen ſie ihre Ringel nach des Windes Pfeifen. Am liebſten weilen ſie, — Oberon im Wald und auf den Bergen, Titania auf duftigen Hügeln und blumigen Auen, wenn ſie nicht am Strande des Meeres dem üppigen Spiel des Windes, das die Segel der Handelsſchiffe ſchwellt, lachend zuſchaut. Kehren ſie aber in ein Haus ein, ſo fegen ſie zuvor den Flur blank und weiß, ehe ſie bei des Feuers mattem Flimmern Geſang und Tanz beginnen. Denn wie die Finſterniß, haſſen ſie das Unſchöne, und namentlich ſind es Titanias Elfen, die auf ihrer Königin Geheiß Krieg gegen Alles führen, was häßlich iſt oder der Schönheit ſchadet. Die Einen tödten Raupen in den Roſenknoſpen, die Andern ziehen gegen Fledermäuſe zu Felde und bringen ihrer Flügel Balg als Beute heim, den kleinen Elfen Röcke draus zu machen, wieder Andre endlich verſcheuchen den Kauz, der nächtlich kreiſcht und über die ſchmucken Geiſter ſtaunt. Zweizüngige Schlangen, ſtachlichte Igel, giftige Molche, ſchwarze ſummende Käfer, häßliche wenn auch kunſtgeübte Spinnen ſollen von Titania, der holden Herrin, fern bleiben, während ſie ſchläft; aber die Nachtigall darf in das

Schlummerlied einstimmen, mit dem sich die Königin in den Schlaf singen läßt. Die Blumen besonders sind es, welche Titania liebt und die ihr zu jedem Dienste zu Gebote stehen; die stolzen Primeln, mit den Perlen in den Ohren, mit den Rubinen am goldnen Kleid geleiten sie, wenn sie zu Hofe geht; mit Rosen schmückt sie ihren Freund; Quendel, Viol nnd Maßlieb dienen ihr zum Ruhebette, wenn sie durch Tanz und Spiel eingewiegt unter des Geisblatts und Jasmins üpp'gen Schatten im Kühlen schlummert. Oberon hinwieder kennt die geheimsten Kräfte der Blumen und verwendet sie nach Gutdünken und Belieben, bald um zu bezaubern, bald um vom Zauber zu lösen. Zwei Blumen namentlich sind es, über deren Geheimniß er verfügt, Cynthias-Knospe und Amors Blume; diese vom Pfeil Cupidos verwundet hat die Kraft sinnliche Liebesglut zu erregen, jene dagegen, das Herz von Bethörung zu heilen und zur Keuschheit des Ernstes zurückzuführen. Auch in Anderem noch sind Oberon und Titania unterschieden; wie er die Macht besitzt, Gestalten im Nu zu verwandeln, so kann Titania das Niedere und Plumpe vom Erdenstoffe befreien; wie er es ist, der die Weisen der Lieder erfindet und die Elfen darnach singen heißt, so ist Titania die Gebieterin über die Musik, und ihre Sorge ist, daß die Elfen mit zarter Kunst auf jedes Wort eine Note wirbeln; Oberon ist stets wach und geschäftig, der Schlaf scheint ihm kein Bedürfniß zu sein, die Elfenkönigin, und wäre es auch nur auf das Drittel einer Minute bedarf zuweilen des Schlummers. Titania ist fähig in der Bethörung und im Schlafe in der niederen Welt der Sterblichen zu weilen, wenn sie auch von Oberon erweckt Schauder darüber äußert. Der König dieses Reiches ist so erha-

ben, daß er mit dieſer Welt kaum anders als durch ſeinen Diener Puck in Berührung tritt. Dieſer gute Diener ſelbſt, der ſeinem Herrn die flinkſten und erſprießlichſten Dienſte leiſtet, handelt aber auch oft auf eigne Fauſt, ſchwärmt in der Nacht umher auf neckiſche Thaten, und durchkreuzt ſelbſt, ſey es durch böſen Willen, oder durch Fügung des Geſchicks, die Abſichten ſeines Herrn. Titania dagegen hat einen zwar ebenfalls zu beſonderem Dienſte ſtehenden, aber nie eigenwillig ſondern nur in ihrem Intereſſe handelnden Elfen, der alles Unebne, Rauhe, Anſtößige, Verletzende, Gemeine vermeidend ſtets ſeiner Herrin voraneilt, ihr die Ringe aufs Grüne hinthaut, in denen ſie tanzen will und ihrem Hofgeleite die Perlen in die Ohren hängt. — Wenn Oberon und Titania einig ſind, ſegnen ſie die Menſchen; ihren beſten Segen aber ſprechen ſie über das Haus des Theſeus, des hochſinnigen Pflegers der Kunſt und Wiſſenſchaft. Ihre Entzweiung gereicht der ganzen Welt zum Unheil; wegen des geſtörten Ringeltanzes tauchen böſe Nebel auf, jeder winz'ge Bach wird ſtolz, reißt die Dämme nieder; das Ackerfeld wird überflutet, Mühe und Arbeit des Pflügers iſt verloren; es wächſt keine geſunde Frucht mehr, und Krähen praſſen in der ſiechen Heerde. Alle Spiele und Erholungen der Menſchen ſind dahin; die Kegelbahn verſchlämmt, die Gartenwege verödet, die Winterluſt geraubt, ohne Sang und Jubel die Nächte. Die Luft iſt verdorben; vom bleichen Mond gewaſchen, erzeugt ſie fieberhafte Flüſſe in Menge. Auch die Jahreszeiten ſind in Unordnung und gerathen durcheinander; der Lenz, der Sommer, der zeitigende Herbſt, der zorn'ge Winter, ſie alle tauſchen die gewohnte Tracht und die er-

ſtaunte Welt erkennt nicht mehr an ihrer Frucht und Art, wer jeder iſt. —

Frei vom Erdenſtoffe, wie dieſe Elfen ſind, iſt von irdiſcher Speiſe, von Nahrung überhaupt bei ihnen keine Rede; nur ihrem Freunde bietet Titania neben Perlen und Muſik erfriſchende, ſüße, ja auch nahrhafte Speiſe und andere elfenwürdige Erquickung dar. Aprikoſen, Stachelbeeren, Maulbeeren, Feigen, Purpurtrauben, den Honigſack der Biene und Nüſſe aus dem Magazin des Eichhorns ſollen die Elfen ihm bringen; aber auch leuchten ſollen ſie ihm — ſo ſorglich bedenkt ſie alle Bedürfniſſe ihres Freundes — mit einem wächſernen Bein der Biene, das ſie an eines Glühwurms Schein angeſteckt, und mit bunten Schmetterlingsflügeln ſollen ſie ihm den Mondſchein fächelnd vom Auge wehren. So iſt alles klein und niedlich, was dieſe Elfen angreifen, bunt und phantaſtiſch, was ſie thun, und doch ſüß und erquickend, was ſie bieten. Sie ſelbſt auch ſind von niedlicher Geſtalt; bunte Schlangenhäute oder Flügel von Fledermäuſen ſind die Gewänder, die ihre zarten Glieder umſchließen; leiſe, loſe, hüpfend und tanzend iſt ſtets ihre Bewegung. Arbeit und Anſtrengung kennen ſie nicht; aber auch kein Gefühl von Vergnügen iſt an ihnen bemerkbar; Spiel und Tanz, ihre Hauptbeſchäftigung, ſcheint mehr ein nothwendiger Ausfluß ihrer Natur, als ein Wunſch ihres Herzens zu ſeyn. Sie haben wohl überhaupt keine Wünſche, dieſe Naturſeelen, wie ſie Gervinus nennt, mit Ausnahme Oberons und Titanias, welche nebſt Puck wenigſtens das Gepräge von Schattenbildern *menſchlicher* Seelen tragen. Ihr ganzes Weſen geht auf in Gehorſam gegen König und Königin; nur auf deren

Geheiß führen ſie ihre luſtigen Reigen. — Eine wunderliche Welt voll räthſelhafter Bilder der Phantaſie.

Das ſind nicht mehr die Elfen der nordiſchen Mythologie und des Volksglaubens; es ſind weder Lichtelfen, die in himmliſchen Höhen, noch Schwarzelfen, die tief unter der Erde wohnen; es iſt vielmehr ein neues, menſchenfreundliches Völkchen, dem der Dichter ſeine Heimat in dem blumenduftigen fernen Indien angewieſen hat. Die allgemeinen Züge, welche Shakespeare aus der Sage beibehalten hat, reduciren ſich auf die Vorſtellung des Ueberirdiſchen in der Natur, des Kleinen und Niedlichen in der Geſtalt, des Hüpfenden und Tanzenden in der Bewegung dieſer Weſen; auf ihre Freude an Mondſcheinſpielen und Muſik; auf ihre Vereinigung endlich unter einem König und einer Königin. Dieſe Züge offenbar ſind es, die mit ſeiner Grundidee zuſammenſtimmend ihm die Einführung der Elfenwelt in ſeinen Sommernachtstraum nahe gelegt haben. Der Name Oberons iſt wahrſcheinlich aus der franzöſiſchen Fabel Hüon von Bordeaux entlehnt, wo ihm wie in unſerem Stücke das Königreich der Feen unterthan iſt; der Name Titania, welchen die Göttin Diana als wälder- und quellenfrohe Schweſter des Sonnengottes trägt, mag wohl aus Ovid entnommen ſein. Aller übrige Farbenduft, in welchem Shakespeare dieſe Zauberwelt ſo eigenthümlich erglänzen läßt, iſt des Dichters ſchöpferiſchem Genius entſprungen. Wenn ich aber nun, gleichſam in die geheimſte Werkſtätte des Geiſtes eindringend, die Bedeutung ſeiner wunderbaren Schöpfung erklären ſoll, ergreift mich billig die Scheu, mit der rauhen Hand der Proſa an dieſe duftige Welt zu taſten, und nur dazu kann ich mich verſtehen, in einem Verſuch gebundener Rede mehr Andeutungen als Auf-

klärungen zu geben. Indem ich dabei den Abdruck der Phantasie des Dichters zu stehlen gezwungen bin, bitte ich für das Uebrige um Ihre Nachsicht.

Wem Apollo selbst gestimmt die Leier,
Wem Cupidos Pfeil das Herz getroffen,
Dem erschließt sich eine Welt des Zaubers,
Thut sich auf das Feenland der Inder
Mit den würz'gen buntgeschmückten Blumen,
Mit dem Duft der Wälder, — frische Winde
Schwellen seines Geistes volle Segel.

In geheimnißvollem Dämmerscheine
Auf und nieder hüpfen die Gedanken,
Auf und nieder wogen die Gefühle;
Luftgewoben, frei vom Erdenstoffe,
Nicht der Speise, nicht des Tranks gedenkend,
Bunt und schillernd jetzt in lichten Farben,
Jetzt in grauen flatternden Gewändern
Tanzen sie, den zarten Elfen gleichend
Ihre Ringel nach des Windes Pfeifen.

Phantasie mit ihrem Herrscherstabe
Führt den luft'gen, zaubervollen Reigen;
Nur nach ihres Königs Liederweisen
Singen sie die holden Melodien,
Die das Herz mit Wonne ganz durchdringen,
Tanzen sie die feenhaften Ringel,
Die den Geist in Zauberbande legen.

Phantasie erkennt den süßen Zauber,
Den Cupidos Pfeil der Wunderblume
Hat ins offne wunde Herz geleget.
Doch ihr leuchtet auch die reine Knospe,
Die gefeit von Cynthias keuschem Strahle
Vor dem Blick verbirgt den Trost der Minne.

Phantasie, wenn sie die Zauberschwingen
Mächtig regt, gewahret nicht des Raumes,
Nicht der Zeit umschränkende Gebote,

Fliegt dahin durch alle Höhn und Weiten
Und umkreiſet, raſcher als die Monde,
Rings den Erdball mit Gedankenſchnelle.

Ihr zur Seite ſteht der flinke Diener,
Heitrer Laune ſtets und guten Willens,
Der zum Tanze blank und weiß den Elfen
Fegt den Flur, und in geſchäft'ger Eile
Seinem Meiſter bringt die Zauberſtoffe.
Aber eingeweiht in Zauberplane,
Da ihm blind das eine, rechte Auge,
Kreuzt er oft, bald trotzig widerſtrebend,
Bald unſchuldig, ſelbſt des Meiſters Willen.
Jener iſt es, der die Menſchenkinder
Mit des Zufalls wunderlicher Laune
Neckiſch quält und ihrer Mühe ſpottet,
Wem er nicht als Gutgeſell ſich nahet.

Doch im Reich der Minne und der Lieder
Waltet gleichen Rechtes auch die hohe,
Ueberirdſche, zarte, feingeformte
Königin mit kunſtverſtänd'gem Sinne,
Die ſich letzend an Gedankenſchöne,
Die an tief gefühltem Klang ſich freuend,
Ihre Elfen lehret, jedem Worte
Kunſtgeübt die Note aufzuprägen,
Ihnen heißt, das Häßliche befehden,
Während ſie, auf Blumen eingewieget
Bei den Liebesklagen Philomelens
Unter duft'gem Laubgezweige ſchlummert.

Darum, weil ſie ſelber zart und ſinnig
Dieſe Königin des ſchönen Zaubers
In Gefühlen, Worten und Gedanken,
Neigen ſich vor ihr die Redeblumen,
Neigen ſich vor ihr die ſtolzen Primeln,
Bieten ſich ihr an zum Prachtgeleite,
Schön geſchmückt mit reichen Feengaben,
Mit Rubinen, Gold und edlen Perlen.

Und der holden Herrin treu ergeben,
Ihrer ſchönen Reize zarter Herold,
Eilt voran und ſtehet ihr zur Seite
Jener ſchmuckverſtänd'ge, kluge Elfe,
Der, gepanzert gegen das Gemeine,
Alle Höhen ebnend, alle Thäler,
Seiner Königin den Pfad bereitet,
Und den Perlenſchmuck mit eignen Händen
Ihrem Hofſtaat hänget in die Ohren.

Phantaſie und Zartgefühl des Schönen,
Treu geſellt im zaubervollen Bunde,
Segnen durch der Elfen zarte Dienſte
Aus der reichen Fülle ihres Weſens
Heimlich ſtill die irdiſchen Geſchlechter;
Tränken ſie mit wonnigen Gefühlen,
Streuen ihnen helle Lichtgedanken,
Daß im Herzen Harmonieen zittern,
Daß das Haupt umkränzt mit duft'gen Roſen,
Und den Geiſt erfriſcht von ſüßen Früchten,
Ihre Freunde ſanft und leis entſchlummernd
Von dem Glanze ſchön'rer Welten träumen.

Doch ſo bald ihr Zauberbund zerriſſen,
Ihrer Elfen Ringeltanz geſtöret,
Steigen böſe Nebel aus der Tiefe,
Fallen feindlich auf der Dichtung Lande:
Jedes winz'ge Bächlein, ſtolzen Sinnes,
Dünkt ſich groß und reißt die Dämme nieder,
Ueberfluthend rings der Menſchenkinder
Friſch gepflügte grüne Geiſtesfluren.
Alle Müh' des ächten Dichterpfluges
Iſt verloren, und das Korn des Genius,
Ausgeſtreut, verfault noch vor der Ernte,
Während heiß're, aasbegier'ge Krähen
In der geiſtesſtechen Heerde praſſen.

Solches Unheil raubt den Menſchenkindern
Wahrer Dichtung friſche, ſchöne Spiele;

Denn verschlammt vom edlen Leim der Bäche
Liegt die Kegelbahn des sich'ren Meisters,
Der des Witzes rasche Kugel sendet;
Und unkennbar sind die art'gen Gänge,
Die sich reinlich, schmuck und regelmäßig
Durch der Dichtung muntre, grüne Auen
Labyrinthisch ziehen, weil sie Niemand
Mehr betritt und ihrer Schönheit achtet.
Darum fehlt die Winterlust den Menschen,
Wie sie Phantasie mit ihren Träumen
Ausgebiert, es macht kein Sang noch Jubel
Froh die Nächte, weil des Rhythmus Zauber
Mit dem Sinn des Schönen ist verloren.

Und durch eben die Zerrüttung wandeln
Sich der Minne stetige Gesetze,
Die mit Gleichem Gleiches nur vermählen;
Wandeln sich die Jahreszeiten alle,
Also daß der Frost des Silberhaares
Sich gesellt der zarten Purpurrose,
Daß der zorn'ge Winter Lenz sich dünket,
Schon der Sommer reift des Herbstes Gaben,
Und, wer jeder ist, an Frucht und Wesen
Die erstaunte Welt nicht mehr erkennet.

Diese ganze Brut von Plagen stammet
Aus Entzweiung, die sich hat erhoben
Zwischen ihr, der Königin des Schönen
Und dem zauberkräftigen Gemahle,
Der des Wunsches thörichtes Begehren
Mit dem Zaume des Gedankens zügelt.

So den Farbenglanz zusammenschauend,
Forschend nach des Zauberräthsels Deutung,
Sprach ich sinnend, träumend vor mich hin:
In dem Reich der Minne und der Lieder
Walten Phantasie und Schönheitssinn:
Oberon ist König und Gebieter
Und Titania ist Königin.

Doch es ist Zeit aus dem Traume zu erwachen und uns nach der Handlung umzusehen, die innerhalb dieser luftigen Geisterwelt vorgeht, in welcher Oberon und Titania gebieten. Von Motivirung und eigentlicher Entwicklung ist auch hier wieder keine Spur; Alles unterliegt auch hier theils dem Zauber, theils dem Zufall, und der ganze Inhalt drängt sich zuletzt in ein einziges Bild zusammen, dessen symbolischer Character unverkennbar ist. — Oberon und Titania treffen im Walde zusammen; sie sind in Zwiespalt wegen eines indischen Fürstenkindes, das Oberon, der Eifersüchtige, zu seinem Knappen begehrt, Titania aber ihrem Gemahl nicht um sein Königreich herausgeben will. Denn es ist das Kind einer Freundin aus Titanias Orden, die oft mit ihr in Indiens gewürzter Luft die Nächte weggeschwatzt; ihr zu Liebe zieht sie es auf und behält es als Edelknaben. Oberon beschließt, sie ihren Trotz büßen zu lassen und durch bethörenden Liebeszauber so lange zu quälen, bis sie seinem Willen sich fügt. Den nemlichen Zaubersaft der Blume „Lieb in Müssiggang," mit welchem Lysander bethört und Demetrius zu seiner eigentlichen Natur zurückgeführt wird, drückt Oberon mit der Bannformel über ihren Augenliedern aus:

Was du wirst erwachend sehn,
Wähl' es dir zum Liebchen schön
Seinetwegen schmacht' und stöhn'.
Sei es Brummbär, Kater, Luchs,
Borstiger Eber oder Fuchs,
Was sich zeigt an diesem Platz,
Wenn du aufwachst, wird dein Schatz,
Säh'st du gleich die ärgste Fratz.

Der Zauber wirkt und der Zufall fügt es, daß sich bei ihrem Erwachen der vorwitzigste jener tölpischen Gesellen, den Puck

zuvor mit einem Eſelskopfe ausgeſtattet hat, in ihrer Nähe befindet. Titania verliebt ſich in ihn, nöthigt ihn bei ihr zu bleiben, und gibt ihm ihre niederen Hofcavaliere, Bohnenblüte, Senfſame, Motte, Spinnweb zur Bedienung. Während ſie aber für dieſen Tropf nach Düften ſucht, begehrt Oberon von ihr den Edelknaben; ſie gibt ihn ſogleich heraus. Oberons Abſicht iſt erreicht; er löſt den Zauber und König und Königin ſind nun wieder in erneuter Freundſchaft vereinigt.

In dieſem Bilde, — denn Handlung kann man es kaum nennen, — iſt offenbar der Hauptaccent auf jene Gruppirungen gelegt, die aus Titanias bethörter Liebe zu dem eſelsköpfigen Menſchenkind ſich ergibt. Um jedoch dieſes Zuſammentreffen verſtehen und würdigen zu können, müſſen wir uns zuvor die Heimath vergegenwärtigen, aus der ſich der idylliſche Geſelle in die duftige Welt des Zaubers verirrt hat.

Das nahende Vermählungsfeſt des Herzogs iſt einer Geſellſchaft ehrlicher Handwerker ſo zu Herzen gegangen, daß ſie ſich vorgenommen haben, das Feſt durch die Aufführung der höchſt kläglichen Komödie und des höchſt grauſamen Todes des Pyramus und der Thisbe zu verherrlichen. Alles, was zimmert, leimt, webt, näht, flickt, hat der Dichter in dieſe Kompagnie vereinigt; Squenz der Zimmermann ſteht an der Spitze des Unternehmens, Zettel der Weber iſt das Factotum der Acteurs. Woher dieſe Geſellen das Stück genommen haben, das ſie aufführen wollen, erfährt man nicht genau; doch läßt die Selbſtzufriedenheit des Peter Squenz, womit er nach Vertheilung der Rollen meint: und ſo wäre dann halt die Ko-

möchte in den Schick gebracht, — ſo wie eine andere Stelle, wo Zettel den Peter Squenz dazu kriegen will, ihm von ſeinem Traum eine Ballade zu ſchreiben, vermuthen, daß es der Director und Entrepreneur der Geſellſchaft ſelbſt iſt, der die Fabel componirt hat. Dieſe iſt freilich kurz beiſammen und hat eigentlich nur drei Rollen. Pyramus und Thisbe müſſen ſich zuerſt lieben und zuletzt erſtechen, und der Löwe muß durch ſein Brüllen die Kataſtrophe herbeiführen, die ſich an Thisbes verlorenen Mantel knüpft. So ſind Zettel als Pyramus, Flaut der Bälgenflicker als Thisbe, und Schnock der Schreiner als Löwe mit Rollen verſorgt. Aber der geiſtreiche Verfaſſer der höchſt klüglichen Komödie denkt noch weiter; Thisbe muß doch eine Mutter und Pyramus einen Vater haben, jene Rolle paßt für Matz Schlucker den Schneider, dieſe für Schnauz den Keſſelflicker, und damit er ſelbſt nicht leer ausgeht, will er der Thisbe Vater ſein. Nur Schade, daß ſchon bei der Probe alle dieſe Nebenrollen wieder abhanden kommen. Denn der Sapperments-zettel hat indeſſen herausgebracht, daß man einen Prologus haben muß, der den Leuten ſagt, daß es eigentlich mit dem Todtmachen und dem Löwen nichts iſt, damit die Damen nicht zu ſehr erſchrecken; und dann findet ſich, daß man auch einen Mann mit Dornbuſch und Laterne braucht, um den Mondſchein zu deſiguriren, und einen andern mit ein bischen Kalk oder Leim oder Mörtel um Wand zu bedeuten. Aber nicht blos jene Rollen, auch der urſprüngliche Text der Hauptrollen ſelbſt iſt bis zur Aufführung abhanden gekommen und gänzlich umgetauſcht. Statt mit einer Anrede an ſeine geliebte Thisbe, wie in der Probe, beginnt Pyramus mit einem Stoßſeufzer an die Nacht, der ſehr ſtark dar-

nach aussieht, als ob er in der Verlegenheit und aus dem Stegreif gesprochen würde. Und doch — wie pathetisch!

O Nacht, so schwarz von Farb', o grimmerfüllte Nacht!
O Nacht, die immer ist, so bald der Tag vorbei!
O Nacht, o Nacht, o Nacht! ach! ach! ach! Himmel! ach!
Ich fürcht' daß Thisbe's Wort vergessen worden sei. —

Ich muß mir versagen, noch andere ergötzliche Exempel von dem hausbackenen Unsinn, den diese witzverlassenen Köpfe in aller Harmlosigkeit zu Markte bringen, hier auszuheben. Aber wenn Shakespeare, wie ohne Zweifel der Fall ist, mit diesem eingelegten Bühnenstücke jenen täppischen Unverstand geißeln wollte, der Kunst und Handwerk nicht zu unterscheiden vermag und sich doch mit der Kunst breit machen will, — wie zu jener Zeit noch in den sogenannten komischen Zwischenspielen und auf der zum Theil von herumziehenden Handwerkern versorgten Volksbühne wirklich geschah — so hat er seinen Zweck in unvergleichlicher Weise und mit einem Humor erreicht, der uns die Simplicität, die sich glücklich schätzt, sechs Batzen des Tags mit ihrem Spiel zu verdienen, nicht komischer und mitleidswürdiger zugleich konnte erscheinen lassen. Gleichwohl ist nicht anzunehmen, daß dieß die alleinige oder auch nur die eigentliche Absicht des Dichters gewesen sei, als er sich entschloß diese tölpischen Gesellen in seinen Sommernachtstraum mit aufzunehmen; sonst würde er nicht einen einzelnen Character, und gerade den des meistergeschäftigen Zettel, mit so großer Sorgfalt gezeichnet haben. Der Grund hiefür kann nur in dem Verhältniß liegen, welches diesem Character innerhalb und gegenüber der Elfenwelt zugedacht war.

Zettel gilt unter seinesgleichen für einen wahren Aus-

band an Talent, Geist und persönlichen Vorzügen; wenn er, der transferirte oder transportirte Zettel, nicht wiederkommt, so ist das Stück zum Henker, denn in der ganzen Stadt der Musen ist außer ihm kein Mann der capabel ist, den Pyramus herauszubringen. Er hat schlechterdings den besten Witz von allen Handwerksleuten in Athen und die beste Person dazu; und was seine süße Stimme betrifft, da ist er ein rechtes Phänomen oder gar ein Phönix. Was wunder, wenn dann der so geschmeichelte und verehrte Webermeister seinem natürlichen Vorwitz nicht blos freien Lauf läßt, sondern auch die Sporen gibt; wenn er im Hofmeisterton über das täppische Gelichter herfährt, alle Welt mit naseweiser Belehrung zurechtweist, selbst den Herzog nicht ausgenommen, als er sich eine Bemerkung bei seinem Spiele erlaubt; — was wunder, wenn diesem Allerweltszettel mit eigner und Andrer Erlaubniß die Einbildung zu Kopfe steigt, ein Genie zu sein und Alles zu können, wenn er in Folge dessen auf die sublimsten Einfälle geräth, sich gar nicht genug thun kann in Worten und endlich zu dem vertrackten Humor kommt Alles im Allem auch *sein* zu wollen? Er will Pyramus, Thisbe und Löwen alles in Einer Person spielen. Und wie will er spielen! Er will als Liebhaber Sturm erregen, er will einigermaßen lamentiren. Er will, wenn man ihm Thisbe auch gibt, mit 'ner terribel feinen Stimme reden: Thisne, Thisne! Ach Pyramus, mein Liebster schön! Deine Thisbe schön, und Fräulein schön! Und als Löwe? Ich will brüllen, sagt er, daß es einem Menschen im Leibe wohl thun soll mich zu hören. Ich will brüllen, daß der Herzog sagen soll: Noch mal brüllen! noch mal brüllen! Und als die andern in ihrer Einfalt ihm bemerken,

das könnte ſie alle an den Galgen bringen, da weiß er die Herzensjungen, die nur ein wenig gar zu ſchwer begreifen, ſogleich über ihren Zweifel an ſeiner Unfehlbarkeit zu beruhigen; denn er will ja ſeine Stimme forciren und ſo ſanft brüllen, wie ein ſaugendes Täubchen: er will brüllen, als wärs 'ne Nachtigall. Eigentlich aber — denn ihm iſt das Höchſte nur eben gut genug — hätte er doch das beſte Genie zu einem Tyrannen; er könnte einen Herkles koſtbarlich ſpielen, oder eine Rolle, wo man Alles kurz und klein ſchlagen muß.

Der Felſen Schooß
Und toller Stoß
Zerbricht das Schloß
Der Kerkerthür,
Und Phöbus Karrn
Kommt angefahr'n
Und macht erſtarrn
Des ſtolzen Schickſals Zier.

Das ging prächtig, meint er. Dieß iſt Herkleſſens Natur, eines Tyrannen Natur; ein Liebhaber iſt ſchon mehr lamentabel. Ein ſolcher Genius iſt nie verlegen, überall weiß er Rath und Hülfe; braucht man Mondſchein, ſo ruft er nach dem Kalender; ſoll das grauſame Wildpret von einem Löwen für die Damen zubereitet werden, ſo muß Schnock ſein Geſicht durch des Löwen Hals ſehen laſſen und ſelbſt durchſprechen und ſich ſo, oder ungefähr ſo appliciren: Gnädige Frauen oder ſchöne, gnädige Frauen, ich wollte wünſchen oder ich wollte erſuchen oder ich wollte gebeten haben, fürchten Sie nichts, zittern Sie nicht ſo, mein Leben für das Ihrige! Und dann ſoll er nur rund heraus ſagen, daß er kein Löwe, ſondern Hans Schnock der Schreiner iſt. So

vergißt er auch nichts, als das Spiel Hals über Kopf vor sich gehen soll: gute Schnüre an die Bärte, neue Bänder an die Schuh; gleich zusammenkommen, jeder seine Rolle überlesen, Thisbe reine Wäsche anziehen; die Nägel des Löwen nicht verschneiden, denn sie sollen heraushangen, als des Löwen Klauen. — Ein Meister in der Erfindung, ist er es auch in der Rede; die Worte fallen ihm nur so von der Zunge. Freilich nimmt er es mit dem Sinn der Worte nicht sehr genau, er verwechselt Gifte und Düfte und Nickels Grab mit Ninus Grab; aber was kümmern solche Kleinigkeiten einen großen Geist, der höchstens über den Reichthum seiner sublimen Phantasie in Verlegenheit kommt, weil er nur nicht recht weiß, soll er seine Rolle in dem strohfarbnen Bart, oder in dem orangegelben Bart, oder in dem carmesinrothen Bart, oder in dem ganz gelben machen.

Ganz besonders aber sind es zwei Hauptzüge, durch welche Shakespeare diesen Gesellen von allen seinen Kumpanen sehr bestimmt und mit Auszeichnung unterschieden hat: das ist sein unerschütterliches Selbstvertrauen und seine poetische Marotte, die ihn selbst den Gipfel des Parnasses in der Stegreifdichtung ersteigen heißt. Von letzterer haben wir schon eine Probe gehabt; beides vereint findet sich in der Scene seiner Verwandlung. Als dort selbst seine eigenen Genossen nicht umhin können, ihn mit Entsetzen und Bedauern auf seine Transferirung aufmerksam zu machen, hält er es nur für Schelmerei: sie wollen einen Esel aus mir machen, sagt er, mich zu fürchten machen, wenn sie können, Aber ich will hier nicht von der Stelle, laß sie machen, was sie wollen; ich will hier auf und abspatzieren und singen,

damit sie sehen, daß ich mich nicht fürchte. Und dann singt er ein Lied, das weder Kopf noch Rumpf hat:

Die Schwalbe die den Sommer bringt,
Der Spatz, der Zeisig fein.
Die Lerche, die sich lustig schwingt
Bis in den Himmel 'nein;
Der Kukuk, der der Grasemück
So gern ins Nestchen heckt
Und lacht darob mit arger Tück
Und manchen Ehmann neckt.

So ist zwar seine Phantasie am Ende, ohne einen Schluß gefunden zu haben, aber nicht seine Herzhaftigkeit. Nein, wenn alle Welt daran glaubt, er glaubt nicht daran, daß er in seiner Weisheit ein Esel geworden sei und der Widerspruch spornt ihn nur, sein Talent in seinem höchsten Glanz leuchten zu lassen.

In diesen unverbesserlichen Dichterling also und Weisheitsnarren, dem Phantasie und Geschmack in gleich hohem Grade mangelt, verliebt sich Titania, die Königin der Schönheit, des Zartsinns und alles Zaubers, dessen wahre Poesie fähig ist. In ihrer Bethörung und Verblendung, in die sie wegen ihres hartnäckigen Bestehens auf dem Besitz jenes Indischen Wechselkindes gerieth, hält sie diesen ungesalzenen Tölpel ganz wie ihren rechtmäßigen Herrn und Gemahl, Elfen, Blumen und Düfte, Perlen und Musik und alle Reichthümer, über die sie gebieten kann, mit zuvorkommender Dienstwilligkeit ihm zur Verfügung stellend. Die Situationen, die sich hieraus ergeben sind, nicht mehr rein komisch, denn sie erwecken zugleich ein peinliches Gefühl; und diese gemischte Empfindung des Komischen und Widerlichen ist, wie versichert wird, auch ganz der Eindruck, den diese Scenen bei

der Aufführung auf der Bühne dem Zuschauer machen. Wie könnte es auch anders sein! fühlt sich doch Titania selbst trotz ihrer Verblendung in dieser Vergesellschaftung innerlich höchst unglücklich. Denn als der rohe und doch vorwitzige Ungeschmack in seiner Phantasielosigkeit ihre zarten Elfen wie mit Füßen tritt, ohne daß er das Geringste mit ihnen anzufangen weiß, als Zettel bei den Namen Spinnweb, Bohnenblüte, Senfsamen nur an die Dienste beim Schnitt in den Finger, an Madam Hülse und Herrn Bohnenschote, und an den niederträchtigen und ungeschlachten Kerl, Rinderbraten denkt, der schon manchen wackern Herrn von dem Hause der Senfsamen verschlungen hat, da gebietet Titania:

Kommt, führt ihn hin zu meinem Heiligthum!
Mich dünkt, von Thränen blinke Lunas Glanz;
Und wenn sie weint, weint jede kleine Blume
Um einen wild zerriss'nen Mädchenkranz.
Ein Zauber soll des Liebsten Zunge binden:
Wir wollen still den Weg zur Laube finden.

Und wenn dieser Gesell, als ihm Titania Musik anbietet, sich einbildet, ein räsonnabel gutes Ohr für Musik zu haben und dann doch ein Stück auf der Maultrommel verlangt; wenn er auf ihre Frage: sag, süßer Freund, was hast du Lust zu essen? nur überhaupt eine Krippe voll Futter haben will, sei's trockner Hafer, oder wornach er großen Appetit verspürt, ein Bund Heu, gutes Heu, süßes Heu, das ja seinesgleichen nicht hat; wenn er den öligen Nüssen aus dem Magazin des Eichhorns ein oder zwei Hand voll trockner Erbsen vorzieht — und ihm Titania doch die behaarten Schläfe mit einem würz'gen frischen Blumenkranz umwindet — soll man da nicht glauben was Oberon sagt:

Derſelbe Thau, der ſonſt wie runde Perlen
Des Morgenlandes an den Knospen ſchwoll,
Stand in der zarten Blümchen Augen jetzt,
Wie Thränen, trauernd über eigne Schmach.

In der That, es iſt das Gefühl des unnatürlichen Gräuels, der in dieſer Verbindung des Zarten und Schönen mit dem Ungeſchmack und der Phantaſieloſigkeit liegt, — was dem Eindruck des Komiſchen nicht blos paralyſirt, ſondern geradezu überwiegt; und wir begreifen leicht, daß Titania beim Erwachen zu ihrem wahren Gemahl zurückkehrend voll Schauder ausruft:

Mein Oberon, was für Geſicht ich ſah!
Mir ſchien, ein Eſel hielt mein Herz gefangen.
O wie mir nun vor dieſer Larve graut!

Dagegen begreifen wir freilich eben ſo leicht, daß Zettel ganz verzückt und verrückt iſt über die Herrlichkeit ſeines Traumes, obgleich er gar nicht weiß, wo eigentlich dieſe Herrlichkeit ſteckt und wie er zu dieſer Vermählung gekommen. Ich hatte 'nen Traum — ſagt er — es geht über Menſchenwitz zu ſagen, was es für ein Traum war. Der Menſch iſt nur ein Eſel, wenn er ſich einfallen läßt, dieſen Traum auszulegen. Mir war, als wär' ich — kein Menſchenkind kann ſagen, was. Mir war, als wär' ich, und mir war, als hätt' ich — aber der Menſch iſt nur ein lumpiger Hanswurſt, wenn er ſich unterfängt zu ſagen, was mir war, als hätt' ichs. — Iſt das nicht das leibhaftige Conterfei jener Ueberſchwänglichkeit des Stümpers, die, nachdem ſie floskelhaften Unſinn zuſammengereimt hat, ſelbſt in Erſtaunen und Verwunderung geräth über den Genius der Schönheit, der ſo träumeriſch und nebelhaft über ſie hereingebrochen iſt?

Doch wir eilen zum Schluß, indem wir uns zur Frage nach der Bedeutung des Ganzen zurückwenden.

Wenn man die Clowns und Tölpel mit ihrem Spiele blos als Folie für die Elfenwelt betrachtet, daß sich auf dem dunklen Grunde das Zarte in seiner duftigen Färbung desto entschiedener und glänzender heraushebe, so ist die Bedeutung dieses Gegensatzes jedenfalls zu eng, oder wenn man lieber will, zu weit, weil zu allgemein gefaßt. Denn die Verbindung zwischen Titania und Zettel, die doch als ein so gewichtiges Moment hinzukommt, daß sie, man darf gerade zu sagen, den Mittelpunkt des ganzen Stücks ausmacht, läßt sich aus jenem allgemeinen Gegensatz in keiner Weise erklären; sie wäre ganz unmotivirt und durchaus überflüssig, wo nicht gar störend. Titania giebt dem Zettel die Rechte und die Stellung ihres Gemahls; so tritt er in Gegensatz zu Oberon, nicht zu der Elfenwelt überhaupt. Wie im Reich der Minne Geist und Schönheit, im Zauberlande der Dichtung Phantasie und Schönheitssinn nach dem Gesetze der Natur für einander bestimmt scheinen und nur eine solche Vermählung einen harmonischen Anblick bietet, so ist Oberon allein der rechtmäßige Gemahl Titanias. Die Vereinigung Zettels mit Titania ist eine durchaus unnatürliche, und macht denselben widrigen Eindruck, wie wenn Geistlosigkeit und Stumpfsinn sich mit Schönheit paart, oder phantasieloser Ungeschmack sich für Poesie ausgiebt, weil sich der mißhandelte Schmuck der Rede seine tölpelhafte Zudringlichkeit muß gefallen lassen. Der Zauber ist das Symbol dessen, was gegen das Gesetz der unverirrten Natur geschieht; diese Stellung nimmt er überall im Stücke ein. Damit stimmt vollkommen, daß ihm auch die Gegenkraft beiwohnt,

die verirrte Natur vom Banne zu lösen und in ihr Geleise zurückzuführen. Zettel ist nicht in seiner Natur vom Zauber getroffen, nur seine Erscheinung ist verwandelt; seine Natur ist und bleibt eine von Haus aus korrupte, und nur die innere Wirklichkeit seiner Natur ist es, welche, von seinen Spießgesellen verkannt, durch die äußere Verwandlung anschaulich gemacht wird. Aber sein Verhältniß zu Titania ist ein unnatürliches, und daß es dieß sei, wird durch die aus Zauber entspringende Bethörung Titanias angezeigt. Wie nun Oberon, zu den Liebenden gewendet, sie auf ihre Natur zurückzuführen sucht, so strebt er auch Titania von der eigenwilligen Verblendung zu heilen, die ihm sein natürliches und rechtmäßiges Verhältniß nicht einräumen oder doch verkümmern will. Dieß kann nur dadurch geschehen, daß er sie durch Erfahrung zur Erkenntniß kommen und inne werden läßt, wie sie in der Trennung von ihm nur Schmach erfährt. Der Zufall fügt es, daß zu diesem Behuf die Welt der Poesie, freilich nur in ihrer Karrikatur, in's Spiel kommt und Antheil gewinnt an der allgemeinen Mitte des Hauptgedankens, daß nur, was naturgemäß sich verbindet, in schöner Harmonie verbunden ist. Es scheint uns mit Rücksicht auf den Anlaß des Stücks ein feiner Zug des Dichters, daß er Titania die demüthigende Erfahrung nicht im Bereich der Liebe, sondern auf dem Gebiete der Poesie machen läßt. Denn wenn Oberon und Titania allegorische Personen sind, so steht gewiß die Hoheit und Schöne ihres Wesens in symbolischer Beziehung zu dem Brautpaare, das verherrlicht werden soll, und durch dessen Vermählung Geist und Schönheit den ewigen Bund natürlicher Angehörigkeit besiegeln.

So wird die Anlage des Ganzen wunderbar durchsich-

tig. In der Fabel der Liebenden ist das Reich der Minne, in dem Spiel der Handwerker, das seinen triumphirenden Gegensatz an des Dichters eigenem Werke hat, das Reich der Poesie aufgeschlossen. In der Mitte zwischen beiden, der Liebe zugänglich wie der Dichtung, schwebt die zaubervolle Elfenwelt mit ihrem König und ihrer Königin, die Geist und Schönheit, Phantasie und Schönheitssinn in ihrer Erscheinung, wie in ihrem Wesen repräsentiren und so den reinen Born, den natürlichen und unversieglichen Doppelquell wahrer Liebe und wahrer Poesie sinnbildlich zur Darstellung bringen.

Es ist die Schönheit und Einfachheit des Gedankens, Liebe und Poesie in ihrem naturgemäßen, wahrheitkräftigen Born aufzuzeigen, was seinen harmonischen Zauber über das ganze allegorische Gemälde ausgießt, Diesem Zauber der zu Grunde liegenden einheitlichen Idee verdanken wir, wenn auch unbewußt, die ausnehmende Befriedigung, die uns, bei dem reichsten Genusse, dieser heißduftige Sommernachtstraum mit seiner blühenden Gedankenfülle gewährt Nur das dürfte die Frage sein, ob die Schönheit und Einfachheit der Idee, oder die kunstvolle und doch so durchsichtige Composition, oder der schöpferische Genius und der sprudelnde Witz in der Darstellung, oder endlich die Angemessenheit des Ganzen zu seinem Anlaß und Zweck mehr Bewunderung verdient.

Daß die Idee, wenn sie dramatisch behandelt und doch rein allegorisch gehalten werden sollte, ihren Gegensatz in sich mit aufnehmen mußte, erkennt sich leicht; da sie erst an ihm die Unterlage ihrer Wahrheit und ihres Lebens gewinnt. So wird das Wesen und die Kraft wahrer Liebe

erſt recht anſchaulich an der unnatürlichen Verirrung, die Zauber und Eigenwille in der Phantaſie des Lyſander und Demetrius hervorbringt; ſo fühlen wir erſt recht, was wahre Poeſie iſt, indem der phantaſieloſe Ungeſchmack tölpiſcher Zunftgenoſſen in den wunderbarſten Traum hereintaumelt, den dichteriſche Phantaſie je geträumt hat; — ſo wird endlich gerade an Titanias unnatürlichem Bund mit der Geiſtloſigkeit und Unſchönheit jenes höchſte Geſetz der Liebe und Poeſie recht einleuchtend, welches Geiſt und Schönheit, Phantaſie und Schönheitsſinn nicht getrennt, ſondern naturgemäß vereinigt haben will. Hermia und Helena, Seelenſchöne und äußerer Liebreiz ſind der doppelfarbige Abglanz Titanias in der Welt der Liebenden, in dem Bereich der Poeſie iſts die Schönheit der Gedanken und der zaubervolle Schmuck der Bilder in des Dichters eigner Schöpfung, die unſer Erſtaunen feſſelt. Des Demetrius eigenwillige Verirrung läuft parallel mit Titanias eigenſinnigem Beharren auf dem Edelknaben, und parallel mit Zettels naſeweiſer Anmaſſung, ein poetiſches und künſtleriſches Genie zu ſein. Oberons Rolle hat in Lyſander und in Shakespeare's Genius ihren Wiederſchein. So kunſtvoll iſt das Ganze zu einem harmoniſchen Dreiklang geordnet, der von dem Grundton der einheitlichen Idee eben ſo ſehr getragen als beherrſcht wird. So glauben wir denn zuletzt den Satz aufſtellen zu dürfen, daß Shakespeare durch ſeinen Sommernachtstraum wahre Liebe und wahre Poeſie in heiterer Weiſe an ihrem Gegenſatz allegoriſch verherrlichen wollte, und daß Oberon und Titania nichts anderes ſind, als die Repräſentanten des Zaubers, der im Reich der Minne wie der Dichtung gleichmäßig waltet.

Warum das Stück ein Sommernachtstraum heißt, braucht kaum weiter erklärt zu werden, nachdem bereits gezeigt ist, daß es nicht durch die Entwicklung einer Handlung, sondern gerade dadurch sein eigenthümliches Gepräge erhält, daß es aus einer mannichfaltigen Reihe buntfarbiger und bunt, wie im Traume, durcheinanderlaufender Bilder besteht. Will man noch etwas hinzufügen, so wäre es der Contrast, in welchem die Bedeutsamkeit dieser Bilder mit dem äußeren Vorgange steht, den sie veranschaulichen; die Allegorie liegt in ihnen, wie die Bedeutung des Traumes im Traumbilde verborgen. Nur in diesem Sinne und aus diesem Grunde läßt der Dichter die Liebenden, Titania und Zettel von ihren Begegnissen als von Träumen reden, und gibt er sich am Schlusse zufrieden, wenn das große Publikum, dem er die Deutung nicht zumuthen kann, das Ganze nur für einen Traum halten will.

Diese Verzichtleistung darf jedoch nicht weiter zurück auch auf die erstmalige Aufführung und auf den Anlaß bezogen werden, der Shakespeares Genius diesen wundervollen Traum entlockte. Demjenigen, dessen Fest damit verherrlicht werden sollte, mußte er wohl die Deutung zutrauen können; sonst wäre die Begeisterung gerade für diese Conception, und die Wahl gerade dieses Stoffes ohne Sinn und durchaus unerklärlich. Wenn aber das Stück, wie wir mit Tieck annehmen, zum Vermählungsfeste des Grafen Southampton, jenes kunstsinnigen Gönners geschrieben ist, dem Shakespeare schon die ersten Gesänge gewidmet hatte, die einer vom Liebeszauber trunkenen Lyra entquollen: so muß es eben so genial als zart und sinnig erscheinen, wenn der

Dichter zu Ehren ſeines geiſtreichen Beſchützers mit der Feier der Liebe die Verherrlichung der Poeſie verbindet und auch in ſeinem Gedichte Geiſt und Schönheit auf das Wundervollſte vermählt.

Ueber
Göthe's Ottilie
von
Dr. Löſch.

Es hat bedeutende Schwierigkeit, über Göthe im Allgemeinen oder über einen einzelnen Character aus ſeinen Romanen oder Schauſpielen das Wort zu ergreifen; da alles bereits mehr als zur Genüge durchgeſprochen und feſtgeſtellt iſt. Namentlich iſt erſt vor zwei Jahren ein Werkchen von Dr. Kurnik über Göthes Frauen erſchienen, und es ſcheinen damit ſeine weiblichen Charactere ſo völlig erſchöpft, daß auch von dieſer Seite kaum mehr etwas zu ſagen übrig bleibt. Ich bedarf daher einer beſonderen Entſchuldigung, wenn ich gleichwohl heute einen dieſer weiblichen Charactere nochmals zur Sprache bringe und ich kann dieſe Entſchuldigung eigentlich nur in dem Umſtande finden, daß ich den ausgewählten Character nur von einer Seite, nämlich der ſittlichen, ins Auge faſſe und von dieſer Seite ſeine Rechtfertigung verſuche. Es iſt die Heldin in den Wahlverwandtſchaften, Ottilie, die ich mir ausgewählt habe.

Es hat kein Göthe'ſcher Roman ſo viele Anfechtungen erfahren, als die Wahlverwandtſchaften; weil er in die ehelichen Verhältniſſe in einer Weiſe eingehet, welche das ſittliche Zartgefühl verletzt hat. Dabei hat man aber überſehen, daß über dieſe Verhältniſſe nicht leicht ernſter, warnender und erſchütternder geſchrieben werden kann, als es in dieſem Roman geſchieht; daß er vom Anfang bis zum Ende die ganze Unſeligkeit, welche mit einer Störung dieſer Verhältniſſe unausbleiblich verbunden iſt, bis in ihre feinſten und tiefſten Nüancen uns vor Augen hält.

Als der Schuldige tritt im ganzen Romane Eduard auf, die Beute einer maßloſen blinden Leidenſchaft; und was auch der Dichter zu ſeiner Rechtfertigung vorbringt, es vermag ſeine Schuld nicht zu mindern. Ottilie erſcheint als das Opfer, das nicht gerettet werden kann. Aber dieſes Opfer mußte möglichſt ſchuldlos dargeſtellt werden, wenn der Roman poetiſche Wahrheit haben und poetiſche Befriedigung geben ſollte. In dieſer Aufgabe lag die Hauptſchwierigkeit der Dichtung und Göthe hat ſie meiſterhaft gelöſt.

Wir ſprachen von Rechtfertigungsgründen für Eduard. Dieſe lagen in ſeinem Character und in ſeinen Schickſalen. Eduard war ein Mann von feiner Bildung, mannichfaltigen Kenntniſſen, wohlgeſinnt, guten Herzens, in den Lebensformen höherer Geſellſchaft geübt, doch bei dem allen weder auf einem tieferen ſittlichen und religiöſen Grunde aufruhend, noch von den ernſten Anforderungen eines Amtes und Berufes gekräftiget oder geſtählt. Was brauchen wir weiter, als den Dichter ſelbſt ſprechen zu laſſen: „Sich etwas zu verſagen, war Eduard nicht gewohnt, Von Jugend auf das einzige verzogene Kind reicher Aeltern, die ihn zu einer felt-

samen, aber höchst vortheilhaften Heirath mit einer viel ältern Frau zu bereden wußten, von dieser auch auf alle Weise verzärtelt, indem sie sein gutes Betragen gegen sie durch die größte Freigebigkeit zu erwiedern suchte, nach ihrem baldigen Tode sein eigner Herr, auf Reisen unabhängig, jeder Abwechslung, jeder Veränderung mächtig, nichts Uebertriebenes wollend, aber viel und vielerlei wollend, freimüthig, wohlthätig, brav, ja tapfer im Falle — was konnte in der Welt seinen Wünschen entgegenstehen? (p. 14.)" So zeichnet ihn der Dichter selbst sogleich auf den ersten Seiten. Dazu war auch sein Verhältniß zu seiner zweiten Gattin, der trefflichen und verständigen Charlotte, nichts weniger als ein innigeres, auf unauflöslichem Grunde aufgebautes. Sie waren in ihren jüngeren Jahren ein liebendes Paar, auf Bällen und bei Festlichkeiten gerne gesehen und da sie sich suchten, wußten sie sich leicht zu finden. Allein die jugendliche Neigung war gelöst, als die äußern Umstände und die zwingende Gewalt der Aeltern beide Theile, jeden in ein eheliches Verhältniß brachten. Diese Ehen löste der Tod, beide waren wieder frei; allein Charlotte war viel zu besonnen und verständig, um noch an eine Verbindung mit Eduard zu denken, sie beabsichtigte vielmehr eine Verbindung zwischen Eduard und einer Tochter ihrer Freundin, eben der Ottilie, die wir zum Gegenstand unsrer Betrachtung gemacht haben, zu stiften. Diese Bemühungen brachten Eduarden wieder mit seiner ehemaligen Geliebten zusammen; die frühere Neigung wurde wieder rege, der Gedanke, dasjenige, was ihm das Schicksal versagt hatte, doch noch gewinnen zu können, hatte für ihn einen romanhaften Reiz und spornte seine Leidenschaft, er ließ nicht nach, bis er in den Besitz

Charlottens gelangt war. Der Eigenſinn wars, der dieſe Ehe geſtiftet hat, die Neigung, welche dieſe Ehe zuſammenhalten ſollte, war eine erlogene, ſich ſelbſt täuſchende, und die ländliche Zurückgezogenheit, wie ſehr man auch ſich bemühete, derſelben durch Bauten, Parkanlagen, Verſchönerung des Dorfs und Hebung der gemeindlichen Verhältniſſe Abwechslung zu geben, konnte für ein durch Reiſen und das Leben in der großen Welt verwöhntes Herz, wie es das Eduards war, bei weitem die Beſchäftigung und Befriedigung nicht geben, welche zur Erhaltung einer ſtillen und geregelten Neigung erforderlich iſt. Alle dieſe Entſchuldigungs- und Rechtfertigungsgründe, oder vielleicht müſſen wir ſagen, dieſe Erklärungsgründe, weiß der Dichter mit gewohnter Gewandtheit geltend zu machen. Allein die Schuld Eduards konnten ſie nicht mindern; und dem Dichter kommt es auch nicht im mindeſten in den Sinn, ſie zu ſeiner Rechtfertigung gebrauchen zu wollen. Vielmehr ſtellt er uns das treueſte und wahrſte Bild der heftigſten und blindeſten, auf keine Stimme weder der Pflicht, noch der Klugheit achtenden, von keinem Hinderniß, keiner Schwierigkeit, keiner noch ſo gewaltigen und erſchütternden Schickſalsmahnung zu zügelnden und zu bändigenden Leidenſchaft dar, einer Leidenſchaft, die den gereiftſten Mann höchſt kindiſch kleidet, und nicht anders als mit dem völligen Untergang beider endigen kann.

Ottilie, die kaum noch die Bildungsjahre in der Penſion überſtanden hat, Charlottens Nichte, eine Waiſe, die ſie in ihre mütterliche Obhut genommen, tritt in das Haus der erſt kürzlich Vermählten ein, das durch des Hauptmanns Gegenwart um ein viertes Glied vermehrt worden war;

ein anmuthiges Weſen, gemüthvoll, ſtille, in ſich gekehrt, überall dienſtwillig, hilfreich, jeden in ſeinen kleinen häuslichen Bequemlichkeiten fördernd, nirgends hindernd, demüthig und voll Hingebung, dabei wißbegierig und an jeder belehrenden Unterhaltung der Männer lebhaften Antheil nehmend. Daß die Gegenwart eines ſolchen anmuthigen Weſens wohlthätig auf die Männer wirkte, war natürlich; denn wie der Dichter ſagt: Schönheit iſt überall ein willkommener Gaſt; daß ſie regelmäßiger zu den geſelligen Unterhaltungen im häuslichen Familienkreis erſchienen, daß ſie länger als früher verweilten; daß man bei den Gegenſtänden der Unterhaltung und Belehrung auf das Rückſicht nahm, was der Wißbegierde der jungen Schülerin zuſagte; daß man, wo ſichs um häusliche Einrichtungen, Parkanlagen und dergleichen handelte, auch ihre Stimme mit hereinzog und ihren Anſichten folgte, das alles verſtand ſich von ſelber. Daß Ottilie in dem abhängigen Verhältniſſe, in welchem ſie zur Familie ſtand, ihre freundliche Dienſtgefälligkeit vorzugsweiſe Eduarden zuwendete, war wieder völlig natürlich und daß ſich in die kindliche Verehrung unvermerkt etwas von Neigung mit einmiſchte, daß ſie ſich ſelber unbewußt in Eduards Eigenthümlichkeiten, in ſeine Fehler und Mängel ſich hineinlebte, ihm auf dem Clavier am beſten accompagnirte, weil ſie in ſeiner Taktloſigkeit ſpielen lernte, daß ihre Schriftzüge, als ſie ein Manuſcript von ihm copirte, nach und nach den ſeinigen glichen, das und vieles andere war wieder völlig einfach und naturgemäß und an dem gänzlich unerfahrenen und unſchuldigen Kinde durchaus zu entſchuldigen. Gegenüber einem Manne von ſittlichem Ernſt und Takt würde das alles das kindliche und väterliche Verhältniß nur

heiterer, inniger und reicher geſtaltet haben. Aber wer darf bei dem verwöhnten, verzärtelten, jeder Selbſtbeherrſchung entbehrenden Manne dieſen Ernſt und Takt erwarten? Als er die völlige Gleichheit ihrer Schriftzüge mit den ſeinigen erblickt, wird ihm die eigene, wie die Neigung Ottiliens klar; mit dem Ausruf: Ottilie, du liebſt mich! ſtürzt er in ihre Arme und damit iſt nicht etwa ein entſchiedener Wendepunkt in ihrem Verhältniſſe gegeben, nicht etwa ein zündender Funke geworfen, der immer gefährlicher fortglimmt, ſondern der Funke iſt alſobald in ein Pulverfaß gefallen, das lodernd und praſſelnd auffährt, alles um ſich her in Flammen ſteckt, und einen Brand entzündet, der nicht eher nachläßt, bis das ganze Haus in Trümmern und Aſche liegt. Augenblicklich gebärdet ſich Eduard wie ein von der Tarantel geſtochener. Kein Schlaf kommt an jenem Abend in ſeine Augen, er entkleidet ſich nicht einmal, es treibt ihn hinaus in die Mondnacht, in den einſamen Park, er ſetzt ſich unter Ottiliens Fenſter, er ſchwärmt in ſeinem vermeintlichen Glücke; hier überwältigt ihn der Schlaf, bis die heitere Morgenſonne ihn erweckt. Wie dieſe Nacht, ſo waren die künftigen Tage ohne alle Ausnahme. Daher dieſe ungeduldige Haſt in der Förderung der Bauten und Parkanlagen, daher das Geſchehenlaſſen einer öffentlichen Geburtstagsfeier für Charlotten, weil er dadurch ein Recht gewinnt, Ottiliens Geburtstag um ſo eklatanter feiern zu können, daher, als die beſorgten und vermittelnden Freunde auf eine Entfernung Ottiliens dringen, ſeine Flucht aus dem eigenen Hauſe, daher, als er vernimmt, Charlotte werde Mutter werden, durch die Geburt eines Kindes werde ſein eheliches Band noch unauflöslicher geknüpft, ſein ſich Stürzen in den

Krieg, ſein tollkühnes Aufſuchen der Gefahr und als er unverſehrt zurückkehrt, ſein noch tollkühneres Zuſtürzen auf ſein Ziel. In der Ruhe wie im Kampfe, in der ſtillen Einſamkeit wie in den Gefahren des Krieges, im brauſenden Strome der Hoffnung wie der Verzweiflung begleitet ihn nur ein Gedanke, die Scheidung von Charlotten, der volle Beſitz Ottiliens. Was ſind hier alle Entſchuldigungs- und Rechtfertigungsgründe? — Die Schuld, die Raſerei iſt offenbar.

Doch von ihm wollten wir ja eigentlich nicht ſprechen; Ottilie iſt der Gegenſtand unſerer Betrachtung. Das erſte Aufkeimen ihrer Neigung durften wir entſchuldigen, da es ihr unbewußt und gegen Vorſatz und Willen gekommen war; aber daß ſie nach jener erſten Umarmung dieſer Neigung nun völlig ſich hingiebt, daß ſie die täglichen Huldigungen ſo freundlich hinnimmt, daß ſie der trüglichen Stimme: Charlotte werde mit dem Hauptmann ſich verbinden und ihrer Verbindung mit Eduard ſtehe folglich nichts mehr im Wege traut, daß all ihr Denken, Dichten und Handeln nur noch in Bezug auf Eduard für ſie Werth und Intereſſe hat, — daß ein ſo ſittlich reines Weſen einer ſolchen gefährlichen Täuſchung ſo lange ſich hingiebt, — dürfen wir auch das entſchuldigen? müſſen wir nicht derſelben Leidenſchaft, wie Eduarden, ſie ſchuldig erklären, wenn gleich dieſe Leidenſchaft in milderen und ſchöneren Formen ſich ausſpricht? Daß der Dichter uns in den Stand geſetzt hat, ſie entſchuldigen zu dürfen, zu müſſen, das iſt das ſprechendſte Zeugniß für ſeine bewundernswürdige Meiſterſchaft. Vom allererſten Anfang ſeines Romans an hat er darauf hingewirkt, er hat uns ſolche detaillirte Einblicke in die eigenthümliche, wundervolle, ja räthſelhafte Perſönlichkeit dieſes Weſens gegeben, daß es

uns möglich wird, alles was erfolgt, naturgemäß, ja nothwendig zu finden, ohne daß ihre kindliche Unschuld, ohne daß ihre sittliche Würde dabei gefährdet erscheint. Schon die körperliche Organisation, die er ihr beilegt, diese krankhaft ergriffenen Nerven, die Ursache ihres halbseitigen Kopfwehs und später ihrer traumartigen Visionen von dem im Kriege sich umhertreibenden Geliebten, diese unnatürliche Enthaltsamkeit in Speise und Trank, die eine jugendlich kräftige Gesundheit weder verräth, noch möglich macht, diese Anwandlung von somnambülen Zuständen, in welche sie wenigstens in den zwei bedeutungsvollsten Augenblicken ihres Lebens geräth, diese geheimnißvollen magnetischen oder galvanischen Wechselwirkungen zwischen ihren körperlichen und psychischen Stimmungen und den verborgenen Metall- oder Steinkohlenlagern, endlich diese metallischen Beziehungen, die in den Pendelschwingungen und dem dadurch wieder erregten einseitigen Kopfweh sich offenbarten, — die machten sie schon zu einem Wesen, das den äußeren Einflüssen der physischen, wie der moralischen Welt viel mehr ausgesetzt, diesen Einflüssen viel willenloser hingegeben war, als andere, kräftiger organisirte. Gewiß der Dichter, dem dergleichen nicht willkührlich und aus bloßer Laune entschlüpfte, hat uns alle diese Dinge mit wohlberechnetem Vorbedacht vor Augen geführt, um uns von vorneherein mit allem zu versöhnen, was wir geneigt wären, mit kaltem sittlichen Ernste zu richten. Nun aber vollends die ganz eigenthümliche Gemüthsart und geistige Organisation, der er ihr beilegt und die uns schon der Gehilfe in der Pension mit einem mehr, als blos theilnehmenden Interesse schildert! Sie ist keine von den schnellfassenden Naturen; was nicht mit dem Vorhergehenden folgerecht zusammenhängt, ist für sie nicht zu überwinden; was

nicht Bezug auf die inneren Gefühle und Zustände des Gemüthes hat, erregt für sie kein Interesse; und über das, was sie in sich aufgenommen hat, weiß sie keine Rechenschaft zu geben, wenn eine unerwartete Frage sie überrascht, oder die Verlegenheit, wie bei einer öffentlichen Prüfung über sie Gewalt gewinnt. Das alles hat der Gehilfe der Pension in seinem Briefe unübertrefflich schön auseinander gesetzt: „Es giebt verschlossene Früchte, die erst die rechten kernhaften sind und die sich früher oder später zu einem schönen Leben entwickeln. Dergleichen ist gewiß Ihre Pflegetochter. So lange ich sie unterrichte, sehe ich sie immer gleichen Schrittes gehen, langsam, langsam vorwärts, nie zurück. Wenn es bei einem Kinde nothwendig ist, vom Anfang anzufangen, so ist es gewiß bei ihr. Was nicht aus dem Vorhergehenden folgt, begreift sie nicht. Sie stehet unfähig, ja stöckisch vor einer leichtfaßlichen Sache, die für sie mit nichts zusammenhängt. Kann man aber die Mittelglieder finden und ihr deutlich machen, so ist ihr das Schwerste begreiflich. Bei diesem langsamen Vorschreiten bleibt sie gegen ihre Mitschülerinnen zurück, die mit ganz andern Fähigkeiten immer vorwärts eilen, alles auch das Unzusammenhängende, leicht behalten und bequem wieder anwenden. So lernt sie, so vermag sie bei einem beschleunigten Lehrvortrage gar nichts, wie es der Fall in einigen Stunden ist, welche von trefflichen, aber raschen und ungeduldigen Lehrern gegeben werden. Man hat über ihre Handschrift geklagt, über ihre Unfähigkeit, die Regeln der Grammatik zu fassen. Ich habe diese Klage näher untersucht: es ist wahr, sie schreibt langsam und steif, wenn man so will, doch nicht zaghaft noch ungestalt. Was ich ihr von der französischen Sprache, die zwar mein

Fach nicht ist, schrittweise mittheilte, begriff sie leicht. Freilich ist es wunderbar, sie weiß vieles und recht gut, nur wenn man sie fragt, scheint sie nichts zu wissen. (S. 38.) „Ist nicht offenbar jedes dieser Worte zur Rechtfertigung und Entschuldigung ihrer spätern Verhältnisse und ihres ganzen, spätern Benehmens geschrieben? Einer, gleich einem Blitzstrahl aus den Wolken herniederfallenden Versuchung, an der noch oben ein das ganze Herz den tiefsinnigsten Antheil hatte, war ein so disponirtes Wesen nicht gewachsen; ein so verwickeltes und schwieriges Verhältniß, wie das war, in welches sie unbewußt und unvorbereitet hineingerissen wurde, konnte ein so langsam fassender Kopf nicht sogleich durchschauen und klar ergreifen. Charlottens Verhältniß zum Hauptmann, zwar von beiden Seiten mit edler Seelenstärke überwunden, mußte sie noch mehr verwirren. Ein solches Wesen hatte nur Geduld und Resignation zur Waffe, mit dieser Waffe war sie zwar im Stande den Führungen des Geschickes sich zu fügen, aber die Neigung des Herzens konnte sie damit nicht bewältigen. Der Geliebte füllte ihr ganzes Herz, auch nachdem, nach der Geburt des Kindes, ihr jede Aussicht und jede Hoffnung entschwunden war. Die unermüdliche Geschäftigkeit und Thätigkeit war ihr zwar ein Balsam für ihre Schmerzen, aber sie reichte nicht aus, ihre Gefühle zu ertödten. Wir möchten mit dem Gehilfen sagen: sie stehet unfähig, ja stöckisch vor der Aufgabe, die ihr geworden; sie ist von den Banden der überwältigenden Natur, der geheimnißvollen Wahlverwandtschaft festgehalten. Ihr fehlt die sittliche Einsicht, nicht die sittliche Kraft. Erst muß etwas Außerordentliches, etwas Ungeheueres geschehen, bis ihr Herz sich selber klar wird und mit diesem Augen-

blicke zeigt ſie eine Selbſterhebung, einen Heroismus der Geſinnung und der That, wie man in dieſem ſchwachen, gefühlreichen, gebrechlichen Gefäße ſie nicht erwarten konnte und durfte. Dieſer Wendepunkt mußte eintreten, wenn ihr bisheriges Verhalten entſchuldigt und gerechtfertigt werden ſollte; dieſen Wendepunkt mußte die Geſchichte nehmen, wenn der Roman nicht geradezu ein ſchlechter und ſittenloſer ſein ſollte. Sie war die unſchuldige Urſache von dem Tode des Kindes, das Eduarden geboren war, wars unmittelbar nach jenem Augenblicke, wo ihr der Geliebte die Erfüllung der freudigſten Hoffnungen in nächſter Nähe gezeigt hatte. Dieſes entſetzliche Ereigniß ſchien zwar alle Hinderniſſe zu beſeitigen; das letzte und feſteſte Band, das die innerlich geſchiedenen Gatten noch zuſammenhielt, war durch das unmittelbare Eingreifen des Verhängniſſes zerriſſen; Charlotte erkannte die Unmöglichkeit einer weiteren Ausgleichung; ſie willigte in die Scheidung. Sollte uns Gemeines, Alltägliches, Werthloſes geboten werden, ſo hätte der Roman hier ausgeſpielt. Aber nicht ſo ſtand es in des Dichters Geiſte; er hatte uns bisher Ottiliens Weſen nur zur Hälfte gezeigt, das empfängliche, reizbare Herz unter der bindenden Gewalt der Naturtriebe; jetzt ſollen wir das große, ſtarke, entſagende Herz kennen lernen unter der Macht des Sittengebotes. Die Knospe des inneren Lebens ſchlug mit einem mal zur vollen Blume aus. Mit einem Schlage vollendete ſich die innere Reife. Vernichtet vom gewaltigen Schickſal in ihrem Innern, körperlich durchbebt von Schaudern des Todes in Folge der vergeblichen Wiederbelebungsverſuche des erkalteten Kindes an ihrer Bruſt, ſinkt ſie zuſammengebrochen zu Charlottens Füſſen und verfällt in eine Art von ſomnambülen Staar-

kampf. Sie iſt Zeugin aller ihrer Worte, ihrer Entſagung, ihrer hingebenden Aufopferung, ohne daß ſie vermag, ein Lebenszeichen, eine Willensäußerung von ſich zu geben. Aber in ſolchen Zuſtänden arbeitet die beſſere Seele im Menſchen am ungehindertſten, am gewaltigſten; ſie ſind die Schöpfungsſtunden eines neuen Lebens, um einen theologiſchen Ausdruck zu gebrauchen, die Augenblicke des Durchbruchs. Jetzt erſt kommt ſie zur ſittlichen Einſicht, jetzt aber offenbart ſie auch, was ſie an ſittlicher Kraft vermag. Die von der rächenden Hand des Schickſals ſo hart Betroffene kann und darf niemals Eduarden angehören. So ſtehet es feſt in ihrer Seele und in dieſem Entſchluß löst ſich jeder Vorwurf, der ihrem vergangenen Leben etwa gemacht werden dürfte. Wollen wir über dieſes entſcheidende Ereigniß den Dichter ſelber ſprechen laſſen:

„Charlotte ſaß, nachdem der Major ſie verlaſſen hatte, nur wenige Minuten in ihre Betrachtungen verſenkt: denn ſogleich richtete Ottilie ſich auf, ihre Freundin mit großen Augen anblickend. Erſt erhob ſie ſich von dem Schooße, dann von der Erde und ſtand vor Charlotten.“

„Zum zweitenmal — ſo begann das herrliche Kind mit einem unüberwindlichen, anmuthigen Ernſt — zum zweitenmal widerfährt mir daſſelbige. Du ſagteſt mir einſt: es begegne den Menſchen in ihrem Leben oft Aehnliches auf ähnliche Weiſe und immer in bedeutenden Augenblicken. Ich finde nun die Bemerkung wahr und bin gedrungen, dir ein Bekenntniß zu machen. Kurz nach meiner Mutter Tode, als ein kleines Kind, hatte ich meinen Schemel an dich gerückt: du ſaßeſt auf dem Sopha wie jetzt; mein Haupt lag auf deinen Knieen, ich ſchlief nicht, ich wachte nicht; ich ſchlum-

merte. Ich vernahm alles, was um mich her vorgieng, besonders alle Reden sehr deutlich; und doch konnte ich mich nicht regen, mich nicht äußern, und wenn ich auch gewollt hätte, nicht andeuten, daß ich meiner selbst mich bewußt fühlte. Damals sprachst du mit einer Freundin über mich; du bedauertest mein Schicksal, als eine arme Waise in der Welt geblieben zu sein; du schilderteſt meine abhängige Lage und wie mißlich es um mich stehen könne, wenn nicht ein besonderer Glückstern über mir walte. Ich faßte alles wohl und genau, vielleicht zu streng, was du für mich zu wünschen, was du von mir zu fordern schienst. Ich machte mir nach meinen beschränkten Einsichten hierüber Gesetze; nach diesen habe ich lange gelebt, nach ihnen war mein Thun und Lassen eingerichtet, zu der Zeit, da du mich liebtest, für mich sorgtest, da du mich in dein Haus aufnahmst und auch noch eine Zeit hernach."

„Aber ich bin aus meiner Bahn geschritten, ich habe meine Gesetze gebrochen, ich habe sogar das Gefühl derselben verloren, und nach einem schrecklichen Ereigniß klärst du mich wieder über meinen Zustand auf, der jammervoller ist, als der erste. Auf deinem Schooße ruhend, halb erstarrt, wie aus einer fremden Welt vernahm ich abermals deine leise Stimme über meinem Ohr; ich schaudere über mich selbst; aber wie damals habe ich auch diesmal in meinem halben Todtenschlaf mir meine neue Bahn vorgezeichnet."

„Ich bin entschlossen, wie ichs war, und wozu ich entschlossen bin, mußt du gleich erfahren. Eduards werd ich nie! Auf eine schreckliche Weise hat mir Gott die Augen geöffnet, in welchem Verbrechen ich befangen bin. Ich will es büßen und Niemand gedenke mich von meinem Vorsatz ab-

zubringen! Darnach, Liebe, Beste, nimm deine Maßregeln. Laß den Major zurückkommen; schreibe ihm, daß keine Schritte geschehen. Wie ängstlich war mir, daß ich mich nicht rühren und regen konnte, als er gieng. Ich wollte auffahren, und schreien: du solltest ihn nicht mit so frevelhaften Hoffnungen entlassen."

„Charlotte sah Ottiliens Zustand, sie empfand ihn; aber sie hoffte durch Zeit und Vorstellungen etwas über sie zu gewinnen. Doch als sie einige Worte aussprach, die auf eine Zukunft, auf eine Milderung des Schmerzes, auf Hoffnung deuteten: „Nein, rief Ottilie mit Erhebung, sucht mich nicht zu bewegen, nicht zu hintergehen. In dem Augenblick, in dem ich erfahre, du habest in die Scheidung gewilligt, büße ich in demselben See mein Vergehen, mein Verbrechen. „(p. 369.) Und das waren nicht etwa Worte eines aufgeregten Kindes, das war der unwiederrufliche, von keiner Wendung des Geschicks mehr zu beugende Entschluß eines männlich starken, eines von der Härte des Geschicks gestählten, eines spät genug über sich selbst klar gewordenen Herzens. Auch darüber giebt uns der Dichter selbst die treffende Erklärung: „Sie hatte das Geheimniß ihres Lebensgangs der Freundin entdeckt; sie war von ihrer früheren Einschränkung, von ihrer Dienstbarkeit entbunden. Durch ihre Reue, durch ihren Entschluß fühlte sie sich auch befreit von der Last jenes Vergehens, jenes Mißgeschicks. Sie bedurfte keiner Gewalt mehr über sich selbst; sie hatte sich in der Tiefe ihres Herzens nur unter der Bedingung des völligen Entsagens verziehen und diese Bedingung war für alle Zukunft unerläßlich" (p. 373.).

Es war ihr nicht so leicht gemacht, diesen Entschluß

auszuführen. Mehr als ein bedeutendes Hindernis, mehr als eine schwere Versuchung trat ihr entgegen, die ein anderes, weniger starkes Herz wohl hätte beugen mögen; das ihrige aber nicht. Daß sie aus dem Hause Charlottens und Eduards scheiden müsse, war klar; schwieriger war die Frage, wohin sich wenden. In die größere Gesellschaft konnte sie nicht eintreten; denn wie sie selber sagt: „Ein seltsam unglücklicher Mensch, auch wenn er schuldlos wäre, ist auf eine fürchterliche Weise gezeichnet. Seine Gegenwart erregt in Allen, die ihn gewahr werden, eine Art von Entsetzen. Jeder will das Ungeheuere ihm ansehen, was ihm auferlegt ward; jeder ist neugierig und ängstlich zugleich.“ (p. 375.) In die Pension, die sie verlassen hat, will sie flüchten; dort will sie erziehend und bildend wirken; dort will sie, die durch schwere Erfahrungen Geprüfte, die kindlichen Schmerzen der Zöglinge erleichtern, aus ihren kleinen Verirrungen mit leiser Hand sie herausführen. Der Glückliche ist nicht geeignet, Glücklichen vorzustehen. Nur der Unglückliche, der sich erholt, weiß für sich und Andere das Gefühl zu nähren, daß auch ein mäßiges Gute mit Entzücken genossen werden soll. In solcher segensreicher Thätigkeit hofft sie Heilung für ihr Wehe. „Denn die Einsamkeit macht nicht die Freistatt; die schätzenswertheste Freistatt ist da zu suchen, wo wir thätig sein können. Findet man mich freudig bei der Arbeit, unermüdet in meiner Pflicht, dann kann ich die Blicke eines Jeden aushalten, weil ich die göttlichen nicht zu scheuen brauche.“ (p. 376.) Allein auch diese letzte Rettung ist ihr versagt. Nachdem sie nochmals Charlotten das Gelübde gegeben, Eduard nie wieder, weder zu sehen noch zu sprechen, da bricht dessen durch nichts zu hemmende Raserei noch ein-

mal stürmend in ihre Bahn ein; auf ihrer Reise zur Pension wird sie von ihm im Gasthof überrascht; der blinde Thor dringt, gleichsam als wäre nichts geschehen, als wäre alles noch beim Alten, noch einmal in sie. Sie aber weicht keinen Schritt breit von ihrem Gelübde; zwar seltsam, ungelenk, stumm, nur mit ihrer eigenthümlich und unwiderstehlich bittenden Geberde sprechend. Aber wie seltsam und ungelenk hier auch ihr Benehmen, die Festigkeit ihres Entschlusses bleibt unerschüttert und das Ungelenke, Seltsame liegt tief begründet in ihrer eigenthümlichen und eigensten Art. Von diesem Augenblicke an erscheint sie als das gebrochene, dem Tode geweihte Wesen. Daß sie am gebrochenenen Herzen sterben müsse, war klar; daß sie selbst durch die höchste Enthaltsamkeit in Speise und Trank ihren Tod beschleunigt, mag gemißbilligt werden, aber es mag darin Entschuldigung finden, daß sie nur zu deutlich gewahr wird wie Charlotte und Eduard noch immer heimliche Hoffnungen und Pläne hegen, die Sache nach nach ihrem Sinne ins Geleise zu bringen. Eine gewaltsame Erschütterung in Folge einer salbungsvollen, unbedachtsamen Rede Mittlers endigt ihre Leiden. Wir mögen dem liebenden Paare die Erquickung gönnen, die sie der Dichter in ihren letzten Tagen in ihrer gegenseitigen, noch dazu stummen Nähe finden läßet; wir mögen Ottiliens Leichnam die Verherrlichung gönnen, welche der Dichter auf ihrem Wege zum Grabe und in der stillen Todtenkapelle ihm zuerkennt. Es soll dem theilnehmenden Beschauer ihrer Leiden darin ein kleiner Trost gereicht werden; es soll, indem der Dichter sie gleichsam zur wunderthätigen Heiligen stempelt, der Leser darin einen Wink erkennen, daß sie wenigstens als das schuldlose Opfer

gefallen war. Daß Eduard auf der gleichen Bahn ihr nachflogen muß, liegt wohl in der poetiſchen Nothwendigkeit gegründet; aber auch darin offenbart ſich keine ſittliche Selbſterhebung, und er ſpricht ſich ſelber das wahre und treffende Urtheil: „Was bin ich unglücklich, daß mein ganzes Beſtreben nur immer eine Nachahmung, ein falſches Bemühen bleibt! Was ihr Seligkeit geweſen, wird mir Pein. Es iſt eine ſchreckliche Aufgabe, das Unnachahmliche nachzuahmen. Ich fühle wohl, Beſter, es gehört Genie zu allem, auch zum Märtyrerthum.“

Meine Abſicht iſt geweſen, den Schuldigen und das ſchuldloſe Opfer wohl auseinander zu halten. Ob es mir gelungen iſt, mögen meine verehrten Zuhörer und Zuhörerinnen entſcheiden. So viel aber iſt gewiß, die Anklage unſittlicher Tendenzen, die dem ganzen Gedichte vielfach gemacht worden iſt, iſt eine völlig ungerechte. Es iſt, wie nicht leicht ein anderer Roman, ein Lehr- Warnungs- und Strafgedicht. Die hier gerne Catechismus- und Kanzelermahnungen vernehmen möchten, haben die Aufgabe des Dichters nicht in ihrer Wahrheit erfaßt. Sein Gedicht ſpricht erſchütternd zum Herzen, wie das Schickſal ſelber in ſeinen bedeutendſten und warnendſten Ereigniſſen.

Wilibald Pirkhaimer.

Ein Lebensbild aus Nürnbergs Vorzeit

von

Julius Merz.

Gediegene und große Charactere der Vergangenheit einer genaueren Betrachtung zu unterstellen, ist eine Beschäftigung, nicht wenig geeignet, nachhaltende Vorsätze zu edler Nacheiferung in uns hervorzurufen. Um wie viel lebendiger mag der Eindruck eines solchen Bildes sein, wenn die Persönlichkeit, deren Andenken wir uns hingeben, einst dieselben Straßen durchwandelte, die heute wir betreten, in denselben Räumen Erhebung suchte, die heute sich uns zu gleichem Zwecke erschließen, in seiner Zeit Institutionen hervorrief und Willensäußerungen gewissenhaft vollzog, deren Früchte unsere Zeit noch genießt. —

Ich will es versuchen, Ihnen ein solches Lebensbild vorzuführen. — Versetzen Sie sich mit mir in die Zeit zurück, welche 3 und ½ Jahrhundert von der Gegenwart trennt, etwa in das Jahr 1520.

Das Rathhaus, das noch in seiner alten Form, mit einer Giebelwand nach der Strasse gekehrt, dem alten Gebäude der Gewürzschau gegenüber liegt, nimmt in vorgerückter Morgenstunde, gefolgt von den Stadtknechten und den Einspännigern, seine Bürgermeister auf. In der Rathsstube selber hat bereits mit ordnender Hand Lazarus Spengler die vorzunehmenden Acten zurecht gelegt, und wirft mit verschmitzter Miene einen letzten prüfenden Blick in dieselben; doch können die Verhandlungen noch nicht beginnen, denn man vermißt unter den anwesenden Rathsgliedern noch eines von großer Bedeutung, von gewichtiger Stimme. Da tritt aus seinem Hause,*) dem schönen Brunnen gegenüber gelegen, ein Mann von kräftiger, imponirender Gestalt. Das schöne, lebhaft gefärbte Antlitz zieren wohlgeformte dunkle Brauen, unter denen ein feuriges Auge rollt; die in feinen Schwingungen herabgebogene Nase deutet auf Festigkeit des Charakters, die wohlgebildeten Formen des Mundes verrathen, daß sie geschickte Verkündigerinen eines großen Red-

*) Man hat in Folge des Umstandes, daß bei Gelegenheit einer Reperatur in dem Hause Nr. 758. auf dem Aegydienplatze ein in die Wand versteckter Schrank gefunden wurde, welcher Bücher aus Pirkhaimers Nachlaß erhielt, jenes Haus bis lange für Pirkhaimers Wohnhaus erklärt. Der im Jahre 1828 von dem bekannten Historiker Dr. M. M. Meyer und unserm verdienten Mitbürger Buchhändler Friedrich Campe veröffentlichte Theilungsreceß, leitet indeß mit Sicherheit auf meine Annahme, daß Pirkhaimer sein Geburtshaus, am Markte gelegen, bewohnte. Vergl. auch Prof. u. Rect. Lochner's Erörterungen (Das deutsche Mittelalter Nbg. 1851. pag. 298. u. ff.) in Betreff der Berichtigung dieses fast hundert Jahre bestandenen und bona fide nachgeschriebenen historischen Irrthums.
Anm. des Verfassers.

nertalentes sind. Den ganzen Ausdruck des Gesichtes erhöht noch das reiche, in wenigen Wellen bis an die Schulter herabfallende Haupthaar, dessen tiefdunkle Farbe von dem schwarzsammtenen Barrete, das es theilweise deckt, nicht alterirt wird. Den Leib umschließt ein Atlaskoller, über welchen ein pelzverbrämter, bis an die Kniee reichender Sammetmantel ohne Aermel geworfen ist; die Beine, in Tricco gekleidet, sind von plastischer Schönheit und ein fester Tritt verbirgt künstlich die Leiden des Podagra. Die Frauen werfen ein freundliches Auge auf die stattliche Erscheinung des Mannes; die Bürger begrüßen ihn mit Stolz als die Zierde der Vaterstadt; Arme verehren in ihm den, der für sie Sorge trägt im Rathe; der Priester im Ornate beugt weit aus vor dem Beförderer der neuen Lehre. Der Mann, den ich Ihnen hier zeichnete, hochgeachtet von seinen Zeitgenossen und nicht sterblich im Buch der Geschichte — ist Wilibald Pirkhaimer.

Wilibalds Vater, Johann Pirkhaimer, aus alter guter Familie, besaß hier dieselbe Behausung am Markt, welche später auf den Sohn übergegangen war. Er hatte sich frühe dem Studium der alten Sprachen zugewendet, und zur weiteren Ausbildung seiner juristischen Kenntnisse später auf die Universität Padua begeben, auf welcher er im Jahre 1465 sich die Doctorwürde erwarb. Die Vaterstadt sah mit Verlangen seiner Rückkehr entgegen um sich in eigenen Angelegenheiten seiner reichen Kenntnisse bedienen zu können. Im Jahre 1467 ward er Consulent der Stadt Nürnberg, während gleichzeitig die Höfe von Bayern und Oester-

welch ihn angingen, in besondern Fällen seine Vermittlung und juristische Entscheidung in Anspruch nehmen zu dürfen. Finden wir ihn so geachtet nach außen, so finden wir ihn glücklich nach innen, als Gründer und weisen Leiter eines schönen Familienkreises. In die Vaterstadt zurückgekehrt, vermählte er sich mit Barbara, der kaum 18 Jahre alten einzigen hinterlassenen Tochter Burkhards von Löffelholz von Bamberg, welche nach dem frühen Hinscheiden ihrer Eltern ihre Jugendjahre hier verlebte. Die junge, gebildete Gattin fühlte sich in hohem Grade glücklich in den Räumen ihres Hauses, in welchem sich die achtbarsten Charactere der Stadt um sie versammelten. Zu dem Chronisten Hartmann Schedel, zu dem academischen Jugendfreunde Johann Löffelholz, Besitzer einer auserlesenen Bibliothek, zu dem vortrefflichen Kirchenmeister Sebald Schreyer, der die eben aufblühende Buchdruckerkunst nach Kräften unterstützte, gesellten sich auch öfters fremde Gäste, wie Conrad Celtes, der Poet, und Erasmus von Rotterdam. Aber auch außerhalb dieses Kreises war dem Vater von fünf heranblühenden Kindern Gelegenheit gegeben die Beschäftigung mit den Studien in frischer Thätigkeit zu erhalten. Noch lag ihm, da es ihm erst später gelang die Anstellung eines öffentlichen Lehrers der classischen Literatur in unserer Stadt, des Vorgängers unseres Gymnasiums, durchzusetzen, die Heranbildung seines Willibald allein ob. Die Brosamen der geistigen Speise kamen den Schwestern zu gute, von denen besonders die ältere, Charitas, und die jüngere, Klara, durch eine glückliche Auffassungsgabe unterstützt, zu so hervorragenden Erscheinungen sich gestalteten, daß sie einen ehrenvollen Platz in der Geschichte ihrer

Zeit einnehmen und wohl werth sind, daß ihnen in einem späteren Vortrage besonders und umfangreicher gedacht werde.

Willibald Pirkhaimer, geb. am 5. Dezember 1470, von offenem Wesen, begabt mit einem ausgezeichneten Gedächtniß, machte durch seine raschen Fortschritte im Erlernen und Verstehen der alten Sprachen seinem Vater große Freude. Auch für das Schöne zeigte er einen lebendigen Sinn. So wußte er vortrefflich die Laute zu spielen, wodurch er manches Mädchenherz für sich eingenommen haben mag, und für die malende Kunst war schon dadurch in ihm Interesse erweckt worden, daß in seinem Hinterhause der Goldschmied Dürer wohnte, dessen Sohn Albrecht, sein Spielgenosse, manche Skizze von seinem alten Meister Wohlgemuth zur gemeinschaftlichen Prüfung mit nach Hause gebracht haben mochte. Neben der Ausbildung des Geistes und Gemüths wurde auch der des Körpers die nöthige Uebung geboten. So nahm der Vater Willibalden, sobald er des Reitens kundig war, auf seinen Reisen nach München und Insbruck mit und brachte ihn mit 18 Jahren nach Eichstädt, um am fürstbischöflichen Hofe die etwa ihm noch abgehenden ritterlichen Tugenden zu gewinnen. Seine Gabe geistvoller Unterhaltung, sein feines und doch männliches Benehmen, erweckten ihm allseitiges Wohlwollen, wodurch sein Aufenthalt ihm selber so angenehm wurde, daß für kurze Zeit der Wunsch in ihm auftauchte, mit der Feder das Schwert zu vertauschen; doch waren die Erinnerungen des Vaters bald noch stark genug, in Willibald die alte Liebe zu den Studien zu erwecken und ihn nach zweijährigem Aufenthalte am Hofe zu Eichstädt zu veranlassen, im Jahre 1490 also in seinem 20ten Lebensjahre die Universität Padua zu beziehen. — Dort hörte er

mit großem Eifer die begeisternden Vorträge des Weisen von Carpi, Marcus Musurus, welche zur Folge hatten, daß er durch sein ganzes Leben eine Vorliebe für die griechische Sprache und Literatur zeigte. Da er aber dem Berufe des Vaters folgen sollte, so fesselten ihn die berühmten Rechtslehrer zu Pavia während der Jahre 93—96 an diese Stadt. Der 7 Jahre lange Aufenthalt in Italien war durch seine edle Benützung für Pirkhaimers Zukunft von wesentlichem Einflusse. Der Verkehr mit den ausgezeichnetsten Gelehrten Italiens, sein Eindringen in die Sprache dieses Landes und die Schätze seiner Dichter, das Studium des Charactere und der Sitten des italienischen Volkes, verschafften ihm eine Vielseitigkeit des Wissens, welche ihn jetzt vor vielen seiner Freunde in der Vaterstadt auszeichnete. Im Jahre 96 kehrte er hierher, zurück, ward nachdem sich der Vater in die Ruhe des Privatlebens zurückgezogen hatte, Consulent, und bezog die älterliche Behausung. Die Schwester Charitas, Schönheit und Vermögen gering achtend, war durch das Verständniß der lateinischen Sprache wie durch ihren ganzen Bildungsgang für die Erscheinungen der Zeit begeistert und hatte einen weiteren Wirkungskreis verlangt, als den, der den Frauen gewöhnlich gesteckt war. Darum war sie in's Kloster St. Clara gegangen und bekämpfte von dort aus mit scharfer Waffe die reformatorischen Bestrebungen. Die jüngere Schwester, Clara, war ihr gefolgt. Eine dritte, Sibylle, gleicher Richtung huldigend, wirkte in dem entfernten Kloster Bergen; eine vierte, Julie, fand mehr ihre Befriedigung im Weltleben und hatte sich an Martin Geuder U. verheirathet. So war Pirkhaimer genöthigt selbst wieder eine Familie zu gründen und seine Wahl fiel auf

Crescentia Rieter, eine Jungfrau von großer Schönheit, die von den Fenstern ihres Hauses aus zum Paradies*) genannt, oft genug Gelegenheit hatte ihm auf seinem Berufsgange einen freundlichen guten Morgen zu bieten, da er in nächster Wahl nach seiner Rückkehr unter die Rathsglieder aufgenommen wurde. Man bediente sich hier der jugendlichen, redegewandten Kraft besonders zu Missionen, um am kaiserlichen Hofe im Interesse der Reichsstadt Vorstellungen zu machen und Bitten anzubringen. Als Zeichen seiner Tüchtigkeit in Erledigung solcher Aufträge erzählen die Chronisten, daß er einmal mehr als 60 Puncte in fließendem, klarem Vortrage aus dem Stegreif widerlegt habe. — Dieser Wirkungskreis wurde einigermassen unterbrochen, als im Jahre 1499 die Nürnberger dem Kaiser ein Kontingent von mehreren hundert Reisigen zum Krieg gegen die Schweizer zu stellen hatten und sie demselben keinen geschickteren Anführer zu geben wußten, als Wilibald Pirkhaimer. Die am Hofe zu Eichstädt in dem Jünglinge erwachten Wünsche nach kriegerischen Großthaten mochten in dem Herzen des Dreißigers aufs Neue aufflackern, als er an der Spitze der bewährtesten Soldaten in blendenden Scharlach gekleidet den Markt hinabritt und Weib und Kind den Scheidegruß hinaufwarf. Auf diesem kleinen Kriegszuge war er oft der Gefahr das Leben zu verlieren ausgesetzt, während er in Tagen der Ruhe versuchen mußte, in Maximilian das Mißtrauen gegen Nürnberg, das durch andere minder freundlich aufgenommene Truppen in ihm erweckt wurde, zu verdrängen. Es war ihm dies um so weniger schwer, als er stets in des Kaisers nächster Nähe sich befand und

*) S. Nr. 5. Eine schätzenswerthe Mittheilung von Prof. Lochner. S. dessen Werk „Das deutsche Mittelalter" pag. 295 u. ff.

von ihm selbst zu den Unterhandlungen abgeordnet wurde. Mehrere Tage brachte er mit dem Kaiser auf dem Bodensee zu und war Zeuge, wie derselbe die Geschichte der letzten Monate in gutem Latein einem jungen Gelehrten in die Feder dictirte. Nach beendigtem Kriegszuge referirte er dem Senate, dankte für das ihm bewiesene Vertrauen und schied aus dem Rathe, um sich desto ungestörter literarischer Beschäftigung hingeben zu können. In die Jahre von 1501 — 1504 fällt nun seine Beschreibung des Schweizerkrieges in lateinischer Sprache und die Uebersetzung verschiedener griechischer Schriften in das allgemeiner verständliche Latein. Seine Zeitgenossen verehrten in ihm ein großes Talent für solche Versionen, welche Anerkennung ihm nicht fremd blieb. Sie war ihm dadurch geworden, daß er sich nicht ängstlich an das Wort hielt, sondern durch vorzugsweise Auffassung des Sinnes seinem Latein Eloquenz und rhetorischen Schmuck zu verleihen wußte. Meine freundlichen Zuhörerinen mögen mir verzeihen, wenn ich hier so weit abirre, daß ich auf die Schönheiten einer todten Sprachen zu reden komme, aber sie war allein das Feld, auf welchem sich die Bildung im 15ten Jahrhundert frei und ohne sich behindert zu fühlen, bewegen konnte. Sie war die Sprache der Gebildeten in dem Grade, daß, wie ich schon erinnerte, selbst Frauen und Jungfrauen in dieselbe eingeweiht zu werden und sie zu erlernen Begehren trugen. Ihre treue Pflege war es eben, welche nun wieder, wie einst um den Vater, so nun um ihn die Besten und Gelehrtesten der Stadt versammelte. — Da kam der Mathematiker Johann Schoner, der einen Erdglobus baute, welcher heute noch als Seltenheit in unserer Stadt bewahrt wird; es kam der gelehrte

Sixtus Tucher, früher Professor in Ingolstadt, nun Probst bei St. Lorenzen; es kam Christoph Scheuerl, früher Professor der Rechte zu Wittenberg, nun wieder nach Nürnberg zurückgekehrt; es kam der Philologe Groninger, der von Pirkhaimers Vater der Stadt gewonnene Lehrer der classischen Sprachen und Literatur. Die Früchte, welche durch das Bemühen dieses letzteren zur Anschauung kamen, veranlaßten Pirkhaimer für die verschiedenen Kirchsprengel ähnliche Lehrstühle zu errichten, was er auch in Verbindung mit seinen gelehrten Freunden durchsetzte. Alle bekannten Werke der classischen Literatur besaß seine reiche Bibliothek in Manuscripten oder Drucken, auf deren Einband unter seinem Wappenschilde in Gold die humane Inschrift eingepreßt war: Für mich und meine Freunde. *) Zogen so aus dem freundschaftlichen Umgange mit ihm Viele geistigen Gewinn, so hatte einer von Allen ihm besonders viel zu danken, nehmlich Albrecht Dürer. Oft kam derselbe des Abends zu Pirkhaimer herab, um so mehr, da Agnes, der seit 1494 ihm angetraute kleine Hausteufel, den geträumten Himmel des häuslichen Glückes fortwährend trübte und ihm Kinder fehlten, die ihm hätten Ersatz bieten können. Mußte es ihm doch wohl sein, bei dem Freunde nicht nur Stunden der Erholung, sondern auch der Belehrung zu finden. Wie günstige Attribute auch für den Maler ein geübtes Auge und technische Fertigkeit sind, so wird doch der Grad der vorzugsweisen Einwirkung eines Bildes, nur von dem Grade des Geschmackes und der Auffassung, der bei der Composition in Anwendung gekommen ist, abhängen.

Die Phantasie, keine Tochter des Verstandes, wird von

*) Sibi et amicis.
B. Pirkhaimer.

ihm, dem klaren, von ihm, dem durch echte Bildung gehobenen, gezwungen ihre Erzeugnisse in die Grenzen des Schönen zurückzuführen. Unter dem Zusammenwirken beider Factoren, des einen angeborenenen, unbewußten, und des andern angeeigneten, bestimmter Gesetze bewußten, wird dem Maler es möglich sein, seine Bilder jener Vollendung nahe zu bringen, welche das Gepräge derer von Dürer ist. Diese zweite bewußte Kraft in sich ausgebildet zu sehen, hatte Dürer dem Umgange mit seinem gelehrten Freunde zu verdanken; ja einzelne Schöpfungen, wie der Triumphzug Maximilians in unserm Rathhaussaale sind der Anlage nach nur aus der unmittelbaren Besprechung mit Pirkhaimer hervorgegangen. Auf diese Zeit seines innigen Verkehrs mit den literarischen Notabilitäten, der, nachdem Pirkhaimer zum Wiedereintrit in dem Senat überredet und von diesem zu vielen Missionen verwendet worden war, auch nach Außen sich erweitert hatte, fiel nur der eine Schatten, daß ihm im Jahre 1504 seine Frau durch den Tod entrissen wurde. Fünf Töchterchen scherzten in den Stunden zurückgezogener Erholung zu den Füßen des Vaters, die Geburt eines langersehnten Sohnes hatte der Mutter und diesem das Leben gekostet. Diese traurige Vernichtung seines häuslichen Glückes, in dem Augenblicke, wo er dessen volle Gewährung vor sich sah, hatte zur Folge, daß Pirkhaimer, obschon erst im 34ten Lebensjahre stehend, trotz vielen Zuredens von Seite seiner Freunde, sich zu keiner zweiten Ehe entschloß. Der Erziehung der ihm Verbliebenen widmete er die vollste Aufmerksamkeit. Die hohe Achtung, welche die Tante Charitas genoß, reizte seine zweite und dritte Tochter, Katharina und Crescentia, gleichfalls um die Aufnahme in

das Kloſter zum St. Clara zu bitten. Katharina hatte ſich der geiſtvollen Aebtiſſin trefflich nachgebildet und ſich in der ſpätern Zeit der Noth, welche auf die Klöſter hereinbrach, eben ſo verſtändig, als glaubenstreu und energiſch bewieſen; die zu vielen Hoffnungen berechtigende Crescentia wurde bald nach ihrer Einkleidung von einem ſchnellen Tode hingerafft. Die jüngſte Tochter Charitas, war zur Tante Sabine nach Kloſter Bergen gegangen; die älteſte, Felicitas hatte ſich hier an Hans Im Hoff, die vierte, Barbara, an einen reichen Bürger, Namens Straub, verheirathet.

Da Maximilian nach beigelegtem Schweizerkrieg Pirkheimern zum kaiſerlichen Rath ernannte, ſo hatte er nun, bald im Dienſte des Kaiſers, bald im Dienſte der Stadt, bald an einem Hofe hier, bald auf einem Reichstage dort, die Aufgabe, ſeine Kenntniſſe und die Gewalt ſeiner Rede einzuſetzen. Allerwärts gewann er ſich zu den alten neue Freunde. Zu den letzteren dürfen beſonders Ulrich von Hutten, auch mehrmals dahier ſein Gaſt, und Melanchton gezählt werden. Das Verlangen nach Abſchaffung von vielen Mißbräuchen, die die Prieſterſchaft unter dem Einfluſſe habgieriger Päpſte ſich zu Schulden kommen ließ, theilte er mit ſeinen gelehrten Freunden auf's Lebendigſte; als jedoch Luther mit dem Anſchlagen ſeiner Theſen an die Schloßkirche zu Wittenberg die Brandfackel hingeworfen hatte, ſchien ihm wie ſeinem Freunde Scheuerl ſolches Unternehmen zu haſtig, welche Anſicht damals überhaupt vielfach getheilt wurde. So nahm auch der Senat lange nur ein negatives Verhalten der bisherigen Kirche gegenüber an und ging in ſeinen reformatoriſchen Beſchlüſſen

langsam, doch sicher und entschieden vor. Gegen die Aufhebung der Nonnenklöster, die Pirkhaimer, so weit er dieselben durch Schwestern und Töchter kennen gelernt hatte, zugleich als treffliche Schulanstalten schätzte, erklärte er sich besonders; doch konnte er gleichwohl dem Bannstrahle des Papstes nicht entgehen. — Im Sommer 1521 forderte die Pest hier viele Opfer. Pirkhaimer ging ihr aus dem Wege und bezog das Schloßgut seines Schwagers Gender zu Neuhof bei Beerbach. Seinen Aufenthalt daselbst schildert er in einem lateinisch geschriebenen Briefe an Bernhard Adelmann von Adelmannsfelden unter Anderm folgendermassen: „Obschon ich den Tod nicht fürchte und wohl weiß, daß ich der Natur einst die Schuld abtragen muß, so bin ich doch dem Leben nicht in dem Grade abgeneigt, daß ich das Schicksal herausfordern und mich ihm ohne Noth aussetzen möchte. — Ich habe mich daher auf ein Dorf begeben, [illegible] von Nürnberg gegen Mitternacht zu, 3 Meilen Wegs entfernt. Hier reifen die Gaben der Ceres auf wohlbebauten Feldern und nähren die Gemüther der Landleute nicht mit eitler Hoffnung. Es wechseln grünende Wiesen mit kornreichen Feldern, überall mit blühenden Blumen geschmückt, welche den süßesten Duft aushauchen; daher ist diese Gegend auch eine Ernährerin der Bienen, die mit anmuthigem Gesumse allenthalben die Blüthen benaschen und des honiggebenden Saftes berauben. Das Alles ist von schattenreichen Wäldern, Forsten und Hainen umgeben, was eine wohlthuende Abwechslung hervorbringt und einen sehr erfreulichen Anblick gewährt. Wohin man auch immer blicken mag, Alles blüht, Alles lacht, so, daß nicht allein der Blick

durch ein so angenehmes Bild ergötzt, sondern auch das Gemüth unglaublich erheitert wird.“

„Und ob nun gleich Alles höchst anmuthig ist, so bietet doch eine uralte Grotte vor Allem einen wunderlieblichen Aufenthalt. Es liegt dieselbe nicht ferne vom Eingang in das Dorf, tief unten im Thale in der Nähe vieler Quellen, so künstlich in lebendigen Fels gehauen, daß ein Einsiedler recht wohl darin wohnen könnte, denn es befinden sich in ihr eine Ruhestatt von Stein, und Bänke in der Felswand, die nun freilich schon fast ganz abgenützt sind. Oben wird sie von weit sich ausbreitenden Bäumen und kriechendem Epheu bedeckt; innen aber sprudelt neben dem Eingange eine Quelle mit kühlendem wohlschmeckendem Wasser, so, daß man sich eben so sehr an der grünen, moosigen Beschattung, als an der reichlich fließenden Quelle belustigen kann. Im Winter ist sie lau, im Sommer aber sehr kühl, und ganz so, wie die Grotte Apollis und der Musen beschrieben wird... An diesem Ort kommen die Leute aus den nahen Dörfern zusammen, theils um zu baden, theils um zu beten, vorzüglich an Feiertagen; dann wohnen sie dem Gottesdienste bei, und hören die Verkündigung des göttlichen Wortes. Wann dieß vorüber, ruhen sie von der Anstrengung; indem die Einen sich in der Schenke an einem guten Trunk erfreuen, die Andern Kegel schieben, denn das Würfelspiel ist nicht erlaubt. Diejenigen aber, welche noch in der Blüthe ihrer Jahre stehen, Jünglinge und Mädchen, führen Reigen auf und mustere Tänze, indem sie nach den Tönen der Schalmei wechselnd die Füße bewegen... Dieß Alles kann man aus dem oberen Stockwerk des Schlosses mit ansehen. Ich komme selten aus dem Schlosse, ausgenommen in die Kirche,

und da nur zu Pferd, weil ich ſchlecht zu Fuß bin. Einen großen Theil des Tages beſchäftige ich mich mit Leſen, beſonders des Plato, und zwar fleißiger als irgend vorher, da ich nämlich der Laſt der Geſchäfte überhoben und von ihnen befreit bin. Dann eſſe ich zu Mittag, nachher gönne ich dem Auge Ruhe, leſe dann Geſchichten oder treibe etwas Erhetterndes, beſchäftige mich mit Muſik, oder antworte denen, mit welchen ich im Briefwechſel ſtehe, deren Anzahl groß iſt... Wenn gerade keine Freunde bei mir ſind, ſo lade ich Leute aus dem Dorfe zu Tiſche, beſonders an Feſttagen, und ſpreche mit ihnen vom Feldbau und der Natur; hierauf nehme ich wieder die Bücher zur Hand, bisweilen geiſtliche, oft aber auch ſolche, die von Heiden geſchrieben, und vorzugsweiſe diejenigen, welche von dem Weſen und der Herrlichkeit der Natur handeln, ſo, daß ich oft bis tief in die Nacht hinein wache, und, wenn der Himmel heiter iſt, mit den aſtronomiſchen Inſtrumenten noch den Lauf der kreiſenden Sterne beobachte. Endlich gehe ich immer ohne Abendeſſen zu Bett.

„Dieß, beſter Bernhard, iſt die Schilderung meiner Einſamkeit, ſo wie die Rechenſchaft von meinem Leben und meinen Studien, weitläufiger vielleicht, als es der Mühe lohnt. Was ſollte ich aber auch Anderes thun, da ich Muße habe, und auf einige Zeit von den unabläſſigen Geſchäften und Sorgen befreit bin. Wenn ich aber erſt ſchreiben wollte, wie ſehr mich dieſe Freiheit ergötzt, wie mich dieſes einſame Leben anlacht, und wie beglückt mir die Landleute erſcheinen, wenn ſie nur ihr Glück zu ſchätzen wüßten, ſo würde ich ein ſehr langes Lied anzuſtimmen genöthigt ſein.“

In dieſer Schilderung erkennen wir klar den wohl-

thuenden Einfluß den das Fernestehen von sich aufdrängenden erschöpfenden Berufsgeschäften auf Pirkhaimer ausübt. Hier erfrischt sich seine Seele wieder und wird erfreut durch den bloßen Gesang eines Vogels; hier gibt er sich ungestört seiner Beschäftigung mit den alten Sprachen hin, ja er trägt selbst mehrere Gespräche des Plato ins Lateinische über, doch die Arbeit hält nur an, so lange sie ihm zur Lust ist und wird nur unterbrochen, wenn das eigene Erachten eine Pause einlegt. Im nächsten Jahre nach der Stadt zurückgekehrt, bat er nachdrücklich um seine Entlassung aus dem Senat, um so mehr als sein Fußleiden ihm das Ausgehen sehr erschwerte. Der Austritt wurde ihm mit der Bitte gewährt, so lang Ihm das Leben gegönnt sei, noch von Hause aus seinen Beirath den Beschlußfassungen des Senats angedeihen lassen zu wollen.

Sein Leiden, das er, wie sein „Lob auf das Podagra“ beweist, mit Humor und ruhiger Fügung ertrug, nahm von Jahr zu Jahr zu und brachte ihn einem baldigen Ende näher. Ein Lichtblick in dieser seiner späteren Lebenszeit, war im Jahre 1526 die Anwesenheit seines Freundes Philipp Melanchton, der hierher gekommen war, um die Gründung und erste Einrichtung unseres Gymnasiums feierlich zu vollziehen. Damit war ihm ein heiser, durch das ganze Leben gehegter Wunsch in Erfüllung gegangen. Aber der tiefe Schmerz, seinen treuen langjährigen Freund Meister Albrecht noch in den Tod sinken zu sehen, ward ihm nicht erspart. Er überlebte ihn um 2 und ½ Jahre. Diese waren dem Gefühle und der Verehrung für seine weitverbreiteten Freunde gewidmet. In den Briefen an sie gab er sich gleichsam selber noch einmal Rechenschaft über

die Verwendung seines Lebens. Ueber dieser, ich möchte fast sagen, heiligen Arbeit, kam ihm die Stunde der Erlösung rasch heran. Nur wenige Tage bedenklicheren Uebelbefindens gingen voraus. Er fühlte die Nähe des Todes täglich mehr und schied aus dem Leben am 22. November 1580. mit dem Gebete, daß Frieden werden möge in der Kirche und das Glück nicht weiche vom Vaterland.

Sein Hinscheiden war jetzt die Botschaft, die unter seinen gelehrten Freunden von Einem zum Andern ging. Die Vaterstadt war in Trauer versetzt. Als der letzte seines Stammes mit Helm und Schild wurde er von seinen Mitbürgern zu Grabe gebracht. Links vom östlichen Eingange des Johanniskirchhofs, nur wenige Schritte vom Weg ab, breitet ein Hollunderbaum seine Zweige über einen Stein aus, von dessen ehernem Epitaphium uns in wenigen lateinischen Worten die Zusicherung entgegenstrahlt, daß die ächte Seelengröße nie untergehen werde.*) Unter diesem Steine ruht, — was sterblich an ihm war.

*) Virtus interire nescit.

Monographie der Karten.

Humoreske von G. Arnold.

Wenn die Astrologen den Satz aufgestellt haben: astra regunt homines, die Gestirne regieren die Menschen, so könnten wir mit demselben Rechte, vielleicht sagen, die Karten regieren die Menschen und es fragt sich sehr, ob man seiner Zeit die Geschicke sicherer aus den Sternen gelesen hat, als unsere alten Weiber sie jetzt aus einer schmutzigen Karte entziffern, wenigstens ist das letztere Orakel das bequemste. Immerhin könnte man sich aber das Kartenschlagen noch gefallen lassen; aber das Volte schlagen hat schon gewaltiges Unheil in der Welt angerichtet. Wer je solche Spielhöllen gesehen hat, begreift ganz das Walten dunkler feindlicher Mächte in diesen 52 Zauberblättern und das faites votre jeu des Bankier ist dann nichts andres, als die Beschwörungsformel, welche alle schlummernden Dämonen entfesselt, und sie zum Kampfe mit der armen Menschenbrust heraufführt. Eine Schwüle wie die eines heranziehenden Gewitters lagert sich über den grünen Tisch, eiskalte gestorbene Gesichter in denen nur die Augen noch mit unheimlichem Feuer brennen, wechseln ab mit solchen, die die Leidenschaft verzerrt. Bleifarbene Angst ingert sich auf einzelnen, denen die Tücke des scheußlichen Fatums satanisch ihr im-

mer wiederkehrendes „Verliert“ zuſchleudert, die Augen ſtieren ſinnlos, als wollten ſie aus ihren Höhlen brechen, die Finger zucken beim Beſetzen jeder neuen Karte; vorgebeugt mit Kopf und Oberkörper bewachen ſie das einförmige Abziehen der Karte, und das klangloſe pard — gagne des Bankhalters tönt ihnen wie die Glockenſchläge des Weltgerichts.

Endlich wirft Einer krampfhaft die letzten Dukaten auf die Dame, mit verhaltenem Athemzug horcht er auf den Spruch des Orakels — er würde nichts hören in dieſem Augenblick, nicht den vollenden Donner des Ewigen in den Wolken, nicht das Krachen des berſtenden Hauſes, nicht den Angſtruf ſeines wartenden Weibes, nicht den Todesſchrei ſeines einzigen Kindes ..... nichts als das pard — gagne des lauernden Teufels, der mit den langen Klauen ſeiner Croupiers nach und nach all ſein Gut weggerafft und damit ſein Herzblut abgezapft hat. Kaum traut er ſeinen Ohren, er hat gewonnen! Quitte ou double ruft er, das Glück muß man beim Schopfe faſſen, wer Alles wagt, kann Alles gewinnen. Nochmal gewonnen! Quitte ou double — das kann ihn noch retten, dann — ſpielt er nie wieder, er ſchwörts leiſe in tiefſter zerriſſener Bruſt. Doch ſtill, jetzt naht der entſcheidende Augenblick! ..... As gewinnt, Dame verliert. Die Harpyenklauen harken ſein Häufchen Dukaten hinein in den Schlund, der von Furien Gehetzte ſpringt auf und raſt hinaus in die eiſige Dezember-Nacht, die Bitterkeit des Todes im zuckenden Herzen und ohne Thränen in den heißen trockenen Augen; aber im Saal ſpinnt das dunkle Werk ſich fort ohne Aufhalten und mit der ausgefüllten Lücke denkt man ſchon des Elenden nicht mehr, deſſen Spur ausgelöſcht iſt im Weiche der Lebendigen. In dieſer Nacht

hat ſein Weib weinend aufgeſeſſen bis zum Morgengrauen; aber der Vater ihres Kindes iſt nicht heimgekehrt.

Mögen meine verehrlichen Zuhörer mich entſchuldigen, daß ich ihnen unwillkührlich ein Stück Nachtſeite des menſchlichen Lebens aufgerollt habe, während ſie heitere Bilder erwartet hätten. Es gibt Dinge, die der beſte Humor nicht verdauen kann, Dinge, die Heine ſo treffend bezeichnet mit dem bekannten Vers:

Es iſt eine alte Geſchichte
Doch bleibt ſie immer neu
Und wem ſie juſt paſſiret
Dem bricht das Herz entzwei.

Meine verehrlichen Freunde in dieſem Saale, welche ſich ſo manchen Abend mit einem gemüthlichen Tarock angenehm vertreiben, auch diejenigen, welche ihre Parthie Whiſt oder L'hombre zu machen gewohnt ſind, werden lächeln über meine verſteckte Philippika gegen das Kartenſpiel. Nun, de gustibus non disputandum! Spielen und Hazardſpielen iſt auch zweierlei. Ich für meinen Theil muß in allen Fällen paſſen, denn ich verſtehe keines und wenn ich einem in die Karten ſehe, ſo braucht er nicht böſe zu werden, denn ich kann keine winken. Die jetzige deutſche Karte mit ihren Herzen, Schellen, Eicheln und Grünen kommt mir auch viel gemüthlicher vor als die franzöſiſche mit ihren piques und carreaux, oder die italieniſche mit Degen und Stöcken oder die ſpaniſche und portugieſiſche mit Keulen und wenn auch mit der deutſchen gebettelt und gemordet wird, ſo bleibt doch alles luſtig und guter Dinge dabei und was das Verlieren anlangt, ſo habe ich mich als Junge oft über meinen ſeligen Vater gewundert, der ſich

mit „Tausendmein“ und „Brandeln“ den ganzen Abend abquälte und zuletzt nur wenige Groschen ärmer oder reicher geworden war.

Man sagt die Karten seien aus Indien zu uns gekommen. In China sollen heut zu Tage noch die Karten sehr viel Aehnlichkeit mit unserer Tarokkarte haben. In Italien, wo ihrer zuerst in einer Schrift vom Jahr 1299 erwähnt wird, *) hießen sie naibi, in Spanien naipes, vielleicht von dem arabischen Worte naibi, das Wahrsager bedeutet. Die vier Farben der trappola **) Karte waren ausgedrückt durch: coppe Becher, denari Pfennige, spade Schwerter und bastoni Stäbe, so sind diese Bilder auch in die spanische Karte übergegangen: Copos entsprechend dem coeur, oros dem carreau, espadas dem pique und bastos gleich dem trèfle der französischen Karte. Nach dem allgemeinen Dafürhalten sollten mit diesen Bildern die vier Klassen der menschlichen Gesellschaft bezeichnet werden, also mit copa, coeur (eigentlich choeur) die Geistlichkeit; denaro, carreau (engl. diamond) der Handelsstand, spada, pique der Adel; bastone, trèfle (engl. club) die Landleute.

Während Karl V. im Jahr 1369 unter andern Hasardspielen auch die Karten verbot, finden sich unter Karl VI. in einem Rechnungsregister des Hofes von 1392 drei Spiele Karten aufgeführt, ***) aber erst unter Karl VII. sollen sie durch Druck erzeugt worden sein, nachdem ihnen ein Maler ihre jetzige Gestalt gegeben hat. Bescherelle in seinem diction-

*) Otley history of engraving pag. 67.

**) trappola so viel wie inganno: Fallstrick.

***) Otley history of engraving pag. 69.

naire national erklärt die Farben: coeur als Sinnbild der Tapferkeit, piques und carreaux bezeichnen die Waffen, trèfle bedeutet die Fourrage, das as (Name der römischen Münze) sei Sinnbild des Krieges. Die Könige heißen David, Saul, Salomo und Pharao. Unter David wäre Karl VII. gemeint. Nach anderen heißen sie David (pique) Alexander (trèfle) Karl der Große (coeur) und Cäsar (carreau) Die Trèfle-Dame heißt Argine, Anagramm von Regina und personifizirt Marie von Anjou, Gemahlin Karl VII.; die Coeur-Dame: Judith, Isabelle von Baiern, Mutter Karl VII., die Carreau-Dame Rahel stellt Agnes Sorel die schöne Maitresse des Königs vor und die Pique-Dame Pallas ist Niemand anders als die Jungfrau von Orleans. Die Buben heißen Ogier und Lancelot, Paladine Karls des Großen, La Hire und Hektor de Garlandes, zwei berühmte Feldherrn Karl VII. Eine andere Version nennt sie Achilles, Hector, La Hire und Dunois.

Der Courtoisie der Franzosen war es vorbehalten, den Damen einen Platz in der Karte einzuräumen. Daran hat kein anderes Volk gedacht, am Wenigsten der Deutsche, dessen frühere Hauptfigur der Karniffel ein plumper Landsknecht und das Eichelaus war, von dem es bei Fischart heißt: die Eichelsau ist des Stiches frei; freilich hatten wir auch keine Pucelle.

In Nürnberg scheinen die ersten Kartenmacher gewesen zu sein, man kannte sie daselbst schon 1388, während sie 1433 erst zünftig werden. Sie heißen meistens Briefmaler von dem Wort breve das, dem mittelalterlichen Latein angehörend, zur Bezeichnung eines jeden fliegenden Blattes ja eines bloßen Bildes gebraucht wurde. Deshalb werden auch die Verfertiger der Heiligenbilder darunter begriffen.

An der deutschen Karte traten an die Stelle jener Embleme der Trappolakarte (in Schlesien hat man noch eine Trapplierkarte) die Schellen, Eicheln, Blätter, Herzen und ebenso in der niederländischen und englischen, doch gab es im Anfang noch allerlei andere Bilder als: Rosen, Rittersporen, Papageien, Hasen und auch andere sowie menschliche Figuren. Man wird, wenn ein direkter Ursprung aus Indien nicht nachgewiesen werden kann, vielleicht am Besten thun, die Karte für eine Nachbildung des Schachspieles anzusehen, da namentlich die deutschen Ober und Unter sehr viel Analoges mit den Springern und Läufern haben.*) Umfassendere Karten wie das giuoco di Mantegna, die charta lusoria Nürnberg 1588, die Landsknechtkarte ꝛc. ꝛc. alle ähnlich der späteren französischen Tarokkarte von 78 Blättern, haben zwar existirt, sich aber nicht lange gehalten, das giuoco di Mantegna mit seinen Planeten, Tugenden, Künsten und Wissenschaften, Musen und Ständen ist wahrscheinlich gar keine Spielkarte gewesen. Den Dänen ist es nach den neuesten Nachrichten eingefallen, in ihrer Karte Anspielungen auf die Zeitereignisse zu machen, was die Deutschen bei allem Stoff nicht gethan haben. Jene belegen jetzt die 4 Buben mit den Namen: Herzog von Augustenburg und Prinz von Nör, beide mit dem Beisatz Hochverräther, ferner „Korporal Wrangel“ und „Gevatter Bonin“ (Fadder Bonin). Nach dem Titel, den sie dem letzteren geben, scheinen sie mit ihm auf ganz gutem Fuß gestanden zu haben. So wurden die Valets im 13ten Jahrhundert bei den Franzosen bald tuchin nach einer so benannten Räuberbande in der Provence, bald

*) Deutscher hist. Taschenbuch für 1837. pag. 518.

bougre nach dem Namen einer verhaßten Manichäer Sekte geheißen, woraus ſpäter das Schimpfwort bougre entſtanden iſt.

Wie der Spieler von Profeſſion bei wichtigen Fragen ſtets ſeine Karte konſultirt und ſie durch Abheben oder Aufwerfen entſcheiden läßt, ſo ſchöpfen aus dieſen Blättern, die die Welt bedeuten, unſere modernen Sybillen ihre Weiſſagungen über die Geſchicke der Menſchen. Die Mademoiſelle Lenormand berüchtigten Angedenkens hat unter den Kartenſchlägerinnen wohl am meiſten Aufſehen erregt.

Es gehört etwas Phantaſie dazu, die Bedeutung der zufällig neben einander liegenden Karten ſo zu kombiniren, daß ſie einen Sinn geben und eine gewiſſe Taktik, um dieſen den Verhältniſſen der Frageſteller anzupaſſen. Weil jede Karte übrigens mehr als eine Bedeutung hat, ſo iſt die gewandte Kartenſchlägerin nie in Verlegenheit, beſonders da ſie während der Vorbereitung zur Prozedur durch ein ſchlau eingeleitetes Geſpräch, ſich wenn ſie nicht ſchon ihren Mann kennt, ſo weit orientiren kann, daß ſie alsbald herausfindet, welche Sorte von Orakelſprüchen ſie zu geben habe.

Wenn ein hübſches junges Mädchen kommt und mit verſchämten Wangen und klopfender Bruſt fragt: ob ihr Wunſch erfüllt werde, ſo wird man zunächſt den Herzkönig, die Schellen Acht, grün Neun und Eichel Sechs in's Auge faſſen und ihr mit vielem Umſchweif ſagen: Du hoffſt nicht vergebens, es heirathet bald dein guter Freund, wen anders als dich, wenn du klug biſt (da ſteckts!) dann wird Hochzeit (ſehr natürlich!). Ein Gewinn in der Lotterie lacht dir (es kann ſein daß er lacht, ob ſie ihn aber macht, das iſt die Frage) du lebſt glücklich, wenn du zufrieden biſt (das iſt ſehr weiſe geſagt) und bekommſt ſchöne und brave

Kinder! (Kinder! Sehr wahrſcheinlich — ob ſchön und brav? das muß ſich zeigen.) Die etwa dazwiſchen liegende Schelle n Sieben gibt Anlaß zu der guten Lehre: Sei verſchwiegen über dein Vorhaben, ſonſt mißlingt es und die Eichel Sieben: Sei nicht verdrüßlich wenn's nicht gleich geht wie du wünſcheſt. Das ſind die beiden Dämpfer, die die Sybille aufſetzt — aber das Mädchen ſpürt ſie nicht. Mehr brauchts nicht, um glücklich zu ſein, jubelt ſie, opfert ihr Scherflein mit Freuden und zieht fröhlich von dannen.

Trifft die Weiſſagung nicht zu, ſo legt man die Karte nochmal, dann ſagt vielleicht eine Eichelzehn: Sei vorſichtig, ein geheimer Feind untergräbt dein Glück, oder Grün As: Dein Leichtſinn hat Alles verdorben! Glücklicher Weiſe macht ein roth Ober den Beſchluß: „Er verheißt dir nach Sorge, Freude, mit der Zeit geht alles gut.“ Mehr kann man dann nicht verlangen.

So wechſeln Haß und Liebe, Kummer und Freude gar anmuthig mit einander ab und da jede Farbe dieſe 4 Spezies des Menſchenlebens in ſich vertheilt hat, ſo iſt es für die reſp. Pythia keine große Kunſt, ſo ziemlich jedesmal den Nagel auf den Kopf zu treffen. Sie thut nichts anderes als der Famulus des berühmten holländiſchen Arztes Boerhave, der die Rezepte ſeines Meiſters in einem großen Sack auffammelte und als es ihm genug dünkte, anfing ſelbſt zu praktiziren. Bei jedem Kranken der ihm vorkam, griff er blindlings in den Sack und zog das nächſte beſte Rezept heraus, das er ihm dann ſo lange applizirte bis der Kranke entweder genaß oder ſtarb. Dieſe Methode war ebenſo einfach als originell und der Mann bekam, wie die Sage geht, ein gutes Renomee, weil ſeine Kuren ſelten mißlangen, wenn

Alles wohlbeachtet wurde. Mundus vult decipi, sagt der Lateiner!

Die Karte, welche noch eine Hauptrolle spielt, ist die Visiten- oder Empfehlungskarte! Sonst besuchte und bekomplimentirte man sich persönlich. Man gratulirte und kondolirte höchstselbst, obschon dies sehr oft ein unangenehmes und langweiliges Geschäft war, aber es mußte geschehen. Jetzt schickt man seine Karte! Dadurch wird Zeit und Mühe erspart. Häufig sieht man die Karte lieber als den der darauf steht. Man steckt den Freund an den Spiegel oder wirft ihn in eine Ecke, käme er in Person, so müßte man sich entweder selbst verstecken oder man müßte ihn niedersitzen heißen und sich mit ihm unterhalten. Feiner soll es sein, wenn man selbst Besuch fährt, aber nicht aussteigt, sondern nur durch den Bedienten seine Karte in's Haus sendet. Ich finde diese Mode schrecklich albern und wenn man einen dummen Bedienten hat, wie jene Dame, deren Jäger auf die Weisung Karten einzustecken — ein Spiel Whistkarten mitnahm und sie vertheilte — so kann man in ein kurioses Licht kommen.

Diese freiwilligen Höflichkeitsbezeigungen werden nach und nach alle aufhören wie das p. p. c. (pour prendae congé) und die Neujahrskarten aufgehört haben. Letztere tragen den Armen eine hübsche Ablösungssumme und dieser Umstand entschuldigt es, daß die Herrschaften weniger Umstände mit einander machen. Die Quittung der Armenkasse gibt uns jetzt ein Recht, den früheren bon ton zu quittiren, also there is nothing either good or bad, but thinking makes it so wie Hamlet sagt.

Einladungskarten zu Ball, thé dansant u. s. w.

werden ſchon nicht ſo leicht außer Mode kommen, obſchon weder der Geſellſchaftgeber noch der Gaſt ſich beſonders amüſirt, aber es gehört zum guten Ton, von Zeit zu Zeit Geſellſchaft bei ſich zu ſehen. Dieſe Phraſe iſt bezeichnend genug, ſehr oft ſind die Räumlichkeiten ſo beſchränkt, daß man die Geſellſchaft in der That nicht haben, ſondern ſie nur ſehen kann. In Amerika ſtyliſiren ſie dieſe Karten am Allereinfachſten z. B. etwa Mrs. A, at home monday evening. (Mad. A. zu Hauſe Montag Abend) und da iſt es denn kein Wunder, daß der ehrliche Jonathan Slick aus Weathersfield, der bei einer zufälligen Anweſenheit in Neuyork von ſeiner dort ſeit Jahren verheiratheten Kuſine eine ſolche Karte erhielt, mit gerechtem Erſtaunen ausrief: Gütiger Gott, wie hat dieſe Perſon die alten guten Sitten verlernt! Wahrſcheinlich ſchwärmt ſie das ganze Jahr herum, weil ſie es ihren Bekannten eigens wiſſen läßt, wenn ſie einmal zu Hauſe zu treffen iſt.

Eine viel wichtigere Art ſind die Verlobungskarten, wenigſtens für die, welche ſie ausgeben. Wie gewiſſe Leute ein gewaltiges Aufhebens davon machen, und eine Viertelſtunde darüber lachen können, daß ſie ſtatt Bildergallerie — Gilderbalderie geſagt haben, ſo auch die Verlobten. Sobald ſie ſich einmal verſprochen haben (was ſie ſpäter oft gerne korrigiren möchten) ſo muß es gleich an die große Glocke, es wird lithographirt und der Lohnbediente trägts in alle Häuſer. Auf dieſen Karten ſteht das Fräulein zuerſt, unter ihr das Männlein, das heißt: ſie iſt die Göttin, er der Sklave, erſt ſie, dann er, ſie führt an, er folgt. Später ſieht ſie vielleicht, daß ſie angeführt iſt, weil er nicht folgt und findet, daß Verſprechen und Halten

zweierlei ist. Komisch genug ist die Stellung der Namen auf den Karten der Eheleute eine ganz andere. So wie die Leutchen einander haben, so geben sie wieder Karten aus, auf die schon weit weniger geachtet wird. Sie sind größer, weil man nun schon ein Haus macht, auch wenn man zur Miethe wohnt, und der Herr Gemahl steht oben an; lange nach ihm kommt die Frau Gemahlin, mit ihrer früheren Firma als Ausweis. Zwischen beiden zieht sich ein ominöser schwarzer Strich hin, ein Bild des leibhaften Ehestands, man weiß nicht soll er den Rubikon oder den Styx bedeuten. Das predigt denn klar genug; die Poesie ist dahin, die Prosa beginnt. Diese Karten werden später wenig mehr so gebraucht. Er schneidet die Frau weg, wenn er eine Karte nöthig hat, sie schneidet den Mann weg, der Strich ist die Scheidung in effigie; vielleicht soll man sich nach und nach daran gewöhnen, damit man sie später, wenn sie in effectu nothwendig wird, nicht mehr so auffallend findet. Ja ja, der alte Spruch ist noch immer wahr: „Sonsten gibt man die Eheleute mit Händen zusammen und mit den Beinen laufen sie wieder von einander. Anfangs hängt ihnen der Himmel voll Geigen; hernach wenn man recht zusiehte sind's kaum Nußschaalen!“ Und doch werden alle Ehen im Himmel geschlossen!? —

Addreßkarten und Musterkarten sind für die Kauf- und Geschäftsleute nachgerade unentbehrlich. Ich habe Geschäfte gekannt, die nur auf der Addreßkarte existiren, wenn man an Ort und Stelle nachfrug, war kein solches Etablissement zu finden. Eine hübsche Addreßkarte in der Hand eines Schwindlers hat schon viele Leute betrogen. Ein thätiger Kaufmann soll auf der Reise immer Addreß-

karten bei sich führen, da sich oft Gelegenheit bietet, sie zu verwenden, ich gestehe, daß ich fast stets gegen diese Regel fehle. Vielleicht geschieht es, weil ich überhaupt ein Feind von diesen Aushängschildern bin und auf der Reise, wo ich mich erholen will, es am Liebsten ganz vermeide von Geschäften zu sprechen. Es gibt eine Sorte Geschäftsleute die nichts anders zu reden wissen, und beim dritten Wort schon ihre Addresse präsentiren und ihre Dienste empfehlen, dazu gehören vor Allem die Weinreisenden, deren Nase in der Regel auch gleich als Musterkarte der Effekte dient. Ich hasse dies und unterhalte mich am Besten, wenn ich nicht weiß wer meine Gefährten sind, verlange es auch bei der Trennung nicht zu wissen; es sei denn, daß beide Theile wünschten, die angeknüpfte Bekanntschaft fortzusetzen.

Die jetzigen Addressen stehen den früheren in luxuriöser Ausstattung weit voran, auch den praktischen Nutzen sucht man zu erhöhen. So wie die Weinhändler auf der Rückseite angefangen haben, ihre Preisliste abzudrucken, so fangen nun auch andere Geschäfte an, dies nachzuahmen und besonders gilt dies für Amerika. . . . . .

Auf der Karte eines Gastwirths in Petersburg, die sich auseinanderlegte wie ein Brief, fand ich einen Grundriß der Stadt, ein Verzeichniß ihrer Sehenswürdigkeiten, eine Liste der Hauptorte des Reiches und deren Entfernungen von der Hauptstadt, auf anderen solchen Addressen finden wir Post- und Eisenbahnverbindungen angegeben und Münztabellen von ganz Europa. Pariser Hotels geben Medaillen von Tomback mit ihrer Addresse aus, andere Geschäftsleute überreichen Taschentücher, Dosen, Cigarrentaschen, Bänder u. dgl. worauf die werthe Firma und wo möglich eine Ab-

Bildung des Hauses oder der Fabrik gedruckt ist. Bei dem mächtig fortschreitenden Gang unserer Zivilisation läßt sich erwarten, daß man in dieser Richtung später ungleich mehr leisten wird. Vielleicht erscheinen auf den Karten der Kaufleute: Marktberichte, Frachtlisten, Aus- und Einfuhrtabellen; auf den Karten der Wirthen: Geographie in nuce, Verzeichnisse der Sehenswürdigkeiten des ganzen Landes, Reisehandbücher in allen Sprachen; auf denen der Kleiderfabrikanten und Modisten: die letzten Moden aller Nationen und aller Länder, auf denen der Metzger: die Anatomie der Ochsen, Kälber, Schweine, Hämmel, Pferde und Gott weiß welcher Bestien, die noch in die Eß-Mode kommen werden; auf denen der Buchhändler: Kataloge des Verlags von allen 5 Welttheilen; auf denen der Aerzte: Verzeichnisse aller existirenden Krankheiten nebst Kurzeiten und Kurpreisen. Ob die Herren Advokaten eine Klassifikation der Prozesse mit den resp. Erledigungsfristen geben werden, bezweifle ich billig, denn

„in dieses Dunkel bringt kein erschaffner Geist"

wohl aber dürfte es gerathen sein, daß die deutschen Anwälte auf ihren Karten die 300 in unserm lieben Vaterlande geltenden Rechte aufzählten, damit wir ungläubigen Thomase, die wir meinen in einem rechtlosen Zustand zu leben, ad oculos demonstrirt bekämen, welchen Ueberfluß an Recht wir noch besitzen.

Musterkarten sind erst in neuerer Zeit zu ihrer jetzigen Bedeutung gelangt. Seit fast alle Kaufleute und Fabrikanten reisen lassen, ist ohne Musterkarten gar nichts mehr zu verkaufen. Früher ritt der Reisende eines hiesigen großen Manufakturisten und verkaufte nach gedruckten Preis-

listen und mündlicher Beschreibung, jetzt führt er zwei und dreispännig mit 10 Zentnern Musterkarten. Da haben es die Bremer Cigarren-Reisenden und die Tuchfabrikanten freilich besser, die ihre Muster in der Tasche tragen können. Schöne Muster sieht man immer gerne an, sie gewähren eine angenehme Uebersicht der verschiedenen Industrie-Branchen. Die beste Musterkarte ist ein Ball mit vielen schönen Mädchen und würde man nach Anleitung der in neuerer Zeit so beliebt gewordenen Industrieausstellungen, eine Versammlung hervorragender Menschenexemplare veranstalten, so wäre dies jedenfalls die interessanteste Probenkarte für Maler, Bildhauer, Physiognomiker und Polizeibeamte, obschon darauf keine Bestellungen angenommen werden könnten.

Aufenthaltskarten werden eine Erfindung der Neuzeit, eine Mißgeburt des Polizeistaates genannt. Eines von den vielen Rechten der deutschen Unterthanen ist, daß er sich für sein Geld überall aufhalten kann, so weit die deutsche Zunge klingt — vorausgesetzt, daß er die Erlaubniß der resp. Polizeibehörden dazu erhält. Diese Erlaubniß nennt man Aufenthaltskarte und es kostet Geld — sie wird von Zeit zu Zeit erneuert, wenn man will und unverdächtig ist, und es kostet dann wieder Geld. Ist man verdächtig und kann man sich nicht vollständig ausweisen, so wird man selbst ausgewiesen und das kostet nichts. Dagegen kann man sich zwar immerhin aufhalten, aber es hilft nichts. „Der Jude wird verbrannt“ sagt der Patriarch. Von den vielen Merkmalen des genus suspectus, die nur ein deutscher Polizeibeamter alle wissen kann, sind die hauptsächlichsten: Heckerhut, langer Bart, rothe Halsbinde, Blouse, emsiges Zei-

tungleſen, halblautes Fluchen, poste-restante Briefe erhalten und ein gewiſſes geſpanntes Verhältniß mit Moſes und den Propheten. Binnen Kurzen wird dazu hoffentlich noch ein weſentliches Erkennungszeichen kommen, ich meine: das Tragen der deutſchen Farben. Wir werden dann glücklich wieder bei dem Jahre 1833 angelangt ſein, wo ein bekannter Regierungs-Erlaß vom 16. April verordnete: „Namentlich iſt es allen dieſſeitigen Unterthanen verſagt, Abzeichen von roth, blau und weißer Farbe oder von ſchwarz und roth mit goldenen Streifen zu tragen," das wäre dann die 3te Auflage des Jahres 1823 da die zweite im Jahre 1848 gänzlich vergriffen wurde und damit der Satz bewahrheitet: Alles wiederholt ſich hinieden. Sind doch kürzlich auch in Frankreich die rothen Halsbinden verboten worden! Da ich ein Mann der Ordnung bin, ſo würde ich mich natürlich über keine in dieſer Richtung erſcheinende Verordnung wundern, ja ich würde ſelbſt eine Kleiderordnung mit aufrichtiger, pflichttreuer Freude begrüßen, inſofern dann der ruhige Bürger doch genau wüßte, wie er als loyaler Unterthan auch äußerlich ſich zu gebahren habe.

Landkarten hatte man ſonſt ſehr nöthig, beſonders Poſtkarten zum Reiſen, jetzt helfen ſie wenig oder nichts mehr. Man braucht jetzt nur Eiſenbahnkarten, die Länder gehen uns gar nichts mehr an. Heute ſteigt man in Cöln in den Wagen und Morgen Abend ſteigt man in Hof wieder aus. Da iſt man durch ſechs der größten deutſchen Bundesſtaaten gefahren; aber das kümmert uns nicht, wenn wir nur wiſſen wie die Bahnen ſich verbinden. Auch beim Schulunterricht wird es immer ſchwieriger die jetzigen Karten zu gebrauchen. Da heißt es, die Hauptſtadt

von Baden sei Karlsruhe, und wenn man sich genau erkundigt, so ist es Berlin. Kassel soll die Residenz von Kurhessen sein, kommt man hin, so sagen die Kassler: Bitt um Entschuldigung, unser geliebter Kurfürst residirt in Wilhelmsbad. Das Königreich Bayern gehört jetzt zu Tyrol, Würtemberg ist eine Fortsetzung von Vorarlberg, Preußen ist eine polnische Provinz und der deutsche Kaiser wohnt in Petersburg. Wer da nicht confus wird, der hat einen sehr hellen Verstand. Da waren es freilich noch andere Zeiten, wo der alte Fritz einen sonst verdienten General frug: Hat er seine Karte bei sich? und dieser gutmüthig antwortete: Majestät, ich spiele nicht; und als er auf die ihm gewordene Explikation hin in einem Buchladen eine Karte zu kaufen verlangte, auf die Frage: ob Spezial oder Generalkarten? ärgerlich erwiederte: natürlich die letzteren, sieht man denn nicht, daß ich General bin!

Man hat auch Gebirgs- und Flußkarten, aber ich sehe ihren Nutzen gar nicht ein. Wenn man für die Folge mit Luftschiffen herumkutschirt, wie es Andersen in seiner Fußreise nach Amack so anschaulich beschreibt und was nach den letzten Erfindungen gar nicht mehr lange dauern wird, so brauchen wir alle diese Dinge nicht mehr, eine tüchtige Luftkarte wird dann die besten Dienste thun.

Sprachenkarten mögen als Curiosität für den Philologen interessant sein, für den Praktiker nicht. Wenn man mit dem Arndt'schen Lied und der Sprachenkarte in der Hand die Gränzen von Deutschland ziehen wollte, so würde man auf eigenthümliche Abweichungen stoßen. Im Norden würde man ein Stück Deutschland in Dänemark und

England, im Westen ein Stück in Holland und Frankreich, im Süden ein Stück in Italien und der Schweiz, im Osten ein Stück im slavischen Oesterreich und Rußland finden. Wenn vollends die deutsche Zunge entscheiden sollte, so meine ich, es müßte dem Herrn Renneboom in Berlin platterdings unmöglich sein, in Castelli's Wiener Violinspieler seinen deutschen Bruder zu erkennen, wenn dieser beim Reißen der e und a Saite ausruft: hiaz is 's E oh und hiaz is 's A a oh, oder in der Schweiz eine Antwort zu geben auf die Frage: Wa hem'er Zistig g'si? (Wo waren Sie am Dienstag.)" Und würde ein Altbayer sich noch in Deutschland wähnen, wenn ihm ein Hamburger Gärtner zuriefe, pett mi nig up mine Rabatt'n unn hâl di mann jou nich up, sust slaa ik di an de Snut! (Tritt nicht auf meine Rabatten und scheer dich fort, sonst gibt's eine Ohrfeige)!? So wenig als ein Sachse ihn für seinen nächsten Nachbar halten wird, wenn er ihn bei Gelegenheit daß ein Abt auf seiner Klosterwiese das Mähen probirt, sich also verwundern hört: Ma'n denn d'Abt a?! (Mähen denn die Aebte auch?!) Die deutsche Sprache hat mehr Mundarten als jede andere, obwohl es den Franzosen und Italienern auch nicht daran fehlt. Bayern hat allein an 20 unter sich verschiedene Dialekte, wie viel mögen in Oestreich, Preußen und dem Norden sein. Wir Deutsche achten unsere herrliche Sprache noch immer nicht so wie wir sollten, sonst würden wir es nicht so gerne zur Schau tragen, wenn wir nothdürftig in einer andern zu parliren verstehen. Vor allem Fremden haben wir teufelmäßigen Respekt, vor uns selbst gar keinen. So lange wir die fatale Gewohnheit beibehalten, einen ordinären uns unbekannten Menschen mit: Ho, Landsmann!

anzurufen, ſo lange habe ich keine große Meinung von unſerm Nationalgefühl. Das würde der Franzoſe oder der Britte um keinen Preis thun, ſo wenig als er ſeinen Poſtillon mit „Schwager“ titulirt. Wir Deutſche ſind gar zu „niederträchtig“ d. h. herablaſſend wie der Schwabe ſagt, und viel zu „gemein“ d. h. im Nürnberger Dialekt, leutſelig: kein Wunder, wenn man hochdeutſch gemein und niederträchtig gegen uns verfährt. Zu einem Hunde der den Schwanz einzieht, ſagt man weit lieber couche als zu einem, der die Zähne weißt. Unſere Geduld iſt großartig, man muß ſie bewundern! „Geduld, ſingt Bürger, Geduld! wenn's Herz auch bricht.“ Ob je ein anderes deutſches Sprichwort zur Wahrheit wird: Geduld frißt den Teufel! Wir wollen es wünſchen, obſchon es uns nicht ſo vorkommen will. Der Franzoſe ſagt: la patience est la vertu des ânes, die Geduld iſt die Tugend der Eſel und Patience outrée se tourne en fureur, Geduld zu hoch geſpannt wird raſend. So iſt der Character der beiden Völker verſchieden!

Stern- und Mondkarten werden bald eine gewaltige Reform erhalten, wenn erſt ambulante Ballonteleſcope ſich bis an die äußerſte Gränze unſerer Erdatmosphäre erheben und von da aus ihre Forſchungen beginnen. Man findet dann vielleicht, daß die Milchſtraſſe kein Meer von 75 Millionen Fixſternen iſt, ſondern ein Aether-Niederſchlag, der Froſchlaich aus dem die Cometen hervorſchießen und die Sternſchnuppen und die Meteorſteine, man findet vielleicht, daß alle weiter als der Sirius entfernt gedachten Sterne nichts anderes ſind, als die Reflexe der näheren, man entdeckt vielleicht dann auch die Gränze des Weltgebäudes,

über welche hinaus das Nichts anfängt, welches schwarz ist und wo selbst der große Kaiser von Rußland das Recht verloren hat. Und weil: Nichts gut ist für die Augen, wer weiß ob die Astronomen dadurch nicht so scharfsichtig werden, daß sie hinter demselben den eigentlichen Himmel erblicken, wo die lieben Engelein die Harmonie der Sphären musiziren und unser Herrgott den Tackt dazu schlägt. Mit dem Monde dürften wir dann auch bekannter werden als es Herr Professor Gruithuysen ist. Wir finden dann sehr wahrscheinlich, daß die Meneen nicht allein Troglodyten (Höhlenbewohner) sondern sammt und sonders geborne Bergleute sind, daß der ganze Mond nichts andres als eine große Silbergrube ist, was schon unsere Lyriker geahnet haben müssen, weil sie seit Olims-Zeiten von Lunens Silberlichte singen.

Hinsichtlich des von Schröter entdeckten Kometenschweifartigen Gebildes auf dem Monde, welches Gruithuysen für den Versuch erklärt, eine Zeichensprache mit uns anbahnen zu wollen, so wie der von Eisenhard im mare crisium beobachteten großartigen Illumination, von der Gruithuysen nicht ganz genau sagen kann, ob sie zur Verherrlichung eines Nordlichtes oder zu Ehren eines Mondfürsten angezündet worden, werden wir auch dann nicht lange mehr im Unklaren sein. Ohne unbescheiden zu sein, darf ich meine, in richtiger Konsequenz aus meinem oben aufgestellten Hauptsatz über das Wesen des Mondes, hervorgehende Erklärung schon jetzt hier veröffentlichen. Die erleuchteten Parthieen des Mondes überhaupt sind nichts anderes als eben so viele Stollen und Gruben, in denen mit voller Thätigkeit gearbeitet wird. Der Schein

der vielen Millionen Lampen und Grubenlichter dringt durch die bekanntlich sehr poröse Mondrinde und bringt jenen Glanz hervor, der nach der bisherigen Meinung von der Sonne dahin geworfen wurde. Die dunklen Flecken oder Meere wie sie in der Kunstsprache heißen, sind die alten verlassenen Schachte, welche theilweise eingestürzt sein mögen, also nicht beleuchten. Jene von Schröter und Eisenhard in solchen Flecken plötzlich gesehenen hellen Gebilde, sind demnach nichts anderes als solche alte Schachte, die durch unternehmende Aktiengesellschaften wieder eröffnet und neu bearbeitet werden, und den urplötzlich daselbst aufflammenden Schein von Grubenlichtern hat Gruithuysen sehr verzeihlicher Weise für eine Illumination gehalten. Ich bin nicht so kühn, schon jetzt diese Erklärungsweise auch auf die Sonne ausdehnen zu wollen, die bekanntlich ebenfalls an Flecken und zwar an veränderlichen leidet; aber ich will mir hiermit vorsorglich die Ehre dieser Entdeckung wahren, falls spätere Beobachtungen die Richtigkeit derselben ausser allem Zweifel setzen sollten.

Mit dem von Herrn Gruithuysen prophezeiten Herabfallen des Mondes auf die Erde bin ich vollkommen einverstanden. Es ist dies nichts als eine weitere nothwendige Folgerung aus meinen bereits aufgestellten Sätzen und wird allerdings ein sehr niederschlagendes Pulver für unsere alte unruhige Mutter sein.

Begreiflicherweise werden nach und nach die Seleniten ihre ausgebeuteten Schachte verlassen und sich mit all ihrem Silber von der uns zugekehrten Mondscheibe weg auf die entgegengesetzte zurückziehen. In eben demselben Maße wird diese Scheibe dunkler und endlich ganz finster werden.

so daß man zuletzt unsere Gaslaternen wird anzünden, auch wenn Mondschein im Kalender steht und alle Gedichte an den Mond aus unseren lyrischen Blumenlesen wird streichen müssen, weil keiner mehr zu sehen ist.

Auf der Erde hat unterdessen die Auswanderung nach Amerika und Australien immer mehr zugenommen, die schon jetzt, in richter Ahnung dessen was da kommen wird, ziemlich bedeutend ist und sobald die hierher gewendete Mondscheibe völlig leer, verändert sich das Gleichgewicht des Mondes, die andere Seite wo alle Seleniten und all das erbeutete Silber ist, fängt an zu drücken und eines schönen Sommerabends, wenn die guten Nürnberger bei Regimentsmusik und griechischem Feuer gar fröhlich auf der Rosenau sitzen, fällt auf einmal der Mond herunter und die ganze Geschichte hat ein Ende; dadurch erhält die Erde einen ganz anständigen Höcker, der aber bald mit ihr verwachsen wird und es kommt Alles wieder in's alte Geleise. Sollte Se. Heiligkeit der Pabst mit dem Leben davon kommen, so dürfte freilich der Streit über die gemischten Ehen neue Nahrung erhalten, um so mehr, als die Mondbewohner nicht einmal irgend einer christlichen Sekte angehören, sondern, wie Herr Gruithuyseu früher meinte, dem Sterndienste oder aber, wie ich mit noch größerem Rechte vermuthe, dem Kultus der Feuerverehrung huldigen.

Seekarten mit ihren Klippen und Brandungen, Riffen und Sandbänken, mit ihren Bojen und Baaken, Tonnen und Leuchtthürmen werden wohl noch eine Zeit gebraucht werden, da das Projekt, Eisenbahnen auf Kähnen über den Ocean anzulegen, wahrscheinlich noch lange eine Chimäre bleiben mag. Uns Deutsche werden sie wenig interessiren so lange

„Ich laure auf ein edles Wild — und
Heute will ich den Meisterschuß thun
Und das Beste mir im ganzen Umkreis des Gebirgs
gewinnen.

So was kann aber für ein Spottgeld von 8 fl. nicht statuirt werden.

2) den polizeilich Beaufsichtigten; da diese Individuen gewissermaßen selbst zur hohen Jagd gehören, so kann ihnen nicht zugestanden werden, wenn auch nur die niedere auszuüben. Solche Repressalien verbietet überhaupt die Humanität und die Deutschen haben deshalb im letzten Kriege mit Dänemark zartsinniger Weise davon Umgang genommen.

3) den Armen. Nach den Gesetzen der historisch und staatlich zu Recht bestehenden Standesunterschiede ziemt es dieser Kaste nicht, Hirschziemer und Rehrücken zu verspeisen und abgesehen hievon dürften diese Leute schon aus sanitätspolizeilichen Rücksichten von dem Genuße ungewohnter und nur für vornehme Mägen bestimmter Nahrungsmittel zurückzuhalten sein.

4) den Dieben und Betrügern. Das Motif hiezu liegt sehr wahrscheinlich darin, daß der rechtliche Mann billig Anstand nehmen muß, mit solchem Gesindel auf dem Anstand zu stehen und daß vor ihnen weder Schaalen noch Lichter, weder Gabel noch Löffel sicher wären. (In der Jägersprache heißen so die Hufe und Augen des Rehes, das zweiendige Hirschgeweih und die Ohren des Hasen.)

Art. 19 heißt: Jagdkarten können verweigert werden:

1) den Kindern und den Verschwendern. Der Grund muß

einfach der sein, daß diese voraussichtlich die Taxe von 8 fl. nicht zu erlegen vermögen.

2) Bettlern und Baumfrevlern. Es schickt sich nicht, daß das Bettelvolk unter Edlen (d. h. Hirschen) und Rittern (d. h. Wildsauen) herumspaziert, und nach Perlen und Kronen (so heißen Theile des Hirschgeweihs) geizt. Ebenso wenig haben Baum- und Feldfrevler da etwas zu thun, wo man mit Blumen (der Schwanz) und Blättern (Vorderschlegel) mit Sprossen (Geweihzacken) und Rosenstöcken (Geweihstamm) umgeht.

3) den Krakeelern und Todtschlägern; weil das böse Beispiel die wenigen guten Sitten vollends verderben würde und solche Leute zweckmäßiger durch sanfte Beschäftigungen wie Wolle spinnen und Strümpfe stricken unterhalten werden, eine Maßregel, die in ihrer neuesten Anwendung bei dem staatsmörderischen Kinkel gewiß sehr gut gemeint war, nur Schade, daß er sie nicht gut vertragen konnte und deshalb durch die Lappen gegangen ist.

4) allen Gesellen und Dienstboten, da diese notorisch keine Zeit zum edlen Waidwerk haben oder sie wenigstens ihrer Herrschaft abstehlen müßten, die es genauer damit nimmt, als unser Herrgott, der meines Wissens noch keinen einzigen Tagdieb deshalb zur Rede gesetzt hat.

Ich glaube den Dank der Gesellschaft zu verdienen, daß ich mich bemüht habe, eines unserer neuesten Gesetze zu erläutern und zu populariſiren und gehe endlich über zu den hochwichtigen.

Speisekarten und Weinkarten. So gebildet die alten Griechen und Römer waren, so glaube ich doch kaum, daß sie Speisekarten kannten, obschon sie ganz anständig zu essen verstunden. Homer kann die Gastmähler seiner Helden trefflich schildern und der göttliche Sauhirt weiß schon was gut ist, wenn er

Wandelte dann zu den Kofen, wo schaarweis lagen die Ferkel;
Zwei dort nahm und entrug er, und opferte beide zum Gastmahl,
Sengt' alsdann und zerschnitt und steckte das Fleisch um die Spieße.
Als nun gar es gebraten, da trug er's hin vor Odysseus,
Brätelnd noch an den Spießen, mit weißem Mehle bestreuet.
(odysse, 14, 73—77.)

Und in der Ilias opfert Agamemnon einen Stier:

Diesen zogen sie ab und zerlegten alles geschäftig,
Schnitten behend in Stücke das Fleisch und steckten an Spießen,
Brieten sodann vorsichtig und zogen es alles herunter .....
Aber den Ajax ehrt er mit langausreichendem Rücken.
(Ilias 7, 316.)

Und wässert uns nicht der Mund, wenn wir im Blumauer lesen von dem großen Schmaus, welchen die Königin Dido ihrem Aeneas gab (Aeneis 1, 700.)

Das war ein Mahl! So eines hat
Kein infulirter Reichsprälat,
So lang man ißt, gegeben.

Denn man verschrieb das Zugemüs'
Durch reitende Staffeten,
Ragouts und Saucen aus Paris
Nebst Zwergen in Pasteten.
Das Rindfleisch war aus Ungarn da,
Die Vögel aus Amerika
Aus Lappland das Gefrorne.

Meerspinnen, Karpfen aus der Theiß,
Forellen kaum zu messen
Granelli von der Pfanne heiß,
Aeneens liebstes Fressen.
Ein ganzer Ochs war's Tafelstück,
Der Spargel, wie mein Arm so dick
Und Austern groß wie Teller.

Die späteren Spartaner hatten sicher auch keine Speisekarten. Ihre schwarze Suppe nebst Gerstengraupen, Käse und Schweinefleisch wiederholten sich alle Tage. Athenäus sagt nichts davon, ob die athenienfischen und römischen Gourmands nach schriftlichen Verzeichnissen speis'ten, obschon diese bei den leckeren Römern Apicius, Lucullus und Vitellius ganz am Platze gewesen wären. Da gab es Pfauen aus Samos, Kraniche aus Melos, Muränen aus Tartessos, Austern aus Tarent, Muscheln aus Chios, u. s. w. Ein einziges Gastmahl kostete diesen Schlemmern oft 20000 fl. und mehr. Unsere Voráltern hatten gewiß keine Speisekarten, denn: „Ihre Kost ist einfach, erzählt Tacitus, Feldobst, frisches Wild, verdickte Milch; ohne künstliche Zubereitung, ohne Leckereien stillen sie den Hunger."

Da die Franzosen in der Kochkunst und in der Gutschmeckerei die größten Koriphäen aufzuweisen haben, so mögen sie auch die Erfinder der Speisekarte sein.

Speise und Weinkarten sind für den gebildeten hungern-

den Magen die Jakobsleitern, auf denen er in den Himmel des Sattwerdens steigt, ein Mann von Erziehung kann ohne sie gar nicht essen. Man spreche mir nicht von der unglückseligen Gewohnheit des table d'hôte Speisens, der wahre Eßkünstler hat schon längst den Stab über sie gebrochen. Welch gräßliche Conbinationen kann ein ungebildeter Wirth bei einer einzigen table d'hôte aufs Tapet bringen, die einen verständigen Esser so empören müssen, daß er ihn in's Teufels Küche wünschen möchte. Wie leicht wird es dagegen dem Mann vom Tackt aus einer wohlberechneten Speisekarte sich eine regelrechte, allen Anforderungen entsprechende Mahlzeit zu combiniren, indem er ausgerüstet mit den nöthigen culinarischen Vorkenntnissen und die hohe Kunstregel Schiller's im Auge

„Denn wo das Strenge mit dem Zarten
Wo Starkes sich und Mildes paarten
Da gibt es einen guten Klang."

diejenigen Gerichte aussucht und weise aufeinander folgen läßt, welche in sinniger Verschmelzung, fern von aller rohen Sinnlichkeit, die Sättigung eines auf höherer Kunststufe stehenden Magens gleich wohlthuend und wohlbekommend zu vermitteln geeignet sind. Wie lehrreich sind in dieser Beziehung die trefflichen „Vorlesungen über die Eßkunst von Anthus," aus denen ich Ihnen gerne einen kleinen Auszug zum Besten geben möchte, wenn nicht mein Vortrag schon ohnehin so sehr ins Breite gewachsen wäre. Daß eine verständige Auswahl der Weine, mit wohlermessener Berücksichtigung ihrer Wahlverwandtschaften zu den resp. Gerichten zu einer kunstgerechten Mahlzeit unerläßlich ist, versteht sich von selbst, deßhalb wird ein Eßkünstler bei der Zusammensetzung

seines Mahles die Weinkarte eben so sorgfältig studiren, um seine Notizen zu machen, als der Gelehrte bei Abfassung einer Dissertation seine Klassiker, um Zitate daraus zu entnehmen.

Speisekarten bieten eine angenehme Lektüre für den Eßfreund, auch wenn er satt ist. Er freut sich über geistreich abgefaßte Gerichte, wie ein Literaturfreund über einen geistreich geschriebenen Roman. Welche Genüsse hat nicht schon eine Speisekarte dem armen Teufel gewährt, der sie bei einem Stück Brod las und Einbildungskraft genug besaß, sich die köstlichsten Leckerbissen dabei auf der Zunge zu denken. Warum wurden Clauren's Werke so viel gelesen? Weil sie nichts anderes sind, als eine große Speise- und Weinkarte mit Ballmusik, Cotillon und obligatem Liebesgeflüster. Und das amüsirt die Schneidergesellen und die Nähmamsells so königlich, daß sie das alles genießen können am warmen Ofen, bei dünnem Kaffee und mageren Kartoffeln und kostet ihnen keinen Kreuzer und liefert noch schöne Träume obendrein!

Geradeso machte ich es als Schuljunge. Weil ich das Geld nicht hatte, alle die hochherrlichen Ritter-, Räuber- und Geistergeschichten zu lesen, die in der Lechner'schen Leihbibliothek schmierigen Angedenkens in den Repositorien prangten, so verschaffte ich mir wenigstens einen Katalog und las, wenn ich allein war, mit lauter Stimme und gewaltigem Pathos die Titel nach einander herunter und bei solchen wie: „Kuno v. Kyburg nahm die Silberlocke des Enthaupteten und ward Zerstörer des heiligen Vehmgerichts, oder Conrad v. Strahlenburg oder das Geistergericht um Mitternacht in den Ruinen des Schreckensteins" kam

ein wunderſames Gruſeln über mich und meine Einbildungskraft malte ſo lebhaft was wohl darinn ſtehen konnte, daß ich denſelben Genuß verſpürte, als ob ich das Buch wirklich geleſen hätte. Das war auch billig Lektüre getrieben! —

Den Männern, welche häufig von ihren Frauen die Klage hören, daß ſie nicht wiſſen was ſie kochen ſollen, rathe ich, ſich von großen Städten Speiſekarten kommen zu laſſen und ſie zum Studium zu verordnen, dadurch werden die Ideen des kochkünſtleriſchen Departements bedeutend vermehrt und vorausgeſetzt, daß die ſilbernen Gefühle des Geldbeutels nicht zu ſehr vermindert werden, wird man ſich bei dieſem Mittel gar nicht übel ſtehen.

Wenn eine Leipziger Speiſekarte aus dem Hôtel de Pologne mit ihren 122 Gerichten ſchon höchſt nobel ausſieht, wie viel großartiger noch eine Pariſer etwa vom Hôtel Wagram, die aus einer Brochüre von 15 Octav-Seiten beſteht und 18 Suppen, 23 Nebengerichte, 20erlei Rindfleiſch, eben ſo vielerlei Hammelfleiſch, 12 Wildprettarten, 21erlei Kalbfleiſch, 41 verſchiedene Geflügel, 44 Sorten Fiſche, 25 Braten, 45 Mehlſpeiſen, 34 Gemüſe, 33erlei Deſſert, 61 Weine und 22 Liköre nachweiſt. Und welche Zuſammenſtellung pompöſer Benennungen! Wie findet ſich manchmal der in die Kochterminologie nicht Eingeweihte betrogen, wenn er ein Gericht mit hochtrabendem Namen fordert und ſtatt der gehofften Delikateſſe etwas ganz Gewöhnliches erhält. Ein guter Deutſcher verlangt z. B. Côtelette de veau en papillote aux pommes-de-terre à la maître d'hôtel, und — macht ein langes Geſicht wenn eine ganz beſcheidene „Karbonnade mit Schmorkartoffeln“ angerückt kommt, die

nichts deſto weniger avec le petit pain 2 fl. 30 kr. koſtet. Klappern gehört eben überall zum Handwerk.

So viel von den Karten, deren wichtige Rolle im menſchlichen Leben und Treiben ich ſattſam nachgewieſen glaube, ſo weit es in kurzen Umriſſen möglich war. Nachdem ich nun alle Blätter ausgeſpielt die ich in der Hand hatte, ſoll es mich freuen, wenn ich wenigſtens einige gute Stiche gemacht habe. Dies wird davon abhängen, ob die verehrlichen Anweſenden zugeben oder ob ſie mich trumpfen. Im letzten Falle würde ich freilich verſpielt haben und einſehen, daß es kein Kinderſpiel iſt, eine ſolche Verſammlung zu unterhalten. Ich würde mich dann mit dem Sprichwort tröſten: Wer Unglück im Spiel hat, hat Glück in der Liebe und zum böſen Spiel eine gute Miene zu machen ſuchen. Da nun aber Spielen keine Kunſt iſt ſondern Aufhören, ſo ſei hiermit ein fröhlicher Schluß gemacht! —

Gedichte.

Vermiſchte Gedichte.

1.

Böhmiſch.

Ich bin ein armer Eremit,
Ich lebe von den Menſchen weit;
Was mich umgibt, was mich erquickt,
Iſt Schweigen nur und Einſamkeit.

Ein von der Welt gebrochnes Herz
Verberg' ich in dem Waldgebiet,
Und bete weinend Tag und Nacht
Für eine Maid, die mich verrieth.

2.

Schottiſch.

O wäre ſie die Roſe roth
Dort auf dem alten Burgverließ,
Ich aber eine Perle Thau,
Die ſtill der Abend ſinken ließ.

Ich tauchte mich in ihren Schooß,
Ich ſchwelget' eine ſel'ge Nacht,
Und wüßte doch, daß ich gelebt,
Verging ich in der Morgenpracht.

3.

Aus dem Volk.

Herz' mich ein wenig
Küss' mich ein wenig,
Hab mich ein wenig lieb!
Machst du auch Schmerzen,
Viele, dem Herzen,
Bist doch ein herziger Dieb.

4.

Herrschsüchtig ist des Manns Natur
Und doch bestimmt zum Sklavenstande.
Wir rühmen uns der Diktatur;
In Wahrheit aber herrschen nur
Die Frau'n mit ihrem süßen Tande.
Wir sind die Herrn der Erdenflur;
Sie führen uns am Gängelbande.

5.

Es schüttle nur der Mann die Löwenmähne!
Wie bald, wie leicht wird seine Seele matt
Und unterliegt der Frau! Denn selbige, sie hat
In ihrer Macht das Wort, in ihrer Macht die Thräne.

6.

Die Liebe hängt ihr Leben,
Hängt ihr gesammtes Sein,
Wie einen Edelstein,
Dem Liebling an den Hals
Dem sich ihr Herz ergeben.

7.

Die Liebe hat wohl oft gelogen;
Zu ſüß jedoch iſt Liebesſinn;
Und wär' ich hundertmal betrogen,
Ich gäbe mich auf's neue hin.

8.

Die Liebe, welche wahrhaft liebt,
Iſt jene, die ſich ganz ergibt,
Die jeden Herzenswunſch gewährt,
Die Alles zu genießen lehrt,
Was das Gefühl der Einheit mehrt,
Und die doch Alles gern entbehrt,
Wenn es das Heil des Andern fodert.

G. Fr. Daumer.

Die alte Muhme.

Das erſte Bändchen war vollendet; —
Nachdem ich es mir lang erwog,
Hat ich zum zweiten mich gewendet,
Und war juſt über dem Prolog,
Als Mitternacht ſchon längſt vorüber;
Die lange Pfeife war verraucht,
Bald hat die Lampe immer trüber
Ihr Flackerleben ausgehaucht,

Das Dichten will auch nicht mehr gehen,
Und wie ſich das zuweilen traf,
Die allertrefflichſten Ideen,
Sie kommen manchmal erſt im Schlaf,
D'rum halte Morpheus mir umwunden
Das tagesmüde Augenlicht,
Und bringe Bilder froher Stunden
Mir vor der Seele Angeſicht,
Beglücke mich mit ſüßen Träumen
Glückſeliger Vergangenheit,
Und führe mich zu fernen Räumen,
Den Zeugen froh durchlebter Zeit. —
Wie iſt mir! — ſchon zum zweiten Male
Beweget eine dürre Hand
Den Vorhang dort an dem Regale
Von meiner alten Bücherwand;
Jetzt wie aus grünem Moos die Kröte
Schleicht da ein häßlich Weib hervor,
Die lange Naſe funkelt Röthe,
Die blaue Lippe reicht zum Ohr,
Dort ſteckt an einer großen Maſche
Ein Kiel getränkt mit rothem Naß,
Und an dem Arme ſtatt der Taſche,
Schleppt ſie ein mächtig Tintenfaß;
Wie aus dem Nachtgewölk — dem dunkeln
Der Blitz entſendet ſeinen Schein,
So unter borſt'gen Brauen funkeln
Unſtäte Augen, winzig klein;
Auf einmal ſtürzt ſie mit Gelächter
Sich auf ein Manuſcriptenpack,
Wie auf den flücht'gen Dieb der Wächter,
Und birgt es ſchnell in einem Sack,
Und eilt, ſich wieder zu verſtecken, —
Da wird mir doch zu arg der Scherz,
Und vom Erſtaunen und vom Schrecken
Ermannend faß' ich mir ein Herz:

»Verzeihen Sie verehrte Dame,
Wenn ich zu fragen mir erlaub',
Was steht zu Dienst? wie ist Ihr Name?
Woher das Recht zu solchem Raub?« —
Da zeigte sie vier scharfe Zähne
Auf jeder Seit' ein mächtig Paar,
Und wie gereizt der Leu die Mähne
Sträubt sie empor ihr struppig Haar:
»»Ich bin Kritik, die alte Muhme,
Besuche stets von Zeit zu Zeit
Die Mündel all von seichtem Ruhme,
Von denen Ihr der schwächste seid;
Daß Ihr's nur wisset, Eurem Treiben
Sah kalten Blut's schon lang ich zu,
Doch wollt Ihr mit dem Verseschreiben
Nicht bald begeben Euch zur Ruh,
So werd' ich Euch die beiden Augen
Auskratzen mit der ganzen Wuth,
Und Euch aus allen Adern saugen
Das bischen dichterisches Blut!«
Und dabei schreitet sie, o Grauen
Langsamen Schrittes auf mich zu,
Und recket schon die scharfen Klauen
Und wackelt mit dem Kopf dazu.
Da wird mir's bang und bänger immer,
Ein böser Alp hält mich umhüllt
Doch endlich wach ich auf, — das Zimmer
Ist dicht mit Qualm und Rauch erfüllt;
Und wie ich so vom Schlaf erbebte,
Da graute schon der junge Tag,
Am Tische brannten die Concepte,
Und umgestürzt die Lampe lag.
»Kein Andrer, als die böse Dame,
Hat diesen Spuck mir angethan,
Doch glaubt' sie, daß ich jetzt erlahme
Dann war ihr Hoffen leeren Wahn: —

So lang' der Wein noch lacht im Glaſe,
Und edle Minne blühet noch,
Sei's juſt zum Trotz der alten Baſe,
Sie tobe nur — ich ſinge doch!

Dr. Eberöberger.

Der erſte Kranke.

Sei mir gegrüßt du ſtiller Ort,
Nach langem Petitiren
Soll ich allhier durch hohen Schluß
Als Doktor debütiren;
Examen und Promotion,
Hab' glücklich ich im Rücken,
Und ſoll mit meinem Wiſſen nun
Die Menſchheit hier beglücken; —
Da wird mirs doch ums Herz oft bang,
Obs auch bald mag gelingen,
Die Früchte theuren Studiums
Wohl an den Mann zu bringen:
Dort ſteckt das Schreibzeug, zierlich ſind
Geſchnitten die Papiere,
Und feingeſpitzt die Federn ſchon,
Womit ich ordinire. —
Wie freundlich blickt der erſte Strahl
Des Tages durch die Scheiben,
Als ſagt' er: »haſt wohl Langeweil?
Will dir die Zeit vertreiben!«
»»O löſe ſüßes Morgenlicht
Die düſteren Gedanken,
Und bringe mir zum frohen Gruß
Gleich meinen erſten Kranken!««

Der fromme Wunsch war kaum zur Hälft'
Entschwunden meinem Kopfe,
So war's mir schon, als ob Jemand
An meiner Thüre klopfe.
Der böse Geist konnt' es nicht sein,
Der einst dem Faust erschienen,
Denn schon beim erstenmal »Herein!«
Trat mit besorgten Mienen
Ein junges Weibchen ins Gemach,
Und fragte ganz beklommen,
Ob ich der neue Doktor wär',
Der gestern angekommen.
»Ganz recht, mein Kind! was wünschen Sie?«
Frug ich mit sanften Worten;
»»O! kommen Sie doch in mein Haus!
Mein Mann ist krank geworden.««
Ach welch ein Glück! sprach ich bei mir,
Nun ist's ja schon gewonnen;
Nimm dich zusammen pochend Herz!
Die Praxis hat begonnen.
Bald traten wir ins Zimmer ein,
Wo wir den Kranken trafen,
Der mit dem Antlitz nach der Wand
Ganz ruhig schien zu schlafen;
Statt viel zu fragen zog ich sacht,
Um ihn nicht aufzuwecken,
Aus seinem Bett die Hand hervor,
Den Pulsschlag zu entdecken.
Doch wie erschrack ich! — dunkelblau
Starr'n Finger mir entgegen,
Als wie von einer Leiche, die
Schon lang im Grab gelegen.
Hier, dacht' ich, handelt sichs darum,
Die Gattin zu belehren,
Und ihr die Größe der Gefahr
Entschieden zu erklären;

Drum wend' ich raſch mich zu der Frau:
»Hier ſtehen ſchlimm die Sachen:
Ihr armer Mann iſt ſchon ganz blau;
Da iſt nichts mehr zu machen.« —
Die Frau ſchaut mich erſt lächelnd an,
Bald lacht ſie aber derber,
Und flüſtert mit gar ſchlauem Blick:
»Mein Mann iſt ja ein — Färber.«
»»Das iſt ſein Glück,«« entgegne ich,
Blutroth bis an die Ohren,
»»Denn wenn Ihr Mann kein Färber wär',
So wäre er verloren.««

Dr. Ebersberger.

Die Sonnenfinſterniß.

Zur Sonne kam in dieſen Tagen
Der liebe Mond hinauf und fing
Mit ſchwerem Herzen an zu klagen,
Wie's ihm jetzt gar ſo traurig ging':
»Ich fühl' es, wie mit vollem Rechte
Man mir die alte Lieb' verſagt,
Und über meine kalten Nächte
Beſonders auf der Erde klagt.

Kein Liebender zur Mandoline
Ruft mich als Zeugen ſeiner Pein,
Kein Zecher grüßt mit trunk'ner Miene
Mich abendlich beim gold'nen Wein,
Kein Dichter grüßet mich durch Lieder,
Kaum ſinget noch den »guten Mond«
Die alte Jungfer hin und wieder,
Die in dem Erkerſtübchen wohnt;

Ja ja! 'sist gar nicht mehr beim Alten;
Und willst Du hohe Gönnerin,
Daß ich nicht vollends soll erkalten,
So neige deinen stolzen Sinn,
Und laß in deinen Feuerarmen
Aufs Neu' mich schöpfen Kraft und Licht,
Und einmal noch den Freund erwarmen
An deinem Strahlenangesicht!« —

Die Sonne lauschte still der Rede,
Als sinne sie bedächtig nach,
That dann zuerst ein wenig spröde,
Doch endlich lächelt' sie und sprach:
»Es sei! geschiehts ja doch in Ehren,
Die ganze Welt schaut uns ja zu;
Würd' ich's dem alten Herrn verwehren,
Könnt's ihm gar kosten seine Ruh.« —

Uns wars da unten nicht zum Scherzen,
Ja manchem Erdensohn ward's bang,
Denn wenn sich zwei so große Herzen
Begegnen, dau'rts natürlich lang;
Doch wisse, Freundin, die sich härmte,
Weil stets der Abend kühl und rauh,
Er wird jetzt, seit der Mond sich wärmte,
Zu deinem Sehnen mild und lau!

Dr. Ebersberger.

Der Meerschaumkopf.

Ein junges Weib — ein Meerschaumkopf
Sind difficile Sachen,
Die manchen unerfahr'nen Tropf
Gar leicht zum Narren machen; —

Im Anfang noch ſo glatt und licht,
Mit Silber reich beſchlagen,
Weiß man doch mit Beſtimmtheit nicht,
Was ſie für Mängel tragen;
Denn dieſe ſind oft fein verhehlt,
Und mit den beſten Augen
Erkennt man, ob man gut gewählt,
Gewöhnlich erſt beim — Rauchen;
Schmilzt dann das äuß're Wachs gar bald
Zu des Beſitzers Schrecken,
Und zeigt die liebliche Geſtalt
Verſchiedenart'ge Flecken,
Dann würde, glaub' ich, ohne Fehl
Sich Mancher glücklich ſchätzen,
Könnt er ſein gutes Weib in Oel
Wie ſeinen Meerſchaum ſetzen.

Dr. Ebersberger.

An einen Vogel, der die Freiheit genießt.

Du biſt beglückt! du hebeſt dein Gefieder,
Du ſchwingſt dich auf, du ſenkeſt dich hernieder,
Wohin du willſt trägt immer dich dein Flug,
Du ſingſt in freier Luft die Morgenlieder,
Ziehſt jährlich fort und kehrſt doch immer wieder
Bis dir der große Meiſter ſagt: genug!

Dein Schickſal, wahrlich! es iſt zu beneiden,
Du kennſt ja nicht der Menſchheit tiefes Leiden,
Du weißt ja nicht, woran es ihr gebricht,

Jedoch dein reinſtes, höchſtes Glück bleibt immer:
Du brauchſt auf dieſer Welt die Menſchen nimmer
Und größres Glück gibt es auf Erden nicht.

Falkner.

Die alte Jungfer.

Wo die hohen Ulmen nicken,
Steht ein Haus im ſtillen Thal,
Deſſen Fenſter Blumen ſchmücken,
Bunte Blumen ohne Zahl.

Und es ſtreut der junge Morgen
Seine Roſen ſtill vergnügt
An das blütheureiche Fenſter,
Da er kühn die Nacht beſiegt.

Turteltauben fliegen ſchüchtern
Um des Hauſes Einſamkeit,
Um ſogleich die Hand zu grüßen,
Die des Morgens Futter ſtreut. —

Viele fremde Blicke ſchauen
Nach dem ſchönen Blüthenflor,
Viele fremde Lippen fragen,
Wer ſolch' Wohnung ſich erkor.

Weſſen Fenſter froh umranken
Blumen, die ſo zierlich wand,
So voll ſinniger Gedanken
Eine kunſtgeübte Hand.

Eine alte Jungfer nennet
Sie die Welt. Als Engel ehrt
Doch Johanna wer ſie kennet,
Wer nach ihrer Hülf' begehrt.

Früh verläßt ſie ihre Kammer,
Still eilt ſie den Hütten zu,
Wo das Elend, wo der Jammer
Weggeſcheucht des Schlafes Ruh.

Reich iſt ihre Hand im Geben,
Gern dient ſie mit Wort und That,
Lindert Noth im dürft'gen Leben,
Bringet Jedem Troſt und Rath.

Ihre Haare ſind geblichen,
Sechzig Sommer ſah ſie flieh'n;
Banger Thränenfluth gewichen
Iſt des Herzens heißes Glüh'n.

Bei der Spindel, die am Tage
Ihre Hand geſchäftig dreht,
Schlüpft von ihren frommen Lippen
Manch ergebenes Gebet.

Und nach einem Bildniß ſchauet
Sinnend oft der ſtumme Blick,
Bis ein Thränenſtrom bethauet
Das ſo längſt entfloh'ne Glück.

Denn ihr Herz mit Jugendfülle
Liebt' einſt einen jungen Mann,
Doch des Vaters ſtrenger Wille
Raubte ihr den ſüßen Wahn.

Und ſie brachr' aus Kindesliebe
Ihm das ſchwerſte Opfer dar;
Doch gelobt' ſie, nie zu ſchmücken
Sich zum bräutlichen Altar. —

Und den Jüngling ſah man ziehen
Krieggerüſtet fort zur Schlacht;
Siegbekrönt, — doch eine Leiche
Ward er bald zurückgebracht.

Und er ſchlief den Todesſchlummer
In der Heimath Erde tief,
Wo nicht ird'ſcher Gram und Kummer
Ihn aus ſeinem Schlafe rief.

Und Johanna? — Vielbeworben,
Blieb ſie doch für's Leben frei,
Blieb ihm, der ſo früh verblichen,
Blieb dem Einen Theuren treu.

Lebte nur für's Wohl der Armen,
Denn gebrochen blieb ihr Herz,
Uebte überall Erbarmen,
Fühlte nur für fremden Schmerz.

Und ſie windet täglich Kränze,
Legt ſie auf die theure Gruft;
Feiert ſo der Liebe Lenze,
So der Liebe Blüthenduft!

Fennimore.

Des Kriegers Heimkehr.

Den Arm in der Binde, das Antlitz verbrannt,
Kehrt heimwärts der Krieger aus Schlachten.
Es treibt ihn die Sehnſucht zum heimiſchen Land,
Läßt Hitze, läßt Staub ihn nicht achten.
Denn ſeiner harrt Mutter und Liebchen zu Haus,
Er ruht dann in ihren Armen aus. —

Die Straße am Friedhof vorüber sich zieht,
Und wehmuthvoll bleibet er stehen.
Nicht alle die Freunde, von denen er schied,
Wird lebend er wiedersehen.
Die Stille des Ortes, sie ladet ihn ein;
Er tritt zu den schlafenden Freunden ein.

Manch' Schild auf den Gräbern, die hier ihn umgeb'n
Er nennet ihm theure Namen,
Die näher und ferner im standen im Leb'n
Und alle zur Ruhe schon kamen.
Eine Thräne dem Krieger im Auge steht,
Wie er durch die schweigenden Gräber geht.

Und traurig dahingehend sieht er ein Grab,
Wo eben ein Greis mit dem Spaten,
Die Augen voll Thränen, wirft Erde hinab. —
Kaum erblickte der Greis den Soldaten,
So beugt er bewegt sich und winkt mit der Hand
Den Krieger hinweg von des Grabes Rand.

Erstarrt schaut der Krieger dem Greis in's Gesicht:
»O sagt mir, wen deckt diese Erde?
»Wen habt Ihr begraben, verschweigt mir es nicht,«
»Daß endlich Gewißheit mir werde!« —
Und er spricht, während traurig zu Boden er schaut:
»»Ich hab dir begraben die Mutter, — die Braut!«« —

Der Krieger vernimmt's, — er wendet sich ab
Und Thränen dem Auge entfallen;
Was zu finden er hoffte, lag vor ihm im Grab,
Er stehet verlassen von Allen. — —
Einen Blick noch auf's Grab, dann stürzt er hinaus;
Von nun an ist's Schlachtfeld sein Vaterhaus.

:: Sigm. v. Haller.

Die Einquartierung.

Als ich neulich durch die Straße,
Wo mein Liebchen wohnet, ging
Und mein Auge, sie erwartend,
An dem kleinen Fenster hing,
Glaubt' ich hinterm weißen Vorhang
Eines Mannes Bild zu seh'n.
Eifersucht durchtobt mein Innres,
Eingewurzelt blieb ich steh'n.

Einen Mann sah ich im Zimmer,
Das ich selbst betrat noch nie,
Da ich auf der Straße immer
Heimlich nur erwartet sie.
Sah im Geiste, wie sie küssend,
Herzend ihm im Arme lag. — —
Da erweckt aus meinen Träumen
Mich ein sanfter Händeschlag.

Liebchen war's, die vom Besuche
Einer Freundin heimwärts ging
Und den vollen Arm, den runden
Zärtlich in den mein'gen hing. —
Als erholt von meinem Schrecken
Ich sie um den Grund befragt,
Der zur Eifersucht mich reizte,
Hat sie drohend mir gesagt:

»Strafbar ist es, daß du konntest
»Zweifeln an der Liebe mein,
»Doch die selbstgeschaff'nen Qualen
»Sollen für dich Strafe sein. —

»Wiſſe, von den fremden Kriegern,
»Die in's Städtchen einmarſchirt,
»Hat man meiner alten Tante
»Einen Mann heut' einquartirt!«

Sigm. v. Haller.

Nachtbilder.

O Frühlingsnacht! Wie ſilbern glänzt der Strahl
Des jungen Mondes durch die Blüthenbäume!
Sie ſteh'n im Schmuck, des Lenzes ſchönſte Träume;
Des Winters Schnee ſchmilzt in der Schlucht im Thal.
Der Rieſelbach zerſprengt des Eiſes Bande,
Hüpft froh dahin durch die beblümten Lande.
Rings Auferſteh'n, jungfräuliches Erbeben,
Des Weſtes Koſen löſt das ſtarre Leben,
Der Sehnſucht Schauer in der Bruſt erwacht:
O ſüßes ſchwärmeriſches Ahnen der Frühlingsnacht!

O Sommernacht! die Blumen hauchen Duft,
Die Vögel flattern ängſtlich hin und wieder,
Schwer drückt die Schwüle, Regen ſtürzet nieder,
Der Donner rollt, der Blitz durchzuckt die Luft. —
Dann Stille rings; die Nachtigall nur ſinget,
Aus fliehendem Gewölk der Vollmond dringet;
Es ſchläft ſein magiſch Licht auf ſammtnem Hügel,
Erglänzet zitternd aus des Seees Spiegel;
Beruhigt ſchwelgt das Herz in Zauberpracht:
O liebeheißes buntes Träumen der Sommernacht!

O Herbſtesnacht! gleich einem Kahne ſchwebt
Der Mond durch der zerriſſ'nen Wolken Scharen;
Es wühlt der Nordwind in des Waldes Haaren,
Die hohe tauſendjähr'ge Eiche bebt.

Der Waldſtrom brauſt, es peitſcht die welken Blätter,
Die bunten, vor ſich her des Sturmes Wetter;
Die letzte Roſe ſtirbt am Strauch der Haide.
Wie Epheu rankt, daß er Ruinen kleide,
So ſpinnt ſich ums Gemüth der Wehmuth Macht:
Vergang'ner Tage trauernd Sinnen in Herbſtesnacht.

O Winternacht! längſt ging der Mond zu Ruh,
Nicht Weg noch Pfad, leis ſinkt der Schnee vom Himmel;
Es deckt des wilden Tages bunt Gewimmel
Die ſtille Nacht mit ihrem Mantel zu.
Stumm rauſcht die Zeit vorbei, der Glocken Schlagen
Nur zählt die Stunden, die vorüberjagen;
Doch wandeln oben klar in weiter Ferne
Im Sphärentanze mild die ew'gen Sterne;
Zur Heimath fühlt den Flug der Geiſt entfacht:
O erdenthob'nes gottgeweihtes Denken der Winternacht!

Luiſe Hoffmann.

Die Waſſerlilie.

Eine indianiſche Sage.

Einſt zur Zeit des erſten Paradieſes
Lebten nur allein die rothen Menſchen.
Friedlich, glücklich wohnten ſie zuſammen,
Und die Sterne hoch am Himmelsbogen
— Geiſter ſind es, die uns Sterne ſcheinen —
Sah'n mit Luſt der Erdbewohner Treiben:
Sehnſucht zog ſie zu den rothen Menſchen. —
Und dem jungen Häuptling Tſchippewajas,
Ihm erſchien im Traum ein junges Mädchen,
Göttergleich an Antlitz und Geberde:
»Rother Bruder, laß mich bei euch wohnen!

Bin der hellſte Stern am Firmamente,
Aber Liebe zieht mich zu den Menſchen.«
Als er morgens ſeinen Traum verkündet,
Zogen hin der Väter graue Häupter,
Sahen über dem Bananengipfel
Hell und wunderbar den Stern erfunkeln,
Legten ihre Gaben ihm zu Füßen:
»Komm o Stern, o komm zu deinen Brüdern!
Sieh, mit Blumen wollen wir dich ſchmücken,
Bunte Federn ſollen dich bekleiden,
Helle Steine dir im Ohre funkeln;
Oder magſt du nicht uns Menſchen gleichen?
Magſt du lieber dich als Blume wandeln?
— Blumen ſind die Sterne ja der Erde —
Komm herab, wir harren dein mit Liebe!
Komm, o Schweſter, komm zu deinen Brüdern!«
Und das Sternenmädchen ſtieg vom Himmel,
Wohnte in der Roſe der Gebirge,
In der zarten rothen makelloſen.
Aber ach, dort war ſie ſo alleine,
Hörte nur des Adlers Flügelſchlagen,
Nur den leiſen Tritt der Antilope. —
Stieg zum Wieſengrund der Ebene nieder,
Und im duft'gen Kelch der Hyacinthe
Wiegt ſie ſich, umſummet von der Biene. —
Doch den Huf der Büffelheerden fürchtend
Stieg ſie auf zur ſteilen Felſenklippe,
Schlang um ſie als Epheu ihre Arme;
Aber nur der Sturm war ihr Geſpiele. —
»Ach wo ſoll ich wohnen auf der Erde,
Um den lieben Menſchen nah' zu bleiben?«
Sprach der Himmelsgaſt mit tiefem Trauern.
«Gerne ſäh' ich ihre Wigwams rauchen
In des Waldes düſtern Einſamkeiten,
Sähe gern ſie ihre Tänze ſchlingen
Auf dem Schmelz der immer grünen Wieſe,

Sähe gern die ſchmalen Nachen treiben,
Wie ſie pfeilgeſchwind die Fluth durchſchneiden,
Lauſchte gern der Kinder kleinen Spielen,
Wie ſie ſpielen mit den bunten Muſcheln,
Möchte gerne ihre Stirne küſſen,
Wenn ſie an dem kühlen Ufer ſchlafen.« —
Und der Stern ſank in die Waſſerfläche.
Aber bei des nächſten Morgens Lichte
Schwammen Tauſende von jungen Blüthen
Auf dem See, geküßt vom Strahl der Sonne;
Und die Kinder ſpielten an dem Ufer,
Und die rothen Menſchen flochten Kränze,
Wanden ſie beim Tanze in die Locken,
Nannten dieſe Blume: Wabigwonnje,
Schwanke ſchlanke weiße Waſſerlilie.

Luiſe Hoffmann.

Die Stimme des Frühlings.

Aus dem Engliſchen der Felicia Hemans.

Ich komme, ich komme! — ihr riefet mich lang —
Her über die Berge mit Licht und mit Sang,
Hin über der Erde erwachenden Schoos;
Da ringen die duftenden Veilchen ſich los;
Im ſchattigen Graſe der Primel Stern,
Die knoſpenden Blätter erſchließen ſich gern.

Ich hauchte als Süd: die Kaſtanie borſt
Mit tauſend Blumen im grünen Horſt,
Auf gefallene Tempel, auf einſames Grab,
In Italiens Au'n ſchnei'n Blüthen herab.
Doch was ſprech' ich von Grab, was ſprech' ich von Tod
In der Jugend lieblichem Morgenroth!

Ich flog über Nordlands Hügel daher:
Es lockte den Fiſcher das ſonnige Meer;
Die gaukelnden Zweige der Lärche erblüh'n,
Die Franzen der Fichte in hellerem Grün;
Das Rennthier frei durch die Weide ſprang,
Und glänzende Mooſe erweckte mein Gang.

Es lockte mein ſchmeichelnder Hauch in die Welt
Die Sänger am blauenden Himmelsgezelt,
Von der Nachtigall Schlag, die die Sternennacht
In Heſperiens Hainen mit Liedern durchwacht,
Zu des Schwans Wildſchrei dort an Islands Strand,
Wo in's Dunkle leuchtet des Hekla Brand.

Ich löste die Ketten von Strom und von Quell,
Sie ſtürzen in's ſilberne Weltmeer ſo hell;
Aus den Stirnen der Berge ſie brechen hervor
Und ſprengen mit Jauchzen das felſige Thor,
Es lachen die Wellen und ſpritzen mit Schaum
Die hangenden Aeſte am Tannenbaum.

Heraus denn, ihr Kinder der Freude, heraus,
Zu bau'n euch bei Veilchen im Graſe das Haus!
Ihr mit roſiger Wange und glänzendem Aug',
Die ihr ſchwebt auf den Matten, ſo leicht wie mein Hauch,
Mit der Leier, dem Kranz und dem fröhlichen Sang,
O kommt auf die Fluren! ich weile nicht lang.

Heraus aus den Städten voll Sorgen und Qual!
Wie funkeln die Waſſer im Forſt und im Thal!
Heraus aus der Kammern dumpfiger Gruft!
Es tanzen die Blätter in würziger Luft;
Es ſchrillen die Stiele bei Waldmelodei'n
Und ewiger Jugend Hauch wehet im Hain.

Luiſe Hoffmann.

Der Mönch.

Jüngſtens an Palermo's Strande,
Dieſem Paradieſesgarten,
Wo der Himmel Berg' und Thäler
Mit verklärten Tinten malt,
Trat ich ein in eine Kirche.
Auf der Kanzel ſtand der Prieſter,
Bleich mit feingeſchnittner Miene;
Seine Stimme leis verklingend
Aeolsharfen gleich, wenn preiſend
Er der Güte Gottes dachte,
Schwoll empor wie Donners Rauſchen,
Wenn er des gerechten Gottes
Dachte und des Sünders Lohn.
»Gott nur liebe über Alles,
Sollte dir das Herz auch brechen!«
Und ihm zitterten die Lippen
Bebend wie vom innern Sturme,
Als er dieſes Beiſpiel gab:
»Waren einſt ein Jüngling und ein Mädchen,
Schienen für einander nur geboren,
Liebten ſich, doch keins verrieth dem andern
Seines Buſens tief geheime Flammen.
Und der Jüngling war zum Mann geworden,
Und der Mann, die Luſt der Welt verachtend,
Weihte ſich zu Gottes heil'gem Prieſter. —
Als der Maid geworden dieſe Kunde,
Ward ſie bleich: das Herz war ihr gebrochen.
Und ſie ſeufzte, weinte, ſonder Speiſe
Saß ſie da, nur ihren Gram verzehrend;
War ſchon nahe ihrem letzten Hauche,
Fühlt' Verlangen nach dem Himmelsbrode.
Und ihr Liebſter, der geweihte Prieſter,

Reicht' es ihr und ſprach die Segensworte.
Doch ſie ſchlang um ſeinen Hals die Arme,
Netzte ihn mit ihren heißen Zähren,
Sprach: Ich weiß gar wohl, was meiner harret:
Meiner harrt die ewige Verdammniß,
Weil ich den Geſalbten Gottes liebe.
Aber nicht die Furcht des ew'gen Richters,
Nicht die Angſt der ewigen Verdammniß,
Nicht die Schrecken alle eurer Hölle,
Nicht des Todes grauſenvolle Nähe
Sollen mich verhindern zu bekennen,
Daß ich liebe — dich nur einzig liebe. —
Und ihr Auge, ſchon im Tode brechend,
Wurzelte in ſeinem feſt und feſter,
Enger drückt ſich ihre Hand in ſeine.
Und der Prieſter, eine Marmorbüſte,
Rang gewaltig mit dem eignen Herzen:
Tönt vom Himmel ihm ein Chor von Engeln,
Die ſein tiefſtes Sehnen ihm verkünden?
Oder ſchickt die Hölle ihre Schaaren
Aus zu der Verſuchung ſchwerſter Stunde?
Hingeworfen zwiſchen zweien Welten,
Barg er ſtill ſich in des Heilands Wunden:
Jungfrau, ſprach er, ſei dir Gott genädig,
Seinen Prieſter darfſt du nimmer lieben.
Widerrufe, bei dem Fluch der Kirche! —
Doch die Maid, ſie blickte ihm in's Auge,
Lauſchte ſeiner Stimme ſüßem Tone,
Hielt ihn feſter an ihr Herz geſchloſſen,
Flüſterte: Dich lieb' ich ewig, ewig! —
Und er riß ſich los mit ſtarkem Arme,
Sprach der Kirche donnernd Anathema:
Gott und ſeine Heil'gen werden wenden
Sich von dir, Maria ſammt dem Sohne.
Sei in alle Ewigkeit verflucht! —
Da mit einem bangen ſchweren Seufzer

Brach der Jungfrau treues Herz im Tode.
Doch der Prieſter fühlte Gottesfrieden,
Wandte ſtill hinweg ſich von der Leiche;
Hat er doch den größten Kampf gerungen,
Hat er doch das eigne Herz bezwungen.«
Alſo ſprach der ſtrenge Prieſter.
Hell erglühte ihm das Antlitz,
Feurig funkelte das Aug' ihm,
Und zum Preis der Gottesmutter
Hauchte er die heil'ge Liebe
Flammend im Gebete aus. —
Schweigend trat ich aus dem Tempel.
Bleicher war der Sonne Glanz mir,
Farblos mir der Schmelz der Erde,
Und des Meeres Wogenleuchten
Schien mir wie der Menſchen Thränen;
Denn ich dachte an die Jungfrau
Und an ihr gebrochen Herz.

Luiſe Hoffmann.

Der Judenkirchhof in Prag.

Eine Elegie.

Ein Feentraum, im Abendſonnenſchein
Strahlt zaubergleich Sanct Vitus heil'ger Dom,
Paläſte ragen, ein Accord von Stein,
In goldbeglänzten Wogen rollt der Strom.

Der Brücke Wunderbau, die Heil'gen drauf,
Dieß ſchwellend Grün, der Berge blauer Duft —
Von hundert Thürmen tönt zum Himmel auf
Der Glocken Läuten durch die ſtille Luft.

Geſchichte thront, die graue Sage ſchwebt
Ob deinen Zinnen; ſchön, o Prag, biſt du.
Doch einſt? — Ich ſchritt, das Herz von Gram durchbebt,
Beth Chaim zu, dem Ort der ew'gen Ruh.

Was hier ich ſah? O nur ein ſchwaches Bild
Blieb mir zurück von jenes Anblicks Graus;
Ein Schauder, der des Wand'rers Buſen füllt,
Dehnt ſich vor ihm die Wüſte endlos aus.

Sah'ſt jemals du auf weiter öder See
An Wogen Wogen ſchlagen, wild gedrängt?
Sah'ſt du ein ſteinern Meer auf Alpenhöh',
Wo an den Klippen nur der Adler hängt?

In einem Adler gleich krallt dir in's Herz
Die Einſamkeit ſich mit den ſcharfen Klau'n,
Verzweiflung mit dem heißen Qualenſchmerz,
Vernichtung mit dem ungeheuern Grau'n.

Es ſtarrt der Blick im weiten Raum beſtürzt,
Wie aneinander Stein an Stein ſich drängt,
Verſunken halb, verwittert, oft geſtürzt,
Von Moos umgrünt, wo Tauſende verſenkt.

Ein ſchmaler Stein, den andern ſtützend, ſteht
Oft hingeneigt, von Schlingkraut überrankt,
Wie an des Todten Lippen ein Gebet,
Ein Tropfe Thau an einer Roſe hangt.

Sie ſchlafen, und ein Löw', ein Fiſch, ein Hahn,
Von roher Hand dem rohen Stein geweiht,
Zeigt Abkunft oft allein und Namen an
Von dieſem Pilger der Unendlichkeit.

Stamm Aaron kündet Hand in Hand gelegt,
Und an der Kanne Levi man erkennt,
Als Sinnbild Juda eine Traube trägt,
Und Naphthali ein Reh sein eigen nennt.

Kein Rosenbusch die Oede unterbricht,
Es schlingt sich nur um sie der Dornenzweig:
Das Leben brachte ihnen Rosen nicht,
Drum sind an Dornen auch die Gräber reich.

Das Unkraut wuchert wild zerstreut umher,
Und manchmal nur erzählt ein Fliederbaum
Im Winde rauschend ob dem Gräbermeer
Von seiner Schläfer unruhvollem Traum.

O Todtenfeld, wie ist's so still in dir!
Die Thräne fällt des Than's auf dich allein;
Nur Kinder spielen scheu und sinnend hier,
Bis läng're Schatten wirft des Abends Schein.

Dann ruhst du einsam, düstrer Schauer Herd:
Gespenster schwanken, wenn die Nacht sich naht,
Es grast mit leisem Huf das Todtenpferd,
Und klagend rauscht die Moldau an's Gestad.

Dann nickt dir der Hradschin wie träumend zu,
Um den die Zeit mit grauen Schwingen fliegt;
Es hat ein kurzer Schlaf in süße Ruh
Die hast'ge Eil' der Judenstadt gewiegt. —

Der Morgen graut, sie schlägt die Augen auf;
So trüb und klein, und Leben wimmelnd regt
Sich im gewohnten ängstlich raschen Lauf,
Und Geld nur ist der Puls, der in ihr schlägt.

Hier wohnet ihr, ein Sonnen-, Mondenstrahl,
Ein Glückeslächeln, Huld und Liebesblick
Sich selten in die dumpfen Häuser stahl,
Sie hielt der Gäßchen Labyrinth zurück.

Nur Tausch und Kauf! von Glaubenshaß gedrückt,
Gepreßt, gehöhnt, in's tiefste Herz erkrankt,
So seid ihr vor den Drängern tief gebückt
Mit euern Bündeln durch die Stadt gewankt. —

Und doch so ärmlich euer Leben auch,
Der Sabbath wob euch Freudenblumen drein:
Mit Palmen zog geschmückt und Opferrauch
Er in die kleinen engen Stübchen ein.

Der Bürde los und festesfroh gesinnt,
An Gold oft arm, an sel'gem Lächeln reich,
Saß't glücklich ihr zu Tisch mit Weib und Kind
Im Laubgezelt den Patriarchen gleich.

Im grauen Tempel, wo die Thorah prangt
Jerusalems, wie hehr erscholl der Sang:
Jehovah, dein gefangen Volk erbangt,
Gott Israels, wie weilest du so lang!

Da rauschte um euch Hebrons heil'ger Hain,
Da wandelte in Flammen Zebaoth:
Messias komm! o sieh, wir harren dein. —
Er kam, — doch der Messias war der Tod.

Der bettete euch süß und lang und tief;
Nicht hat es euch, ihr Träumer, aufgeweckt,
Als Hussens Flammentod zur Rache rief
Und Ziskas Trommel Böhmen aufgeschreckt;

Als gluthgeäugter Bürgerkrieg entfacht
Den Wyschrad zerstörte, Stein um Stein,
Der Fensterſturz, des weißen Berges Schlacht,
Und Albrecht Wallensteins Kometenschein;

Nicht daß Bohemia's Königsmantel jetzt
Küßt unter Oestreichs Herrschertritt den Sand,
Nicht daß eu'r Vaterland verarmt, zerfetzt —
Eu'r Vaterland? — euch ward kein Vaterland. —

Weh! heimathlos irrt Juda's Volk umher,
Verachtet, der Geſellſchaft Parias,
Der Erde fluchgejagter Ahasver,
Beladen mit der ganzen Menſchheit Haß.

So ſchlaft ihr hier; wie Woge Woge ſchlägt,
Seid ihr dahingegangen ohne Spur;
Des Nachruhms undankbar Gedächtniß trägt
Die Namen weniger Rabbinen nur.

Und doch kühlt hier vielleicht das feuchte Moos
Ein Sängerherz von Aſſaphs Flammengluth,
Es flattern ſeine Lieder namenlos
Wie Friedenstauben ob der Zeiten Fluth;

Vielleicht Spinoza gleich ein Denkerhaupt
Sich unverſtanden hier der Welt verbarg,
Ein Maccabäus, ſeines Siegs beraubt,
Sich flüchtete in ſein Aſyl, den Sarg.

O mancher Demant ſchläft in Felsgeſtein,
Und manche Palme ſengt der Wüſte Brand,
Nicht jede Welle küßt der Sonnenſchein,
Nicht jede Rolle trägt das Meer zum Strand.

Was iſt der Ruhm? ein leicht verwehter Schall.
Was ſind wir Menſchen? flieh'nde Schatten nur. —
Ich ſprach's, in Gluthen ſtarb der Sonnenball,
Und graue Dämm'rung deckt die Todtenflur.

Luiſe Hoffmann.

Weſtindiſche Studien.

1. Habana bei Nacht.

Eilend zog ſie heran auf ſchattentriefenden Schwingen,
Cuba's prangende Nacht, der Tropen liebliche Lenzbraut.
Durch das dunkele Haar ſchlingt ſchimmernd zum Diademe
Stern ſich an Stern, dazwiſchen erglühts wie bläuliche Flammen.
Leiſe flüſternd erbebt der Palme ragende Krone,
Blüthenträume durchirren wie Genien Wipfel und Zweige,
Und dann nicken und ſchwanken im Nachtwind koſend die Blätter.
Ferne das Meer, die Rieſengeſtalt, in ew'ger Umarmung
Hält es minnend die Buhle umſchloſſen, das grünende Cuba.
Sachte rollt es zum Morro heran, zur ragenden Pforte,
Sachte zum felſigen Gürtel der Immergetreuen. Der Faro
Wirft der bräutlichen Leuchte ergoſſenen Strahl vom Geſtade.
Silbern blinken die Wellen und klagend tönen die Weiſen,
Wie ſie Ovid einſt ſang, des eiferſüchtigen Nordwinds.
Aber noch hält Habana die Stadt ein emſiges Treiben
Raſtlos munter und rege; es ſchwanken blanke Volanten
Von dem dunklen Centaur, dem Caleſero, geſchmeidig
Durch die Pforten gelenkt, die engen Straßen hinunter.
Gaslicht flimmert hell um die ſchönen Kinder Caſtiliens,
Welche Geſchick und Laune geführt zum fremderen Eiland,
Um die Reize, umgeben von dunklen, düſteren Mienen
Seiner Neger, Mulatten, Creolen, höher zu heben,
Daß entzücket der Blick, an häßliche Formen gewöhnet,
Preiſet als Perlenfund, was der ſpähende lauſchend erſchauet.
Schnell die Volante entſchwindet, doch nimmer die lieblichen Mädchen.
Was an Luxus erſchuf Paris, die ragende Weltſtadt,
Was die Mode geboten, was Englands Manufacturen,
Was an ſchimmerndem Tand das weitgeprieſene Nürnberg,
Alle die köſtlichen Schätze der nordiſchen Meere, die Stoffe,
Welche Oſten und Weſten gezeugt, die Früchte des Südens, —

Liegt geſchichtet dem ſtaunenden Auge, gefällig und lockend
In den Gewölben; es ſtrahlt von tauſend Farben. Der Kaufmann
Weiß zu rühmen, zu preiſen, er kleidet in ſchmeichelnde Worte
Beides, Güte und Preis, den lieblichen Kindern, die wählend
Mit geübterem Blick die Waaren prüfen, verwerfen,
Bis ein ſeltener Stoff, ein prangender Fächer erſtanden.
Aus dem ſeidenen Tuch wird nun die Unze gebunden,
Königin auf der Inſel; es iſt das blinkende Goldſtück,
Welches täglich gebietet tauſend ragenden Maſten,
Flinken Federn und flüchtigen Beinen der rechnenden Händler.
Weiter rollt die Volante, vorbei an lungernden Negern,
Schimmernden Apotheken, mit denen reichlich geſegnet
Jegliche Straße, vorbei an fröhlich taumelnden Schiffern,
Welche den Sold anlegen in rothem caſtiliſchem Rebſaft,
Liſtigen Schergen, gemüthlichen Mönchen und zierlichen Stutzern;
Denn wo geſegnet die Saat, fehlt nimmer dem Waizen das Unkraut.
Nach der plaza de armas treibt ſich die wandernde Menge,
Wo im weiten Quadrate, beherrſcht vom ſtolzen Palaſte
Des Capitaingenerals, des oberſten Richters von Cuba,
Rauſchende Weiſen erklingen von trefflich ſpielenden Chören
Spaniſcher Regimenter, geſchaart um farbige Lampen.
Und aufathmend von heißen Tagwerks Bürde ergehet
Jeder ſich in der nächtigen Kühle, von dienſtbaren Gnomen
Aus des Meeres unendlichen Grotten in lichten Kryſtallen
Ueber das Grün der Palmen ergoſſen, ein treffliches Labſal.
Raſch entſchwindet die Zeit im Staunen, Plaudern und Lauſchen,
Wie die Schönheit umſchwärmt iſt von ſüßen Herrchen wie Honig
Von dem Fliegengeſindel; die Klügeren rauchen Habana's
Köſtliches Blatt in prüfenden Zügen und ſchweigen bedachtſam.
Wenn Ihr ſchlägts, und es raſſeln die Trommeln zur großen Retraba;
Donnernd und wirbelnd erdröhnt das martialiſche Tonwerk,
Und im Wirbel erſtirbts. Aufblitzen rings von den Wällen
Dort am Morro und da in den Forts die ſchweren Geſchütze
Cuba zum nächtlichen Gruße; die Menge verläuft ſich. Den Schönen
Aber ein Eis zu verſagen, ſo kühlend nach Schwüle und Hitze,

Oder ein Becherchen Sect und Dulce, oder ein Täßchen
Trefflicher Chocolade, — nein, grausam wäre es wahrlich!
Edle Dominica, du Tempel feinern Genusses,
Zielpunkt Allen, die sich das Leben wollen versüßen,
Rühmliche Conditorei, zu deinem Lobe gesungen
Werde zu anderer Zeit! Wie strömts und wogts in den Hallen
Labung suchend und findend! Weißgekleidete Schenken
Bieten Dulce und Eis, Scherbet, Confect, Chocolade.
Und nun plaudern die Dämchen, und gähnen, naht sich ein Drohne
Aus dem Männergeschlecht, und werden schnippisch und geistreich.
Spät erst lenken nach Hause die silberbesporneten Reiter;
Schläfrig ermattet der Lärm; — das dumpfe Murmeln der Brandung
Dringt aus der Ferne herüber von meerumspülteten Borden.

2. Ataja!

Schon von ferne in den Straßen hör' ich dumpfes Rufen schallen;
Näher drängt der Menge Wogen; weit voraus den Andern allen
Springt ein Neger, seinen langen Fingern kam man auf die Spur,
Ein geöffnet Thor ihn rettet, aber auf Minuten nur.

Lauert draussen die Verfolgung, lauert drinnen der Verräther;
Schon umringt das Haus ein Fluthen und erwartend gafft ein Jeder;
Denn im Hause wirds lebendig: horch! ein Schrei, der wiederklang,
Drinnen wälzt sichs auf und nieder, wie ein heißer Kampfesdrang.

Rufen, Stoßen, banges Stöhnen! Sparren brechen, Riegel klingen,
Krachend stürzt der Fensterladen und hinan ans Gitter schwingen
Sieht man mit gelenken Gliedern, blanker Klinge, Schmerz und Hohn,
Blut am Arm und an den Schläfen, trotzig droh'n den Wüstensohn.

Aehnlich dem Hyänenbrüllen tönts dem Flüchtlinge entgegen,
Der am Gitter oben kauert und den Steinen trotzt verwegen,
Die ihm Brust und Stirne schlagen; einen Vortheil nimmt er wahr:
Ein Getöf, das Gitter splittert und er wirft sich in die Schaar.

Seine Wucht ſtößt Manchen nieder, ein verzweifelt tolles Wagen
Schirmt ihn, und nach kurzem Ringen hat der Dieb ſich durchgeſchlagen;
Eilt nun auf beſchwingten Sohlen, wie ſein Gott, voran dem Troß
Der Lienda zu, wo graſend harrt ein aufgezäumtes Roß.

Und mit einem raſchen Satze in den Sattel ſich geſchwungen,
Fliegt er fort, gleich einem Pfeile; — doch Ataja! iſt erklungen,
Den Verwegnen aufzuhalten, pflanzt ſich wie ein Feuer fort,
Züngelnd gleich der Pulverſchlange folgt die That dem raſchen Wort.

Stöcke fliegen nach und Steine, aus den Thüren Beil und Seſſel,
Töpfe, Pfannen, Hämmer, Meſſer und des Lazo's ſich're Feſſel;
Männer, Frauen, Kinder, Hunde, jedes ſeine Kraft verſucht,
Um dem Schelm, dem braunen Gauner, zu entreißen Heil und Flucht.

Am Paſeo ſchreitet ſchildernd auf und ab die Reiterwache,
Sieht den Dieb herunterjagen, hört den Ruf nach Haft und Rache,
Fährt mit kaltem Blut zur Wange mit dem blinkenden Geſchoß,
Zielt — und durch die Stirn getroffen ſtürzt der Neger von dem Roß.

3. Galeerenſclaven.

Seht, wie unten am Strande der Wind mit ſegelndem Fittig
Wolken Staubes von neugedämmter Straße heranwälzt,
Die, ein reinlicher Gürtel, ſich über die Küſte umherſchlingt,
Sanft anſteigend; ſchon netzet den Fuß die ſchäumende Woge,
Wo die Dämme beginnen, und leichthinſchwankende Nachen,
Schwere Fähren und dunkele Boote entlaſten die Schiffe
Allem, was ihr eichener Rumpf im Raume geborgen.
Dort die ſchmale Felucke, mit dreigezacketem Segel
Biegt ſie geſchmeidig der Brieſe die ſchmalen Flanken, dem Ruder
Nur in der Richtung gehorſam, im raſchen Fluge der Schwingen.
Breit erhebt ſich die Straße, aus harten Quadern gefüget;
Aber noch liegt der größere Theil begraben im Schutte.
So erhebt ſich die Büſte wohl unter dem Meißel des Bildners,

Kühn gewölbet die Stirn, auf welcher Hoheit und Geist thront;
Schlicht ist das Haar schon geordnet und schon beginnen zu leuchten
Unter dem Stahle die Augen, doch weiter abwärts im Umriß
Zeigt sich schwach nur das Bild und harret seiner Vollendung.
Welch ein seltsames Treiben da drüben, ein Stimmengewirre,
Karren- und Kettengerassel, des Felsenhammers Getöse,
Dumpfes Gestampf im Tacte! dem Tartarus gleichet die Scene.
Trauernd weilet der Blick auf schwergefesselten Schaaren,
Die dem Gesetze dereinst gespottet in frevelnder Unthat,
Nun von Gesetzes rächendem Arme gepackt und gepeinigt
Seufzen unter der Geißel der Hüter in lastender Frohne.
Alte Jammergestalten mit wettergebräuneten Wangen,
Düsteren Blicks und struppigen Haars, verzerret die Züge,
Tiefgefurchet die Stirn von bitterm Harme, von Lastern,
Deren eherner Stempel des Frevels Opfer gezeichnet.
Ob auch alle gleichen Gewandes, — die eiserne Kette
Um die Lenden geschmiedet am Stahlreif, welcher die Schritte,
Die zu flüchtigen, hemmt mit starkgegliederten Spangen, —
Sind doch seltsam wieder verschieden die grausen Gesellen.
Hier der gefesselte Neger, der sich mit eisernem Hebel
Keuchend bemüht, den riesigen Block zum Karren zu wälzen,
Angetrieben von knotiger Peitsche, wie thierisch verdumpfet
Ist der starrende Blick! tief unter den borstigen Wimpern
Glüht ein tückisches Auge; daneben rastet ein Andrer
Weißer Farbe, Galliziens Sohn, der treulos einstens
Vor dem Feinde die Fahne verließ, sein zarteres Alter
Ward zur Galeere begnadigt, sonst hätte die pfeifende Kugel
Ihm die Stirne durchbohrt und die bebende Brust; er gedenkt wohl
Ach! an die göttliche Freiheit, und wischt sich die Thräne vom Auge.
Doch da drüben stehen des Lasters eh'rne Gesellen,
Reif zu jedem Verbrechen, sei's Dolch, Gift oder die Keule.
Dichter sind sie geschaart; sie heulen wüstes Gereime,
Welches ein müßiger Kopf ersann im Kerker, zum Hohne
Aller Tugend und eifrig lehrte den eifrigen Schülern.
Rohe Späße begleitet ein grauenvolles Gelächter. —
Aber schwer ist die Arbeit; es glühet die Sonne, es perlet

Reichlicher Schweiß; die graben den Damm und werfen die Erde,
Jene gleichen die Quader mit ſcharfem Meißel und Hammer,
Jene wälzen ſie fort und reichen ſie und verkitten
Sorgſam die Fugen und ſtampfen die Erde, rollen die Walzen,
Rieſige Blöcke von Stein, darüber und pflanzen die Marken. —
Wohlbewacht iſt die Schaar; mit ſcharfgeladenen Rohren
Stehen, lebendige Mauern, in weitem Kreiſe zerſtreuet
Spaniſche Musketiere mit ſorgſam ſpähenden Blicken.
Braune Treiber harren dabei mit ſehniger Geißel,
Auch geübte Meiſter des Bau's, auch kläffende Hunde —
Jener Meute ſind ſie entſprungen, die einſt Pizarro,
Die einſt Cortez gehetzt in dunkle drohende Reihen
Tödtlich geſtachelter Krieger, der Ureinwohner des Landes,
Die zur rächenden That die blanken Beile erhoben. —
Wehe dort dem Vermeſſ'nen, dem ſeine Kette zu löſen
Heimlich gelang, der ſtill von Block zu Blocke ſich ſchleppend
Auf den Knieen, entdeckt vom ſchnobernden Schweißhund, waget
Kühn der Flucht zu vertraun! Er flieht in gewaltigen Sätzen;
Dicht an der Ferſe die Hunde; nachfliegen Schlingen und Kugeln.
Eine reißt ihn zurück, als eben nahe der Küſte
Er zum verzweifelten Sprung anſtrebt; er gleitet das ſteile
Ufer hinab und röthet die grünliche Welle. Nun nahen
Häſcher mit Bahre und Feſſeln; ein dichter Knäuel von Gaffern
Steht gleichgültig umher; die Andern ſtehen erſtarret;
Aber bald ſich vergeſſend beginnen ſie wieder die Frohne. —
Schaudernd enteilet mein Fuß der Menſchheit dumpfeſtem Elend.
Lange noch tönet dem Ohr das klirrende Kettengeraſſel;
Dichter Staub umſchleiert die Grauenſcene dem Auge.

Friedr. Knapp in Habana.

Weihnachtsfeier.

Nimm, Erde, jetzt ein ſchönes Kleid!
Dein altes iſt verblichen,
Iſt doch ſchon hie und da zerſtreut
Der Farbenſchmuck gewichen.

Sieh nur, wie Alles heut' ſich ſchmückt
In Stadt und auf dem Lande,
Und wie die Kinder gar entzückt
Sich freu'n im Feſtgewande!

s'kommt aber auch der heil'ge Chriſt
Heut zu den Menſchen allen,
Und weil er gar ſo freundlich iſt,
Woll'n ſie auch ihm gefallen.

Die Erde ſchaut zum Himmel auf
Beim Klang der Weihnachtsglocke,
Der Himmel, gnädig, thut ſich auf
Und Flocke fällt an Flocke.

Nicht lange, und gleich einer Braut,
Die lächelnd ſtill vor Freude
Sich in dem Hochzeitſchmuck beſchaut
Prangt ſie im weißen Kleide.

Und wie die Erde nun begrüßt
Des Feſtes friedlich Nahen,
So magſt auch du den heil'gen Chriſt
Im Herzen ſtill empfahen.

J. F. Oelſch.

Wem darf Grüße ich vertrauen?

Wem darf Grüße ich vertrauen,
Um der Fernen ſie zu ſenden?
Soll ich auf die Sterne bauen,
Die ſie Jedem blinkend ſpenden?

Soll den Wolken ich ſie ſagen,
Die die Stürme leicht zerſtäuben?
Sollen ſie die Winde tragen,
Die bald da, bald dorthin treiben?

Nein, — nicht ſie will zu Vertrauten,
Will zu Boten ich erwählen,
Meine Grüße will ich trauten,
Friſchen Blumen anempfehlen.

Sie, des Lenzes zarte Spenden,
Will zu einem Strauß ich binden
Und zu der Entfernten ſenden,
Wie ſie ſich zuſammenfinden.

Roſen, zart wie ihre Wangen,
Veilchen, ſanft wie ihre Augen,
Sollen ihr mein ſtill Verlangen,
Meine heißen Grüße hauchen.

Blumen ſprechen ſanfte Weiſe;
Wie entſchlummernde Accorde
Zieh'n ſie vor die Seele leiſe,
Sagen Grüße ohne Worte.

J. F. Oblitſch.

Winters Traum.

Noch träumend von des Sommers Pracht,
Iſt Winter aus dem Schlaf erwacht,
Ihm däucht', was er im Traum geſeh'n
Müßt' er zu ſchaffen auch verſteh'n.

Gar weislich dazu auserdacht
Ward eine eiſig kalte Nacht;
Daß, wenn bald hier, bald dort er rauſcht,
Im Wirken Niemand ihn belauſcht.

Und huſch, an Fenſter groß und klein
Malt Blumen er bei Sternenſchein,
Haucht in der Zweige dürres Reis
Viel tauſend Blüthen blendend weiß.

Demante ſtreut er auf den Schnee,
Weil es dem Thau gar ähnlich ſeh',
Wenn Nachts das ſanfte Mondenlicht
Die Strahlen in dem Dunkel bricht.

Und wie er ſo ſein Werk beſchaut,
Erſcheint des jungen Tages Braut;
Ganz unbemerkt mit leiſem Schritt
Sie aus dem Nebelſchleier tritt.

Schaut durch das Fenſter, auf den Baum,
Hinüber nach der Fluren Saum,
Und eh' der Winter ſich's verſah,
War ſein Gebild ſchon nimmer da.

O Menſch, wie iſt dein Leben reich
An Träumen, dieſem Bilde gleich!
Die Blume, die dich heut' entzückt,
Iſt morgen ſchon vom Sturm geknickt;

Die Blüthe, die als Frucht dir winkt,
Zerſtäubt, eh' noch die Sonne ſinkt;
Der Wünſche ſchön geträumtes Ziel
Iſt flüchtiger Minuten Spiel.

J. F. Oblitſch.

Die Kriegskameraden.

Sie hatten ſich getroffen
Zu Rendsburg im Spital,
Der Eine war Gemeiner,
Der Andre Korporal.
Der Eine kam vom Süden,
Der Andre kam vom Belt,
Doch unter einer Fahne
Da kämpften ſie im Feld.

Der Hieb am Kopfe brannte,
Die deutſche Bruſt war wund,
Doch blieben friſch die Sinne,
Das volle Herz geſund. —
»Kamrad, woher die Schramme?
Du warſt dem Feinde nah!« —
»Von Schleswig, — und die deine? —
Von Friedericia!« —

Der Kampf begann aufs Neue,
Die Wunden waren heil,
Doch an der Schlacht, der heißen,
Nahm nur der Eine Theil;

Zwar ungern fehlt der Andre,
Er war nicht invalid,
Allein — sein Herr und König,
Der war des Kampfes müd. —

Das Land, es mußte fallen
Trotz aller tapfern Wehr,
Die Kameraden sahen
Im Feld sich nimmermehr.
Der Eine paradirte
Und stand im Schilderhaus,
Den Andern trieb als Bettler
Man zu dem Land hinaus.

So kam er in die Hauptstadt
Mit abgeriss'nem Kleid,
Weil Kugeln durchgegangen
Zu Idstedt in dem Streit.
Er ging von Thür' zu Thüre
Und klopfte leise an,
Bis ihm von treuen Herzen
Ward manchmal aufgethan.

Hier lockt aus manchem Auge
Die Thränen sein Geschick;
Dort zuckt man mit der Achsel
Und zieht sich scheu zurück.
Ein Andrer klopft behaglich
Den Bauch und sagt mit Hohn:
»Wär Er daheim geblieben!
Was hat Er nun davon?«

Doch seinem Kameraden,
Dem war das Schicksal hold,
Der steht seit wenig Tagen
In einem guten Sold;

Man hat ihn angenommen
Aus übergroßer Gnad'
Zum Lohn für seine Thaten
Als Polizeisoldat. —

Und draußen auf der Straße
Da steht mit einemmal
Der treue Kriegsgefährte
Vor unserm Korporal,
Und sprach: »Wir haben Ordre
Zu halten Jeden fest,
Der sich in diesem Kleide
Dahier noch blicken läßt.«

Sie gingen mit einander,
Und andern Tages fuhr
Ein Wagen aus dem Thore,
Drauf saß in der Montur
Als Schleswig-Holsteins Krieger,
Des Landes, stammverwandt,
Geschubt nach seiner Heimath
Ein »bettelnder Vagant.«

Wie oft habt ihr gesungen
Und manchmal auch gebrüllt
Vom Lande, meerumschlungen!
Nun ist das Maß gefüllt,
Gefüllt mit eurer Schande
Ihr deutschen Schreier all',
Gefüllet bis zum Rande:
Jetzt hebt euch von dem Fall!

J. Prieu.

Am Grabe Hans von Raumers.

Der jungen Frühlingssonne erſtes Glüh'n
Fällt auf Dein Grab, die frohen Lerchen zieh'n
Hoch über ihm und ſingen Jubellieder.
Du ſchläfſt — und iſt der Frühling doch erwacht;
Lockt er Dich nicht mit ſeiner Zauberpracht?
Der Frühling? — Nein, der Frühling kehrt nicht wieder.

Er ſchläft! Was kümmert ihn der Lerche Lied?
Er iſt des oftbetrognen Glaubens müd;
Ein jeder neue Tag hat ihn zernichtet.
Sein Mund iſt ſtumm, zerbrochen liegt ſein Schwert;
Ein ſolches Herz, ſie waren ſein nicht werth;
Das Recht hat zu den Todten ſich geflüchtet.

Du haſt für Deines Volkes Wohl getagt,
Du haſt gethan, was Viele nur geſagt,
Umſonſt, das Schickſal warf Dich zu den Todten;
Ein herrlich Loos, in tiefe Nacht verſenkt,
Wenn nur die Zwietracht noch die Maſſen lenkt,
Und glücklich iſt, wem es wie Dir geboten.

So ſchlafe denn, bis ſich die Mähr erfüllt,
Die Dein und unſer Aller Sehnen ſtillt,
Bis Er erwacht im Grunde des Kiffhäuſer,
Sein Hüfthorn durch die deutſchen Lande ſchallt,
Und jubelnd unter ſeine Fahnen wallt
Das deutſche Volk zu ſeinem alten Kaiſer!

J. Priem.

Das Aderlassen.

Ein Arzt in einer Stadt,
Die treffliche Aerzte hat,
Deß Name von gutem Klang,
Dort praktizirte lang;
Doch über alle Maßen
Liebt' er das Aderlassen.

Da traf's ihn einmal gar,
Daß hitzig krank er war,
Und seines Bett's Umringer
Waren viele seiner Jünger.

So lag er, ein armer Tropf,
Gleich überlaufendem Topf,
Von mehrern Köchen umringt,
Die entschieden nun unbedingt,
(Anstatt dem Feuer zu wehren)
Man müsse den Topf entleeren.
Das geschah auch alsobald; —
Und der Topf ist sofort zerknallt.

J. Schnerr.

Schulblindheit.

(Zu den an die Lehrer erlassenen Vorschriften für Erhaltung der Sehkraft.)

Man klagt in unsr'er Zeit mit Recht:
»Kurzsichtig werde das junge Geschlecht.« —
Sperrt man es doch, zu seiner Pein,
Frühzeitig in vier Wände ein.

Wie soll in solchen engen Marken
Des jungen Auges Blick erstarken? —
Statt blauen Himmels, grüner Auen
Muß es auf schwarze Tafeln schauen,
Und von der Tafel in das Buch,
Mit kleinem Druck, oft schlecht genug;
So daß, was rückseits steht gedruckt,
Durch dünnes Fließpapierchen guckt,
So dünn, daß, wenn's noch weiter geht,
Die Druckschrift bald auf gar nichts steht. —
Und früh und spät das arme Kind,
Muß, oft bei Licht, sich lernen blind
An Sprüchen, die es nicht versteht;
Drum bang es schon zur Schule geht:
Ob es der Schule strengen Mann
Etwa zufrieden stellen kann? —
Dann, stockt das Kind im Recitiren,
Muß es vielleicht gar Streiche spüren,
Nach altem, hergebrachtem Brauch —
Und thränend überfließt das Aug'.

Wie könnte dieses alles taugen
Für junger Kinder zarte Augen?
Drum, Aeltern, Lehrer, schont das Kind,
Daß ihr's nicht schulet krank und blind,
Daß geist- und leiblich frisch sein Blick
Einst auf die Schulzeit seh' zurück!

J. Scherr.

Gutenberg.

O Mainz, du zweites Bethlehem, das einen Heiland einst geboren,
Der uns zu bringen war das Licht wie jener erste auserkoren,

Das Licht, um das Jahrtausende man schon gekämpfet und gestritten,
Um das wohl auf dem Holzstoß auch manch' edler Mann den Tod erlitten!
Haus Gutenberg, wer kennt ihn nicht? ihn muß ich einen Heiland nennen.
Von dessen hoher Sendung einst das blinde Volk nichts konnt' erkennen,
Zwar hat's ihn wie den ersten nicht voll Mordlust an das Kreuz geschlagen,
Doch litt Verfolgung er und Noth, bis daß man ihn zu Grab getragen.
Und fragt man, wer hat so geschürt den Brand der immer ihn umlohte?
Und der dem hohen Meister oft sein theures Leben selbst bedrohte?
Die finstern Mächte, die noch heut der Welt das Licht zu bergen suchen,
Und jeden, der es zeigen will, voll Wuth begeifern und verfluchen.
»Ein Zaub'rer ist er, schrieen sie, mit Teufeln stehet er im Bunde;
»Die gießen seine Typen ihm in grauser mitternächt'ger Stunde.«
Ein Zaub'rer ist er, ja fürwahr! schon oft hat es sein Werk bewiesen,
Das muß auch jene tolle Schaar jetzt und in allen Zeiten büßen;
Freikugeln sind es, die er goß, Freikugeln nenn' ich jene Lettern,
Mit denen man in Ewigkeit der Lüge wird das Haupt zerschmettern.
Das ahnten sie, die immer nur im Dunkeln wie die Eulen hausen,
Daß gegen sie mit aller Macht gar bald herein der Sturm wird brausen.

Drum hetzten sie den Pöbel auf, des Meisters Werkstatt zu zerstören,
Der ewig blind und ewig dumm sich läßt von ihnen stets bethören.
Doch wie die Flamme höher schlägt, sobald man wagt die Gluth zu rühren,
So mußten sie in ihrem Wahn auch selbst das Holz zum Brande schüren.
Ob man die Werkstatt Gutenbergs mit einem Schlage auch vernichtet,
Hat man in andern Städten bald sie schöner wieder aufgerichtet;
Und du, mein Nürnberg, warst es auch, die damals wie in spätern Tagen
Die erste war, die kühn und frei die Fackel hat voran getragen,
Die diese, wie manch' andre Kunst zu schützen wußte und zu pflegen,
In deren alten Mauern sich viel tausend fleiß'ge Hände regen.
O wahre immer deinen Glanz, mit dem sich schmückten deine Väter,
Und werde nie an deinem Ruhm und deiner Ehre ein Verräther,
Bis daß der letzte Morgenstrahl auf deiner Thürme Zinnen blinket
Und einst das letzte Mauerwerk in Schutt und Staub zusammen sinket!

C. Weiß.

Deutſches Trinklied.

Trinkt und ſingt ſo lang ihr hier
Weilt auf deutſcher Erden!
Fragt nicht erſt, ob Wein, ob Bier
Soll getrunken werden!
Denn ein kräft'ger deutſcher Mann
Beides gut vertragen kann,
Kennet nicht Beſchwerden.

Trinkt und ſingt und laßt dahin
Jede Sorge fahren,
Einen frohen heitern Sinn
Immer uns bewahren!
Wird auch's Haar dann ſilberweiß,
Iſt ein Jüngling noch der Greis,
Zählet nicht nach Jahren.

Trinkt und ſingt und küßt dabei
Friſche Mädchenwangen!
Deutſche Lieb' und deutſche Treu
Halt' uns ſtets umfangen!
Ohne Liebe, keine Luſt,
Ohne Treue keine Bruſt!
Seligſtes Verlangen!

Trinkt und ſingt und drückt an's Herz
Alle frohen Brüder!
Wandern ſie doch allerwärts
Wie die deutſchen Lieder.
Und zum Schluß ein Hoch dem Wein! —
Freiheit, du auch kehre ein,
Scheide nimmer wieder!

C. Weiß.

Ein ewig Wandern.

(In ein Album.)

Ein ewig Wandern iſt's, wohin man blicket,
Ein flüchtig Grüßen und Vorüberziehen;
Der eine ſchleicht gebeugt von Lebensmühen,
Des andern Seele ſchwer der Kummer drücket,

Der dritte jagt nach Gold, das ihn beglücket,
Den vierten will der Ehrgeiz nimmer fliehen;
Drum glücklich der, dem ſchön're Freuden blühen,
Und wenn er Blumen auf der Haide pflücket.

Mit ſolchem Blümchen magſt mein Lied vergleichen,
Das ich dir wag' in deinen Kranz zu winden!
Kann's auch die Pracht der andern nicht erreichen,

Mögſt du ihm dennoch einen Blick auch ſchenken!
Vielleicht wirſt du, wenn Jahre einſt entſchwinden,
Dabei des Sängers in der Noris denken.

C. Weiß.

Frühlingsſehnſucht.

Schwalbe, ſingſt vor meinen Fenſter
Nun dein Frühlings-Wanderlied,
Ahnſt nicht, wie es traurig ſtimmend
Mir in meine Seele zieht.

Mahnſt mich doch nur an die Zeiten,
Wo ich ſonder Raſt und Ruh
Bin von Land zu Land gezogen
Fröhlich ſingend, ſo wie du.

Wo ich noch mit heitrer Miene
Jedem in das Aug' geblickt,
Wo ich hätt' an meinen Busen
Gern die ganze Welt gedrückt.

Kleine Schwalbe, flieg' von hinnen,
Sing mir nichts von Wanderlust! —
Muß ja an der Scholle kleben.
Mach' mir nicht so wund die Brust!

Flieg hinaus auf offne Straße,
Wo die Wanderbursche zieh'n,
Und in ihre frohen Lieder
Misch' auch deine Melodie'n!

C. Weiß.

Schriftstellersalon.

Anfrage.

Ist hier das Meldebureau für Domestiquengesuche?
Gestern im Anzeigblatt las ich die neue Annonce.

Antwort.

Nein doch, Sie irren, Madame; hier wird nur gelesen, gesungen,
Volksversammelt, getanzt, und auch zu Zeiten barbiert. *)

Aufforderung.

Immer doch treten Sie ein! Sie finden hier gute Gesellschaft:
Literatur bei Bier, Literatur bei Tabak.

*) Locale Anspielung auf einen Maskenball.

Ceremonienmeister.

Kommen Sie, Schönste, voran! den Damen gebühret der Vorrang:
Herrschten im Hause sie einst, herrschen sie jetzt im Salon.

Friederike Bremer, die Haushälterin.

Hausmannskost bereit' ich und selbstverfertigte Butter;
Tisch' ich euch Rindfleisch auf, fehlt nicht die Brühe dazu.

Ida Hahn-Hahn, die Köchin.

Du kochst feinere Speisen, französischer Küche entnommen;
Aber der starke Haut-goût, Köchin, er widert uns an. —
Deine Männer sind Memmen und deine Frauen Coquetten;
Ach, man sieht nur zu sehr, daß dir »der Rechte« gefehlt. —
Ungenießbar bist du, so appetitlich dein Name:
Wärest gebraten du doch! Holde, wir fräßen dich auf. —
Aber das wäre gewagt, so mancher französische Brocken
Bliebe uns stecken im Schlund, drückte den Magen uns ab. —
Doch du flohest ja selbst aus dem Babylon deiner Romane
Schwärmend-verzückten Gefühls hin nach Jerusalems Stadt;
Flehtest zu Unsrer lieben Frau in zarten Gedichten; —
Wenn dir Maria verzeiht, Büßerin, schweigen wir auch.

Ida Düringsfeld, die Wäscherin.

Jene Wäsche, die du »am Canale grande« gewaschen
Trocknet, Vortreffliche, dir lustig der Wind »aus der Schweiz.«

Charlotte Birch-Pfeiffer, die Zuschneiderin.

Viele der Findlinge schon, am meisten das »Lorle« vom Schwarzwald,
Drücktest mit Muttergefühl heiß wie dein Kind du ans Herz. —
»Findlinge nennt ihr die Kinder? Zwar haben sie mancherlei Väter,
Doch daß die Mutter ich bin, zeigt euch der Kleinen Geschwätz.«

Amalie Struve, die Zuspringerin.

Wenn du noch öfter versuchst uns mit schlechten Novellen zu quälen,
Graminivorische Frau, machen wir Revolution.

Bettine, das Kind.

Fest wie die Rebe die Ulme umschlangst du den alternden Göthe,
Spendetest Trauben so süß, Götter berauschenden Wein. —
Daß ein Kind du geblieben! das Himmelreich ist ja der Kinder;
Ewiger Jugend Gefühl quillt dir aus rhythmischem Born.

Luise Otto, die Marketenderin.

Glauben und Ehe und Staat, das Alles willst du befreien?
Freilich, der Freiheit bedarf viel dein geschwätziger Vers.

Luise Aston, die Gärtnerin.

Rosen pflanztest du, wilde, und manche Gewächse im Treibhaus;
Leider das zarteste ist dir, die Mimosa, verwelkt. —
Wie? dir fehlte Mimosa? Da Lydia doch du geschrieben,
Die für ein reines Gemüth Noli me tangere ist?

Luise Plönnies, die Vorleserin.

Heiliger Ludwig, bitte für mich! aus averniſchen Gründen
Drohet mir Vater Homer; wehe, wie bitter er zürnt!

Luise und kein Ende.

Dittmar zu diesen und Gall, Post, Mühlbach, Henfel und Bornstedt —
Nirgends entflieh' ich der Schaar dieses Luisengeschlechts.
Möchte doch mit dem Namen kein Mädchen ein Pfarrer mehr taufen!
Stirbt der Name so stirbt viel auch des Weibergesangs.

Dingelstedt.

Erst Professor, dann Nachtwächter, dann Legationsrath,
Intendant nun, o Franz! Proteus, was willst du noch mehr?
»Was ich will? Nun den Michel! Bavaria, heilige Göttin,
Nacht und Morgen sei dir neuig als Opfer gebracht.

Roquette.

Böttgers Elfchengebräu und Putlitz lag mir im Magen;
Doch, Waldmeister, dein Trank hat mich belebt uns erquickt.

J. Bernays.

Wenig bekannt ist dein Name, doch deine vortreffliche Dichtung
Stellet zur Seite sich kühn Fieldings vollendetem Werk.

Zedlitz, ein Invalide mit Leierkasten.

Vater Radetzky besingst du; doch wehe, die eigenen Lieder
Stehen als Truppen dir auf, werfen den Ruhm dir zu Grund! —
Aermstes Waldfräulein, was bist nicht im Walde geblieben?
Jetzo für Austria's Herr schleppest du Wasser herbei.

Heine.

Wie die Wogen dem Meer, entquollen dir Lieder auf Lieder,
Spiegelten blauen Azur, warfen die Perlen zum Strand;
Doch sie verhüllten nur wenig die Ungeheuer der Tiefe,
Neckisch, erhaben, bewegt, lockend und schaurig zugleich.
Längst wohl erzähltest du schon dein Wintermärchen den Schatten,
Fürchtete Thanatos nicht deinen sarkastischen Witz. —
Steige hinab, du Schalk, und nimm die Pakete von Campe
Romanzero und Faust mit auf die stygische Fahrt!
Pluto, der grämliche, lächelt der infernalischen Schnurren;
Ernst ist's in Cerberus Reich, ernster im christlichen Staat.

Max Waldau.

Als sich von der Natur Waldau zur Junkerwelt wandte,
Rief die Muse: »Ach bleib! gehe doch nicht von mir, Max!«
Aber er riß sich los, die Reisemappe zu füllen,
Schreitet auf Stelzen dahin, philosophastert dabei.

Stahr.

Trefflicher Stahr, wie erquickt mich deine italische Reise!
Hat doch ein Philolog einmal auch menschlich gefühlt.

Pegasus im Joche.

Feurig braust es zum Himmel, die Erde dröhnet vom Hufschlag,
Ungarns poetisches Roß, Kertbeny spannt's an den Pflug.

Gutzkow.

Kundiger Meister der Bahn, mit des Scharfsinns glänzender Kugel
Schobst du die Neune zugleich, schobst sie mit kräftiger Hand.
Ob den Preis du errungen? ob nicht? Wir wagen zu zweifeln;
Wally die Zweiflerin darf's, Gutzkow, so zweifeln wir auch.

Radowitz.

Als ich Deviſen und Motto's als Antiquitäten geſammelt,
Machte der König, mein Freund, ſelbſt mich zur Antiquität.

Redwitz.

Amaranth, myſtiſche Blum' aus Loretto's Auen verpflanzet,
Neben des Märchens Bach leider verlorſt du den Duft.

Minkwitz.

Radowitz, Redwitz am Arm, auf hohem Kothurn ich der Dritte;
Leider im Namen allein, nirgends ſonſt ſteckt mir der Witz.

Strachwitz.

Schlechter Witze genug! — nun folget, Freunde, ein guter:
Strachwitz, feurigen Wort's Meiſter und ſinnigen Lied's.
Als er die ſchaurige Mähr vom tapfern Douglas geſungen,
Riß ihn begeiſtert zu ſich Albions Percy hinab.

Sternberg.

Sonſt in helleniſcher Zeit barg Göttergeſtalten Silenos;
Du zeigſt außen Apoll, innen den ſchmunzelnden Bock.

Meißner.

Wie ein umfließend Gewand der Antike Glieder umkleidet,
Schmiegt dein harmoniſcher Vers ſchönen Gedanken ſich an.

Oettingers Wanzentinctur.

Täglich laut drei Seiten in Clerodendron geleſen
Tödtet die Wanzen im Haus, treibt ſie ans Ende der Welt

Bodenſtedt.

Mirza Schaffy, holdredender Mund, geſprächiger Weiſer,
Blume von Gjändſcha, dein Lied hauchet des Orients Duft.

Geibel.

Aeolsharfengetön, marklos melodiſcher Singſang,
Verſe wie Butter ſo weich, Verſe wie Honig ſo mild.

Mörike, reich mir ein Stück vom Rettig, den du herauszogst,
Daß auf den Liedergenuß schwindet der fade Geschmack!

Uhland.

Freiheit im Kleide der Muse begeisterte einst dich als Jüngling,
Wob um Ruinen für dich Sagen romantischer Zeit,
Führte geleitend den Mann auf die ernstere Bühne des Lebens,
Gab dir das zündende Wort, weihte das Wort mit der That.
Nun da die Himmlische sank, von tödtlichen Streichen getroffen,
Neigst du, vom Schmerze gebeugt, schweigend dein alterndes Haupt.

Hartmann.

Adam und Eva ward einst aus dem Paradiese vertrieben;
Adam und Eva von dir trieben den Leser hinaus.

Eichendorff.

Mondnacht einsamen Thals mit rauschenden Bäumen und Quellen,
Marmorbildern im Schloß süßer erschrockener Maid; —
Irr wie des Waldhorns Klang bringt träumend dein Lied in die Seele,
Heimwehweckend und fromm, Skalde romantischer Zeit!

Freiligrath.

»Unter Palmen da ließet nicht ungestraft ihr mich wandeln,
Rücktet den Jahresgehalt bitter und höhnisch mir vor;
Nun da ich frei mich gemacht, euch zürnende Lieder gesungen,
Lieder in Wetter und Sturm, rümpft ihr die Nase dazu.«
Traun uns, o Sänger, zu edel ist deine Muse gebildet,
Daß sie als Dame der Hall' brülle das Ça-ira-Geschrei.

O. L. B. Wolff.

Astern und Immortellen, des Jahrs verspätete Blumen,
Seien als Opfer, o Wolff, dir auf den Hügel gestreut!
Blumen aus jeglichem Land, Germaniens Schläfe zu schmücken,
Wandest du fleißig zum Kranz, ohne Erkennung und Dank.
Mochte dich stolz der Dünkel gelehrter Kritiker verneinen,
Polyhistor, — dich lohnt einst die gerechtere Zeit.

Laube.

Kotzebue, du lebſt? Wir glaubten dich lange geſtorben.
»Freunde, im laubeſchen Leib wandl' ich auf Erden umher.«
Aber ſonſt hatteſt du Witz und ſpannend war deine Comödie.
»Sand, mein geſchworener Feind, kommt nun dem Leſer in's Aug.«

Kompert.

Böhmiſcher Schenke des Reichs, gefüllet den Kelch bis zum Rande
Schenkſt auch im Ghetto du noch lauteren köſtlichen Wein.

Fontane.

Der bei Hemmingſtedt des Siegs Standarte getragen,
Flicht nun als Perruquier preußiſchen Helden den Zopf.

Prutz.

Edelſter Kämpe, dir reich ich die Palme, dem Ritter der Freiheit;
Beuchteſt den Nacken noch nie mächtigen Gönnern zu lieb,
Beuchteſt ihn auch nicht dem wilden Geſchrei der raſenden Hauptſtadt,
Nahmeſt die Läſterung ſtill ſpottender Thoren dahin;
Stehſt jetzt wieder mit blitzendem Schwert in ſtrahlender Rüſtung:
Tapferer Recke, wohlauf! Glück zu dem hitzigen Streit!

* * *

Album

des

literarischen Vereins

in

Nürnberg

für

1853.

Nürnberg.

Verlag von Bauer & Raspe.

1853.

W. Timmel's Offcin.

Vorwort.

Gleichwie in den vorausgehenden neun Jahrgängen dieses Albums, werden auch in diesem mehrere prosaische Arbeiten wie Gedichte, welche von Mitgliedern des hiesigen literarischen Vereins zum Vortrage gebracht worden sind, durch den Druck einem erweiterten Leserkreise dargeboten. Die zahlreichen Freunde, die das Album im Publikum seit seinem Bestehen gefunden hat und deren Zahl jeder neue Jahrgang vermehrte, macht es möglich, auch für die Folge alljährlich vor Weihnachten die Fortsetzung erscheinen zu lassen. Daß mehrere Arbeiten bei Behandlung ähnlicher Stoffe von Seite unserer beliebtesten Autoren eine Beachtung und Erwähnung, ja

ſelbſt eine Benützung erfahren haben, hat in Berückſichtigung der damit ausgeſprochenen Kritik vielfachen Werth für uns und wird hier dankend anerkannt.

Möge dieſer Jahrgang nicht weniger wohlwollend aufgenommen werden, als die früheren, über deren Inhalt eine überſichtliche Zuſammenſtellung dem Titel dieſes Buches vorgedruckt iſt.

Nürnberg, im December 1852.

Inhaltsverzeichniß.

I.

Prosaische Aufsätze.

Seite

1. Wie kommt es, daß Klopstocks Messias hochgeschätzt und doch nicht gelesen wird? Von J. L. Hoffmann . . . 3
2. Ueber Shakespeare's Hamlet. Von Dr. Heinrich Wölffel 62
3. Die Ojibway-Eroberung. Ein episches Gedicht aus dem nordwestlichen Amerika. Von Dr. C. Lösch 129
4. Der Nürnberger und sein Dialect. Zweiter Theil. Von G. Arnold 150
5. Eine Ferienreise. Von J. L. Hoffmann 171

II.

Gedichte.

Seite

1. Aus dem Buch der Betrachtung von Daumer 289
2. Mein Gedicht. Von Dr. Ebersberger 292
3. Tasso und seine Leyer. Von demselben 292
4. Bretter. Von demselben 296
5. Ida Hahn-Hahn. Von demselben 296
6. Ehemannsklage. Von demselben 296
7. Kirche und Polizei. Von demselben 297
8. Der Schauspieler und sein Kind. Von demselben . . 297
9. Mein Lied. Von demselben 301

Seite

10. Kaiser Heinrich des Vierten Ende. Von Fennimore . 302
11. Der arme Musikant. Von Sigm. v. Haller . . . 313
12. Das sterbende Mädchen. Von Luise Hoffmann . . . 314
13. Drei Dichtergräber. Gellerts Grab in Leipzig. Von derselben 316
14. Die Fürstengruft in Weimar. Von derselben . . . 318
15. Huttens Grab auf Ufnau. Von derselben 320
16. Liebeslieder. Von Julius Merz 322
17. Kopernikus. Von Sigm. v. Praun 323
18. Galilei. Von demselben 324
19. Der Bahnwärter. Von J. Priem 325
20. Der erste Schmerz. Von G. Ringler 328
21. Neige deine Lippe. Von Karl Rögner 332
22. Zum Lobe Hafisens. Von demselben 333
23. Der Weiße und der Indianer. Von demselben . . 339
24. Sentenzen und Sprüche. Von Jacob Schnerr . . . 342
25. Selige Stunde. Von C. Weiß. 344

Prosaische Aufsätze.

Wie kommt es, daß Klopstocks Messias hochgeschätzt und doch nicht gelesen wird?

Von

J. L. Hoffmann.

Wenn ich heute, mitten in der Passionszeit, wo uns schon die Gebräuche der christlichen Kirche diese Erinnerung nahe legen, Ihre Aufmerksamkeit auf Klopstocks Messias lenke, so darf ich wohl ohne vorausgesendete Rechtfertigung den Ruhm, den der Dichter namentlich um dieses Werkes willen genießt, als deckenden Schild vorhalten. Denn wer mag im Ernste einen Tadel aussprechen gegen den Versuch über eine Dichtung zu reden, die einst im ganzen Vaterlande ihren Verfasser mit dem Heiligenschein umzog und der Dichtergenossenschaft die alte Weihe des gottbegeisterten Seherstandes zurückgab? Hier ja brachte zum erstenmale seit langem kein Diener eines nüchternen prosaischen Amtes sauer erübrigte Freistunden den Musen zum Opfer oder bat in der Vorrede den geneigten Leser um Nachsicht gegen

die Producte ſchlafloſer Nächte, ſondern ein Mann ohne Staatsberuf, ein purer Dichter, den ein König den irdiſchen Sorgen ausdrücklich zu dem Zwecke enthoben hielt, ſang ſeinem andächtig lauſchenden Volke ein Lied, deſſen Beendigung er für die Aufgabe ſeines Lebens achtete, deſſen würdige Fortführung er unter Thränen vom Himmel erflehte.

Sei mir gegrüßt (ſo hebt er den dritten Geſang an),
Erde, mein mütterlich Land, die du mich im kühlenden Schooſe
Einſt zu den Schlafenden Gottes begräbſt, und meine Gebeine
Sanft bedeckſt; doch dann erſt, dieß hoff' ich zu meinem Erlöſer,
Wann mein heiliges Lied von ihm zu Ende gebracht iſt.
Alsdann ſollen die Lippen ſich erſt, die den Menſchenfreund ſangen,
Dann erſt ſollen die Augen, die ſeinetwegen vor Freuden
Ofmals weinten, ſich ſchließen; dann ſollen mit leiſerer Klage
Meine Freunde mein Grab mit Lorbeern und Palmen umpflanzen,
Daß, wenn ich einſt nach himmliſcher Bildung vom Tode erwache,
Meine verklärte Geſtalt aus ſtillen Hainen hervorgeh'.

Alſo ſingt bereits im Jahre 1748 der vierundzwanzigjährige Jüngling; in gleichem Sinne betet er drei Jahre ſpäter in einer Ode zu dem Erlöſer:

Doch laß mich leben, daß am erreichten Ziel
Ich ſterbe; daß erſt, wann es geſungen iſt,
Das Lied von dir, ich triumphirend
Ueber das Grab den erhabnen Weg geh'.

Und als er endlich im Jahre 1773 mit dem zwanzigſten Geſange ſein heiliges Epos, auf welches er die beſte Kraft ſeiner Tage verwandt, vollendet hatte, da ſchrieb er unter hervorbrechenden Thränen jene Ode an den Erlöſer, in welcher ſein Herz heißen, geflügelten, ewigen Dank ausſtrömt.

Belohnt bin ich, belohnt! (ruft er aus) ich habe geſehn
Die Thräne des Chriſten rinnen,
Und darf hinaus in die Zukunft
Nach der himmliſchen Thräne blicken.

Da huldigte ihm die Nation mit einer wahrhaft kindlichen Verehrung, mit einer weder vorher dageweſenen, noch ſpäter wiederkehrenden Pietät wie einem Evangeliſten des Herrn; höher ſchlug bei ſeinem Namen dem Jüngling das Herz und begeiſterte ſich zu großen Entſchlüſſen; ſanfter bebte die Jungfrau und ſüße Schauer umwehten ihr frommes Gemüth. Gerührt ſank der Freund an den Hals des Freundes und beſprach ſich mit ihm in der Sommerlaube bei Mondesſchimmer über Unſterblichkeit; ſeliger wandelte die Braut am Arme des Liebenden und träumte ſich mit ihm über die Gräber und ſchwebte mit ihm durch der Welten Sonnenheer. Durchzuckt von dem Strahle heiliger Poeſie, durchbebt von der Macht hoher Gedanken, getragen von dem Strome weicher Gefühle, achtete man Verſtandeskritik gegen den göttlichen Sänger nahezu für Frevel und nahm mit gleich dankbarer Anerkennung zuletzt ſogar noch die froſtigen Gaben ſeines Alters hin. Und als der neunundſiebenzigjährige ſein geweihtes Haupt zur Ruhe legte, da wehten Trauerflaggen auf den Schiffen zu Hamburg, da ertönte von allen Thürmen das Grabgeläute, da brachte Hoch und Niedrig, Regierung, Diplomatie und Volk durch Begleitung ſeines Sarges dem entſchwundenen Genius den ſchuldigen Tribut dar. „Der Sänger des Meſſias", heißt es in einer Hamburger Anzeige vom 14. März 1803, ſeinem Todestage, „iſt ſeiner irdiſchen Hülle entflogen. Im 79ten Jahre ſeines weltgeſchichtlichen Lebens entſchlief er heute Mittag. Germania! dein Klopſtock iſt nicht mehr; nein er lebt. Die Nachkömmlinge werden dein goldenes Zeitalter in dem Zeitraume ſeines Lebens finden."

Glücklicher Dichter, deſſen geräuſchloſes Daſein neben

dem Kanonendonner und Völkerbrausen, neben dem eisernen Tritte des Schlachtengottes und seiner Würgengel, in mitten einer stürmisch bewegten Zeit für ein weltgeschichtliches galt! Noch sind keine fünfzig Jahre vorüber, und wie verändert ist die Stellung der Welt zur Dichtkunst! Ist's doch beinahe wieder geworden wie vordem, daß man den Poeten für einen Vaganten oder feinern Bettler nimmt: einstens sang er als Gratulant und Condolent, jetzt scheint er um des Honorares willen zu schreiben, und der Glaube an ein ursprüngliches, göttliches Dichteramt ist verschwunden. Zwar auch unsere neuen Sänger politischer Lieder wollten eine Zeit lang für wichtige Räder in der Maschine der Weltgeschichte gelten und im engsten Anschluß an die Zeitbewegung eine Mission erfüllen. Aber selbst jener begabte Stürmer, der die Kreuze in Schwerter zu verwandeln befahl, wird mittlerweile zu der Erkenntniß gekommen sein, daß zwischen Liedern und Thaten eine breite Kluft liegt, und daß der Dichter, der seine Kunst zur Handlangerin des Lebens macht, noch weit entfernt bleibt von einem weltgeschichtlichen Namen. Warum haben unsere Poeten der Gegenwart Schiffbruch gelitten? warum sind ihre Lieder, die uns vor wenigen Jahren lauten Beifall abnöthigten, nur etwa als Denkmäler damaliger Stimmung noch dem künftigen Geschichtschreiber brauchbar? Weil ihre Verfasser die Muse zur Magd erniedrigten und als Parteigänger mit der Partei zu Falle kamen. So haben sie den unverletzlichen Dichterstand, dessen Verfolgung noch kurz zuvor als Brutalität gegolten hätte, in Mißcredit gebracht, und was in dem klassischen Zeitalter unserer

Literatur unerhört gewesen wäre, Polizei und Justiz zum Richteramt über Verse bestellt.

Auch Klopstock jauchzte dereinst dem neuen Tage der Freiheit zu, in stärkern Ausdrücken, als nur immer ein moderner Socialist zu gebrauchen pflegt; aber er hatte vorher das Dichterwort unantastbar gemacht; der Sänger des Messias thronte hoch über den Parteien, geschützt durch die Verehrung der Nation, gegen welche selbst ein Fürst keinen Angriff wagte. Hätte man ja doch lange genug zu tief die Abhängigkeit von der Cultur des Auslandes empfunden, als daß man nicht den Mann hätte auf den Händen tragen sollen, der, so meinte man, auch Germanien seinen Homer oder Virgil gegeben und Teutona als ebenbürtige Schwester neben die Brittin gestellt hatte. Mit kühnem Wetteifer hatte er die jugendliche im Vorgefühl ihrer Kraft neben die stolze, sieggewohnte Streiterin auf die Rennbahn geführt.

Ich liebe dich,
Sprach schnell mit Flammenblick Teutona,
Brittin, ich liebe dich mit Bewundrung;
Doch dich nicht heißer, als die Unsterblichkeit
Und jene Palmen. Rühre, dein Genius,
Gebeut er's, sie vor mir; doch faß' ich,
Wenn du sie faßest, dann gleich die Kron' auch.
Und, — o wie beb' ich — o ihr Unsterblichen! —
Vielleicht erreich' ich früher das hohe Ziel.
Dann mag, o dann an meine leichte
Fliegende Locke dein Athem hauchen.

So sang er im Jahre 1752 Deutschlands Muse sprechen. Der Jüngling glühte von Kraftgefühl und Vaterlandsliebe; er fühlte die Fähigkeit, mit den Fremden den Wettlauf zu wagen; er sah, ein echter Prophet, voraus, daß unseres

Volkes Dichtergeiſt nach langem Schlummer erwacht ſei, und daß nun wirklich unſrer Literatur ihr Blüthenmonat ſich nahe, welches er ſchon vor dem Erſcheinen der erſten Geſänge ſeines Meſſias 1747 in dem ſchönen Odenkranze Wingolf heranfleht.

Komm goldne Zeit, (ſang er damals) die ſelten zu Sterblichen
Herunterſteiget, laß dich erflehn und komm
Zu uns, wo dir es ſchon im Haine
Weht und herab vom Quell ſchon tönet.

Gleichwie die jungen Frühlingstage, wo wir zum erſtenmal Lerchenſang mit durſtigem Ohr einſaugten, wo wir die Stachelbeerſträucher von lieblichem, zartem Grün umkleidet ſahen, wo wir die ſchüchtern hervorſchlüpfenden Veilchen fanden, auch dann noch in dankbarem Gedächtniſſe leben, wann die Roſenhecken blühen, die Linden duften und die Aehrenfelder rauſchen: alſo ſchaute ſpäter ſehnſüchtig mit oft unbilligem Wohlgefallen das herangereifte Geſchlecht aus Göthes und Schillers Tagen zurück auf jene Klopſtockiſchen Erſtlingsgaben. Undankbar gegen die Genien der Gegenwart, die ihr reicheres Füllhorn neidlos ausſchütteten, verehrte man den Johannes unſerer Dichtkunſt als ihren Meſſias; und wenn die vorhin erwähnte Todesanzeige von den Nachkommen vorherſagt, ſie würden das goldene Zeitalter Deutſchlands in dem Zeitraume von Klopſtocks Leben finden, ſo will ſie dieſe Behauptung dahin verſtanden wiſſen, daß ſeine Schöpfungen vor Allem zu ſolchem Glauben berechtigten.

Die Nachwelt hat nun anders gerichtet; und wenn in unſrem Zeitalter des großen Dichters Name allerdings noch in unverblichener Glorie ſtrahlt, ſo herrſcht doch bereits darüber ein ſtillſchweigendes Uebereinkommen, daß gerade

sein Hauptwerk ein Gebildeter nicht eben gelesen zu haben brauche. Der Messias, sagt man, ist allerdings das einzige berühmte Epos der neuen Zeit, aber unter Tausenden mag es gewiß kaum Einer genau kennen. Und Mancher, der auf gründlicheres Studium unserer Literatur Anspruch macht, fügt dieser Behauptung das unumwundene Geständniß bei: „Die ersten Gesänge habe ich gelesen, aber gegen die Mitte hin bin ich stecken geblieben; ich werde auch wenig verloren haben; denn vom elften Gesang an, wo nicht früher, nimmt ja bekanntlich die Dichtung an Wärme ab, und die zweite Hälfte ist — wie Vilmar sagt — nicht mehr ein Product zwingender dichterischer Kraft, des unbewußt wirkenden poetischen Schöpfertriebes, sondern der bewußten, künstlichen, fast peinlich herbeigenöthigten Begeisterung.“ *) So leichten Kaufes glaubt man sich mit einem Dichter abfinden zu können, dessen Werken man, in sonderbarem Widerspruch befangen, neben Lessing und Herder, Schiller und Göthe ihren Platz einräumt. Ein seltsames Verhältniß des Poeten zu seiner Nation, kaum einem zweiten Beispiele vergleichbar. Denn als die Engländer ihren Shakespeare ungelesen im Staub der Bibliotheken ließen, fehlte ihnen die Vorstellung von dessen Werthe; wir aber halten zugleich fest an unsrer hergebrachten Hochachtung und thatsächlichen Gleichgültigkeit. Die Zeit scheint einerseits noch fern zu sein, von welcher sein Wort gilt:

Wenn mein erjungner Ruhm,
Die Frucht von meiner Jünglingsthräne
Und von der Liebe zu dir, Messias,
Nun auch verweht ist ....

*) Geschichte der deutschen Nationalliteratur II. Seite 136.

aber bei alledem unwahr die Vorherſagung ſeines Schutzgeiſtes, dem er in den Stunden der Weihe den Ausſpruch in den Mund legt:

Was ihr gebäret, Stunden, das werden einſt,
Weiſſaget Salem, ferne Jahrhunderte
Vernehmen, werden Gott, den Mittler,
Ernſter betrachten und heilig leben.

Hat er etwa mit der „goldnen heiligen Schale voll Chriſtenthränen“ von der Mitwelt ſeinen vollen Lohn dahingenommen, und rächt ſich die glaubensärmere Nachkommenſchaft an ihm für ſein Verlangen, daß der, welcher den Dichter der heiligen Poeſie ganz empfinden wolle, ein Chriſt ſein müſſe, und für ſeine Anrede an die wenigen edlen, theuren geſelligen Freunde des liebenswürdigen Mittlers, an die er ſich als an einen auserleſenen Kreis mit ſeinem Geſange wendet, indeß er den Beifall der Uebrigen vom Winde verweht wünſcht?

Schlimm genug für ihn, wenn nun ſelbſt aus dem Zirkel der Frommen Urtheile laut werden wie das Vilmariſche, daß das Gedicht gar kein Epos ſei, wie man denn überhaupt ein Epos nicht willkührlich verfertigen könne. Merkwürdiger Weiſe ſieht dieſer ſpezifiſche Chriſt in Klopſtocks Meſſias ein Produkt poetiſcher Willkühr, nachdem vor ihm Gervinus*) bereits deſſen Zuſammenhang mit der Vorzeit gründlich nachgewieſen hatte. „Wir haben ein Dichtungswerk vor uns“, ſagt der gründliche Gervinus, „das auf dem Geiſte von Jahrhunderten ſteht, das mit verborgeneren Fäden an die Geſchichte der chriſtlichen Bildung und Literatur ſeit einem Jahrtauſend

*) Geſchichte der poetiſchen Nationalliteratur IV. Seite 143.

her angeknüpft ist, ein Werk, wie wir es seit den ritterlichen Epen, d. h. seit fünfhundert Jahren, nicht wieder in Deutschland gesehen hatten. Diese großen Verhältnisse geben einem literarischen Produkte ästhetisch keinen Zuschuß an Werth, historisch aber einen ungeheuern, der zwar in den Recensionen der Belletristen übersehen, aber in der Schätzung der Völker und in der dunkeln Stimme der Zeiten angeschlagen wird. Dieß muß es erklären, warum Klopstock unter uns unstreitig bei den Einzelnen weniger gekannt ist, als vielleicht irgend einer auch der viel geringern Dichter jener Zeiten, aber auch ungekannt sich in Achtung und Würde erhält."

Denn in der That bildet Klopstocks Messias von der gesammten christlichen Poesie den Schlußstein. Wenn man von einem Epos verlangt, daß es organisch erwachse, daß es die Blume darstelle, zu welcher sich die weltlich heroischen wie mythologisch religiösen Traditionen eines Volkes allmählich entfaltet haben, so ist damit keineswegs die Forderung ausgesprochen, daß das fragliche Kunstwerk eine Umdichtung und Zusammendichtung einzelner Rhapsodien sei. Mag der Dichter selbst nur der Letzte von Vielen, oder der einzige Schöpfer des Ganzen sein, das Werk bleibt in gleicher Weise ein nothwendiges, wenn es das Leben und die Vorstellungen seiner Nation genau nachbildet. Daß das Christenthum unter den treibenden Kräften im deutschen Volke seit Beginn des Mittelalters und dann nach kurzer Erschlaffung seit der Reformation die erste Stelle einnahm, bedarf keines Beweises. Die Dichtkunst ist das Spiegelbild des Lebens. Von jenen Evangelienharmonien an zu den symbolischen

Gralsdichtungen, durch die Marienlieder und Heiligenlegenden zu den Gesängen der Meistersänger und dramatischen Passionsspielen und so fort durch den breiten Strom des protestantischen Kirchenliedes gibt das Christenthum der Poesie ihren Inhalt, und von dem Christenthum nun namentlich seit Feststellung des protestantischen Lehrbegriffs innerhalb dieser Kirche die Lehre von des Gottmenschen stellvertretendem Opfertode, welche als Mittelpunkt des christlichen Glaubens galt. Auf Kanzeln, in Gebetbüchern, in geistlichen Liedern, überall wurde das Festhalten an diesem Satze als das alleinige Mittel zur Seligkeit anempfohlen; und wenn nun seit dem Entstehen selbständiger Philosophie namentlich in England und Frankreich, hin und wieder durch die Wolfianer und Popularphilosophen auch bei uns, die orthodoxe Satzung empfindliche Stöße erlitt, so hatte sie doch im deutschen Volke so tiefen Grund, daß Klopstocks Messias geradezu als Ausdruck unsres damaligen religiösen Zeitbewußtseins betrachtet werden muß. Vor allem der Stoff also war es, wie in jedem wahrhaften Epos, durch welchen seine Dichtung in der Vergangenheit unsrer Nation wurzelte und in der Masse seine ungeheure Wirkung that. Mochte immerhin Lessing, sein großer Bewunderer, in Beziehung auf die Aenderungen, welche der Dichter mit einzelnen Stellen in der zweiten Ausgabe vornahm, in den Literaturbriefen die tadelnde Bemerkung wagen: „Ich muß Ihnen leider sagen, daß dem Herrn Klopstock ich weiß nicht welcher Geist der Orthodoxie oft anstatt der Kritik vorgeleuchtet hat"; mochte mit der seraphischen Ueberschwänglichkeit unzufrieden der hausbackene Triller die

seitdem wahr gewordene Prophezeiung aussprechen: „Doch diese schöpferischen Heldengedichte werden schon mit der Zeit verschwinden, wenn dieses jetzige fast allgemeine Sinnenfieber wird nachgelassen haben“: das Publicum unterschrieb in Masse Herders Behauptung, wenn er neben allerlei Ausstellungen im Einzelnen erklärte, daß der Messias nächst Luthers Bibelübersetzung das erste classische Buch unsrer Sprache bleibe. Es las seinen Klopstock neben der Bibel als Erbauungsbuch, es verzückte sich mit seinen Engeln und Seelen durch alle Welten, und überließ sich gern den süßen Täuschungen der Einbildungskraft, weil ja die Elemente zu des Dichters Phantasien doch in der Schrift und kirchlichen Glaubenslehre lagen. „Ein Theil der Offenbarung“, sagt Klopstock in der Abhandlung von der heiligen Poesie, „besteht meistens nur aus Grundrissen. Der Dichter studirt diesen reichen Grundriß und malt ihn nach den Hauptzügen aus, die er in demselben gefunden zu haben glaubt.“

Eingeengt durch die kirchliche Schrifterklärung, und frei allein wo die Bibel schweigt oder sich mit schmuckloser Einfachheit begnügt, in sofern also gegen Homer und jeden Dichter im Nachtheil, welchen bei Schilderung seiner Götter kein Dogma bindet und die breite Welt reicher sichtbarer Begebenheiten zur Darstellung einladet, — hatte er vor den meisten doch die Größe, Wichtigkeit und Erhabenheit seines Stoffes nach dem Urtheile der Christenheit und somit deren Theilnahme an seinem schon vom Gegenstand geweihten Unternehmen voraus.

Durch Tapferkeit und Einsicht dem griechischen Namen Ehre zu machen, durch Bürgertugend und Tüchtigkeit die

Ueberlegenheit ſeines Volksſtammes über das Barbarenthum zu bewähren, und alle Kräfte des Leibes und der Seele zur ſchönen Geſtaltung des irdiſchen Lebens zu bilden, betrachtete als Aufgabe jedes Wackern der Hellene. Sein Heldenjüngling Achilleus, der kurze ruhmvolle Tage für ein langes unberühmtes Leben mit freier Wahl eintauſcht, ſein erfindungsreicher Odyſſeus, der in den Armen der Göttin vor Sehnſucht nach der ſterblichen Gattin ſchmachtet, ſein weiſer Neſtor, der als Greis mit klugem Rathe die raſche Jugend unterweiſt und mit elegiſcher Stimmung über des Menſchen Vergänglichkeit die ehemals blühende Kraft ſich zurückwünſcht, kurz alle Ideale, welche aus ſeiner Mythenzeit dem Griechen als Leitſterne eigenen Lebens vorſchwebten, weiſen ihn zurück auf dieſes irdiſche Daſein, in welchem der Menſch ſeine Beſtimmung erfülle; das Jenſeits iſt ihm ein trübes Schattenland, eine nebelige Traumwelt, eine ſchwache Fortſetzung der feſtgegründeten Zuſtände auf dieſer Erde. Das Loos des armen Taglöhners unter der Sonne ſchien ihm den Vorzug zu haben vor der Herrſchaft über alle Todte in der Unterwelt. Der kirchliche Chriſt dagegen betrachtet die durch Adams Fall verunreinigte und aus einem Paradieſe in einen wüſten Kampfplatz der Sünde und des Elends, in einen unheiligen Todtenacker aller ihrer Kinder verwandelte Erde, dieſe „vom Donnerworte des Fluchs zerſtörten Gefilde“, allein als einen Prüfungsort ſeines Glaubens, als eine armſelige Herberge, in der er nicht heimiſch werden dürfe, als eine dürre Wüſte, in deren Mühſal ihn nur das Manna von oben und die Hoffnung auf das verheißene Kanaan aufrecht hält. Der kirchliche Chriſt verſchmäht den Ruhm der

Großthaten, verachtet die Weisheit dieser Welt, belächelt die Sorgen und Entwürfe dieser Zeitlichkeit als eitel Gaukelspiel, und sucht seine Gedanken und Empfindungen abzuhalten von diesem gleißenden Scheine der Sinnlichkeit zur Aufnahme eines Zustandes, in welchem die durch Christi Blut aus der Verdammniß losgekaufte Seele im Anschauen und Lobpreisen Gottes und in reinerer Erkenntniß der religiösen Geheimnisse selig sei.

Wollte also der Dichter die große That der Welterlösung, die für den Gläubigen wichtigste Begebenheit der Weltgeschichte, in damals volksthümlichem, d. h. kirchlichem Sinne behandeln, so mußte er den Blick mehr aufwärts gerichtet halten nach jener Welt, wo der Christ dereinst mit den Seligen und Engeln in verklärter Gestalt verkehren wird, als herab auf das materielle Treiben der Weltkinder. Wollte er, daß sein Gesang im christlichen Sinne unsterblich sei durch seinen Inhalt, so mußte er den Mittelpunkt seiner Religion, den stellvertretenden Tod des Gottessohnes, zum Mittelpunkt seiner Dichtung machen, und zum Nachweise der unaussprechlichen Größe solchen Liebesdienstes hier die Hoheit schildern, aus welcher der Erhabene in diese Niedrigkeit herabgestiegen, dort die namenlosen Leiden, die er als Sühnopfer der ganzen Menschheit ertragen, um den Gerechtigkeit des zürnenden Vaters genug zu thun; hier den fürchterlichen Abgrund der Verdammniß malen, die uns ohne seine Erlösung erwartet hätte, dort die Herrlichkeit der himmlischen Wonne, an welcher er den Seelen der Christen einen aus Gnaden gewährten Antheil errungen habe. So erfüllte Klopstock die Forderung, die er selbst an den Dichter der heiligen

Poeſie ſtellt: „er bringt uns mit ſchneller Gewalt dahin, daß wir ausrufen, uns laut freuen, tiefſinnig ſtehen bleiben, denken, ſchweigen; oder blaß werden, zittern, weinen.“

Iſt dieſe Anſicht von dem Zuſammenhange des Klopſtockiſchen Meſſias mit der proteſtantiſchen Kirchenpoeſie richtig und iſt derſelbe naturgemäß aus dieſem Boden erwachſen als Blume und höchſter poetiſcher Abſchluß, ſo hat man es ihm mit Unrecht zum Vorwurf gemacht, daß er uns mehr unter Engel, Teufel und abgeſchiedene Geiſter als unter Menſchen führe, daß er neun Zehntheile ſeiner Verſe mit Lobpreiſungen ausfülle und mit Schilderung des Unnennbaren ſich abquäle, ſtatt den Erlöſer ſeinem Volke gegenüber zu zeigen und in menſchlich großen Handlungen ſeine Göttlichkeit zu entfalten.

Ich gebe zu, es wäre das Gedicht mannigfaltiger, für uns anziehender, lesbarer, aber es wäre minder chriſtlich, minder organiſch der Geiſtesentwicklung unſeres Volkes entſproſſen, minder welthiſtoriſch, minder epiſch im geſchichtlichen Sinne, wenn auch epiſcher im äſthetiſchen. Warum iſt Milton, der claſſiſche Dichter des verlorenen Paradieſes, mit ſeinem wiedergewonnenen geſcheitert? Hauptſächlich deshalb, weil er die Erlöſung nicht von dem Tode des Meſſias ableitete und ſeine Betrachtungen an die Verſuchungs- ſtatt an die Leidensgeſchichte knüpfte. Dieſer philoſophiſche Tugendheld, ſagte ſich die Chriſtenheit, iſt nicht unſer Erlöſer. Und doch ſpricht auch im verlorenen Paradieſe Adam mit einer Feinheit und Erfahrung, wie nur immer ein gewandter Denker unter des Engländers Zeitgenoſſen. Wohl! aber die reflectirenden Partien, in denen Adam die ganze Menſchheit voraus

nimmt, ſind auch nicht die ſtarke Seite an Miltons berühmtem idylliſchem Epos. Die Schilderungen der paradieſiſchen Erde, der weiblichen Schönheit, der jungen Gattenliebe, die entwickelten Momente des Uebergangs von der Unſchuld zur Sünde ſind es, was uns das engliſche Meiſterwerk werth macht, und um deſſentwillen wir Adams Grübeleien, ſammt den langen Berathungen im Höllenreiche, den Erzählungen Raphaels über die Götterſchlacht, den Geſichten, in welchen Michael dem Vater der Menſchen die Weltgeſchichte entrollt, geduldig mit in den Kauf nehmen. Gewiß hatte die Maſchinerie von himmliſchen und hölliſchen Geiſtern, deren ſich der große Engländer bei Geſtaltung ſeines Werks bediente, auf Klopſtock einen ſehr bedeutenden Einfluß, da er mit Bewußtſein als ſein Nebenbuhler in die Schranken trat; indeß war ſie dem Dichter des Meſſias durch ſeinen Stoff weit mehr geboten als dem des Sündenfalls, weil die Sünde ja des Menſchen eigenſte Schuld ſein ſoll, aus der Verdammniß dagegen ihn der Herr der himmliſchen Heerſchaaren loskaufte. Aber bei alledem könnte man wetten, daß Miltons verlorenes Paradies heutzutage eher ſechs befriedigte Leſer fände, als Klopſtocks Meſſias einen einzigen. Abgeſehen davon, daß wir philoſophiſchen Betrachtungen immerhin bereitwilliger folgen, als ſeraphiſchen Verzückungen, abgeſehen davon, daß wir zu Adams und Evas rein menſchlicher Natur weit mehr Beziehungen haben, als zu des Meſſias göttlicher, ſo iſt Klopſtock ſchon deshalb gegen den Engländer im Nachtheil, weil das Thema des letztern faßlich, das ſeinige aber unbegreiflich war und über menſchliche, ja über der Engel Erkenntniß hinauslag. Der Eintritt der Sünde in

die Welt wird nirgends in der Kirche als ein Geheimniß bezeichnet, wohl aber die That der Erlösung. Den alten Streit über die Verbindung beider Naturen in Christus hatte sie durch eine Formel geschlichtet, die das Verständniß der Sache um nichts förderte; die gefährliche Klippe, daß der Monotheismus im Christenthum in Dreigötterei ausarte, war gleichfalls allein durch das Zauberwort des Mysteriums umschifft; der Widerspruch der unendlichen Gerechtigkeit und Barmherzigkeit in Gottes Natur nur durch das bedenkliche Auskunftsmittel der freiwilligen Opferung seiner selbst beseitigt; die Zweifel über den wirklichen Leib Christi nach der Auferstehung, sowie über die gleichzeitige Auferstehung von Heiligen, sogar durch die biblische Erzählung hervorgerufen. Warum spricht meist die zweite Hälfte des Messias weniger an als die erste? Minder weil, wie man glaubt, das Feuer den Dichter verlassen, minder auch weil sich eine hohe Anspannung nicht auf die Dauer ertragen läßt, als vielmehr vor allem deßhalb, weil dort der göttliche Träger der Handlung noch weit mehr von seiner menschlichen Persönlichkeit eingebüßt hat, weil sich seine Erscheinung auf Erden, sein Verkehr mit den Seinigen allzusehr in's Geisterhafte verflüchtigt.

Wie günstig war sein Stoff für Milton, wie ungünstig für Klopstock! Die paradiesischen Zustände, das goldene Weltalter luden von selbst zur Malerei ein; Klopstock dagegen sollte das Uebermenschliche menschlich schildern, das Unbegreifliche in menschliche Bilder und Worte fassen unter der beständigen Bedenklichkeit, er möchte an seiner Führerin, der Offenbarung, sich versündigen, und in dem Bewußtsein, daß Wort und Bild matt seien als Ana-

drucksmittel der Sache. Daher sein immer erneutes Anlaufen und Verzagen, daher seine vielen Gebete an die Sionitin, seine Muse, und an Gott, daß er ihm sein Stammeln vergeben möge, daher seine mancherlei Wendungen, um die Hoheit und Tiefe des Erlösungswerkes annäherungsweise zu bestimmen.

Aber, o Werk, das nur Gott allgegenwärtig erkannte,
Darf die Dichtkunst sich auch aus dunkler Ferne dir nähern?

fragt er sich schüchtern gleich im Eingange.

Auf beiden Seiten ist Abgrund!

sagt er, wohlbekannt mit den Schwierigkeiten seines Wagnisses,

Da zur Linken: ich soll nicht zu kühn von dem Göttlichen singen,
Hier zur Rechten: ich soll ihn mit feir'licher Würdigkeit singen,
Und ich bin Staub!

Da spricht Eloa, der höchste der Engel, der Herold Gottes, der dem Throne des Allerheiligsten am nächsten steht:

Ich vertiefte
Mich Jahrtausende schon, das künftige Wunder zu lernen,
Es nur dunkel zu lernen, nicht auszuforschen; doch irrt' ich.

Und so wiederholt sich bei jedem Hauptmomente der Erlösungsgeschichte das Geständniß der Unfähigkeit zur Erkenntniß und Darstellung. Der Erlöser hält geheimnißvolle Gespräche mit dem Vater, von hohem, tiefsinnigem Inhalt, selbst den Unsterblichen dunkel. Ich will leiden, sagt er, was keine Seraphim fassen, und so nennt dem Seraph sogar kein Name im Himmel und keine Sprache der Engel seine eigene Empfindung beim Anblick dieses Leidens. Jesus trat an's Kreuz, hielt seine Hand vor's Antlitz und sagte, was kein Seraph vernahm und kein Erschaffner verstünde. Auszusprechen was jetzo geschah, sagt Klopstock

nachdem er deſſen Auferſtehung mehr angedeutet als beſchrieben,

mit dem Liede von fern nur
Dieſer Höhe zu nahn, davon wie der leiſere Nachhall
Nur zu ſtammeln, von jener Wonne, Erſtandner, von deiner!
Und von deren Freude, die jetzt dich ſahen, zu kühn iſt
Dieſer feurige Wunſch . . .

Sogar die Folgen der Verſöhnung ſang ihm die Sionitin nur nach einem Geſichte Adams vom Weltgericht; faſt entſank ihr die Harfe und die Krone bebt' um ihr fliegendes Haar.

Tauſend Gedanken erflog mein Geiſt nicht, (fügt der Dichter hinzu) zu tauſenden fehlt mir
Stimm' und Geſang; und tauſendmal tauſend verbarg ſie dem Hörer!

Es iſt wahr, er hätte ſich viele ſeiner Ueberſchwänglichkeiten erſparen können, wenn er weniger Empfindungen ausgedrückt, wenn er mehr mit Kühnheit ſeinen Gegenſtand beherrſcht, als ſcheu angebetet hätte, wenn er Miltons epiſcher Ruhe mehr als Händels muſikaliſcher Bewegtheit gefolgt wäre; aber ein Epos im gewöhnlichen Sinne des Wortes hätte ſich über dieſes Thema auch ſo nicht ſchaffen laſſen, es hätte denn der Dichter mit der Kirche brechen, alſo ſeinen geſchichtlichen Zuſammenhang mit der Chriſtenheit aufgeben, und der Ausbildung des Dogma zuwider den Meſſias in einfach ſchöner hoher Menſchlichkeit darſtellen müſſen, als Lehrer, der die religiös-ſittlichen Vorſtellungen ſeines Volkes berichtigt und durch Ermunterung und Beiſpiel die Denkart der Seinigen umſtimmt, als Wohlthäter der Leidenden, der die Kranken heilt, als Freund reuiger Sünder, der lieber Verzeihung

als Strenge übt, als erhabenen Dulder für seine Lehre, der durch den Tod seine Ueberzeugungstreue besiegelt und seine Kirche begründet. Diesen rationalistischen Jesus wenn ein Dichter von Göthes Geist in Wechselbeziehung zu Jüngern und befreundeten Frauen, zu Pharisäern und Saducäern, zu hingebenden und widerstrebenden Elementen aus der Mitte seines Volkes, zu einzelnen Römern und Griechen lebend, lehrend, leidend und sterbend gebracht hätte, er hätte vielleicht eine neue Gestalt des Versöhners geschaffen, welche typisch geworden wäre, wie in der Malerei dessen Gesichtszüge; seine Dichtung würde vielleicht auf die Gegenwart noch einen vermittelnden Einfluß üben und die streitenden Parteien zur Eintracht rufen.

Indeß verlangen wir nicht das fast Unmögliche. Im naiven Alterthume konnte ein Dichter seinem Volke Göttergestalten geben, in der Neuzeit aber, die in religiösen Zwisten herangewachsen mit Eifersucht über ihren Glauben wacht, würde selbst der objectivste Poet an der Starrheit und dem Widerspruche der geltenden Theorien gescheitert sein. Danken wir vielmehr dem großen Klopstock für die eigenthümliche Wirkung, daß er mit seinem Epos die Religion wieder in Fluß gebracht und aus einem Gegenstande des Verstandes in ein theures Eigenthum des Herzens verwandelt hat. „Die Religion", sagt er in der vorhin angeführten Abhandlung, „ist in der Offenbarung selbst ein gesunder männlicher Körper. Unsere Lehrbücher haben ein Gerippe daraus gemacht." Es ist kein geringes Verdienst, in eben jenen Tagen, wo die Frivolität jenseits des Rheines jedes Band mit dem Ueberſinnlichen löste, wo die hohe Gesellschaft in

Deutſchland ihr nachahmte, und unter der Firma der Aufklärung zugleich auch der Sitte Hohn ſprach, mit einer groſsartigen Dichtung einen ſtarken Damm gegen jenen Sturm errichtet und deutſche Gemüthstiefe vor der ſpülenden Welle freigeiſteriſchen Spottes gerettet zu haben. Klopſtock hat durch ſeinen Meſſias dem Umſichwuchern des Franzoſenthums nicht mindern Eintrag gethan, als die nachfolgenden Kritiker, welche es theoretiſch verfolgten. Die ſentimentale Weichheit der Gefühle, die nicht allein in dem Verhältniß der Geſchlechter, die auch in den Freundſchaftsbündniſſen der Männer überhand nahm, und in dem Klopſtockiſchen Kreiſe ſelbſt ein Vorbild hatte, fand allerdings neben engliſchen Einflüſſen ihre ergiebigſte Quelle ebenfalls im Meſſias. Semida und Cidli ſind himmelnde Vorläufer von Werther und Lotte. Die mächtige Empfindungsgluth, die der Dichter für das Göttliche anfachte, verbreitete nothwendig ihre Wärme auch über das Menſchenleben; und wenn uns jetzt in unſerer Nüchternheit jene Rührungen und Herzensergießungen als unnatürlich erſcheinen, ſo vermag doch dieſer veränderte Geſchmack keineswegs darzuthun, daß in unſerer Blaſirtheit ein gröſseres Maß von Würde liege oder von Menſchenglück. Vater Gleim öffnete noch als Greis ſeine Arme gättlicher Freundſchaft wie ein Jüngling, indeß bei uns oft ſchon die Jugend fröſtelt von der ſelbſtiſchen Kühle des Alters.

Nach Ablauf unſerer groſsen Literaturepoche, wo uns ſeit dem erſten Aufflammen eines regern Geiſtes in Deutſchland ein übervolles Jahrhundert zum Ueberblick vorliegt, ſehen wir in der Klopſtockiſchen Empfindſamkeitsperiode eine nothwendige Vorbereitung der Gemüther

zur begierigen Aufnahme des Classischen. War doch der deutsche Boden ganz zusammengesunken von Sturzregen und Wasserschwall erst der Schlesischen, dann der Gottschedischen Poeten. Was konnte er da tragen ohne künstliche Auflockerung als die Canitz und Hagedorn, Haller und Gellert und andere anspruchslos blühende Feldblumen? Was nützte sonderlich viel jene Ahnung des Bessern, welche die frommen Schweizer aus fleißiger Lectüre der Engländer gesogen hatten? Bodmers Nachen hätte bei all seinem Vertrauen auf den Herrn uns nicht gerettet aus den Nöthen der poetischen Wasserfluth. Erst Klopstock war der rechte Noah, mit welchem der heilige Geist der Poesie den ewigen Bund schloß. Da fühlte sich der Deutsche zum erstenmal erlabt und beseligt, als er ihm einen Becher nach dem andern reichte von seinem Feuerwein; und wenn nun der Kelterer selbst sich berauschte an der Frucht seiner Pflanzung und wer davon schlürfte mit ihm vor Hochgefühl überfloß, wer verzeiht nicht gern diesen Altvätern eines neuen Geschlechtes die zärtliche Schwärmerei ihrer bacchischen Begeisterung? Haben wir doch seit Klopstock die Gewißheit, daß fortan keine Sündfluth schlechter Dichter uns ersäufen soll.

So schwer freilich das höhere Mannesalter sich zurückzuversetzen weiß in die phantastisch sentimentale Denkart der eigenen Jugend, so weit liegt jetzt von uns jenes Lächeln, Entzückt- und Gerührtsein, jenes Weinen, Zittern, Beben und Schauern, jenes zärtliche Umarmen und Zerfließen vor Wehmuth und Wonne, das in der Messiade bei jedem Anlaß Menschen wie Engel befällt. Da eilen zwei Engel mit brünstig eröffneten Armen gegen einander

und zittern vor Freude. Da weint ſogar der ewige Vater ſtille die andere Thräne, als er ſich aufmacht, mit dem Sohn in's Gericht zu gehen; er weinte die erſte, da Adam verflucht ward. Da zählt Eloa die menſchenfreundlichen Thränen, die Jeſus weint. Da weint Petrus bei den eignen Worten: Du biſt Chriſtus, der Sohn des lebendigen Gottes, und die Engel, die ihn hörten, weinten auch, als er vor unausſprechlichen Seufzern die Worte kaum ganz ſprach. Da weinen die Seelen mit Thränen der Engel, daß der Richter den Tag der Rache verzögere. Daß die Frauen und Jünger weinen über ihres geliebten Meiſters Hingang, finden wir natürlich. Aber als hätte er noch nicht genug gehabt an dieſer durch alle Stufen des Menſchlichen und Göttlichen gleichmäßig vertheilten Weichheit, ſo concentrirte er ſeine Vorliebe für's Elegiſche noch in einzelnen Geſtalten und verſorgte dieſe damit bis zum Uebermaß. So zärtlich und fühlend, als die Seele des ſtillen Lebbäus, ſind wenige geſchaffen. Schon in der erſten Kindheit weinte er mehr, als die Sterblichen weinen, wenn ſie mit dunkler Empfindung den Tod von ferne ſchon fühlen. Bei jeder Thräne, die Freunde vergoſſen, bei jedem Schmerze der Menſchen empfindlich, brachte er ſeine Jugend voll Traurigkeit hin. Als nun vollends die Entſcheidungsſtunde über das Leben ſeines Meiſters naht, da wankt und zittert er halb ohnmächtig umher, mehr Schattenbild als lebendiger Jüngling. Endlich damit auch dem Reiche der Hölle der Anſpruch nicht mangle auf unſer bebendes Mitgefühl, ſchuf Klopſtock in der großartigen Geſtalt des Abadonna einen Geiſt, der von Anbeginn an wider Willen zur Empörung gegen den

Herrn hingeriſſen und faſt ſeit ſeiner Erſchaffung in Thränen der Reue aufgelöſt, einſiedleriſch, finſter und traurig an Satans Throne ſitzt, von Fürſten und Pöbel der Hölle verachtet und geſchmäht als feig geſinnter Sclave, verbannt aus dem Umgang mit reinen Geiſtern, beſonders auch, was ihn am meiſten ſchmerzte, mit Abdiel, ſeinem zärtlich geliebten Bruder. Seit Jahrhunderten ſah er die Welt nicht, weil er ſich ſtets in ſein Elend vertieft in Einſamkeit einſchloß. Nun naht er ſchüchtern und durchdrungen von Schmerzgefühl über ſeine Unwürdigkeit, den Erlöſer ach zwar der Menſchen, nicht aber der gefallenen Engel zu ſehen. Haben ſich doch Satan und Adramelech, verruchte Entſchlüſſe im Herzen wälzend, in deſſen Nähe wagen dürfen, warum ſollte ihm nicht vergönnt ſein zu ſchauen, anbetend zu weinen und zu verzweifeln? Er ſieht ihn am Oelberg leiden, ſieht ihn am Kreuze bluten, und wie er mitten in der Engelſchaar ſcheu und ſchüchtern im Bewußtſein ſeiner Verworfenheit das Auge auf den Göttlichen gerichtet hält, da glaubt er wenigſtens vertrauensvoller das Gebet um Vernichtung ausſprechen zu können. Denn vergebens hatte er aus eigner Kraft dem Tode ſich entgegengeworfen, als er auf einen dampfenden Erdkreis ſtürzte. Genau betrachtet iſt Abadonna, eine von den Lieblingsgeſtalten des damaligen Publikums, kein Teufel, ja er iſt beſſer ſogar als die meiſten Menſchen; ſelbſt der Seraph ſagt:

Es umgeben das Kreuz noch größere Sünder als er iſt.

Dieſes furchtbare Gefühl der Gottverlaſſenheit, dieſe namenloſe Reue über den einſtigen Fehltritt, dieſes trübſelige Einſiedlerthum, dieſes ſehnſüchtige Verlangen nach dem Anſchauen des Gottesſohnes, dieſes erſchütternde Ver-

zweifeln an der Möglichkeit einſtiger Rettung heben ihn weit weg über die ſtolzen, verſtockten Genoſſen der Hölle. Milton, welchem Klopſtock in ſeiner Schilderung der hölliſchen Geiſter ſonſt ziemlich genau gefolgt iſt, legte in Satan ſelbſt die Empfindung zeitweiſer Reue und die Sehnſucht nach dem verlorenen Glück. Klopſtock perſonificirte in Abadonna jene edlern menſchlichen Regungen; ſo gewann er für deſſen ſchlimme Geſellen den unbeugſamen teufliſchen Trotz, und ſchuf zur Rührung ſeiner Leſer eine poetiſche Figur, wie noch nie eine dageweſen. Ein bußfertiger Teufel, der in eben dem Maße die Qualen der Zerknirſchung vergrößert fühlt, als die Kräfte der mächtigern Geiſter über die menſchlichen hinausreichen! Wird Abadonna ſelig werden? fragte man ſich wie um eine wirkliche Perſon ängſtlich um ſein Schickſal. Und bekanntlich bat ein orthodoxer Pfarrer, charakteriſtiſch genug für die Milde jener Denkart, den Dichter, ihn doch ja nicht ſelig zu machen. Aber unbekümmert um die Stimme der Zeloten, welche um jeden Preis feſt hielten an der Ewigkeit der Höllenſtrafen, läßt Klopſtock einſt am Tage des Weltgerichts vom Throne Gottes die Stimme ſchallen: Komm Abadonna zu deinem Erbarmer! Freilich der Arme hätte des Herrn Mitleid weit früher verdient, früher ſogar als die Menſchen, wenn nur die excluſive Richtung des kirchlichen Chriſtenthums ſolch eine Ketzerei zuließe.

So gewann Klopſtock durch gewaltſame Anregung der empfindſamen Seite des Gemüthes der Religion wie der Poeſie warme Anhänger; er machte die Dichtkunſt bei ſeinem Volke in doppelter Weiſe zur Herzensſache, und weckte ſo zuerſt die überaus große Empfänglichkeit für

poetiſche Werke, welche die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts auszeichnet. Als wäre ein Gedicht ein Ereigniß, ſo wichtig nahm man von nun an die Sache, und ein Dichter erhielt in der Achtung des Publikums nahezu die höchſte Stelle.

Nicht minder als durch Rührung warb Klopſtock ſeiner Dichtung Freunde durch deren erhabenen und pathetiſchen Charakter. Das Hohe fließt bei ihm aus der nehmlichen Quelle wie das Sentimentale, nämlich aus der Theilnahme ſeines Herzens an einem Stoffe, den er mit dem Verſtande nicht bewältigen kann. Die Thatſache der Erlöſung, ſo wichtig, ſo folgenreich, und doch ſo unbegreiflich, ſo alles Maß menſchlicher, ja engelhafter Einſicht überſteigend! Da bleibt nichts übrig als entweder Thränenſtröme gerührten Dankes zu vergießen, oder zu ſtaunen, zu preiſen, anzubeten, oder vielmehr die Wogen des Gemüthes bald nach dieſer Richtung ſchlagen zu laſſen, bald nach jener. Wie populär bei den Deutſchen jenes Schweifen in's Unendliche, jenes körperloſe Emporflattern über menſchliche Maße von Raum und Zeit macht, ſehen wir noch heute aus der Wirkung von Schillers Jugendgedichten, der bei Klopſtock in die Schule ging. Auch nach der pathetiſchen Seite hin, wie nach der empfindſamen hat Klopſtock gewiſſe Lieblings-Wendungen. Dahin gehören die immer wiederkehrenden großen Gedanken, auch wo man nichts Großes nachdenken kann, die Blicke, die ſich mehr ahnen laſſen als beſchreiben, der Tiefſinn, der ſogar ſich bis auf die gefallenen Geiſter erſtreckt; ſelbſt dem ſchlimmſten der Teufel, Adramelech, wird „ermüdender Tiefſinn“ zugeſchrieben, und auch Gott ſieht tiefſinnig hernieder.

Aber im Grunde genommen ist das Gepräge der Erhabenheit dem ganzen Werke aufgedrückt. Es liegt schon in Ton und Färbung der durchweg rhetorischen Sprache, in den beliebten Steigerungen des Ausdrucks, in der Manier, die bei aller weitläufigen Schilderei noch auf Größeres, Unaussprechliches hinweist. Es liegt eben so in des Dichters Weltanschauung, der die Erlösung der Menschheit mit der ganzen Schöpfung in Verbindung bringt; der mit Sonnen und Sternen spielt wie mit Bällen und mit kühnem Fluge alle Räume des Alls durchfliegt; der die biblisch christlichen Vorstellungen von Himmel, Erde und Hölle durch die Ergebnisse astronomischer Wissenschaft erweitert und mit jener poetischen Freiheit des Gläubigen die Welten bald stille stehen und feiern, bald gegen ihre sonstigen Gesetze dahin rollen läßt zur Verherrlichung der Großthat des Gottessohnes; der Himmel und Hölle, Engel, und Teufel, Seelen verstorbener und neugeborener Menschen zu Zuschauern und Mitspielern macht bei dem größten Trauerspiele der Schöpfung. Insbesondere aber ist er auch bemüht einzelnen Situationen einen erhaben-pathetischen Ausdruck zu leihen. Berühmt und allbekannt ist z. B. gleich im ersten Gesang jenes Zweigespräch des Sohns mit dem Vater, wo der erstere seine Rede mit den Worten schließt:

Ich hebe gen Himmel mein Haupt auf,
Meine Hand in die Wolken und schwöre dir bei mir selber,
Der ich Gott bin, wie du; ich will die Menschen erlösen!

und der letztere feierlich antwortet:

Ich breite mein Haupt durch die Himmel,
Meinen Arm durch die Unendlichkeit aus, und sag': ich bin ewig!
Sag' und schwöre dir, Sohn: ich will die Sünde vergeben!

Und während die Ewigen ſprachen, ging durch die ganze Natur ein ehrfurchtsvolles Erbeben:

Seelen, die itzt wurden, die noch nicht zu denken begannen,
Zitterten und empfanden zuerſt. Ein gewaltiger Schauer
Faßte den Seraph, ihm ſchlug ſein Herz, und um ihn lag wartend,
Wie vorm nahen Gewitter die Erde, ſein ſchweigender Weltkreis.
Nur in die Seelen zukünftiger Chriſten kam ſanftes Entzücken
Und ein ſüßbetäubend Gefühl des ewigen Lebens.

Zuweilen wandelt ſich das Erhabene zum Gräßlichen, wie in jener Beſchreibung des Gerichts, das der Erlöſer über die gefallenen Geiſter hält, wo dieſe ihre Gebeine für Gerippe achten und Magog dem Moloch zuruft: Zermalm' mein Gebein mir, ich zermalme dir deins; das übrige, wenn wir nun ſinken, werden die Donnerſtürme zerſtreuen! Aber ihre Anſtrengung iſt vergebens, ihr qualvolles Daſein unzerſtörbar. Ein andermal beruht die Erhabenheit auf dem Contraſte der Wirkung mit der Urſache. Mit dem Laute, womit Satan, der Läſterer, endigte, rauſchte vor den Fuß des Meſſias ein wehendes Blatt hin. Am Blatte hing ein ſterbendes Würmchen. Der Gottmenſch gab ihm das Leben. Aber mit eben dem Blick ſandt' er dir, Satan, Entſetzen. Liegt in dieſem Beiſpiele das Erhabene in dem entgegengeſetzten Erfolge eines ſtillen Blickes, ſo beruht es im folgenden auf Schilderung mächtiger Bewegtheit des Gewaltigen. Als Jehovah gegen den Sohn herab ins Gericht zog, folgte ihm über den Sonnenweg auf glänzendem Wagen Eloa.

Seraph Eloa ſtand hoch auf dem Wagen. Ihm kam in ſein Antlitz
Durch die Himmel ein tauſendſtimmiger Sturmwind entgegen.
Da erklangen die goldenen Achſen, da flog ihm ſein Haupthaar
Und ſein Gewand wie Wolken zurück. Mit muthiger Stärke
Stand der Fuß des Unſterblichen da. Er hielt in der Rechten

Ein Gewitter empor. Bei jedem erhabnen Gedanken
Donnert' er aus dem Gewitter hervor, und folgte Jehovah
Tauſend Sonnenwege; (der Raum von Sonne zu Sonne
Iſt von jedem das Maß!) die Entfernung folgte der Seraph.

Häufig bedient er ſich, um die Wirkung des Pathetiſchen hervorzurufen, der rhetoriſchen Steigerung, z. B. wenn Satan von der Abſicht des Meſſias ſpricht, die in der Hölle leidenden Menſchenſeelen zu erlöſen, und ihre Qual alſo ausdrückt:

Ja euch auch, ſo die ewige Nacht im Abgrunde quälet,
Und in der Nacht ein ſtrafendes Feuer, im Feuer Verzweiflung,
In der Verzweiflung ich, euch will er vom Tode befreien;

oder er wendet die Figur der Wiederholung an, wodurch indeß die Rede ſich mitunter in bloßes Wortgeklingel verliert, z. B. in den gehäuften An- und Ausrufungen bei Gebeten, oder in Schilderungen, wie dieſe:

Es ſank ihm,
Und er blutet', es ſank ihm ſein Haupt, er blutet', es ſank ihm
In die Nacht hin ſein heiliges Haupt; oder:

Es ſchaute Jehovah, ſchaut' und hielt die Erde, die ſank, es
ſchaute Jehovah,
Siehe der ſein wird und ſein wird, auf Jeſum Chriſtum
herunter.

Dergleichen Stellen ſind oft gerade von ſchwächerem Eindruck, weil die Abſicht zu bewegen gar zu deutlich hervortritt. Wahrhaft theatraliſche Effekthaſcherei liegt z. B. in jenem Auftreten des Joſeph von Arimathia, wenn er den verſammelten Jüngern ſeinen Freund Nicodemus, der Chriſti Dornenkrone bringe, in folgendem Dialoge anmeldet:

Nicodemus, mein Freund, kam auch und wartet zitternd,
Ob ihm hereinzutreten vergönnt ſei. Er trägt . . ach Joſeph,
Beſter Mann, was trägt er? was trägt er, Joſeph? . . Ich
ſah es,
Ja ihr leidet zu viel! und ach, was würdet ihr leiden!

Nein er muß ſich wenden und fliehn! . . Was trägt er? was iſt es?
Joſeph, was trägt er? . . Ihr dankt mir's noch, ich geh und ich bitt' ihn,
Daß er ſich wend' und entflieh! Er bringt . . . die blutige Krone!

Zu ſolch' geſuchten Mitteln der Redekunſt rechne ich auch das verbindungsloſe Aneinanderreihen einzelner Zeitwörter, womit er zuweilen ganze Verſe füllt, z. B.

Standen, knieten, dachten, verſtummten, beteten, weinten; oder: Ruſts, trank, dürſtete, bebte, ward bleicher, blutete, ruſte.

Wechſel und Verſchmelzung des Sentimentalen und Pathetiſchen bildet alſo den poetiſchen Grundcharakter der Meſſiade. Dieſer Charakter offenbart ſich auch überall in den Vergleichen und Bildern, die als ein weſentlicher Schmuck der epiſchen Dichtung noch eine etwas nähere Betrachtung verdienen. Man hat es mit Recht rühmend hervorgehoben, daß Klopſtock kein einziges Bild dem Homer entlehnt habe. Aus den Bildern Homers und Klopſtocks den innern Unterſchied ihrer Dichtungen nachzuweiſen, wäre eine dankenswerthe Aufgabe. Das Ergebniß freilich bliebe dasſelbe, das uns auch aus den ſonſtigen Merkmalen beider in die Augen ſpringt: Homers objective Darſtellung wurzelt in treuer Auffaſſung der Natur und des Lebens, ſie iſt ein reiner Spiegel ſeines Landes und Volkes, ein völlig wahres Abbild des heroiſchen Griechenthums, aus deſſen Zügen die maßvolle echt humane Anlage dieſes glücklichen Stammes ſpricht; Klopſtocks völlig ſubjective Kunſtdichtung trägt die Färbung des die körperliche Hülle möglichſt abſtreifenden chriſtlichen Glaubens, wie er ſich in der Seele eines gemüthvollen, phantaſiereichen proteſtantiſchen Dichters

gestaltet hatte, der geschult an classischen Mustern und bekannt mit Philosophie, Geschichte und Naturkunde der neuen Zeit alle Gegensätze der Reflexion mit aufnahm, welche den schlichten Verlauf epischer Darstellung gefährden. Homer entnimmt seine Vergleiche der Natur seines Landes und zeichnet diese Miniaturgemälde mit täuschender Wahrheit; seine Zusammenstellungen des Menschenlebens mit dem Wirken der Elemente, mit den Aeußerungen der Thierwelt sind eben so einfach, als treu und plastisch. Auch Klopstock wählt nicht selten seine herrlichen Bilder mit homerischer Einfalt aus den Erscheinungen der Natur. Wenn er z. B. Satans Denken vergleicht mit den Wettern, die langsam und verweilend auf hohen Bergen sich lagern; oder Philos Zorn mit einer Wetterwolke, die mit den meisten Donnern bewaffnet von den andern sich losreißt und Fluren wie Städte verwüstet; oder die wenigen Treuen mit einsamen Cedern, die nach dem Orcane noch stehen; oder die Reden der Geheilten gegenüber dem Geschrei der tobenden Menge mit dem Rufen eines Kindes im Walde während des Sturmes; oder die Einsamkeit Golgathas nach Jesu Tod mit der eines öden Schlachtfeldes; oder Magdalenas Sehnsucht nach dem Anblick des Auferstandenen mit dem schreienden Reh, das die Quelle sucht: so stehen dergleichen Bilder den homerischen in Nichts nach an schöner Natürlichkeit. Etwas complicirter werden schon diejenigen, denen er biblischen Anstrich leiht, oder die er der heiligen Geschichte entnimmt. Gabriels Geist hob sich voll Andacht durch das Harfenspiel des Seraphs Eloa, wie der Ocean aufwallt, wenn auf ihm die Stimme des Herrn in Sturmwinden wandelt; Abadonnas Thränen

ſtrömten, wie das rinnende Blut, das von Bethlehems Bergen floß, da die Säuglinge ſtarben; Chriſtus aß mit den Seinen in derſelben Stimmung das Oſterlamm, wie Joſephs Stimmung war, als er von ſeinen Brüdern hörte, daß ſein Vater noch lebe. Solche Vergleiche ſind an ſich minder faßlich, weil hiſtoriſchen Erinnerungen nicht die Anſchaulichkeit der ſinnlichen Beobachtung inwohnt, indeß bei der allgemeinen Bekanntſchaft mit der Bibel ſind ſie doch verſtändlich genug, und von großer Schönheit. Weit weniger Anſchaulichkeit beſitzen dagegen jene Gleichniſſe, in welchen er Seelenzuſtände oder auch Handlungen mit andern Seelenzuſtänden und deren Aeußerungen zuſammenſtellt, wo des Leſers Phantaſie ſich das Bild erſt ſchaffen muß. Des Oberprieſters Kaiphas unruhigen Traum z. B. vergleicht er mit dem Todeskampf eines Gottesläugners, der in der Schlacht ſtirbt; den Blick des Satans, als Jeſus ſich den Gräbern naht, mit dem Blick der Gottesläugner bei einem aufſteigenden Gewitter; die Menge ſteht um Jeſus mit wartendem Blick, wie er ſich vertheidigen werde, wie die Haufen niedriger Spötter um den ſterbenden Chriſten ſtehen. Die Freude zweier Engel, die ſich wiederſehen, vergleicht er mit der Freude zweier tugendhafter Brüder, die beide den Tod fürs Vaterland ſuchten und nach ewigen Thaten ſich vor ihrem noch größeren Vater umarmen; Matthäus entriß ſich der Weichlichkeit des Reichthums, wie ſich ein Held der Könige weltlichen Töchtern entreißt, wenn ihn der Tod fürs Vaterland ruft; drei Engel umſtehen den ſchlafenden Johannes, wie drei Brüder um eine geliebte Schweſter ſtehen, wenn ſie auf weichverbreiteten Blumen ſorglos ſchläft und in blühender

Jugend Unsterblichen gleicht. Noch unfaßbarer und doch unsrem Dichter äußerst geläufig sind solche Zusammenstellungen, in welchen nicht einmal in die Sichtbarkeit tretende Empfindungen den Vergleichungspunkt bilden. Wenn Maria eilt, wie ein großer Gedanke feurig zum Himmel emporfliegt, oder der begnadigte Abadonna sich emporschwingt schnell wie Gedanken der himmelsteigenden Andacht, so hat zwar der Vergleich nichts auffallendes, da die Schnelligkeit der Gedanken sprichwörtlich ist; sehr spiritualisch dagegen klingt es, wenn der Engel sanft und leise redet, wie die Seele eines entschlafenen Christen die letzten Empfindungen denkt, oder wenn der Seraph von den Seelen umschwebt wird, wie ein Weiser, der Gott denkt, von großen Gedanken. Der Bote kommt mit der Nachricht von Christi Auferstehung in die Versammlung der Priester, wie ein erschütternder unvermutheter Gedanke in der Nacht dem melancholischen Grübler kommt. Der geheilte Samma blickt vom Felsen auf Jesus, wie die Seele des trüben Weisen, die erst an ihrer Unsterblichkeit zweifelte und nun durch eine überzeugte Seele getröstet ist. Wenn er endlich Zustände und Verhältnisse herbeizieht, die rein auf subjectiv religiöser Ansicht, ja auf der zukünftigen Erfüllung frommer Hoffnungen beruhen, so entschwinden die Vergleiche in eine Lichtwelt der Geister, deren Glanz unser sterbliches Auge nicht zu ertragen vermag. Die göttlichmenschliche Schönheit der Gesichtszüge Christi ist durch den Schlaf verdunkelt, wie wenn ein reisender Seraph der blühenden Erde halb unkenntliches Antlitz an Frühlingsabenden liegen sieht; Philo schaut dem Judas nach, wie der Teufel dem ausziehenden Eroberer; der kleinen Schaar am Grabe des

Herrn, als er auferstand, war es, wie es den tausendmal tausend der Todten Gottes einst sein wird am Ende der Tage. Bei Vergleichen dieser Art ist die Sache selbst schon klarer als das Bild, durch das sie erläutert werden soll.

Wir sind somit angelangt, wo sich die Welt umkehrt, wir sind eingetreten in das eigentliche Heiligthum der Klopstockischen Poesie. Nie würde Homer sich es haben in den Sinn kommen lassen, das Menschliche verständlich machen zu wollen durch das Göttliche, so menschenähnlich er auch seine Göttergestalten uns annähert. Die Unsterblichen reichen bei ihm zwar allenthalben herein in das menschliche Treiben, bleiben aber ihrer Wesenheit nach gleichwohl ein Jenseitiges, mehr Geahntes, mit heiliger Scheu Verehrtes, nur wenigen Lieblingen vertrauter. Klopstock dagegen ist so bekannt mit den Geistern, daß er ihr Lächeln versteht und ihre Blicke, und über ihren Reden nahezu die Menschen vergißt. Er ist ein christlicher Epiker, deßhalb kehrt er die Augen von der Erde zwar nicht nach dem Himmel im populären Sinne des Worts, wohl aber nach dem Aether, den fernen Welten und den weitesten Räumen der Schöpfung, die er mit Myriaden von übersinnlichen Wesen bevölkert. Ins Unsichtbare verlegt er die Haupthandlung, und kaum daß er einmal angekommen unter seines Gleichen, so verliert er sich wieder, als thäte die sichtbare Welt seiner heiligen Poesie Eintrag, unter die Seraphs. Einigermassen zwar läßt sich diese Verirrung, wie wir seine Manier vom ästhetischen Standpunkte aus nennen müssen, aus der den antiken Dichtungen entnommenen Vorstellung erklären, als heische die epische Poesie

eine in das Thun der Sterblichen willkührlich eingreifende Götterwelt, einigermaſſen auch entſchuldigen durch das mächtige Vorbild Miltons; aber recht begreiflich wird Klopſtocks Verfahren erſt dann, wenn wir den Einfluß der kirchlichen Dogmatik mit in Anſchlag bringen und ſeine heilige Abſicht, recht im Dienſte ſeines Erlöſers zu ſingen und zum Seelenheile der Chriſtenheit. Da ſtand denn über allem der Satz, daß der Meſſias wahrer Gott und Menſch zugleich ſei, und daß er, daß alſo Gott ſelbſt, aus freiem Entſchluſſe alle Sündenſtrafen der Menſchheit auf ſich genommen und durch ſtellvertretendes unermeßliches Leiden die Gerechtigkeit des Vaters verſöhnt habe. Jeſus als Gottesſohn war daher dem Dichter jedenfalls wichtiger, denn als Menſchenſohn, wie er ſich ſelbſt am liebſten zu bezeichnen pflegte; denn in ſeiner Göttlichkeit erſt hatte ja die Ueberzeugung von unſerer Erlöſung eine dogmatiſche Grundlage.

Aber wie nun die Göttlichkeit mit der Menſchlichkeit verbinden? Den Verfaſſern der Evangelien lag Chriſti perſönliche Erſcheinung noch viel zu nahe, als daß ſein menſchlicher Charakter vor deſſen Negation hätte allzuſehr in den Hintergrund treten können. Darum ſpricht uns der liebende Menſchenfreund, der in jenen Erzählungen uns gegenübertritt, ſo eindringlich zu Gemüthe, in deſſen Leben wir die Forderungen erfüllt finden, welche unſere ſittliche Natur auch an uns macht. Wir können ihn lieben, ihm nachahmen, denn wir fühlen uns ſeines Geſchlechtes. Wo in mittelalterlichen Dichtungen der Erlöſer epiſch oder dramatiſch vorgeführt wird, da ſchließen dieſe ſich aufs engſte an die allgemeine Tradition und die volksthümlichen Vor-

ſtellungen an, welche das populäre Bewußtſein von ihm gewonnen hatte. Aus dem Bilde Jeſu ſpricht daher dort überall jene liebenswürdig naive Einfalt und Sinnigkeit eines ungeſpaltenen frommen Glaubens. Ganz anders jener Chriſtus, den ſich die Gelehrſamkeit mühſam aus einzelnen Bibelſtellen zuſammengeſetzt hat, der nicht etwa wie die Halbgötter der Griechen nur mit einer größern Fülle von Gaben ausgerüſtet, ſondern wirklich Gott ſelbſt mit allen Aeußerungen ſeiner Macht gleichwohl auch vollkommener Menſch iſt, und den ſich Klopſtock zum Helden ſeiner Dichtung erkoren. Alles, was der Meſſias thut, iſt Geheimniß, weil er der Gottmenſch iſt, aber dennoch iſt es zugleich hiſtoriſch, ſagt Klopſtock in der Abhandlung von der heiligen Poeſie. Und nun hat er ſich die verzweifelte Aufgabe geſtellt, zu beſchreiben was er ſelbſt als Geheimniß bezeichnet. Nun enthüllt er trotz aller demüthigen Verwahrung, als wäre er mit im Rathe geſeſſen, Gottes und des Meſſias Abſichten, nun entwirft er uns eine Perſönlichkeit, die nicht Gott und Menſch zugleich, die weder Gott noch Menſch iſt, weil beide Naturen neben einanderlaufen, ſtatt ſich zu durchdringen. Einen einzigen glücklichen Verſuch zu einer Vereinigung macht er, wenn er dem Erlöſer körperliche Schönheit beilegt: Gabriel, heißt es, ſtand verwundernd ſtill und ſah unverwandt auf die Schönheit, die die vereinbarte Gottheit der Menſchenbildung ertheilte; und Adam ſingt in gleicher Weiſe:

Wie er ſo ſchön iſt! o unſer Meſſias in menſchlicher Bildung!
Wie ſich in ſeinem erhabenen Anſehn die Gottheit enthüllet!

Aber die Möglichkeit von dem göttlich menſchlichen Anſehen

tigen, da ergrimmte er erſt, und Seraph Eloa, den ſtillen Auftrag verſtehend, blies den donnernden Ton des Weltgerichts in die Poſaune und rief: Iſt einer unter den Himmeln, welcher ſtatt des Menſchengeſchlechts im Gericht will erſcheinen, dieſer komme vor Gott! Wozu ſolche Maſchinerie eines mittelalterlichen Gottesgerichts, wenn ſchon damals, als die Welt noch nicht war, die ſelige Stunde des Leidens von Vater und Sohn erkoren wurde? Soll nun dieſes Leiden die gebührenden Strafen für alle Sünden der Menſchheit aufwägen, ſo muß es furchtbar, nahezu unſäglich ſein. Da genügt nicht der körperliche Schmerz, der dem grauſamen Kreuzestode vorhergeht, nicht die ſchmähliche Behandlung des Unſchuldigen, welche die Bibel ſchildert. Solche Qualen wären viel zu ſchwach und gewöhnlich. Weil aber dem Dichter die heilige Ueberlieferung keine ausgeſuchteren darbot, ſo verlegt er das nothwendige Uebermaß, ganz ſeinem ſpiritualiſtiſchen Charakter getreu, in des Erlöſers Seele.

Ich, dem kein Jammer verdeckt iſt (ſagt Abadonna),
Der ich alle Stufen der Qual und Verzweiflung hinabſtieg,
Weiß mit keinem Namen die Angſt der Seele zu nennen,
Die er fühlt.

Aber derſelbe Leidende ſieht in denſelben Momenten den Adramelech, der ſich nahte ſeiner zu ſpotten, mit der Miene des Weltgerichts an, ſo daß der keckſte der Teufel ohnmächtig in ſein Nichts zurückbebt; eben derſelbe Leidende richtet auf den Seraph, der bei dem Anſchaun ſeines Leidens zitternd daſteht, ſeiner Schönheit beraubt, gleich dem Menſchen von Erde gemacht, Blicke voll Hoheit und lächelt Gnade, ſo daß mit dem Anblick der Seraph die Schimmer des Himmels von neuem empfängt.

Wie freilich dieſe beiden Zuſtände zu vereinigen ſind, wie die göttliche Seligkeit des Leidens fähig, wie der Leidende ſich ſeiner Gottheit bewußt ſein kann, ohne daß augenblicklich das Leiden ſchwindet, aus welchen Gedanken und Empfindungen ferner jenes in drei Zeitabſchnitte getheilte Seelenleiden, vor dem alle Himmel bebten, und das, als es vorüber war, alle Chöre feierten, beſtanden haben ſoll: davon bleibt uns der Dichter die Erläuterung ſchuldig. Es iſt nicht etwa ein Gefühl des Mitleids mit der ſündigen Menſchheit; nicht ein Gefühl des Jammers, daß ſein Volk den Zweck ſeiner Sendung verkannte und ſeinen Lehrer und Wohlthäter von ſich ſtieß; auch nicht ein Gefühl augenblicklicher Herabſtimmung, daß er nun bald, von den treuſten Anhängern verlaſſen, einſam den Tod eines Mörders ſterben würde: es iſt die unerklärliche, unnennbare Angſt vor dem richtenden Blick des Vaters, einem Blick, in welchem eben das Gericht beſteht. Das iſt nicht mehr der bibliſche Jeſus, das iſt ein phantaſtiſcher Schatten.

Gleiche Ueberſchwänglichkeit und Unmöglichkeit herrſcht im Fortgang der Leidensgeſchichte. Alle Hoheit, ſogar die Hoheit des ſterblichen Weiſen, hatte er abgelegt, als er in den Palaſt des Pilatus trat. Nur von dem göttlichen Ernſt hatte er noch leiſe Züge behalten. Doch konnte kein Engel ſie haben, wollt' er ſie haben. Allein auch nur ein Engel vermochte dieſer Göttlichkeit Mienen und ihren Geiſt zu bemerken. Darum ſtaunten die Engel; ſo ſehr ſahn ſie an ſeiner Geberde, wie er die Gottheit zurückhielt und unter menſchlicher Ruhe das verbarg, was Welten erſchuf. Und gleichwohl folgt er dann ermüdet,

Bibel unter den Menſchen wie Ihresgleichen, indeß er bei Klopſtock ſchon hier durch ſeine vorherrſchende Göttlichkeit wie durch die inmitten liegende Engelwelt von ihnen faſt ganz geſchieden iſt.

Auch die Jünger ſtehen ihm nicht nahe genug; denn ſie begreifen ihn nicht, und wenn ſie ihn auch als Gottes Sohn bekennen, ſo verſtehen ſie das Wort nicht in der Herrlichkeit ſeiner vollen Bedeutung; die Engel aber, die ſeiner nicht bedürfen, kennen ihn, ingleichen die Seelen der Väter, die, man weiß nicht warum, am allerwenigſten bei Adam und Eva, den erſten Sündern, bereits höherer Gnaden gewürdigt ſind. Wir können es an ſich nicht tadeln, daß Klopſtock die Geiſterwelt in den Bereich ſeiner Dichtung zog. Daß der Menſch nicht das äußerſte Glied bilde in der Kette erſchaffener Weſen, iſt eine jedem Denkenden nahe liegende Vermuthung; dem Dichter mußte es geſtattet ſein die Einkleidung zu benützen, welche das Juden- und Chriſtenthum dieſer Vermuthung gegeben hatte. Aber der Tadel iſt wohl begründet, daß die Gebete, Lieder, Geſpräche, Beobachtungen der Engel ungebührlich häufig die Geſchichte unterbrechen und daß die Seraphs ſammt den Seelen, wie ſie in weitem Kreiſe das Kreuz umgeben, ſo überhaupt den Meſſias gar zu ſehr verdecken. Dieſe Eigenthümlichkeit beruht aber freilich wieder auf der ſpiritualiſtiſchen Richtung des ganzen Werkes, oder, wenn wir wollen, der kirchlichen Dogmatik; dem leidenden Gott gebührte ein Publikum himmliſcher Zuſchauer. Wenn freilich dieſe feiernden Chöre nur nicht feierten im doppelten Sinne des Worts: wenn ſie nur auch was thäten. Meinetwegen dürften ſie, wie bei Milton, eſſen und trinken, und hinge-

ſtreckt auf Blumen ſich an Unſterblichkeit und reiner Himmelsluft ſättigen, gleich Homers leicht lebenden Göttern; aber das ewige Singen, Schauen, Staunen, in Betrachtung ſich Verlieren macht die Lectüre durch Langweiligkeit oft wahrhaft unerträglich. Klopſtock iſt zwar der ernſtlichen Anſicht, daß Gott die Engel ſehr bei der Seligkeit der Menſchen brauche, und ſo theilt er denn jedem Menſchen einer neuteſtamentlichen Anſicht gemäß einen Schutzengel zu; ja Johannes hat zwei Schutzengel, und Ithuriel, der Engel des Verräthers Judas, wird dem Petrus noch beigegeben außer dem ſeinigen. Aber auch dieſe Schutzengel kommen nicht hinaus über Gefühle und Redensarten. Als Satan ſich über Judas gebreitet hat, um ihn durch einen Traum zu bethören, da war des Jüngers Schutzgeiſt Seraph Ithuriel bei ihm: aber was that er? — er bebte und ſtand und ſah zu Gott auf; dann ſchwebte er über des Jüngers Angeſicht hin und ging dreimal vorbei, daß er erwache. Wie er aber fortſchläft, verhüllt der Beſchützer ſein Antlitz und läßt ſeinen Schützling dem Satan als Beute; und als nun Judas zum Verräther geworden, da verläßt er mit Jeſu Bewilligung den Sünder und will dereinſt am Tag der Vergeltung gegen ihn zeugen. Als Marias Engel ihre ſtarrenden Augen erblickte, wie ſie Jeſum vor dem Richtſtuhl ſtehen ſah: — nun da goß er ihr wohl Troſt ins Herz? Ach nein! er wandte ſein Antlitz. Ueberhaupt von keinem Engel in der ganzen Meſſiade wüßte ich eine wirkliche That anzuführen, außer daß einer einmal ein rufendes Kind ſeiner Mutter zurückbringt. Sie fliegen als Boten umher, oder ſingen und beten und gießen mit mädchenhafter Ueberſchwänglichkeit ſentimentale Empfindungen

ſchließt, des Meſſias Leib, dieſer ſeine Seele zu tödten. Aber das Unterfangen beider gegen den Göttlichen iſt eitel, ein Blick von ihm ſtürzt ſie in ihr Nichts zurück; ja bloſen Engeln gegenüber, wo dieſe in höherem Namen handeln, verrathen ſie widerſtrebend doch thatſächlich ihre Machtloſigkeit. Eloa jagt ſie beide ins todte Meer, und in der Tiefe ſeiner Wellen bringt auf ſie die fürchterliche Angſt über Gottes Gericht ein, als der ſterbende Erlöſer nach ihnen hinblickt und damit der Schlange den Kopf zertritt. Da zermalmt Satan vor Qual einen der unterirdiſchen Felſen und kann kaum ſtammeln, als er ſeinem Feinde und Leidensgefährten Abramelech den Abgrund ſeines Herzens aufthut:

So ſehr (ſagt er u. a.) hat mich mein Jammer niedergeworfen,
Daß mich ſogar der Anblick von deiner Qual nicht mehr froh macht.

Und jener faßt in der Verzweiflung Satan mit eiſernen Händen und brüllt:

Hilf mir, ich flehe dich an, ich bete, wenn du es forderſt,
Ungeheuer, dich an . . .
Vormals konnt' ich mit heißem, mit grimmigem Haſſe dich haſſen;
Itzt vermag ichs nicht mehr: auch dieß iſt ſiechender Jammer.

Der niedergeſchmetterte Stolze muß die Allmacht des Ewigen bekennen, muß es eingeſtehen, daß er nicht einmal den Namen deſſen nennen darf, den er in ſeinem Uebermuthe für einen ſterblichen Träumer ausgegeben hatte, welcher ſchlummernde Kranke wecke als wären es Todte. Neben dieſen Geiſtern, die wirklich teufliſch genug ſind, zählt die Hölle eine Unzahl anderer Bewohner, alle von eitlem ſelbſtiſchem Trieb und Haß gegen ihren Schöpfer durchdrungen. Da will Moloch, der Krieger, vergeblich die

Hölle befestigen, die Magog eben so umsonst zu vernichten trachtet, und brauche er auch Ewigkeiten dazu, indeß Belielel, der traurige Geist, sich abmüht, die Gegend des Fluchs nach den Welten des Schöpfers umzubilden. Wiewohl auch die Hölle ist eine von Gott geschaffene Welt. In drei erschrecklichen Nächten schuf er sie, weil in unserer Welt, dem Schauplatz seiner Erbarmung, kein Raum für Orte der Qual war. Aber nachdem er sie geschaffen, wandte er von ihr sein Antlitz auf ewig. Unermeßliche dämmernde Räume, die die letzten Sterne der Schöpfung noch mit mattem Strahle durchirren, nennt Satan den Anfang seiner Herrschaft. Die Hölle selbst, in dichte Finsterniß gebannt,

Wälzt sich, keiner Ordnung gehorsam, auf und nieder,
Keinem Gesetze der langsamen oder schnellen Bewegung.

Kein Weg führt hinab in ihre schreckenden Tiefen, sondern dicht bei der Pforte, die von zwei starken Engeln bewacht wird, stürzen die Felsen unabsehlich hinab, durch träufelndes Feuer gespalten. Auch Satans unzählbare Geister singen, wie im Himmel die Engel, aber sie singen eigene Thaten unterm Getöse gespaltener dumpfer entheiligter Harfen, die zu Tönen des Todes verstimmt sind.

Zwischen Himmel und Hölle, zwischen Engeln und Teufeln bewegt sich pendelartig Klopstocks Phantasie, und kommt nur selten da, wo sie eigentlich immer still stehen sollte, auf Erden, beim Menschen, zur Ruhe. Der einzige Mensch in den zwei ersten Gesängen ist ein Besessener; und kaum suchen im dritten die Jünger ihren einsamen Meister, so flüchtet der Dichter gleich wieder zu deren Schutzengeln; während jene dann schlafen, bemühen

ſich um Judas ein Teufel und ein Engel zugleich. Erſt im vierten Geſang hören wir eigentlich Menſchen reden, die berathenden Aelteſten und Prieſter; doch werden auch ihre Reden durch Reflexionen Satans und Ithuriels unterbrochen. Im fünften bilden die ſchlafenden Jünger die einzige menſchliche Staffage. Wie nun vollends der Erlöſer ſeinen Weg nach Golgatha antritt, verſchwindet nahezu alles menſchliche Publicum vor der Maſſe der Engel, die Eloa als Zeugen im Kreiſe verſammelt, und der Väter, welche Gabriel von der Sonne herabgeführt hat. Kommen dazu noch die ungeborenen Seelen künftiger Geſchlechter, und ſingen und preiſen alle dieſe „himmliſchen Leichengefährten“ durcheinander, und ſchweben dann die auferſtandenen Väter mit ihren neuen Leibern umher, dieſem und jenem Lieblinge zu erſcheinen, ſo ſehnt ſich unſre überreizte Phantaſie mit wahrhaftem Heißhunger nach irdiſcher Speiſe, und wäre es auch nur das Thränenbrot der klagenden Jünger und Jüngerinnen. Da treten doch Menſchen in den Vordergrund, wenn auch weinende, gebrochene, ſterbende Menſchen; und darum iſt der zwölfte Geſang einer der anziehendſten, wogegen vom fünfzehnten an durch das Unmaß des Uebirdiſchen ſich die Langeweile des Leſers ſteigert und im zwanzigſten wahrhaft peinigend wird.

Wäre uns die ſeltſame Vorſtellung von irdiſcher Unvollkommenheit nicht in der Jugend eingeimpft worden, ſo würde nur ein verſchrobener Kopf dieſen Schauplatz göttlicher Herrlichkeit, dieſen fruchtbaren Boden, in dem wir mit allen Faſern unſres Seelenlebens wurzeln, in hochmüthiger Bornirtheit mißachten. Jeder menſchliche Verſuch eine ſchönere Welt auszumalen, zu dem wir doch von dieſer

alle Farben borgen müssen, verläuft sich ins Abgeschmackte, jedes Bestreben eine vollkommenere auszuklügeln, verräth unerträglichen Dünkel. Den Himmel, das Urbild der Welten, der sich mitten in der Versammlung von Sonnen erhebt, und um den die Harmonien der Sphären ertönen, mußte Klopstock doch wieder mit Cedern, Ocean, Bergen, Wind und Wetter versehen, damit Schatten, Feuchte, Kühle, Abwechslung uns das ängstigende Gefühl benehme, von welchem wir bei der Vorstellung jener glänzenden Lichtwelt befallen werden. Und wenn er von dem Sterne spricht, den ein menschliches Brudergeschlecht bewohne, welches sündlos geblieben sei und folglich weder Altersschwäche noch Tod kenne, so kann er doch nicht auskommen ohne Knaben und Mädchen, Jünglinge und Jungfrauen, Liebende und Geliebte, Väter, Mütter und Ahnen: und alle diese Begriffe ohne Alter und Tod? Bei einiger Ueberlegung gewahrt man das Kindische eines solchen Gedankens. Hätte der Dichter sich liebend an seine Mutter Erde angeschlossen und seine wahren Brüder, die sterblichen Menschen, studirt, seine Bilder hätten zwar weniger Licht, aber mehr Farbe erhalten. Nun aber schweben wir, wie schon Schiller bemerkt, gleichsam um die zwei äußersten Enden der Moralität, Engel und Teufel, und die Mitte, den Menschen, lassen wir liegen. Mit Homer, sagt Scholl *), kommen wir um so leichter aus, weil selbst seine Götter Menschen sind, mit Klopstock um so weniger, weil er selbst sogar seine Menschen in Engel verflüchtigt. In den Gemälden seiner Menschen hat sich seine grelle Manier,

*) Die letzten hundert Jahre der vaterländischen Literatur Seite 151.

welche nur auf Effecte ſtarker Lichter und Schatten berechnet iſt, an ihm ſelbſt gerächt. Es fehlt ihnen die Perſönlichkeit, die wirkliche Seele. Ihre Handlungen ſind ſelten motivirt, und die beiden großen Gruppen der guten und der böſen Menſchen ſelten mit individuellem Leben erfüllt. Nicht einmal die Jünger in Wort und Handlung zu charakteriſiren macht er einen ernſtlichen Verſuch: ein Engel zeigt und ſchildert ſie, wo ſie zum erſtenmal auftreten, in Engelsmanier einem andern. Allerdings benützt der Dichter die Andeutungen der Bibel, und der ſanfte Johannes, den Abadonna zuerſt für Jeſus hält und den Iſcharioth haßt ob ſeines beſtändigen Lächelns, iſt freilich ein anderer als der reflectirende Thomas, der durch ſeine ins Endloſe hinausgeſponnenen Zweifel ermüdet; aber über alle iſt eben gleichmäßig jener mattherzige Ton der Sentimentalität gebreitet, der auserwählten Rüſtzeugen des Herrn übel anſteht. Natürlich macht eine Ausnahme Judas, der Verräther; ihn am erſten noch hat er mehr ins Concrete gearbeitet, aber leider mit einem allzugroßen Strafmaß bedacht. Früher ein tugendhafter Jüngling, jedoch ohne ſittliche Feſtigkeit, wähnt er ſich allmählich durch eine größere Fülle von Liebe, die Jeſus den andern Jüngern zuwende, zurückgeſetzt; in neuerer Zeit wurzelte in ihm auch ein ungebührliches Verlangen nach Geld und Gut. An die beiden Regungen des Neides und der Habſucht knüpft Satan ſeine Verſuchung an: er führt ihm im Traume die Geſtalt ſeines todten Vaters vor Augen, der ihm neben den geſegneten Reichen der andern Jünger ſein kleines künftiges Beſitzthum zeigt, ein wildes, unbewohntes, ſteiniges, mit dürrem Gehölze durchwachſenes Ländchen. Aber um ſo mehr, mahnt

der Schatten, solle er den Meister durch Verrath nöthigen, daß er sein bisheriges Zögern ende und seine Herrschaft aufrichte. Da würde doch auch er sein Ländchen früher erhalten und durch Unternehmungsgeist dessen Ertrag verbessern können; dazu würden die Priester seine Hände mit Schätzen füllen. Nicht ohne Schaudern vor der angemutheten That läßt sich Judas, als er erwacht ist, nach gleicher Richtung von seinen Gedanken leiten. Wenn ein Gesicht sie gebeut, sagt er sich, so ist die Rache geheiligt. Er werde doch seine glücklichen Rivalen, noch ehe sie Könige seien, in Banden sehen; und ihr Freund Jesus werde nicht sterben; wenn er aber sterbe, nun so sei er ein Träumer gewesen. Die Priester seien ja auch Weise und handelten nach Mose Gesetz, und sie hätten ihn immer gehaßt. Als er nun aber nachher den Erfolg seines Verrathes sieht, da reißt ihn die Verzweiflung zum Selbstmord. Wer ein menschliches Herz im Busen trägt, empfindet für den verirrten Unglücklichen eine Regung des Mitleids, — nicht so der orthodoxe Dichter. Weil Judas den Erlöser zum Tod gebracht, und sich durch Selbstmord gegen Jehovah empört hat, muß mit raffinirter Grausamkeit der Todesengel Obaddon die aus dem Leichnam emporschwebende Seele erst zum Kreuze des blutenden Mittlers führen, dann ihr die Wohnungen der Seligen von ferne zeigen, und sie endlich zu ewiger Qual in die Hölle hinabstoßen.

Weniger noch als Judas verdienen die prinzipiellen Gegner des Messias jene Härte der Behandlung, mit welcher Klopstock sie heimsucht. Der Saducäische Hoheprieſter Kaiphas, der Pharisäer Philo, jener ein Lebemann, dieser ein ascetischer Eiferer, stimmen in ihrem Urtheil über Jesu Person

überein: beide halten ihn für einen Betrüger, Empörer, Volksverführer. Jener fürchtet für seine Priesterwürde, dieser für den mosaischen Glauben. Beide sind in ihrer Verblendung fanatisch, grausam und ungerecht, wie überall die conservative Partei gegen die Neuerer, die ihre Rechte und Vorurtheile gefährden. Der Leidenschaftlichere ist Philo, der Mann der Grundsätze, der Vertheidiger des Gesetzes; denn er streitet seiner Meinung nach für die Sache Gottes. Klopstock aber behandelt diese Männer wie verstockte Sünder, welche aus reinem Muthwillen gegen die erkannte Wahrheit das Kreuz predigen.

Unter den guten Menschen sind es besonders zwei Charaktere, die dem Leser mehr als gewöhnliche Theilnahme abnöthigen: Portia, des Pilatus gefühlvolle Gattin, und Cneus, der Hauptmann, der am Kreuze wie am Grabe die Wache hat. Steigert es schon das Interesse, wenn aus dem Stande der Gegner einzelne bedeutende Persönlichkeiten sich als Jünger bekennen, wie Nicodemus und Joseph von Arimathia, so müssen uns noch weit mehr diejenigen fesseln, welche aus völlig abweichenden Religionsansichten herüber sich zum neuen Glauben bekehren. Hätte nur Klopstock der freien Dichtung hier weitern Spielraum gegönnt und von verschiedenen Ständen und Völkern Einzelne ihre Vorurtheile gegen den Gott der Juden allmählich ablegen lassen. Mit diesen beiden Gestalten wenigstens hat er einen glücklichen Griff gethan. Frauen sind für das Neue, Frauen edlerer Art für religiöse Ideen empfänglich und hingebend an große, tugendhafte Menschen. Daß des Statthalters Gattin mit der ganzen Lebhaftigkeit des erregten weiblichen Gemüths für den verklagten Propheten

Partei ergreift, daß ſie von der Standhaftigkeit, mit welcher der hohe Mann vor ſeinen Richtern ſteht, aufs heftigſte ſich bewegt fühlt, iſt natürlich; daß ſie die Mutter des großen Sohnes mit Entzückung betrachtet, iſt weiblich; daß ſie zur Bekennerin des neuen Gottes wird, den religiöſen Anſichten der damaligen Römer ſo angemeſſen, daß ich keineswegs in das Urtheil derer einſtimme, welche dieſen Charakter modern-ſentimental nennen. Fanden ja damals bekanntermaſſen tiefere Gemüther in der Haltloſigkeit der abgelebten Götterlehre eben ſo wenig Befriedigung, als in dem wuchernden Unglauben und ſeiner frivolen Genußſucht, ſo daß ſie ägyptiſchem wie aſiatiſchem und jedem neuen Cultus zugänglich waren, ja daß ſie mitten in der Hauptſtadt der Propaganda des Judenthums anheimfielen. Die Tempel der Götter drohten den Einſturz; es regte ſich durch die Römerwelt, wie nie vorher in der Geſchichte, ein Verlangen nach etwas Neuem, Beſſerem, welches Troſt gewähre in den trübſeligen Tagen der Gegenwart, wo mit der römiſchen Tugend und Sitte das römiſche Reich in Scherben zu gehen drohte; wo durch unüberwundene Zweifel philoſophiſcher Kritik der Glaube der Menſchheit an die ewigen Mächte unterhöhlt war und die Schiffbrüchigen an jedes Brett des Aberglaubens ſich klammerten, um dem Untergang zu entrinnen, dem die menſchliche Seele in einer entgötterten Welt unrettbar zur Beute wird. Sehnſucht nach einer neuen Religion zog wie ein klagender Lufthauch durch die unbefriedigten Herzen der Weltgebieter, die mitten in ihrem Ueberfluſſe ſich elend fühlten. Wer das nicht begreifen kann, lenke den Blick auf die ähnlichen Erfahrungen unſerer Tage, und er wird in der Zerriſſenheit unſerer

religiös-ſittlichen Zuſtände, welche den damaligen römiſchen ſehr nahe kommen, den Beleg dafür finden, daß eine Portia unter den Frauen, ein Cneus unter den Männern möglich waren. Allerdings hätten wir auch hier wieder mehr Handlung zu wünſchen ſtatt langer Herzensergüſſe. Warum eilt des Statthalters Frau nicht lieber ſelbſt zum Gemahl, ihn für das Leben des Schuldloſen anzuflehen? Warum ſchickt ſie die Sclavin und erzählt der bekümmerten Maria mittlerweile ihren Traum, in welchem ihr Socrates über den Zuſtand nach dem Tode Belehrung gibt? Portias Traum hat von jeher Bewunderung gefunden; ſo ſchön und mäßig fließt hier die Sprache, würdig des erſchienenen Geiſtes, nur daß gerade hier zu ſeiner Erzählung nicht Raum war.

Dieſer Traum übrigens verſtattet einen merkwürdigen Einblick in Klopſtocks Denkweiſe. Legt er hier dem anerkannt weiſeſten Mann des Alterthums ein demüthiges Bekenntniß gemeinſamen Irrthums in den Mund, ſo gibt uns doch andrerſeits die Stellung, die er jenſeits der Gräber den Socrates einnehmen läßt, einen Fingerzeig, daß Klopſtock bei aller ſonſtigen Rechtgläubigkeit nicht in ſämmtliche Folgerungen des proteſtantiſchen Syſtems eingehen mochte. Allerdings treffen wir unter der zahlloſen Schaar jener Seelen, die ſchon vor des Erlöſers Tode in andern Welten beglückt ſind, lauter bibliſche oder doch jüdiſche Perſonen von Adam und Eva bis auf den jüngſt verſtorbenen Benoni an. Aber Socrates iſt doch ſo wenig, als die großen Männer des claſſiſchen Alterthums bei Dante, unter die Verdammten verwieſen, wie denn auch die

Seelen eben erst gestorbener frommer Heiden vom Cherub nachher zum Kreuze geführt und belohnt werden.

Socrates leidet nicht mehr von den Bösen (sagt jenes Traumgesicht zu Portia)! Elysium ist nicht,
Noch die Richter am nächtlichen Flusse! Das waren nur Bilder
Schwacher irrender Züge. Dort richtet ein anderer Richter,
Leuchten andere Sonnen, als in Elysiums Thale!
Zahl und Maaß und Wagschal, sie zählen, messen und wägen
Alle Thaten! Wie krümmen alsdann der Tugenden höchste
Sich ins Kleine! Wie fliegt ihr Wesen verstäubt in die Luft aus!
Einige werden belohnt, die meisten werden vergeben!
Mein aufrichtiges Herz erlangte Vergebung. O drüben,
Portia, drüben über den Urnen, wie sehr ist es anders
Als wirs uns dachten! . . . . .

Das ist eine von den Stellen, die uns mit Klopstock für manches harte Urtheil aussöhnen und ein Zeugniß ablegen, daß ein humanes Billigkeitsgefühl sich auch durch den strengsten Glaubenszwang nicht völlig vertilgen läßt. Ueberliefert er doch auch die Christen, die um der Lehre willen Christen hinschlachteten, beim Weltgerichte so gut der Verdammniß als die Tyrannen und die Spötter, und gewährt den rationalistischen Halbchristen wenigstens Dämmerung statt der Nacht, mit der Hoffnung, daß dereinst auch früher der Tag für sie aufgehe; eine Ansicht, die er bei den Zeloten der Gegenwart schwerlich verantworten könnte, die aber recht deutlich darauf hinweist, wie selbst die Rechtgläubigkeit zu Klopstocks Tagen dem neuanbrechenden Humanitätszeitalter ihren Tribut zahlen mußte.

Wenn demnach die heutige Orthodoxie in die verwerfenden Urtheile über die Messiade mit einstimmt, so bin ich immer in Zweifel, ob ihre Abneigung rein auf

ästhetischer, nicht vielmehr zum großen Theil auf dogmatischer Grundlage ruht. Sie ärgert sich an des Dichters Toleranz so gut wie an seiner poetischen Keckheit, in welcher er den christlichen Himmel mit den Ergebnissen der Astronomie verschmolz, der Hölle Leiden ins Gemüth verlegte, einen Teufel zu begnadigen wagte und die Einheit Gottes spaltete. Hinwiederum wenn die unchristlichen Aesthetiker ihre Anklage meist auf die Länge der Reden und Kürze der Handlungen, auf die Sentimentalität der Stimmungen und mangelhafte Charakterzeichnung, auf den mehr lyrischen als epischen Ton der gesammten Dichtung beschränken, und derselben weniger seraphische als weltliche Färbung wünschen, so scheinen auch sie mir den Hauptgrund ihrer Antipathie zu verschweigen, nämlich den, daß Klopstocks protestantisch orthodoxe Richtung der Wissenschaft unserer Zeit schnurstracks zuwiderläuft. Die Neuen schmeicheln sich Christen zu sein, während sie von der ganzen himmlischen Botschaft sich fast nichts aneignen wollen als das Gebot allgemeiner Menschenliebe, wozu es gar keiner neuen Offenbarung bedurft hätte; die Conservativen ziehen von ihrem Standpunkte aus mit Recht die einfachen Berichte der Schrift von des Erlösers Tod und Auferstehung den Ausschmückungen des Poeten vor, durch welche der Christenglaube in wankenden Gemüthern mehr gefährdet als gestärkt würde. In Wahrheit ist z. B. der fünfte Gesang, wo Gott herniederfährt, über den Sohn Gericht zu halten, eine ziemlich gefährliche Klippe, nicht minder die genauen Schilderungen im elften, wie die Seelen vieler verstorbener Heiligen zur Auferstehung in ihre Gräber zurückkehren und sich mit ihren Leibern verbinden, und im

fünfzehnten und siebenzehnten, wie die Erstandenen verschiedenen Auserwählten in allerlei Gestalten erscheinen. Das sechzehnte, wo Jesus nach seiner Auferstehung auf Tabor über die Seelen der Neugestorbenen Gericht hält, muß für eine vom kirchlichen Gesichtspunkt nicht minder bedenkliche Episode angesehen werden; Adams lange Vision vom Weltgerichte thut der Erbauung Eintrag, und der zwanzigste Gesang, in welchem sich Jesus unter unerträglich langweiligen, schwerfaßlichen, in harten Silbenmaßen gedichteten Lobpreisungen von Chören der Seligen und Engel zum Himmel erhebt, bis er sich endlich zur Rechten des Vaters niedersetzt, ist nur zu sehr geeignet, den ganzen Eindruck der großen Dichtung gründlich zu verleiden. Daß nun der Leser einen gewissen Widerwillen von der Form auf den Stoff überträgt, erhält zumal bei einem religiösen Gedichte einige Wahrscheinlichkeit, daher die ziemlich bedingte Anerkennung der Strenggläubigen. Ein bedeutendes Gedicht, zumal ein Epos, wirkt auf die Masse immer stoffartig; Klopstock hatte Recht, wenn er den größten Theil des Beifalls von seinem Stoffe ableitete. Aber bei alledem erreichte er damit nur eine historische, nicht eine fortwirkende, lebendige Unsterblichkeit, weil seine Dichtung nicht über, sondern mitten in den religiösen Parteien steht, und jene empfindsame Mittelpartei, damals die herrschende, bereits völlig ausgestorben ist.

Bildeten doch schon unter seinen Zeitgenossen die Leute von Urtheil und Geschmack, die Lessing und Herder, und die Jugend von feurigem Aufschwung, die Göthe und Schiller, dem Jünger der Sionitin ein ergebeneres Publicum

als die Zionswächter. Denn sie erkannten in ihm, absehend von seiner eigenen dogmatischen Befangenheit, den großen Dichtergenius, der den reichen Schacht deutscher Sprache zuerst unter den Neuern eröffnete, der edel, bilderreich, kühn und erhaben unser Volk über die nüchterne Verstandesdichtung seiner Zeit mit gewaltigem Fluge hinweghob. Und wenn sie auch keineswegs blind waren gegen seine großartigen Fehler, deren schon Herder in dem „Gespräch eines Rabbi und eines Christen" die meisten andeutete, wenn sie namentlich im Ganzen den rechten epischen Geist vermißten, so empfanden und würdigten sie doch die großen Schönheiten des Gedichtes im Einzelnen. Es wäre unbillig, nachdem uns die gewaltigen Anstrengungen der Philosophie eine ganz neue Weltanschauung eröffnet, nachdem uns Göthe und Schiller poetische Ideale geschaffen haben, gegen welche die Klopstockischen nur Schemen sind, uns Spätlingen noch jene Begeisterung für den ersten Propheten der neuen deutschen Dichtkunst anmuthen zu wollen, mit welcher seine dankbaren Zeitgenossen ihn aufnahmen. Aber immerhin wird jeder Vorurtheilsfreie, jeder, dessen Abneigung gegen des Dichters Standpunkt nicht in Fanatismus ausgeschlagen ist, der Dichtung im Ganzen noch die Bewunderung zollen, die man einem geschichtlich wichtigen Denkmale schuldet, und von einzelnen ihrer Episoden sich noch mächtig angeregt fühlen. Abadonnas Verzweiflung und Begnadigung, Satans und Adramelechs ohnmächtiger Titanentrotz, Portias sehnsüchtige Glaubensfähigkeit, Semidas und Cidlis entsagende Liebe, in welcher Klopstock das schmerzlich süße Andenken an die eigene dahingeschiedene Gattin erneuerte, der Tod Marias, der Schwester

des Lazarus, das Gespräch Jesu und der Jünger in Emaus und so manche andere Lichtpunkte in der weitläufigen Dichtung verdienen es gar wohl, die Aufmerksamkeit dauernd zu fesseln. Das deutsche Volk aber in der Masse der Gebildeten fühlt sich instinctmäßig zu fortdauernder Pietät gegen ein Werk verpflichtet, dem es einst so große Anregung im Gebiete der Religion, der Sitte, der Literatur verdankte, und das ihm vor allen Dingen nur durch die veränderte Weltanschauung ungenießbar geworden ist. Ehren und wahren wir solche wohlverdiente Hochachtung gegen einen unsrer hervorragendsten Geister, ohne das Publikum des Undanks anzuklagen, wenn es nicht mehr hinter Göthe in seiner Lectüre zurückgehen mag. Die Gründe für jene Pietät und diese Gleichgültigkeit gegen Klopstocks Messiade aufzusuchen und die gleichzeitige Berechtigung beider Erscheinungen nachzuweisen, war Zweck dieses Vortrags.

Ueber

Shakespeare's Hamlet.

Von

Dr. Heinrich Wölffel.

Es bedarf einer kurzen Rechtfertigung meines Unternehmens, bevor ich in den Gegenstand selbst eingehe, dessen erklärende Behandlung ich mir zur Aufgabe gestellt habe. Denn wie Hamlet von jeher für das größte aller Dramen des bewunderten englischen Dichters gegolten hat, so hat gerade dieses Stück auch das Interesse der Auslegung am häufigsten auf sich gelenkt, und selbst ein Göthe hat nicht umhin gekonnt, diesem Interesse in seiner Weise zu huldigen. Ist irgend Jemandens Urtheil in dieser Sache competent, so ist es gewiß das des Großmeisters deutscher Literatur und namentlich dramatischer Poesie. Auch ist Göthes Anschauung, man kann fast sagen, die allgemein herrschende geworden, und erst neuerlich wieder hat Gervinus, ihr sich anschließend, geradezu den Satz aufgestellt, daß, nachdem Göthe das Räthsel gelöst, kaum noch Jemand

gelaunt sein könne, etwas zu seiner Erklärung zu sagen. Wenn ich nun trotz diesem Verdicte den Versuch wage, einen weiteren Beitrag zur Erklärung zu geben, so habe ich, wenn auch nur in kurzen Worten, vor Allem nachzuweisen, warum mir Göthes Ansicht dennoch der Sache kein volles Genüge zu thun scheint.

Bekanntlich faßt Göthe seine Anschauung von der Bedeutung unsers Stücks dahin zusammen, daß Shakespeare habe schildern wollen: eine große That auf eine Seele gelegt, die der That nicht gewachsen ist. Dagegen habe ich folgende Bedenken. Für's Erste dürfte es zweifelhaft sein, ob Hamlet in diesem Falle der passende Held für eine Tragödie von so anerkannter Tiefe des Inhalts wäre, und jedenfalls bliebe unbegreiflich, wie ein solcher unsre Sympathie in so hohem Grade in Anspruch nehmen könnte. Denn Hamlet, in diesem Lichte besehen, würde nothwendig als ein von Natur und innerlich schwacher Charakter erscheinen müssen. Sein Schicksal möchte uns dann wohl bejammernswerth, er selbst aber würde uns jämmerlich vorkommen — und so finden wir Hamlet nicht. Der Held einer Tragödie darf höchst unglücklich, aber nicht schwach sein; es darf ihm weder an sittlicher Stärke noch an Thatkraft fehlen. — Ein Zweites ist, daß bei dieser Anschauung Ophelie gar keinen, oder doch nur einen sehr untergeordneten Platz findet, während der Dichter offenbar recht geflissentlich sie mit in den Vordergrund zu stellen bemüht ist, da er ihrem Schicksal so großen Raum gönnt. Dieß könnte er nicht thun, wenn nicht ihr Geschick mit dem Geschicke Hamlets bedeutungsvoll verbunden wäre. In der That werden wir schwerlich in Abrede stellen können,

daß sie es ist, die neben Hamlet am meisten unsre Theilnahme auf sich zieht. Göthe dagegen, wie er bei seiner Ansicht nicht anders kann, erklärt auch wirklich, daß sich über sie nicht viel sagen lasse. Er nimmt sie für ein Mädchen, dessen ganzes Wesen in reifer, süßer Sinnlichkeit schwebt, und dessen Herz durch die Grausamkeit ihres Geliebten gebrochen wird — ohne ihre Stellung innerhalb des Ganzen irgendwie zu motiviren oder auch nur anzugeben. Aber wie? sollen wir uns denken, daß sie allein eine müßige Figur im Spiele ist? Freilich, wenn sich's im ganzen Stücke nur um jene That handelt, dann ist sie und ihr Verhältniß zu Hamlet ziemlich weit entfernt von dem Hauptthema der Entwicklung, und ihre Rolle könnte nur unter die Nebenrollen gezählt werden, wenn sie nicht sogar als überflüssig und störend zu bezeichnen wäre. Aber das eben ist endlich die dritte Frage, die ich verneinen zu müssen glaube: ob denn wirklich jene That, die Hamlet obliegt, von dem Dichter zum Mittelpunkt ersehen ist und ob sie eine große genannt werden kann? An sich betrachtet, sollte man denken, könnte die Ermordung eines Bösewichts dieses Prädicat nicht verdienen. Die That mag unter Umständen schwer sein; eine große That setzt nicht bloß dieß, sondern auch einen größeren Zweck, als den der Rache oder der Bestrafung eines einzelnen Menschen voraus. Daß sie für Hamlet weder das Eine noch das Andere war, wäre leicht nachzuweisen und wird sich aus unsrer Entwicklung wohl von selbst ergeben.

Diese Bedenken dürften hinreichend sein, eine Abweichung von der Ansicht Göthes zu rechtfertigen.

Auch ist man in neuerer Zeit bereits mehrfach über

dieſelbe hinausgegangen. So haben Hoffmann in Elberfeld und Sievers in Gotha geiſtreiche Abhandlungen veröffentlicht, und im Weſentlichen ſchon den Weg eingeſchlagen, der auch mir der richtige ſcheint, indem ſie Hamlets Thatloſigkeit nicht mehr aus ſeiner Natur, ſondern aus ſeiner Zerrüttung erklärten. Nur hat jener dabei den Wendepunct in die Enthüllungen des Geiſtes allein, dieſer allein in die Untreue der Mutter verlegt, und darin kann ich beiden nicht zuſtimmen. Auch haben ſie beide für Ophelien keine rechte Stelle und behandeln ſie ganz wie Göthe. — Hoffmann hat überdieß das Verdienſt, zuerſt auf das vorwiegende Eingreifen des Schickſals in unſrer Tragödie aufmerkſam gemacht zu haben, wie es oft die Pläne und Abſichten in ihr gerades Gegentheil verkehre. Dieſen Gedanken hat jedoch Sievers mit zu großem Eifer und Nachdruck verfolgt, indem er ſich beſtrebt, überall die Ironie des Schickſals nachzuweiſen und die einzelnen Standpuncte durch dasſelbe ſich in ſich ſelbſt auflöſen zu laſſen. Das Ende dabei iſt, daß Hamlet, weil er die Einheit mit der Welt, welche das Allgemeine und darum das Gute ſei, in ſich aufhebe, nothwendig dem Böſen und Schlechten zum Raube werde. Dieſe Erklärung halte ich für gänzlich verfehlt. — Doch die Kürze der Zeit, welche dieſem Vortrage zugemeſſen iſt, geſtattet nicht, bei der Aufzählung und Kritik vorhandener Anſichten zu verweilen. Laſſen Sie mich alſo ſofort zur Sache übergehen, um durch Entwicklung des Gegenſtandes die eigne Anſicht zugleich darzulegen und zu begründen.

Ich beginne mit einer allgemeineren Betrachtung, die zum Verſtändniß der Natur Hamlets nicht überflüſſig ſein dürfte. — Hamlet iſt dreißig Jahre alt; in der kräftigſten

Jugend blühend steht er eben an der Schwelle reifender Weltanschauung, abschließender Entwürfe, bestimmter Lebenszwecke. Auf diesem Puncte ist es, wo die Ideale des Jünglings am kräftigsten sich geltend machen und im feurigsten Kampf um ihre Existenz mit der Außenwelt ringen: das unbestimmte Streben des Ehrgeizes verlangt sein Ziel, das Wort der Liebe die Gegenantwort, die Begeisterung für das Vaterland ein Feld gemeinnütziger Wirksamkeit; — ein Schritt noch, und die Gränzmarke idealer Jugendträume liegt rückwärts, der Wanderer steht mitten im wirklichen Leben mit seinen Fruchtbäumen und Dornenhecken. Dieser Uebergang geschieht nicht ohne Verlust und Einbuße; denn die in's Land der Träume verschwindenden Ideale sind keine Chimären, es sind die unabweisbaren Forderungen edler Menschenbestimmung. Wem nun das Loos auch freundlich gefallen ist, muß doch erfahren, daß das Leben kein harmloser Gang durch die Gärten der Hesperiden, sondern ein Kampf der Selbstbewahrung ist in dem Widerstreit ewiger Principien und zeitlicher Verhältnisse voll Mängel und Gebrechen. Am leichtesten kommt da freilich zurecht, wer seine Ideale zu dem Unwerth bloßer Gedankendinge herabsetzen und die Welt ohne Scrupel und Aergerniß nehmen kann, wie sie ist; er macht und fühlt sich heimisch in ihr trotz alledem; den practischen Naturen gehört die Welt. Aber es gibt auch feiner organisirte Naturen, deren eigentliche Heimat eben in jener Welt der Ideale ist, die mit dem ersten Schritt in die Wirklichkeit sich zur Flucht zu wenden droht. Für sie ist der Kampf mit der Außenwelt, wo immer und so weit sie ihren Idealen widerstreitet, ein durchaus nothwendiger, wenn auch nur inner-

lich geführter; denn es gilt in Wahrheit ihre Selbstbewahrung; sie müßten, wollten sie auf ihre Ideale verzichten, auch sich selbst aufgeben. Im entscheidenden Falle ziehen sie sich daher lieber in sich zurück; und nicht geboren, die Welt zu besitzen, weil sie trotz ihres innern Berufes sie einzurichten unfähig sind, wird ihnen das Leben nur dann nicht zur Last, wenn die Geschicke nicht mit zu herben Schlägen ihre innere Welt zertrümmern. — Welcher von diesen beiden Klassen Hamlet angehört, wird uns bald und entschieden klar werden, wenn wir uns sein Verhalten vorüberführen, das er inmitten der Katastrophe, die über ihn hereingebrochen ist, beobachtet.

Hamlet, den beschränkten Gesichtskreis der Heimat zu erweitern, ist auf die hohe Schule gen Wittenberg gezogen, diesen Ort des Aufgangs geistiger Befreiung von dem Joche hierarchischen Scheinwesens. Noch ist er nur beschäftigt mit dem Ausbau seiner Bildung, mit der Befriedigung seines Durstes nach Wahrheit und Erkenntniß, mit der Erhebung seiner Seele an sittlichen Idealen und großen weltgeschichtlichen Charakteren und Ereignissen. Getragen bis jetzt von einer freundlichen Gegenwart hat der Königssohn weder Gelegenheit noch Aufruf zur That gehabt; denn sein Vaterland ist stark und geachtet nach Außen, Norwegen ist, vor 30 Jahren bezwungen, in Schranken gewiesen, die es seitdem nicht wieder überschritten; England erkennt Vasallenpflicht; und unter seines edlen Vaters mildem Scepter ist Dänemark auch im Innern glücklich. Mitten in diese Klarheit und Stille der immer reicheren Entfaltung und größeren Vertiefung seines inneren Lebens trifft wie ein Donnerkeil aus heiterem Himmel die überraschende und

ganz unerwartete Nachricht von dem Tode seines Vaters, den ein plötzliches Geschick dahin gerafft hat. Der Biß einer Schlange, während der König in seinem Garten schlief, sollte tödtlich für ihn geworden sein. Ein solches Ereigniß, wenn es unter allen Umständen schmerzlich und erschütternd ist, wird doch, wo es so ganz gegen alle Berechnung und Vermuthung eintritt, noch von einem Schauer besonderer Art begleitet. Es überkommt die Seele des Betroffenen die Ahnung einer geheimnißvoll wirkenden feindseligen Macht und mitten in der stillen, weil unaussprechlichen Trauer über den erlittenen Verlust kann sie sich nicht erwehren, daß nicht mit dem Gram zugleich der Keim brütenden Grolles gegen das unbegreifliche Geschick in die Tiefe des Herzens sich einsenke. Daß dieser Keim nicht auch Wurzel fasse und zur Entwicklung gelange, wird nur dann verhütet, wenn mildere Fügungen die bitteren Nahrungssäfte des Bodens umwandeln, der jetzt von Schmerz gefurcht, und von Gram und Kummer bethaut ist. Und Hamlets Seele ist durch und durch erschüttert; denn nicht den liebenden Vater allein, nicht den Schirm und Halt nur seines äußeren Lebens, — auch das Musterbild aller Mannestugend, an dem er mit der innigsten Verehrung hinaufzuschauen gewohnt war, auch das bestätigende Siegel seiner inneren idealen Welt hat er mit seinem Vater verloren.

Er war ein Mann, nehmt Alles nur in Allem,

sagt er bei der Begegnung zu seinem Freund Horatio, der die Herrschertugend des abgeschiedenen Königs rühmte, und trauernd setzt er hinzu:

ich werde nimmer seines Gleichen sehn.

Im tiefſten Leide alſo kehrt Hamlet von Wittenberg in die Heimat zurück, um der Leichenfeier ſeines Vaters beizuwohnen; im tiefſten Leide findet er auch ſeine ehrwürdige, von ihm nicht minder innig geliebte Mutter. Es mußte ihm und konnte ihm nur gerecht und natürlich erſcheinen, daß ſie, wie Niobe, ganz Thränen, ſeines Vaters Leiche folgte. War er doch ſolch ein trefflicher Monarch; — und ſo ſeine Gattin liebend, daß er des Himmels Winde nicht zu rauh ihr Antlitz ließ berühren; — und hing ſie ſelbſt doch auch an ihm, als ſtieg der Wachsthum ihrer Luſt mit dem, was ihre Koſt war. —

Aber da nun die letzte Ehre dem Todten erwieſen und der Gegenſtand der allgemeinen Trauer unter ſchweren Marmorkiefern eingeurnt iſt, tritt der Tag in ſein Recht und Dänemarks Zukunft verlangt einen neuen König. Wer wird, dem Vorangegangenen ein würdiger Nachfolger, der Erwählte des Volkes ſein? Prinz Hamlet, obwohl das Reich ein Wahlreich iſt, hat dennoch das nächſte Anrecht und die gegründetſten Ausſichten. Denn wie das Volk ſeinem edlen Vater in treuer Verehrung ergeben war, ſo hatte es ſich längſt gewöhnt, ihn ſelbſt als den Stern der Zukunft zu betrachten, und hing an ihm mit eben ſo großer Liebe, als zuverſichtlicher Erwartung. Und wie ſollt' es auch nicht? Geſchmückt mit allen Herrſchertugenden, die das Wohl des Volkes unter ſeiner Regierung zu verbürgen ſchienen, ragte er ja ſo ſehr vor allen Andern hervor, daß er, der mit Recht des Hofmanns Auge, des Gelehrten Zunge und des Kriegers Arm *zugleich* genannt werden mochte, das Merkziel aller Betrachter ſein *mußte*, wie er des Staates Blum' und Hoffnung war. Hamlet iſt nicht

ehrgeizig; „o Gott“ — sagt er den lauernden Schulgesellen auf diese Unterstellung hin — „ich könnte in eine Nußschale eingesperrt sein, und mich für einen König von unermeßlichem Gebiete halten“; — aber er hatte sichere Hoffnungen und hatte gewiß auch schon daran gedacht, sich dereinst seinem Volke höchst königlich zu bewähren. Was etwa die gegenseitige Liebe zwischen Mutter und Sohn an Tröstung über den herben Verlust noch vermissen ließ, das konnte die große Aufgabe der Sorge für das gemeine Beste, das konnte die edle Nacheiferung ersetzen, mit der er seines Vaters Gedächtniß durch sich selbst in ungeschmälerten Ehren zu erhalten würde bemüht gewesen sein. Dabei blieb das Bild des Entrissenen im Glanze seines Ruhmes gegenwärtig und die Zeit hätte ihren heilenden Balsam auf die Wunde gelegt, die jetzt noch so frisch blutete.

Aber es sollte nicht so sein; das Geschick hatte für Hamlet noch tieferes Leid, noch schärfer einschneidenden Schmerz vorbehalten; und schon die nächsten Wochen sollten das Entsetzliche bringen, das mit der Zerstörung aller seiner Hoffnungen auch das unantastbare Heiligthum seiner innern Welt bis zur Vernichtung erschüttern mußte. Vor seinen Augen zu sehen, wie der eigene Oheim, ein Mann, der neben seinem Vater wie ein Satyr neben Apollo, oder wie der bis jetzt noch namen- und thatenlose Hamlet selbst neben Hercules, dem tugend- und thatenberühmten Halbgott, d. h. ein Mann, der auch nicht das Geringste an königlichen Eigenschaften aufzuweisen hatte, was ihn an seines Vaters Stelle zu treten berechtigen könnte: — zu sehen, wie dieser Mann sich zwischen seine Hoffnungen und die Erwählung eindrängt, wie er die Großen des Reiches

mit allen ſchmeichleriſchen, tückiſchen Künſten meiſterhafter Verſchlagenheit und kluger Berechnung für ſeine Zwecke zu gewinnen weiß; ja mehr noch — mit anſehen zu müſſen, wie dieſer verhaßte Mann um ſeine geliebte Mutter wirbt, wie ſie ſelbſt ſeine Bewerbung nicht von ſich weiſt, wie ſie, die er als Ideal treuer Gattenliebe zu verehren gewohnt war, einem ſolchen Manne ſogar freundlich entgegenkommt, wie ſie endlich aller Scheu vergeſſend, die ſchon das natürliche Gefühl ihr hätte gebieten müſſen, in haſtigem Entſchluß ihm die Hand zum neuen Ehebündniß reicht, durch welches zwar ſie zum zweitenmal zur Königin erhoben, aber auch ihr Sohn des Thrones beraubt, ihre eigne Ehre beſchimpft und das Andenken des verſtorbenen Gemahls, des hochgefeierten Königs in den Staub getreten wurde — und zu denken, daß dieß Alles jetzt, in dieſen Wochen der tiefſten und allgemeinen Trauer, nach einem kurzen Mond geſchehen kann,

— bevor die Schuh verbraucht,
Womit ſie ſeines Vaters Leiche folgte;
Bevor das Salz höchſt frevelhafter Thränen
Der wunden Augen Röthe noch verließ — —

das iſt zu viel für Hamlets Gemüth, das vom Glauben an das ſittlich Ideale lebt, zu viel, um ihn nicht im innerſten Mark ſeines Lebens zu vergiften und zu verbittern, um ihn nicht zur Empfindung des Eckels an der Welt und ihrem Treiben, zum Ueberdruß am eigenen, werthlos gewordenen, weil ſchmachbedeckten und zur Ruhmloſigkeit erniedrigten Leben, ja bis zum Rand der Verzweiflung zu führen, die in Verbitterung des Herzens an Natur, Vernunft und edler Menſchengeſittung völlig irre wird. Und doch iſt in Hamlets Stimmung trotz dem zeitweiligen Un-

gestüm der Bitterkeit und Verzweiflung noch eine vorherrschend elegische, traurig sinnende, ja weiche und milde Richtung. Mit dem Ausruf: „Schwachheit, dein Nam' ist Weib!“ — setzt er zwar seine Mutter, der er vorher als einem Ideale ächter Weiblichkeit einen ausgezeichneten Rang eingeräumt hatte, nun zu einer gewöhnlichen, alltäglichen Erscheinung herab, — entschuldigt sie aber auch zu gleicher Zeit, indem er ihr Vergehen aus der allgemeinen Gebrechlichkeit des Geschlechts ableitet. Und wenn er auch, da seine Mutter ihn mahnt, von der Trauer zu lassen, und ihn mit der gemeinen Rede trösten will:

Du weißt, es ist gemein: was lebt muß sterben, —

im innersten Herzen empört das Wort gegen ihre eigne Gemeinheit in Rede und Thun wendet

Ja, gnäd'ge Frau, es ist gemein, —

wenn er auch, da sie in ihrer Harthörigkeit ihn nicht versteht oder nicht verstehen will, auf ihre weitere Frage:

Nun wohl, weswegen scheint es so besonders dir?

schneidend scharf entgegenantwortet:

Scheint, gnäd'ge Frau? nein, ist; mir gilt kein scheint,

so fährt er doch auch sogleich wieder weicher und milder gestimmt fort:

Nicht blos mein düstrer Mantel, gute Mutter,
Noch die gewohnte Tracht von ernstem Schwarz,
Noch stürmisches Geseufz beklemmten Odems,
Noch auch im Auge der ergieb'ge Strom,
Noch die gebeugte Haltung des Gesichts
Sammt aller Sitte, Art, Gestalt des Grams
Ist das, was wahr mich kund giebt; dieß scheint wirklich:
Es sind Geberden, die man spielen könnte.
Was über allen Schein, trag' ich in mir;
All dieß ist nur des Kummers Kleid und Zier.

Wiewohl freilich auch in dieſen Worten wieder die Bitterkeit ſeines Herzens ſich hervordrängt und herb genug auf die Heuchelei ſeiner Mutter und ihre höchſt frevelhaften Thränen angeſpielt iſt. Es muß indeß ſchon hier bemerkt werden, daß Hamlet die Dolche, die er für Andere geſchliffen, ſtets ſich ſelbſt auch und zunächſt ſich ſelbſt ins Herz bohrt; ja manchmal ſind ſie ſo ſpitz und fein, daß die, welche getroffen werden ſollten, in ihrer Stumpfheit frei ausgehen, während ihm ſelbſt das Herz grauſam zerfleiſcht wird. Es iſt die Art ſolcher Naturen, die mehr nach innen, als nach außen leben, daß ſie nur Wenige in die Genoſſenſchaft ihres innern Lebens ziehen; mit Vielen vertraut ſein, würde ihre Innerlichkeit ſtören, würde ſie aus ſich ſelbſt herausſcheuchen. Je edler nun ſolche Naturen von Gemüth ſind, deſto rückhaltloſer und vertrauensvoller geben ſie ſich hin, indem ſie ſich gerade mit den tiefſten Wurzeln ihres Seins in den Gegenſtand ihres Vertrauens hinüberpflanzen. Tritt aber dann der unglückliche Fall ein, daß ſie ſich getäuſcht finden, ſo iſt ihre Gemüthslage auch um ſo verzweifelter, je mehr ihre Welt auf dieſes Verhältniß beſchränkt, auf dieſes Vertrauen gegründet war. Mehr verletzt als beleidigt, mehr gekränkt als aufgebracht, und dabei unfähig den Weg gemeiner Rache zu gehen, um ſich zu behaupten, kehren ſie nothwendig den Stachel ihres Leides zunächſt ſtets gegen ſich ſelbſt. Nur die eine Genugthuung, gleich erforderlich zu ihrer Lebensfriſtung wie zur Rechtfertigung ihres veränderten Verhaltens, können ſie ſich nicht verſagen, den Gegenſtand, an dem ihre Seele mit ſolcher Zuverſicht hing und von dem ſie ſo bitter getäuſcht wurde, wenigſtens wiſſen zu laſſen, wie tief die

geſchlagene Wunde, wie herb die gemachte Erfahrung ſei. Unmöglich iſt's, daß dabei nicht die Bitterkeit des inneren Leidens, ohne alle Abſicht der Rache, als Anklage hervorbreche, aber die vorherrſchende Stimmung wird die der Trauer, des Grams, der Klage um den verlornen Glauben ſein.

So ſehen wir Hamlet am Anfange des Stücks ſeine Mutter gegenüber. Daß er dem König, ſeinem Oheim, der eben im Prunke angemaßter Majeſtät vor ſeinem Hofe die innere Gemeinheit durch geſpreizte Worte zu verdecken ſucht, daß er dieſem frechen Thronräuber und niedrigen Verführer ſeiner Mutter gegenüber nur kalten Hohn und trotzige Verſchloſſenheit beweiſt, iſt leicht begreiflich. Weniger begreiflich könnte es ſcheinen, was ihn ſelbſt in dieſer Lage, da ſein ganzes Leben, Gegenwart und Zukunft, zertrümmert ſcheint, überhaupt noch aufrecht erhält. Warum weiſt er den ſich aufdrängenden Gedanken an Selbſtmord ſofort zurück? Warum willigt er, und wie er ſagt, gerne gehorchend auf die Bitte ſeiner Mutter ein, an dieſem Hofe, in dieſer Umgebung ein verhaßtes, gedemüthigtes, täglich neu gekränktes Leben zu führen, ſtatt nach Wittenberg, wie er vorhatte, zurückzukehren? Warum kommt er am Schluſſe der unmuthigen Betrachtung ſeiner Lage doch nur zu dem Ausruf:

Es iſt nicht, und es wird auch nimmer gut,
Doch brich, mein Herz! denn ſchweigen muß mein Mund.?

Das iſt nicht die Rede eines gänzlich Verzweifelnden; es iſt die Rede der Wehmuth, die noch nicht alle Hoffnung, noch nicht allen Anſpruch an das Leben aufgegeben hat.

Was Hamlet in dieſer Zeit der leidenvollſten Er-

fahrungen aufrecht hält, was ihn die Heimat dem Aufenthalt in Wittenberg doch noch vorziehen läßt, was ihn vor völliger Trostlosigkeit und Entmuthigung bewahrt, — ist einzig seine Liebe zu Ophelien. Mehr wie je ist sie in dieser Zeit der Abgott seiner Seele, der einzige Anker seines Lebens geworden. In sie allein hat er seine ganze Welt sittlicher Ideale, seinen Glauben an den Adel und die Würde des Menschen, und namentlich an weibliche Größe und Tugend herüber geflüchtet, nachdem im eignen Hause jeder Halt für ihn zusammengebrochen war. Sie ist ihm die himmlische Ophelia; an sie hat er gerade in dieser Zeit den Brief geschrieben, der so deutlich die Spuren tief nagenden Kummers an sich trägt.

> O liebe Ophelia, schließt er, es gelingt mir schlecht mit dem Sylbenmaße; ich besitze die Kunst nicht, meine Seufzer zu messen, aber daß ich dich bestens liebe, o Allerbeste, das glaube mir. Leb wohl.
>
> Der Deinige auf ewig, theuerstes Fräulein, so lange diese Maschine ihm zugehört. Hamlet.

Wohl ihm, wenn dieser einzig ihm übrig gebliebene Anker hält, wenn nicht auch er sich trüglich erweist. Er wird seiner nur zu sehr bedürfen, um den schwankenden Nachen seines inneren Lebens in dem tasenden Sturme seines Geschicks vor gänzlichem Zerscheitern zu bewahren. Denn eben hat sein Freund Horatio seine Seele in neue Unruhe gestürzt mit der Nachricht, daß seines Vaters Geist in Waffen, blaß, mit einer Miene mehr des Leidens als des Zorns, auf der Terasse, wo sie Wache hielten, erschienen sei. Hamlet vermuthet was von argen Ränken; sein Geschick schaut noch nicht erfüllt.

Aber Ophelia ist die Tochter des alten, unterthänigen, in den Ränken des Hoflebens ergrauten, dem gegenwärtigen König durch vertrauliche, ergebene Dienste werthgewordenen Hofmannes Polonius; sie ist die Schwester des kecken, ehrsüchtigen, abenteuernden Jünglings Laertes, dessen Denken und Wünschen dem ausländischen Wesen des heiteren Frankreichs mehr zugewendet ist, als der nordischen Heimat. Und nun kommt dieser, und verdächtigt ihr Hamlets Liebe als bloßes Getändel, als Spiel des Bluts, als unbeständige, flüchtige Neigung des Augenblicks; ja er verdächtigt mit einem „vielleicht" und „bis jetzt" selbst die Aufrichtigkeit Hamlets und die Tugend seines Willens; er mahnt sie an die trennende Kluft des Ranges und daß an eine Heirath doch nicht zu denken sei; er warnt sie, auf ihrer Hut zu sein, daß sie ihr Herz nicht verliere und ihre Ehre zugleich, und empfiehlt ihr zuletzt die Furcht vor Hamlets ungestümen Dringen als das sicherste Schutzmittel ihrer jungfräulichen Tugend. — Und Ophelia? — Kennt sie Hamlet nicht besser? muß sie ihn nicht besser kennen? hat sie kein stolzes Wort, keinen gekränkten Blick zu seiner Vertheidigung? O nein — sie lauscht nachdenklich den Worten des Bruders und verspricht ihm, den Sinn so guter Lehre zu bewahren als Wächter ihrer Brust; ja sie überliefert ihm sogar die Oberaufsicht über ihr künftiges Benehmen gegen Hamlet, indem sie ihm zum Abschied versichert, was er ihr gesagt, das sei in ihr Gedächtniß fest verschlossen und —

Ihr sollt selbst den Schlüssel dazu führen.

Und nun kommt ihr Vater und läßt sie hart an wegen ihres bisher doch geduldeten Verhältnisses zu Hamlet. Da

wehrt sie sich freilich gegen den Verdacht, als ob sie bei diesem Verhältniß sich selbst nicht so klar verstehe, als ihrer Ehre gezieme. Aber es geschieht eben nur zu ihrer eignen Rechtfertigung, wenn sie von Hamlet sagt:

Er hat mit seiner Lieb in mich gedrungen
In aller Ehr und Sitte;
Und hat sein Wort beglaubigt, lieber Herr,
Beinah durch jeden heil'gen Schwur des Himmels.

Und als nun der redselige, in solchen Fährlichkeiten besser bewanderte alte Mann, der offenbar nur um der Gunst des Königs willen in wahren Feuereifer gegen Hamlet geräth, seine Tochter ein dummes Ding schilt, ihr Hamlets Schwüre als bloße Fürsprecher sündlicher Gelüste darstellt, und ihr zuletzt rundweg allen und jeden ferneren Verkehr mit Prinz Hamlet verbietet — da fügt sie sich eben so leicht und eben so willig, als sie vorher ihrem Bruder das Versprechen der Vorsicht gegeben; ohne alle Widerrede, ohne Klage selbst um den drohenden Verlust, ja ohne die leiseste Andeutung nur, daß sie, ungläubig gegen die Worte der beiden, ein ganz anderes reineres edleres Bild von Hamlet im liebebeglückten Herzen trage. Es kostet ihr wenig genug, so muß man glauben, auf die Anträge von Hamlets Zuneigung, die er ihr gemacht, und von denen sie nicht weiß was sie denken soll, zu verzichten; ja es bleibt sogar zweifelhaft, ob sie auch ihrerseits Hamlet wirklich liebt. Wir erfahren nur, daß sie sich seine Liebeswerbung gefallen ließ, — kein Wort verräth ihre eigne Neigung.

So viel indeß ist hier schon gewiß, daß Ophelia ein unschuldiges zwar, aber auch ein schwaches, schwankendes, unselbständiges Mädchen ist, — daß sie, wenn sie liebt,

doch nicht jene Größe der Seele beſitzt, welche das Gebot ihrer Liebe, und wär' es auch im Entſagen, kleinlichen und unwerthen Rückſichten überzuordnen verſteht, daß ſie endlich überhaupt nicht jene tiefe, innige Empfindung der Liebe beſitzt, die als das Leben des Lebens zweifellos an ſich ſelbſt und darum auch zweifellos an dem Geliebten iſt. Hamlet ſelbſt muß im Umgange etwas Scheues Schwankendes Unſicheres an ihr wahrgenommen haben; er deutet es als Zweifel an ſeiner Liebe — warum hätte er ihr ſonſt geſchrieben:

Zweifle an der Sonne Klarheit,
Zweifle an der Sterne Licht,
Zweifl', ob lügen kann die Wahrheit,
Nur an meiner Liebe nicht.

Aber wie ſteht es dann um Hamlet, der wie in Allem ſo auch in der Liebe nur das Ideale gelten läßt? der folglich die Liebe nur kennt als tiefſte und höchſte Fülle der Seele, als lauterſte, zweifelloſe, völlige Hingebung und zugleich als beſeligendes Wiederfinden des eignen Lebens in dem Geliebten? Iſt dieſe ſchwache, in ſich ſelbſt unſichere Jungfrau, die mehr Glauben an ihren Bruder als Vertrauen zu *ihm*, mehr Willigkeit gegen ihren Vater als Anhänglichkeit an ihren Geliebten verräth, die kein Wort zu ſeiner Vertheidigung zu finden weiß, da man ihn niedriger gemeiner Abſichten beſchuldigt — iſt dieß die *himmliſche* Ophelia, an die Hamlet glaubt, die er in ſeinem Sinne die *Allerbeſte* nennt, in ſeinem Sinne *beſtens* liebt, zum *Abgott* ſeiner Seele ſie erhebend? Iſt das die ſtarke Liebe, an deren Ankertau der arme, tief geſtürzte, jetzt ſchon faſt verzweifelnde Hamlet zu neuer Lebensfreudigkeit emporklimmen kann? Wir fürchten ſehr,

und die Ahnung kann uns kaum trügen, daß er sich auch hier in der Zuversicht seiner Voraussetzung, in der Befriedigung seines idealen Bedürfnisses getäuscht finden wird, und daß diese letzte und härteste Erfahrung ihn mehr oder minder überwältigend treffen muß.

Und in der That, früh genug sollte er darauf vorbereitet werden. Noch an dem nämlichen Tage, nachdem er eben mit Horatio verabredet, um Mitternacht auf die Wache kommen zu wollen, um den Geist, wenn er wieder erschiene, anzureden — noch an diesem Abend, vielleicht um der neuen Aufregung durch ein Gegengewicht Herr zu werden, schreibt er an Ophelien. Aber Ophelia, dem eben erhaltenen Befehle gemäß, weist den Brief ab; der Bote bringt den Brief zurück. Es war das erstemal; so ganz unvorbereitet und unerwartet, wie es kam, mußte es Hamlet in Verwunderung und Bestürzung, bei längerem Nachdenken in die Unruhe qualvollen Zweifels versetzen. Daß Ophelia es nicht freiwillig gethan, daß hier ein Befehl ihres Vaters dazwischen liege, ist ihm freilich gewiß; aber schon dieser unterwürfige Gehorsam gegen einen solchen Vater trübt ihm das ideale Bild, das er sich von Ophelien gemacht. Betäubt, zerstreut, ohne alle Spannung des Gemüths für die Erscheinung des Geistes, tritt er zu den Freunden auf der Terrasse. Er spricht vom Wetter, fragt nach der Uhr, und läßt sich, da man den Lärm des Gelages vom Schlosse hört, weitläufig und verdrüßlich über die Unsitte dieses schwindelköpfigen Zechens aus, das den Werth der Nation im Auslande herabsetze — um zuletzt in trüben, gedehnten, düster brütenden Worten, wobei er

offenbar seine Mutter und Ophelien im Sinne hat, hinzuzufügen:

So geht es oft mit einzeln Menschen auch,
Daß sie durch ein Naturmaal, das sie schändet, —
— Auch wohl durch Angewöhnung, die zu sehr
Den Schein gefäll'ger Sitten überrostet —
Daß diese Menschen, sag ich, welche so
Von Einem Fehler das Gepräge tragen,
(Sei's Farbe der Natur, sei's Fleck des Zufalls)
Und wären ihre Tugenden so rein,
Wie Gnade sonst, so zahllos, wie ein Mensch
Sie tragen mag: in dem gemeinen Tadel
Steckt der besondre Fehl sie doch mit an;
Der Gran von Schlechtem wird des edlen Werthes
Selbst aus 'nem Zweifel bis zur Schmach —

Da erscheint der Geist und schreckt ihn heraus aus seinen grübelnden Gedanken, und wirft ihn in solches Grausen, daß von Entsetzen geschüttelt die kleinste Ader seines Leibes so stark wird als Sehnen des Nemeer Löwen. Er redet sie an, die fragwürdige Gestalt, aber er erhält keine Antwort, es winkt ihm hinweg, und was da komme, er folgt ihm, er muß ihm folgen, denn er ahnet, daß sein Schicksal ruft, daß er noch mehr erfahren soll, und er muß Gewißheit haben und gälte es auch sein Leben; — sein Leben? ha, er achtet es jetzt schon keiner Nadel werth nach der eben auch an Ophelien gemachten Erfahrung. Der Geist führt ihn an einen entlegenen Ort und hier erfährt nun Hamlet die grauenvolle Kunde, daß sein Vater, sein edler Vater unter namenlosen Qualen verdammt ist zu fasten in der Gluth, bis die Verbrechen seiner Zeitlichkeit hinweggeläutert sind, weil er, durch Saft verfluchten Bilsenkrauts heimtückisch ermordet, in seiner Sünden Blüthe hingerafft, ohne Nachtmahl, ungebeichtet, ohne Oelung, die

Rechnung nicht geschlossen, mit aller Schuld auf seinem Haupt ins Gericht gesendet ward. Hier erfährt Hamlet, daß seine Mutter, die er bisher immer noch entschuldigt hatte mit der allgemeinen Gebrechlichkeit des Geschlechts, mit einem Uebermaß in der Mischung des Bluts, das Dämm' und Schanzen der Vernunft oft einbricht, daß sie, ja sie, die scheinbar tugendsame Königin, schon bei Lebzeiten ihres Gemahls die Treue des Herzens ihm gebrochen und von ihm ab sich wendend ihren Willen wenigstens zu schnöder Lust gewinnen ließ, daß sie nach Wegwurf haschend innerlich unsittlich geworden ist. Und dieser Wegwurf, der Bube, der mit verruchter Bosheit das doppelte Verbrechen der Ermordung seines Vaters und der Verführung seiner Mutter zum schmachvollsten Ehebruch begangen hat, das ist der lächelnde, verdammte Schurke, der jetzt auf Dänemarks Throne sitzt, sein Oheim.

Diese schaudervolle Kunde, wie kann sie anders, als zerschmetternd, vernichtend auf Hamlet wirken? Raubt sie ihm doch den letzten Rest seines Glaubens an die Wirklichkeit, wenn auch nicht an die Wahrheit sittlicher Ideale; läßt sie ihm doch nicht den geringsten Hoffnungsschimmer möglicher Entschuldigung; zieht sie doch selbst seines Vaters ideales Bild, das er so heilig im Herzen getragen, in die Herabwürdigung der Sünde. In sich gebrochen, vernichtet steht Hamlet, und zugleich außer sich vor Wuth und Entsetzen; er muß seinem Herzen zurufen, zu halten; sein Kopf ist ein zerstörter, wüster Ball, in dem kaum noch Gedächtniß haust. Ja, wegwischen will er von der Tafel der Erinnerung alle Bilder, die Jugend einschrieb und Beobachtung, für ihn ist's aus mit allen sittlichen Idealen;

und leben ſoll im Buche ſeines Hirnes ganz allein das wohlbegründete Gebot des Geiſtes, ihn zu rächen,

Daß Dänmarks königliches Bett kein Lager
Für Blutſchand und verruchte Wolluſt ſei;

ein Gebot, das in ſeiner Unausweichlichkeit zugleich ſo entſetzlich für ihn iſt, da es ſtets den Ruin ſeiner innern Welt, die Zerſtörung ſeiner Lebensquelle in ſich ſchließt. Iſt's zu verwundern, wenn er ſich gegen den tödtlichen Stoß noch wehrt in dem Augenblik, wo er ihm bereits tief im Herzen ſitzt? Soll er denn wirklich glauben, daß ſolche Niederträchtigkeit und Bosheit in der Menſchennatur wohnen kann, wie ſie in ſeinem Oheim ſich verkörpert hat? Er muß ſeine Augen zu Zeugen nehmen für Das, was ſeine Ohren gehört haben; er muß ſich's niederſchreiben, um es glauben zu können, um es nicht, blos wegen ſeiner Unglaublichkeit, wieder zu vergeſſen, niederſchreiben, daß es ſo iſt,

Daß einer lächeln kann und immer lächeln,
Und doch ein Schurke ſein.

Hamlet ſteht am Rande, nicht der Verzweiflung, ſondern von Verzweiflung übermannt, am Rande des Wahnſinns. Nur ein innerer Aufſchrei völliger Verzweiflung und halben Wahnſinns iſt es, wenn er nun die ihn aufſuchenden Freunde mit einem luſtigen Waidmannsruf herbeilockt, und ihnen dann in ſo ſonderbar neckender Weiſe den Schwur abnimmt, das Geheimniß dieſer Nacht bewahren zu wollen, wie fremd und ſeltſam er ſich auch in Zukunft nehmen möge. Denn das kann er nicht, in die Welt dieſer Menſchen zurückkehren und in ihrer Weiſe mit ihnen ſein und Rede pflegen; da würde er ſie ja anerkennen und

sich selbst aufgeben. Oder soll er heucheln, trügen, verbergen, bis die Gelegenheit der Rache sich bietet? soll er den rächenden Gott in ihm, wie sein Oheim den Teufel, mit schönen Worten überzuckern? Soll er sein Gesicht mit dem Firniß eines kriechenden Höflings überglätten, während ihm im Herzen das Grauen und wilde Verzweiflung brütet? Nein, das kann Hamlet nicht; ihm gilt kein scheint. Die Rolle, die er zu spielen gedenkt, die er annehmen muß, ist die des halben Wahnsinns; und sie ist nicht einmal bloße Rolle mehr, sie ist der einzig wahre, entsprechende Ausdruck seiner gegenwärtigen Gemüthslage, wie sie die nothwendige Scheidewand ist, durch die ihm seine Selbstbewahrung gegenüber der Gemeinheit und Bosheit seiner Umgebung gesichert wird; sie ist zugleich auch das einzige Mittel, um die Wahrheit seiner sittlichen Ideale für sich noch zu bejahen, nachdem er sich in ihrer vorausgesetzten Wirklichkeit so furchtbar getäuscht finden mußte. In dieser Weise wenigstens sehen wir ihn später immer sein wunderliches, angelegtes Wesen gebrauchen.

Aber warum stürmt er nicht sofort zur Rache auf Schwingen rasch wie Andacht und des Liebenden Gedanken? Hatte er's doch so dem Geiste seines Vaters gelobt? Freilich wohl; aber eben das ist's, was diese Worte selbst verrathen, die Gedanken des Liebenden sind's, die ihn doch noch immer daneben beschäftigen; Ophelia ist's, über die er zuvor noch völlig klar sehen muß, ehe er seinen Plan der Rache fassen und zur That schreiten kann. Denn wie er sie erfindet, ob sein Zweifel in Betreff ihrer bestätigt oder gelöst wird, das muß von bestimmendem Einfluß auf den Plan selbst, wie auf seine Ausführung sein, da Alles

darauf ankommt, mit wie wenig oder wie viel Gewicht die That der Rache in die Zukunft ſeines Lebens hinüberreicht, die immer noch, wenn auch mit mattem Hoffnungsſchimmer, in die Nacht der Gegenwart herein zu winken ſcheint. Leider ſollte die Wahrheit auch nach dieſer Seite hin dem Suchenden weder Beruhigung noch Kräftigung gewähren, deren er ſo ſehr bedurfte.

Wie von der Vorahnung ergriffen, daß Alles für ihn verloren ſei, daß ſein Leben am Widerſtreit mit dem angel- und zügelloſen Gräuel ſeiner Tage verbluten müſſe, hat er für jetzt ſeine Freunde mit dem ſchmerzbewegten Ausruf entlaſſen:

Die Zeit iſt aus den Fugen, Schmach und Gram,
Daß ich zur Welt, ſie einzurichten, kam.

Sie möchten, hat er ihnen empfohlen, thun wie ſonſt, was ihnen Beruf und Neigung heißt — er, für ſein armes Theil, will beten gehn. Und wenn man das Ringen einer Seele, die ſich in der Zurückgezogenheit von der Welt dem Grauen des Gemeinen und Böſen zu entwinden ſtrebt, wenn man den heißeſten Wunſch, doch irgendwo noch eine Stätte für das ſittlich Ideale, einen Abdruck des Göttlichen in der Wirklichkeit zu entdecken, wenn man dieſes Aufſeufzen und Ringen eines verzweifelnden Gemüths ſo nennen kann, dann geht Hamlet allerdings beten. Zurückgezogen, in ſich verſchloſſen, ſinnend über das Erlebte und über dem Zukünftigen brütend, die übernommene, unausweichliche Pflicht der Rache, wie die Folgen der That bedenkend, ſo verbringt Hamlet die nächſten Tage, die nächſten Wochen. Stets aber kehren dabei ſeine Gedanken ſich nach Ophelien, die bisher der Abgott ſeiner Seele war

und jetzt der Angelpunct seiner bittersten Zweifel geworden ist. Er muß Gewißheit haben. Er schreibt an sie zu wiederholten malen; aber die Briefe kommen uneröffnet zurück; er versucht, sie zu sehen, zu sprechen, aber er wird abgewiesen. Diese Beharrlichkeit ist ihm erst unerklärlich. Doch nicht lange; denn er, der in Einer furchtbaren Nacht zum unseligen Scharfblick eines nie gekannten Mißtrauens gereift ist, erkennt jetzt, da er aus der Betäubung zur Besinnung sich wieder erhoben hat, daß hier noch etwas Anderes in Mitte liegen muß, als das bloße Gebot des Vaters. Ophelia würde, *wäre* sie unverändert gegen ihn, in der Zwischenzeit dieser peinlich langen Tage und Wochen gewiß das Bedürfniß gefühlt und Mittel gefunden haben, ihn ihrer unveränderten Liebe zu versichern. Kein Zweifel! man hat ihn verläumdet, man hat seine Liebe, die doch so warm und treu ist, wie die Sonne, so keusch wie der Sterne Licht, so aufrichtig wie die Wahrheit selbst, man hat sie ihr verdächtigt, sie als unlauter und trügerisch dargestellt, man hat Ophelia ihn *fürchten* gelehrt. Das hat ihr Vater gethan, der schlaue welterfahrene Alte, der, minder ehrlich als ein Fischhändler, das Verhältniß der Liebenden um seines Vortheils beim König willen jetzt zerrissen haben will, der so wenig von der Lauterkeit und Reinheit eines liebebeseligten Gemüths sich eine Vorstellung machen kann, daß er fähig wäre, die Sonne, obwohl sie ein Gott ist, darum anzuklagen, wenn sich Maden in einem todten Aase erzeugen. Von *ihm* ist's nicht verwunderlich; aber wenn nun *Ophelia* ihm wirklich geglaubt hätte; *wenn* sie Hamlet fürchten sollte, wenn *sie*, deren Seele er mit dem zweifellosesten Vertrauen

der seinigen gleichartig gedacht, nun sein Innerstes so ganz verkennen, wenn sie ihn aus Mangel an Vertrauen in die Reinheit und sittliche Lauterkeit seiner Absichten aufgeben, ja gleichgültig und ohne Zeichen des Schmerzes aufgeben könnte? Dieß wäre in der That das Aeußerste und Letzte; furchtbarer, vernichtender als Alles würde diese Erfahrung ihn treffen; sie würde nicht blos seinen Glauben an die Welt völlig zerstören, sie würde auch seine persönliche Existenz, die Lust und Kraft des Daseins unter den Trümmern seiner Liebe begraben. Und sie — je höher er sie gestellt, desto niedriger müßte sie ihm nun erscheinen, desto bittrer müßte er den Hohn des Schicksals empfinden, das seine eigne edle Natur gebrauchte, um ihn so irre gehen, ihn selbst sich solche Täuschung bereiten zu lassen.

Wenn sich's bewahrheiten sollte, wenn's wirklich so wäre?! Einmal aufgetaucht, läßt ihm dieser Gedanke keine Ruhe mehr; zweifelnd und verzweifelnd irrt er in Wald und Flur umher, bis er endlich, — er muß sich selbst überzeugen, Aug' in Auge sehen — bis er Verwilderung im Aeußern und den Jammer tödtlichen Mißtrauens im Innern in Opheliens Zimmer eindringt. Ophelia selbst beschreibt diese Zusammenkunft ihrem Vater.

Als ich in meinem Zimmer näht' — auf einmal
Prinz Hamlet — mit ganz aufgerißnem Wams,
Kein Hut auf seinem Kopf, die Strümpfe schmutzig
Und losgebunden auf den Knöcheln hängend;
Bleich wie sein Hemde, schlotternd mit den Knie'n;
Weit einem Blick, von Jammer so erfüllt,
Als wär' er aus der Hölle losgelassen,
Um Gräuel kund zu thun — so tritt er vor mich.
Er griff mich bei der Hand und hielt mich fest,

Dann lehnt er sich zurück, so lang sein Arm;
Und mit der andern Hand so über'm Auge,
Betrachtet er so prüfend mein Gesicht,
Als wollt' er's zeichnen. Lange stand er so:
Zuletzt ein wenig schüttelnd meine Hand,
Und dreimal hin und her den Kopf so wägend,
Holt er solch einen bangen tiefen Seufzer,
Als sollt' er seinen ganzen Bau zertrümmern,
Und endigen sein Dasein. Dieß gethan,
Läßt er mich gehn: und über seine Schultern
Den Kopf zurückgedreht, schien er den Weg
Zu finden ohne seine Augen: denn
Er ging zur Thür hinaus ohn' ihre Hülfe,
Und wandte bis zuletzt ihr Licht auf mich.

Die Prüfung ist ernst und scharf, das Resultat entschieden; die himmlische Ophelia, der Abgott seiner Seele, ist auf immer für ihn verloren. Diese Ophelia hat nie gelebt; sie war ein Geschöpf seiner idealen Träume, und die Liebe, in die sich seine ganze Seele tauchte, die eben jetzt sein Anker werden sollte, sie bricht zusammen mit dem Luftgebilde der eignen Phantasie, an das er sie vergeudet. Die wirkliche Ophelia, welche vor ihm sitzt, versteht ihn nicht und liebt ihn nicht; wenigstens nicht, wie er die Liebe meint. Sie ist kalt und gleichgültig gegen ihn; stumm und ohne ein Wort der Liebe läßt sie ihn gewähren. Neugierig und ängstlich zugleich schaut sie auf ihn; aber der Schrecken, der in ihren Mienen zu lesen ist, gilt nicht blos seiner Erscheinung; es spiegelt sich in ihrem Auge unverkennbar auch jene Angst, die des Vaters und des Bruders Reden ihr eingeflößt.

Aber mit Ophelien ist nun für Hamlet auch Alles, Zukunft und Hoffnung, Muth und Kraft des Lebens, ja das Leben selbst verloren, weil Alles, auch das Letzte,

was das Leben für ihn lebenswürdig machen konnte. Die Erde, dieser treffliche Bau, scheint ihm jetzt nur noch ein kahles Vorgebirge; Luft und Firmament ein fauler verpesteter Haufe von Dünsten, der Mensch eine Quintessenz von Staub, woran er keine Lust mehr hat.

Hamlets Geschick ist hier schon entschieden; er hat mit der Welt und dem Leben gebrochen, oder vielmehr die Welt mit ihm, da sie ihm Alles geraubt hat, was ihm das Heiligste und Theuerste war. Er hat keinen Gegenstand mehr, dem er seine Liebe, also auch keinen, dem er seine Kraft zuwenden könnte; darum ist aller Lebensmuth und alle Lebenshoffnung von ihm gewichen. Sterben ist das Einzige, was ihm übrig bleibt; es handelt sich für ihn fortan nur darum, im inneren Gram der Verzweiflung sich selbst zu verzehren oder dem Wahnsinn zur Beute zu werden, wenn ihn nicht ein plötzliches Geschick seinem Ende zuführt. Hamlet weiß das auch selbst, und sagt es sich selbst. Nur noch

Sein oder Nichtsein — ist die Frage —

nicht mehr das Leben; denn die Welt ist ihm bereits todt, wie er für sie.

Ob's edler im Gemüth, die Pfeil' und Schleudern
Des wüthenden Geschicks ertragen —,

und so, den Tod der Resignation im Herzen, eine leidenvolle physische Existenz ohne Werth und Bedeutung hinschleppen — oder

Sich waffnen gegen eine See von Plagen

und in trotzigem Widerspruch des Herzens durch eigenmächtigen Tod sie enden — das allein ist die Alternative, die ihm übrig bleibt. Das Letztere würde ihm in seiner Lage als das

Angemeſſenere erſcheinen, das Erſtere aber iſt ſeiner Natur angemeſſener. Sein religiöſes Gefühl iſt es, was ihn um der künftigen Fortdauer willen davon abhält, die Einheit ſeines ſittlichen Selbſtbewußtſeins durch die unſittliche That des Selbſtmords zu zerſtören. Doch nur ungern tritt er von dem Entſchluß zurück, und murrend gegen ſein Gewiſſen, daß es auch ihn den Weg der Feigheit und der gemeinen Furcht vor etwas nach dem Tode gehen heiße. Denn zu wiſſen, daß ein Schlaf das Herzweh und die tauſend Stöße endet, die unſers Fleiſches Erbtheil — 's wär' ein Ziel für ihn, auf's Innigſte zu wünſchen. Dieſe Stimmung verläßt ihn nicht mehr; Todesbetrachtungen und Todesahnungen erfüllen fortan ſeine Seele; ſein Loſungswort iſt Sterben und der Grundton ſeines Weſens iſt von jetzt an eine tiefe, unheilbare Melancholie.

Im Zuſammenhang und Einklang damit muß ſein ferneres Benehmen begriffen werden. Wer mit der Welt und dem Leben abgeſchloſſen hat, iſt in der Regel unbarmherziger gegen die Lebenden und hat auch mehr Recht, ſich zum Richter aufzuwerfen, als wer mitten im Kampf des Lebens ſtehend, ſelbſt noch ſeine Freuden genießen will. Er hat das Recht, die ſittlichen Ideale, die Forderungen reiner und edler Menſchenbeſtimmung ſtrenger als Andere gegen Jedermann geltend zu machen; nicht, weil er beſſer wäre, ſondern weil der Inhalt ſeines ganzen Daſeins ſich nothwendig darauf beſchränkt und concentrirt, das Gewiſſen der Welt zu repräſentiren, nachdem jedes Band liebevoller Gemeinſchaft und perſönlicher Intereſſen zerriſſen iſt, das ihn zur Verſöhnlichkeit ſtimmen könnte.

Wenn daher Hamlet Ophelien, die ihm eben jetzt mit

einem Gebetbuche in der Hand entgegen tritt, um ihn auszuforschen, für diese Bequemung zur Lüge und Heuchelei, die er rasch durchschaut, mit harten Worten straft; wenn er die Höflinge Polonius Rosenkranz Güldenstern Osrik von sich abstößt, und jeden in das hohle Nichts seiner ihm eigenthümlichen Eitelkeit und Gemeinheit zurückwirft; wenn er endlich an seiner Mutter ein ernstes grausames Strafgericht vollzieht und, um sie zu bessern, ihr einen Spiegel ihrer Schande und Schmach, ihrer schamlosen ehebrecherischen Gemeinheit vorhält: so ist dieses Benehmen einerseits die nothwendige Folge der gegenwärtigen Gemüthslage, in der sich Hamlet befindet, andrerseits hat es seine Berechtigung in der Unbeugsamkeit und Unverletzlichkeit der sittlichen Ideen, als deren Vertreter Hamlet erscheint. Ebenso erklärt sich aus der bezeichneten Stimmung von selbst, daß ihm der Hinblick auf den Tod und die Vergänglichkeit das ernste Maß aller Dinge und namentlich der menschlichen Bestrebungen wird. Man darf nicht glauben, daß diese gänzliche Verzichtleistung auf das Leben ein Leichtes für Hamlet gewesen sei; er wußte, was wahrhaft groß sein heißt, und besaß jede Eigenschaft, sich auch wahrhaft groß zu bewähren, nur nicht die, mit der Gemeinheit und Erbärmlichkeit sich leichthin practisch abzufinden.

Hamlets Schicksal ist nicht das Ergebniß eines schwachsinnigen träumerischen Wesens, sondern gränzenlos unglücklicher, in ihrem furchtbaren Zusammenwirken wahrhaft zermalmender Verhältnisse und Erfahrungen.

Hamlets Verhalten gegenüber dem Gebote seines Vaters zu erklären soll nun die zweite Aufgabe sein, deren Lösung

wir verſuchen wollen. Es wird hiebei darauf ankommen, die Nothwendigkeit desſelben aus dem Zuſammenhang mit ſeinen Erfahrungen, ſeiner Gemüthslage und den äußeren Verhältniſſen zu begreifen.

Die Pflicht der Rache, haben wir geſehen, ſteht bei Hamlet feſt und außer allem Zweifel; aber den Plan derſelben hat er noch nicht entworfen, weil es ihm unabweisbares Bedürfniß iſt, zuvor noch über Ophelia in's Klare zu kommen. Denn je nachdem er ſie findet, wird der Plan ſelbſt ſich verſchieden geſtalten, da die That für ſeine Zukunft verſchieden in's Gewicht fallen wird. War Ophelia treu und wahr, hing ſie trotz dem väterlichen Verbote mit vollem unwandelbarem Vertrauen an ihm, war ihre Seele wirklich, wie er vorausgeſetzt, gleichartig mit der ſeinigen, und von der nämlichen ſtarken in ſich ewigen Liebe erfüllt: dann mußte ihm eben die tiefe Innigkeit ihrer gegenſeitigen Liebe die ſo furchtbar zerſtörte Welt ſeiner Ideale wieder aufbauen helfen; dann mußte ſie gerade ihm die Stütze werden, an der er ſich zum Glauben an die Welt und an die Menſchheit emporrichtete; dann war die Zukunft wenigſtens nicht hoffnungslos, und nimmer durfte er an der Möglichkeit verzweifeln, ſeine innere Welt, wie es ihm Bedürfniß war, auch in die äußere hinüberzupflanzen. Hätte er dann mit der unzweifelhaften Hülfe des ihm ganz ergebenen Volkes wie immer dieſe That betrieben, hätte er den ſchurkiſchen Verbrecher entthront und in die Verbannung geſchickt oder zum Tode überliefert, ſo hätte er in jedem Falle einen Act ſittlicher Gerechtigkeit vollzogen, und ſelbſt das Vergehen ſeiner Mutter trat in ein milderes verſöhnenderes Licht, da ſie nun vorzugs-

weiſe als die ſchmach- und gräuelvoll Betrogene erſchien, die durch die ruchloſe Hand eines Böſewichts des edlen Gatten war beraubt worden. Dann lag vor Hamlet eine Zukunft, die mit der Verſöhnung der Manen ſeines Vaters begonnen, ihm eine eben ſo ruhmreiche als beglückte Lebensbahn verhieß.

Nun ſieht er klar über Ophelia; aber der bange tiefe Seufzer, der dort ſich ſeiner Bruſt entrungen, hat wirklich ſeinen ganzen Bau zertrümmert. Auch die Zukunft iſt ihm nun verloren; verödet gebrochen im Gemüth ſteht er unter den Trümmern ſeines Daſeins; ohne Freudigkeit des Lebens, ohne Lebenshoffnung hat er auch den Muth des Entſchluſſes, die Kraft des Handelns eingebüßt. Wohl weiß er, daß ſeine Pflicht unausweichlich iſt, daß er jene That noch vollbringen muß. Er weiß auch, daß er Grund und Willen, und äußerlich betrachtet auch die Kraft und zweifelsohne die Mittel hat, um es zu thun. Aber da er kein Intereſſe mehr am Leben hat, fehlt ihm eben damit auch der Sporn, der zum Handeln treibt; die Erfüllung jenes Gebotes, die Vollziehung der Rache kann ihm nur noch zur Laſt fallen, und muß, je länger er ſie verſchiebt, deſto drückender für ihn werden.

So kommt es denn, daß er in keiner Weiſe die Initiative zur Geſtaltung eines Racheplans ergreift; überall iſt es der Zufall, der die Gelegenheit bietend, ihm bald dieſen, bald jenen Plan nahe legt und aufdringt.

Es geſchieht unmittelbar darauf, nachdem er eben Opheliens Liebe, Aug' in Auge, gewogen und zu leicht erfunden hat, daß die beiden kriechenden Höflinge, ſeine früheren Jugendgenoſſen, vom Könige an ihn geſchickt

werden, um ſein Geheimniß auszuſpioniren. Bald hat er ſie durchſchaut und abgewieſen. Aber einmal an ſeine Pflicht erinnert, benützt er nun auch die Kunde, die ſie ihm bringen, daß Schauſpieler kämen, ihm ihre Dienſte anzubieten, um einen raſch gewürfelten Plan gegen den König anzuſpinnen. Sein Plan geht auf die Prüfung des Königs und die Prüfung ſoll auch ihm, wie eben Opheliens, bis in's Leben reichen. Es iſt wenig zu verwundern, daß er hier wiederholt, was er eben gethan; ſeinem gebrochenen Willen, ſeinem verdüſterten Sinn ſteht kein anderer, neuer Gedanke zu Gebote und doch fühlt er ſich von außen aufgefordert zu handeln. Aber ſicherlich wird der König zu ſeinem eigenen Maße auch das ganze volle Maß der Verbitterung zu ertragen haben, die ſich von der Prüfung Opheliens her in Hamlets Gemüth ergoſſen hat.

Genau erkundigt er ſich nach den Schauſpielern, um zu erfahren, ob es die rechten ſind, mit denen er etwas anfangen kann. Sie ſind's, die aus der Stadt, die er ſtets hoch hielt. Nebenbei erfährt er, daß ſie durch ein Kindertheater in der Gunſt des Publikums verdrängt und zum Herumſtreifen gezwungen ſind. Dieß iſt für Hamlet nicht befremdend; denn ſein Oheim iſt ja König von Dänemark und ſeit er's iſt, hat ſich überall die geſunde Vernunft in ihr Gegentheil verkehrt. Schon leidenſchaftlich erregt durch dieſen Gedanken wird er durch den Anblick des eben eintretenden Polonius, dieſes großen Säuglings, der ſeines eigenen Kindes Seele vergiftet hat, des Mannes, der es wagte, ihm ſchnöde Abſichten gegen Ophelien unterzuſchieben, in noch größere Erbitterung verſetzt. Aber er läßt es ihn auch fühlen, indem er ihn den

alten Jephta nennt — Jephta, der Richter Israels, hat sein einzig Töchterlein geschlachtet — indem er ihm weiter mit der Verweisung auf das Weihnachtslied zu verstehen gibt, wie er seine niederträchtige Gesinnung durchschaut, die aus dem Reinsten und Heiligsten Gift und Gräuel zu ziehen weiß. Jetzt ist Hamlet in verzweifelter Stimmung. Kaum sind auch die Schauspieler eingetreten, so muß Einer wie zur Probe eine pathetische Rede vortragen, deren Inhalt Mord, Rache und Verzweiflung ist. Jene ist's, die er einmal in einem Stücke gehört, die von der Ermordung des Priamus durch den wüthenden Pyrrhus und von dem Jammer der Hecuba handelt. Pyrrhus zaudert einen Augenblick und wie parteilos zwischen Kraft und Willen steht er da, ein gemalter Wüthrich, und thut nichts; — dann aber

> Treibt ihn erweckte Rach' auf's Neu zum Werk;
> Und niemals trafen der Cyclopen Hammer
> Die Rüstung Mars, gestählt für ew'ge Dauer,
> Fühlloser als des Pyrrhus blut'ges Schwert
> Jetzt fällt auf Priamus.

Der Schauspieler hat seine Sache gut gemacht, so daß sogar Polonius ergriffen wird und bittet inne zu halten. Auch Hamlet selbst ist tief ergriffen und zugleich zu furchtbarer Wuth aufgeregt, die nach der Entfernung der Schauspieler hervorbricht. Erst tobt er gegen sich selbst, als einen blöden schwachgemuthen Schurken, der wie Hans der Träumer, seiner Sache fremd, es nicht einmal dem Spieler hier an Leidenschaft gleich thun könne; dann gegen seinen Oheim, den blut'gen, kupplerischen Buben, den er längst wie Pyrrhus getroffen haben sollte, um mit seinem Aas des Himmels Geier zu mästen; endlich nachdem er

mit einem „Pfui drüber, Pfui!“ alle Bitterkeit ſeines Gemüths gegen ſich ſelbſt entladen, gedenkt er ſeines nächſten Planes, für den er die Schauſpieler bereits angewieſen. Sie ſollen was

> Wie die Ermordung ſeines Vaters ſpielen
> Vor ſeinem Oheim: er will ſeine Blicke
> Beachten, will ihn bis in's Leben prüfen.

Zu dem Ende will er eine Rede von ein Dutzend Zeilen ſelbſt verabfaſſen und in das Stück „die Ermordung Gonzagos“ einrücken, um den König im innerſten Gemüth zu treffen, daß ſein eignes Gewiſſen die Schlinge für ihn werde. „Nun friſch an's Werk, mein Kopf!“ ſagt er ſich ermunternd; und in der That, die Rede wird eindrucksvoll genug werden, wenn er ſie eben jetzt, in dieſer Stimmung verabfaßt; und von einem ſolchen Schauſpieler vorgetragen iſt ſie ihres Erfolges ſicher, wenn der König im Geringſten ſchuldig iſt. Stutzt er aber, dann weiß Hamlet ſeinen Weg; jetzt weiß er ihn, die pathetiſche Rede des Schauſpielers hat ihn darüber in's Klare gebracht. Er muß gefühllos den Mordſtahl in die Bruſt des Böſewichts ſenken, der ihm ſeinen Vater ermordet hat. Aber nur zufällig und von Außen her, wie der Anlaß zu der beſchloſſenen Prüfung, hat ſich auch dieſer Entſchluß ihm aufgedrungen, und nur die Raſerei der Verzweiflung iſt es, die ihn gepackt, die ſeine Nerven und Adern ſtraff gemacht hat. Darum ſinkt er ſchon in der nächſten Minute wieder in ſich zurück. Nie war Hamlet gebrochener, nie rath- und troſtloſer in ſeinem Innern, als in dieſem Augenblick, wo die hochgethürmte Brandung der Leidenſchaft zurückſchlägt und in die ausgehöhlte Tiefe ſeines

völlig glaubensleeren Gemüths hinunterblicken läßt. So arm ist Hamlet geworden, so leer an Vertrauen, daß er auch der Stimme aus dem Jenseits nicht mehr glaubt. Da Alles, Alles ihm zu seinem Verderben so schmählich gelogen, so könnte ja — warum denn nicht?

Der Geist, den er gesehen, auch ein Teufel sein

und die lockende Gestalt seines Vaters angenommen haben, um ihn ebenfalls zu seinem Verderben zu täuschen.

Ich will Grund, der sichrer ist, (setzt er hinzu)
Das Schauspiel sei die Schlinge,
In die den König sein Gewissen bringe.

Als ob er dessen noch bedürfte, als ob er den blut'gen Schurken nicht längst verdammt hätte! Nein, das ist's nicht; das Wahre ist, daß ihm der rasch und zufällig gefaßte Plan den willkommnen Vorwand bietet, die blut'ge That der Rache, zu der ihn noch eben die Leidenschaft aufgestachelt hatte, für den Augenblick von sich zu weisen. Und dieß ist sehr erklärlich. Denn da er überhaupt kein Interesse am Leben selbst mehr hat, so hat er auch keines dafür, die Zeit in ihre Fugen einzurichten, die sittliche Gerechtigkeit durch einen öffentlichen Act des Gerichts wieder herzustellen. Trägt aber seine That nicht mehr diesen Charakter, dann bleibt ihm nur die Ermordung des Bösewichts übrig; und Mord, wenn er auf's Beste ist, ist dennoch schnöde und der sittlichen edlen Natur Hamlets zuwider. So sind denn diese Worte nur ein Zeichen, daß nach der hochgeschwollenen Fluth der Leidenschaft nun wieder die Ebbe trost- und hoffnungsloser Resignation einzutreten beginnt.

In der That sehen wir ihn auch am nächsten Vor-

mittag nur mit Gedanken des Todes, ja des Selbstmords beschäftigt. Es steht in Frage, ob am Abend das Schauspiel wirklich zur Ausführung käme, wenn ihm nicht eben jetzt der Zufall oder vielmehr die Hinterlist des Königs und seines Rathgebers Polonius Ophelien in den Weg führte. Bei ihrem Anblick aber, wie sie mit dem Gebetbuche in der Hand auf ihn lauert, um ihm sein Geheimniß zu entlocken, wie sie höchst tugendhaft und unschuldig sich stellend doch zum Werkzeug der Bosheit sich macht, wie sie ihn geradezu belügt, da sie sagt, ihr Vater sei zu Hause, während sie doch weiß und er es augenblicklich weg hat, daß er und wohl auch der König mit ihm in der Nähe ist, um zu horchen — da ergrimmt sein Gemüth auf's Neue gegen all' diese Gemeinheit und heimliche Tücke, und jetzt ist auf's Neue beschlossen, dem horchenden Schurken sein eigenes Geheimniß zu entwinden, jetzt soll das Schauspiel zugleich ein Strafgericht für den König werden.

Das Schauspiel geht vor sich; König und Königin sind dazu geladen; und Hamlet hat redlich dafür gesorgt, daß es unwiderstehlichen Eindruck mache. Er hat die ganze verbrecherische Geschichte seines Oheims und seiner Mutter mit den klarsten Einzelheiten in seiner Rede dargestellt, jedes Wort ein zweischneidiges Schwert; er hat auch die Schauspieler vorher noch ausdrücklich über die rechte Art des Vortrags belehrt; sie sollen ihm die Leidenschaft nicht in Fetzen reißen. Die Wirkung ist in der That gewaltig; der König, im Innersten getroffen, ist so verwirrt und entsetzt, daß er allen Halt verliert und plötzlich aufbricht, allgemeine Bestürzung hervorrufend.

Bis zum Wahnſinn aufgeregt triumphirt jetzt Hamlet in verzweifelter Luſtigkeit:

Ei, der Geſunde hüpft und lacht,
Dem Wunden iſt's vergällt,
Der Eine ſchläft, der Andre wacht,
Das iſt der Lauf der Welt.

Dießmal war er's, der auf der Lauer gelegen, und er hat ſeine Sache ſo gut gemacht, daß er ſich jetzt nicht mehr vor jenem Schauſpieler zu ſchämen braucht. Auch meint er ſelbſt, jetzt dürfe auch er mit einem Wald von Federbüſchen und ein paar gepufften Roſen auf den gekerbten Schuhen einherſtolziren, er habe einen ganzen Platz in einer Schauſpielergeſellſchaft verdient. In Wahrheit aber hat er jetzt über ſeinen Oheim Gericht gehalten und das Racheſchwert ſittlicher Gerechtigkeit auf ſein Haupt fallen laſſen; er hat den Schurken, der durch ein offnes Wort nicht würde in Verlegenheit gekommen ſein, durch Vorhaltung ſeines eigenen Bildes zerſchmettert. Was ihm zur Vollendung der Rache noch übrig bleibt, wäre dieß, an dem unverbeſſerlichen Böſewicht dieſes Gericht zu verewigen, ihn mit den Stacheln ſeines Schuldbewußtſeins zur Hölle zu ſenden. Denn von jetzt an iſt die rächende That nicht mehr ein ſchnöder Mord; der König würde in Hamlet den ſtrafenden Engel des Himmels erblicken und den tödtlichen Stoß mit dem Bewußtſein verdienten Lohnes empfangen.

Und bald genug ſcheint Hamlet günſtige Gelegenheit zu werden. Denn unmittelbar nach dem Schauſpiel, und während er noch in dieſer aufgeregten Stimmung iſt, den Blitzſtrahl göttlichen Strafgerichts in ſeiner Hand haltend, kommt ihm durch die ſpähenden ſchmeichleriſchen hinter-

lüſtigen Diener des Königs doppelte Botſchaft, die ihn zu ſeiner Mutter entbietet. Denn dieſe will nun verabredetermaßen ſelbſt und grade heraus ſein Geheimniß zu erkunden ſuchen. Dieß war ein Vorſchlag des Polonius, auf den der König ſonderbarer Weiſe in der Verwirrung der Sorge und des Gewiſſens eingegangen war. Auf ſeinem Wege dahin trifft Hamlet auf den König, aber er findet ihn knieend, ſcheinbar wenigſtens im Gebete liegend; und dieß iſt's, was ihn ſchützt, weil es Hamlets ſittlichem Gefühle widerſtrebt, ihn ſo zu faſſen, wenn er auch nicht an eine ernſthafte und dauernde Heiligung des verſtockten Sünders glaubt. Er geht daher an ihm vorüber, das ſchon gefaßte Schwert in die Scheide ſtoßend, und die That auf eine Zeit verſparend, wo ſie ihn mitten im Greuel ſeiner Sünde trifft.

Kaum zu ſeiner Mutter eingetreten, verſchließt er die Thür; in ſchlimmer Ahnung befangen ruft ſie nach Hülfe; da rauſcht es hinter der Tapete, und Hamlet, meinend es ſei der König, will ihn jetzt in ſeiner Heuchelſtücke treffen, und trifft ſtatt ſeiner den kläglich vorwitzigen Narren Polonius, der Ophelions Seele vergiftet und ihm an ihr ſeine letzte Stütze geraubt hat. Fürwahr, das Schickſal beginnt durch Hamlet Gericht zu halten. Er ſelbſt aber läßt nun eine ſtrenge, zur Buße mahnende Züchtigung über ſeine Mutter ergehen, indem er ihr, wie vorhin dem König, ihr eignes Bild in einem unerbittlich getreuen Spiegel zeigt. Wie zur Theilnahme am begonnenen Kampfe erſcheint in dieſem Augenblicke der Geiſt zum zweitenmale, doch nicht mehr in Waffen, da Hamlet jetzt das Schwert für ihn zur Hand genommen. Auch nicht mit zürnender

Geberde kommt er; nur ſchärfen will er den abgeſtumpften Vorſatz und *Hamlet beiſtehen im Ringen um die Seele ſeiner Mutter*. Allein, wie kläglich auch ſeine Geberde, wie tief ergreifend ſeine Sache iſt — ſie hört ihn nicht und ſieht ihn nicht; Aug' und Ohr des Leibes ſind ſtumpf für die Wahrnehmung der Erſcheinung, weil ihre Seele nicht mehr fähig iſt, das zerriſſene Band der Gemeinſchaft mit dem verlorenen, preisgegebenen Gatten wieder anzuknüpfen. So *ſtiehlt* ſich denn der Geiſt wieder hinweg, eben ſo wenig vermögend, durch ſeine Erſcheinung Eindruck auf die Königin zu machen, als Hamlets ſtrafende Worte im Stande ſind, ihren Willen zur Beſſerung zu bewegen, trotzdem, daß ſie ihr die Augen öffnen und das Herz zerſpalten. Voll Erbitterung über ihre gefühlloſe Verſtockung in unverbeſſerlicher Gemeinheit verläßt nun auch Hamlet ſeine Mutter, um ſo mehr erbittert, je mehr er ſie noch immer liebt. Der ironiſche Schluß ſeiner Rede zeigt, daß er ſie *nun* gänzlich verloren gibt. Im Weggehen ſagt er ihr noch, daß er wohl wiſſe, was man mit ihm vorhabe, daß man ihn zur Schurkerei nach England führen wolle. Sei es drum!

Der Spaß iſt, wenn mit ſeinem eignen Pulver
Der Feuerwerker auffliegt; und mich trügt
Die Rechnung (ſagt er) wenn ich nicht eine Klafter tiefer
Als ihre Minen grab' und ſprenge ſie
Bis an den Mond.

Hamlet hat alſo raſch einen neuen Plan gefaßt, wie ihm der Zufall das Wort England darbot; es kann kein anderer ſein, als den König mit Hülfe eben dieſes Englands zu ſtürzen, wohin er in's Gefängniß geſchickt wird. Denn daß es ihm an's Leben gehen ſolle, glaubt er *jetzt* noch

nicht; dieſer Gedanke kommt ihm erſt plötzlich, da er ſchon zur See iſt. Güldenſtern hat ihm nur verrathen:

Gewiß, Ihr tretet Eurer eignen Freiheit in den Weg,
wenn Ihr Eurem Freunde Euren Kummer verheimlicht.

Und da die beiden, denen er wie Rattern traut, eben erſt bei'm Weggehen vom König ihm begegnet waren und als Grund ihrer Eile vielleicht in etwas ſchadenfroher oder geheimnißvoller Weiſe ihm ihre Sendung nach England bezeichneten, ſo hat er hieraus die Sache combinirt. Es erklärt ſich alſo, warum er ſich ſo ruhig nach England führen läßt. Dazu kommt indeß auch, daß ihm der Aufſchub der blutigen That, wie ihn abermals die Umſtände bedingen, ihm abermals auch willkommen iſt; denn ſo wie ruhige Beſinnung in Hamlets Seele zurückkehrt, ſind ihr auch Blutgedanken fremd und widerwärtig. Hamlet iſt nicht mehr fähig, das Racheſchwert menſchlicher Vergeltung, ſei es mit Vorbedacht oder mit Begeiſterung, zu handhaben, da er innerlich dem Leben entfremdet und abgeſtorben iſt; nur im Sturm verzweifelter Leidenſchaft, wo er über ſich ſelbſt hinausgehoben als Rächeengel des Himmels ſich fühlt, mag er die That vollbringen. Daher der Zwieſpalt in ſeiner Seele, daß er bei jedem Anlaß die dringende Anforderung ſeiner Pflicht, und zugleich die eigene Energieloſigkeit mit beſchämender Selbſtqual, bald als ſtumpfe, gefühlloſe Vergeßlichkeit, bald als verächtliche Trägheit und Feigheit ſich vorhält. Dieſer Zwieſpalt iſt es, der ihn ruhelos von einem Plan zum andern treibt, bis er endlich dahin gelangt, die ſchließliche und letzte Vollſtreckung des Gerichts in die Hände der Vorſehung zu legen, oder wenigſtens anzuerkennen

Daß eine Gottheit unſre Zwecke formt,
Wie wir ſie auch entwerfen.

Das erfährt er an ſeinem eben gefaßten Plane. Während er nämlich mit ſeinen beiden Begleitern zur See iſt, kommt ihm plötzlich in der Nacht der Gedanke, daß er ſtatt in Verbannung, zum Tode geführt werden könnte. Raſch und ohne ſich zu beſinnen ſucht er nach ihnen, findet ſie glücklich, greift ihr Packet und erbricht dreiſt ihren höchſten Auftrag, der ſeine Ahnung beſtätigt. Eben ſo raſch und unbeſonnen ſchiebt er eine andere Schrift unter, die den nämlichen Auftrag der Hinrichtung an das lehnspflichtige England enthielt, nur daß die Namen ſeiner Begleiter Roſenkranz und Güldenſtern ſtatt des ſeinigen eingeſetzt waren. Er thut dieß nicht, um ſich an den beiden zu rächen; es lag dieß nur dem Inſtinct der Selbſterhaltung am nächſten und er thut es, wie er ſpäter ſelbſt ſeinem treuen Freund Horatio erzählt, im Zuſtand der Unbeſonnenheit. Um ſo klarer iſt, daß hier eine Schickſalsfügung abermals geſchäftig iſt, die Verräther zu beſtrafen, zumal da er gleich darauf bei einem Kampf mit Seeräubern von ihnen getrennt wird, und alſo dieſe Maßregel zu ſeiner Rettung gar nicht nothwendig geweſen wäre.

Es ſcheint, er hat ſich den Seeräubern zu erkennen gegeben, die vielleicht Landsleute waren und nur durch die Tyrannei des Königs zu dieſem Handwerk ſich gezwungen ſahen. Denn in ſeinem Briefe an Horatio verlangt er nicht, daß dieſer ein Löſegeld mitbringen ſolle, während er ihn doch eilig kommen heißt; und über die Seeräuber ſchreibt er: „ſie haben mich wie barmherzige Diebe behandelt, aber ſie wußten wohl, was ſie thaten;

ich muß einen guten Streich für sie thun." Dieß ist wohl kein anderer, als der, welchen er gegen den König führen will.

So hat also auch jetzt noch, nachdem sein Plan mißlungen, Hamlet seine Rachepflicht in klarem Bewußtsein; aber eben so zeigt sich hart daneben auch wieder sein völlig gebrochenes Gemüth. Denn der erste Ort, den er nach seiner Rückkehr besucht, ist der Kirchhof und seine Unterhaltung mit dem Todtengräber und die Reflexionen, die er dabei über die Vergänglichkeit und Nichtigkeit aller irdischen Zwecke anstellt, sind nicht geeignet, den Glauben zu erwecken, daß er noch Thatkraft für irgend einen Zweck verwenden werde. Dagegen ist an seiner Statt das Schicksal selbst und die richtende Vorsehung, deren Walten er anerkannt hat, im Stillen geschäftig, seine Sache zum Ende zu führen und sein eigenes Geschick zu erfüllen. Der König hat mit Laertes, der seines Vaters Tod an Hamlet rächen will, einen Mordanschlag gegen diesen verabredet. Ein Wettkampf im Fechten soll die Gelegenheit bieten; da soll Laertes sich eine nicht gestumpfte Klinge wählen und so Hamlet, der achtlos edel frei von allem Arg die Rappiere nicht besehn wird, mit einem listig bösen Stoße lohnen. Und als ob dabei das Maaß der Schurkerei noch viel zu leer bliebe, wollen beide Gesellen zugleich auch Giftmischer sein. Laertes will seinen Degen salben mit einem Gift, so wirksam, daß kein noch so köstlich Pflaster das Geschöpf vom Tod kann retten, das damit auch nur geritzt ist; und der König will einen Kelch bereit halten, der, wenn nun Hamlet heiß vom Fechten zu trinken fordert und davon nur nippt, den Anschlag soll

auch dann noch sichern, falls er etwa dem giftigen Stich entginge. Das Gefecht geht vor sich; Hamlet, obwohl von Todesahnungen beklommen, hat sich doch in Gottes Namen dazu bereit finden lassen. „Es waltet", sagt er, „eine besondere Vorsehung über den Fall eines Sperlings. Geschieht es jetzt, so geschieht es nicht in Zukunft; geschieht es nicht in Zukunft, so geschieht es jetzt; geschieht es jetzt nicht, so geschieht es doch einmal in Zukunft. In Bereitschaft sein ist Alles." Aber in diesem feierlichen Augenblicke, der Recht und Gerechtigkeit zum Austrag bringen soll, in diesem Augenblicke, wo sich zeigen soll, ob die Bosheit und das Laster ungestraft über die Tugend triumphirt, hält nicht der König noch Laertes, das Geschick selbst hält Wage und Schwert in der Hand.

Die Königin ist das erste Opfer; die Mutter greift zum Giftkelch, um auf das Wohl ihres Sohnes zu trinken, den ihre Schande bis zum Wahnsinn getrieben hat. Der König will sie noch warnen, zu spät. Hamlet wird leicht verwundet; aber in der Hitze des Gefechts werden — furchtbare Nemesis des Zufalls — die Rapiere gewechselt und zum Tode getroffen sinkt Laertes, vom eignen Frevel ereilt, zu Boden. Da enthüllt er reumüthig den Anschlag und die Tücke des Königs. Jetzt ist Hamlet, außer sich vor Entsetzen über die Büberei, ein flammender Racheengel des Himmels; jetzt faßt er den Schurken in einem Thun, das keine Spur des Heiles an sich hat, und mit dem Ruf: „so thu denn, Gift, dein Werk", stößt er ihn nieder, daß gen Himmel er die Ferſen bäumen mag und seine Seele so schwarz und so verdammt sei wie die Hölle, wohin er

führt. Ja, da der Bube noch nach Hülfe ruft, zwingt er ihm auch den eignen Gifttrank auf:

Hier mördrischer, blutschändrischer, verruchter Däne!
Trink diesen Trank aus! — Ist die Perle hier?
Folg meiner Mutter!

Doch auch Hamlet sinkt — der grause Scherge Tod verhaftet schleunig — sterbend bittet er seinen Freund, ihn und seine Sache den Unbefriedigten zu erklären. Und Horatio gibt ihm das Zeugniß mit hinüber:

Da bricht ein edles Herz. — Gute Nacht, mein Fürst!
Und Engelschaaren singen dich zur Ruh!

So ist es also zuletzt doch Hamlets Arm gewesen, durch den der Vater gerächt wird; das Geschick, das ihm die Kraft geraubt hat, für sich persönlich die That als einen Act sittlicher Gerechtigkeit zu vollziehen, hat sich doch zuletzt seiner, indem es für ihn selbst eintrat, als seines strafenden Engels bedient.

Erlauben Sie mir nun, bevor ich das Schlußresultat zusammenfasse, auch dem Schicksale Opheliens noch einige weitere Bemerkungen zu widmen, dem der Dichter fast den ganzen vierten Act gewidmet hat, und das unsre Theilnahme beinahe in gleich hohem Grade in Anspruch nimmt, wie Hamlet selbst.

Opheliens Geschick ist nicht unverschuldet, wenn auch unverdient. Man thut ihr indeß die größte Unbill, wenn man sie für ein lüsternes Mädchen oder gar für eine gefallene Jungfrau ansieht. Die zweideutigen Worte in der Ueberschrift des Briefes, den Hamlet an sie geschrieben, beweisen nichts; denn sie sind absichtlich von dem Dichter so gewählt, damit die unlauteren Seelen des Polonius und der Königin den Schluß daraus ziehen können,

Hamlet sei wegen Störung seiner „heißen Liebe“ verrückt geworden. Zum Zeugniß dafür dient, daß die erste Ausgabe unsres Stücks von 1603 diese Worte gar nicht, sondern nur den abgekürzten Schluß enthält: „an die schöne Ophelia, Ewig dein, der höchst unglückliche Hamlet.“ — Was aber die schlüpfrigen Verse anlangt, welche Ophelia in ihrem Wahnsinne nicht blos unbefangen singt, sondern sogar mit sichtlichem, wenn auch wirrem Interesse hervorhebt, so hat man darin nicht die unwillkührlichen Aeußerungen ihrer wahren früheren Gesinnung, sondern, wie ich weiterhin kurz nachweisen werde, die gespenstigen Schatten und schauerlichen Nachklänge des Erlebten zu suchen, was ihres Wahnsinns Ursache und Anlaß geworden ist.

Ophelia ist vielmehr ein durchaus schuldloses, aber in sich schwaches und haltloses Mädchen, das, ein wenig eitel auf ihre Schönheit, sich's gerne gefallen läßt, von Prinz Hamlet um ihrer Schönheit willen Liebesanträge zu erhalten, indem sie seiner Schwüre Honig saugt. Nie hat sie die ganze Tiefe und Innigkeit der Liebe Hamlets, so wenig als die Größe seines sittlich idealen Charakters verstanden, bis die Erkenntniß zu spät kommt, bis sie zugleich erfahren muß, daß sie mit ihm auch seine Liebe und Achtung verloren hat. Sie ist eine von jenen Gestalten, die in leichtem Jugendmuthe über die ernsten Fragen des Lebens hinweghüpfen, die gerne mit dem Augenblicke tändeln, und ihr Interesse lieber dem schönen Genuß einer heiteren, wenn auch kleinlichen Gegenwart, als den höher gelegenen Zielen idealer Gedanken und Bestrebungen zuwenden. Ihr kommt es nicht in den Sinn, in Hamlet etwas Anderes aufzusuchen, als die glänzenden Eigen-

schaftun, wodurch er vor Andern ausgezeichnet erscheint, und das Merkzeit der Betrachter wird; und ihre Klage um seinen vermeintlich zerstörten Geist schließt charakteristisch genug mit den Worten:

Dieß hohe Bild, die Züge blüh'nder Jugend,
Durch Schwärmerei zerrüttet: weh mir, wehe!
Daß ich sah, was ich sah, und sehe, was ich sehe.

Nur die Erscheinung Hamlets ist es, was sie liebt; stolz auf seine Werbung hätte sie sich glücklich gefühlt seine Gattin zu werden, weil es ihr schmeichelte, einen solchen Mann zu besitzen; kein Zug in Ophelions Bilde verräth, daß sie die Liebe anders kannte und tiefer fühlte. Hamlet dagegen hat seinen ganzen Reichthum idealer Weltanschauung, die ganze sittliche Tiefe seines Gemüths in Ophelien hineingetragen und so sich die schöne Ophelia zur himmlischen verklärt; er hat mit der reinsten innigsten Hingebung in ihr eine Seele geliebt, die sie nicht hatte. Sie täuschten sich beide, Eins in dem Andern; dieß ist der Punct, an den sich die tragische Wendung der beiderseitigen Geschicke knüpft; denn die Möglichkeit ihrer Liebe beruhte auf dieser Täuschung, und der Augenblick der Erkenntniß war nothwendig auch der des gegenseitigen Verlustes. Es ist nur die bittere Wahrheit, wenn Hamlet, nachdem er sie geprüft und durchschaut hat, zu Ophelien sagt, sie hätte ihm nicht glauben sollen, er habe sie nicht geliebt. Und doch hatte er sie einst geliebt mit einer Liebe — daß vierzigtausend Brüder mit ihrem ganzen Maß von Liebe hätten nicht seine Summ' erreicht.

Zwei Fehler namentlich sind es, die Ophelions Sturz vorbereiten, ihre Eitelkeit, die ihr das wahre Wesen der Liebe als ein ungekanntes Heiligthum verschließt, und ihr

unbegründetes Mißtrauen gegen Hamlet, das sie sich von Vater und Bruder einflößen ließ. Alle Reden, die Hamlet in der Horcherscene gegen Ophelien führt, sind eben so viele Dolchspitzen, mit denen er ihrem Gewissen die Erkenntniß dieser beiden Fehler einimpfen will. Sie solle, sagt er, ihrer Schönheit keinen Umgang mit ihrer Tugend gestatten, denn die Macht der Schönheit würde die Tugend in eine Kupplerin verwandeln. Ehedem sei dieß Paradox gewesen, aber nun bestätige es die Zeit; denn die ehedem himmlische, jetzt nur noch schöne Ophelia geberdet sich auf den Rath der Königin eben sehr tugendhaft, um Hamlet zu behorchen und auf den gewohnten Weg zurückzubringen. Sie solle ferner keinem Manne trauen, denn alle seien ausgemachte Schurken; darum solle sie in ein Kloster gehen und ja nicht heirathen. An eine Heirath mit Hamlet aber hatte ja Ophelia gedacht, so gut wie die Königin und ihn hatte sie sich überreden lassen für einen Schurken zu halten. „Ich weiß auch" sagt er weiter, „von Euren Malereien Bescheid, recht gut"; freilich wohl, eben stellt sich Ophelia aus Leichtfertigkeit unwissend, verleugnet ihren Vater, belügt Hamlet, und legt doch die Schminke der Tugend auf. „Geht mir!" so schließt er — „nichts weiter davon! es hat mich toll gemacht. Ich sage wir wollen nichts mehr vom Heirathen wissen. In ein Kloster, geh!"

So bitter und treffend diese Reden sind, Ophelia ist jetzt noch weit entfernt, sie zu verstehen; sie hat sich unbedenklich zu dieser Rolle gebrauchen lassen; sie hat keinen Begriff von den idealen Forderungen Hamlets in Bezug auf innere Sittlichkeit. Aber bald sollte sie das volle

Gewicht dieſer Reden erfahren. In der Schauſpielſcene iſt es, wo Hamlet in der Aufregung wilder Leidenſchaft gegen den König auch ihr in ungemeſſener Weiſe zu erkennen gibt, daß ſie nicht bloß ſeine Liebe, ſondern auch ſeine Achtung vollſtändig eingebüßt habe. Denn wenn er auch die Rolle, die er dort ſpielt, hauptſächlich deshalb annimmt, um ſeine lauernde Beobachtung des Königs deſto beſſer hinter der Maske der Gemeinheit zu verbergen; wenn auch der Inhalt der ſchlüpfrigen Reden, die er dort führt, mehr auf die Königin, als auf Ophelien gemünzt iſt, ſo konnte er doch nicht in einem ſolchen Tone mit dieſer ſprechen, wenn er ihr noch irgend welche Achtung bezeigen wollte.

Der überwältigende Augenblick, wo der König ſeinem inneren Richter erliegt, wird auch entſcheidend für Ophelien. Es wird ihr, im Zuſammenhalt mit den Reden Hamlets, nun plötzlich klar, daß er dieſe Wirkung beabſichtigt habe, daß alſo ſein Wahnſinn nur Maske und Verſtellung ſei. Und jetzt erinnert ſie ſich ſeiner Reden, die er noch heute morgen in der Gallerie gegen ſie geführt, jetzt begreift ſie, daß ſie ihn ganz, ganz verloren und mit ſeiner Liebe auch ſeine Achtung verſcherzt habe. Denn ſie ſelbſt, ſie ganz allein war daran Schuld; ſie hatte ſich bereden laſſen, ihm zu mißtrauen, ihn zu fürchten, ſie hatte ihn abgewieſen, ſie hatte ſich zum Betruge gegen ihn gebrauchen laſſen. Wäre ſie doch nicht in die Gallerie gekommen; er würde ſie noch lieben, ſie würde ſeine Gattin geworden ſein. Und ſie war ſo ſtolz auf ſeine Werbung! Wenn ſie nun dazu noch des andern Tags nach einer ſchlafloſen Nacht die Kunde trifft, daß ihr Vater ermordet

ſei, iſt's ein Wunder, wenn da mit Einemmale ihre Gedanken ſich verwirren und ihr Geiſt die gewohnte Bahn verläßt, wenn ſie dem Wahnſinn zur Beute wird?

Die Erinnerung an den Verluſt ihres Freiers und an den Tod ihres Vaters bildet auch in der That allein den Inhalt ihres Gedankenkreiſes im Wahnſinn. Die Beziehungen auf ihren Vater ſind dabei an ſich klar und auf den erſten Blick verſtändlich, weniger die, welche ihr Verhältniß zu Hamlet betreffen; mit vollem Recht, da es dort nur die äußere Kataſtrophe ihres Lebens, hier dagegen die Bedeutſamkeit innerer Erlebniſſe und pſychologiſcher Vorgänge iſt, was in Opheliens Worten ſeinen Wiederſchein finden ſoll. Gleichwohl gibt der Dichter Fingerzeige genug, um auch für die letzteren, im Düſter und Zwielicht des Irrſinns ſchwebenden Beziehungen den wahren Sinn erſchließen zu laſſen. So ſagt Ophelia — um gleich den Hauptpunkt herauszuheben — wie mir ſcheint ausdrücklich, daß ſie ſich ſelbſt, und namentlich der Rolle, die ſie in der Gallerie gegen Hamlet geſpielt, ſeinen Verluſt beimißt, indem ſie ſingt:

Sie ſprach, eh' ihr geſcherzt mit mir
Gelobtet ihr mich zu frei'n.
Er antwortet: Ich bräch's auch nicht, beim Sonnenlicht!
Wärſt du nicht kommen herein.

Denn es heftet ſich, wie das die Art des Wahnſinns iſt, Opheliens wirrer Geiſt nur auf einzelne beſtimmte Gedanken, denen ſeine freie Bewegung zum Raube geworden, und läßt ſie daher auch die Liedchen, die ſie ſingt, ſo wenig in ihrer urſprünglichen Bedeutung als in ihrem Zuſammenhang verſtehen oder meinen; es iſt vielmehr nur der zufällige Ausdruck der gegebenen Worte,

welcher ihr wegen seiner Uebereinstimmung mit ihren fixen Gedanken und Vorstellungen gerade diese Liedchen in den Mund legt. Halten wir nun dabei die Ansicht fest, daß der Sinn, den Ophelia mit den Reden und Liedern ihres Irrsinns verbindet, stets rückwärts in ihren jüngst vorangegangenen inneren und äußeren Erlebnissen zu suchen ist, so werden wir bei näherer Vergleichung überall nicht absichtliche und bewußte Anspielungen — wie Sievers die Sache zu fassen scheint — sondern zumeist unwillkührliche und unermittelt neben einander liegende, wiewohl sehr bestimmte Wiederklänge finden und so einen vollständigen Einblick in die Entstehungsgeschichte ihres Wahnsinns erhalten müssen. Ich trage daher kein Bedenken, die eben angeführten Worte von dem Zusammenhang, in welchem sie stehen, loszutrennen und ihnen die Deutung zu geben, wornach sie die verzweifelnde Selbstanklage bezeichnen, die Opheliens Gemüth wegen ihres Verhaltens in der Horcherscene bestürmte, sowie sie plötzlich zu der Erkenntniß von Hamlets wahrer Meinung und Geistesverfassung kam, und sich von ihm durchschaut und verurtheilt wußte. Liegt es doch nahe genug, bei dem „sie sprach“ und „er antwortet“ an die Stelle jener Unterredung zu denken, wo Ophelia auf Hamlets Aeußerung: „ich liebte Euch einst“ zu ihm sagt: „in der That, mein Prinz, Ihr machtet mich's glauben“; und auf seine Antwort: „Ihr hättet mir nicht glauben sollen. — Ich liebte Euch nicht“ ihrerseits wieder entgegnet: „um so mehr wurde ich betrogen.“ Jetzt war ihr plötzlich klar, daß sie vielmehr sich selbst um ihr Glück und Hamlets Liebe betrogen habe, und dieser Gedanke ist's, der sie nun im Wahnsinne verfolgt. Denn

Hamlet hatte ihr ja einſt ſeine Liebe beim Sonnenlicht betheuert, er hätte ſicherlich ſein Gelöbniß nicht gebrochen, wäre nicht ihr eigenes Benehmen Schuld daran geworden. Die der angeführten Stelle unmittelbar vorhergehenden Liedchen aber, die ſo häufig zum Beweiſe gegen die jungfräuliche Sittſamkeit Opheliens ausgebeutet werden, ſprechen ganz offenbar nur den Eindruck aus, den die ſchlüpfrige Unterhaltung Hamlets und die mißachtende Behandlung, die ſie von ihm in der Schauſpielſcene erfahren, auf ſie machte. Dieß läßt ſich kaum verkennen, wenn man erwägt, daß Ophelia dieſe Liedchen ſelbſt einführt mit den Worten: „Bitte, laßt uns darüber nicht ſprechen; aber wenn ſie euch fragen, was es bedeutet, ſo ſagt nur ꝛc.“ Denn gerade an dieſe nämliche Frage, von ihr an Hamlet gerichtet, hatte dieſer jene Reden angeknüpft, die Ophelien perſönlich berührend ſie zuerſt in die äußerſte Verlegenheit brachten und bald Mitурſache ihres Wahnſinns werden ſollten. Auch in dieſem Falle jedoch ſind es nicht die Worte Hamlets noch die in ihnen liegende Mißhandlung an ſich, die einen ſo zerſtörenden Einfluß auf den Geiſt des ſchwachen, befangenen Mädchens übten. Das Ueberwältigende liegt vielmehr auch hier in der plötzlich hellſehenden Ahnung, daß Hamlet ſie durchſchauend nur ihr ſchnödes Mißtrauen in ſeine Sittlichkeit ihr habe zu Gemüth führen wollen, daß er ſich in der Verzweiflung getäuſchter und verkannter Treue einer durchaus reinen Liebe von ihr abgewendet, weil ſie ihm, überredet von Bruder und Vater, derartige Gemeinheit in Vorſtellungen und Abſichten zugetraut habe. Es iſt alſo abermals im letzten Grunde der Gedanke der Selbſtverſchuldung ihres Verluſtes, der ihren Geiſt peinigt und

mit der Erinnerung an jene Scene und Unterredung erfüllt.

Auch noch andere ihrer Reden geben Zeugniß, daß neben dem plötzlichen Tode ihres Vaters, wodurch sie auf einmal für den Augenblick wenigstens völlig schutz- und rathlos dastand, hauptsächlich die Wucht dieser Selbstanklage ihrem Geiste die freie Besinnung raubte. So ist, wenn sie an die Sage erinnert, daß die Eule eine Bäckerstochter gewesen, gewiß die von Sievers gegebene Deutung richtig, daß Ophelia sich mit dieser Bäckerstochter vergleiche, weil sie sich in ähnlicher Weise an Hamlet, wie jene an dem Heiland vergangen habe. So liegt ferner, wenn sie ihrem Bruder Rosmarin als Zeichen der Erinnerung, und Vergißmeinnicht für Liebestreue gibt, wohl ohne Zweifel der Gedanke zu Grunde, daß sie nur zu „fest seine Worte in ihr Gedächtniß verschlossen", und in Folge davon ihrem Geliebten die Treue, wenn auch nicht gebrochen, so doch geschmälert, eben damit aber seine Liebestreue verscherzt habe. Nur so scheint mir wenigstens erklärlich, warum sie nicht mit einem einzigen Zeichen sich begnügt, warum sie die beiden Blümchen gerade ihrem Bruder und gerade mit dieser Deutung übergibt. Was aber gleichsam als bestätigendes Siegel der geltend gemachten Ansicht hinzukommt, ist dieß, daß Ophelia, indem sie der Königin Raute zutheilt, zugleich auch welche für sich nimmt und die ausdrückliche Erklärung hinzufügt: „wir können sie auch Reue, Gnadenkraut nennen." Denn hiemit gibt sie ja selbst ganz unzweideutig zu erkennen, wie tief das Bewußtsein eigner Verschuldung an ihrer Liebe sich in ihr Gemüth eingegraben. Sie macht dabei jedoch zwischen sich

und der Königin einen ausdrücklichen Unterschied, da sie jener sagt, sie könne ihre Raute mit einem bestimmten Abzeichen tragen; denn auch über die Königin und ihr unverzeihliches Vergehen hatte das Schauspiel sie plötzlich aufgeklärt. Daher darf denn auch, zumal da Ophelia der Königin zur Raute auch noch das warnende Maßlieb anbietet, jenes Liedchen vom Treulieb mit Muschelhut, Pilgerstab und Sandelschuhen in keiner Weise weder auf die Königin noch auf beide zugleich bezogen werden; es betrifft einzig Ophelien und ist der Nachhall jener höhnenden geringschätzigen Reden Hamlets in der Horcherscene, womit er ihr zu verstehen gab, daß sie eben auch nicht besser sei als andere, namentlich aber des Refrains aller seiner Reden, jenes desperaten, immer wiederkehrenden Zurufs: „geh in ein Kloster! in ein Kloster! geh!“

Doch genug dieser Nachweisungen; sie werden hinreichen, um die sichern Fäden blos zu legen, welche der Dichter aus den Motiven von Opheliens Wahnsinn in den Verlauf und die Kundgebungen desselben herübergesponnen hat, und die, je geheimnisvoller sie gelegt sind, je mehr sie der theilnehmenden Ahnung Spielraum lassen, desto mehr das ganze Gewebe mit jener schaurig anmuthenden Färbung durchziehen, welche das Gepräge des wirklichen Wahnsinns ist. Wir verstehen nun „den halben Sinn“ ihrer Worte, den ihnen Horatio zuschreibt, und haben mit der Aufhellung der einzelnen Motive ihres Wahnsinns zugleich die Einsicht gewonnen, wie Ophelia zu diesem Schicksale kam und kommen mußte. Höchst tragisch ist das Ende Opheliens; es ist eine herbe Buße für die Sünde ihrer Schönheit, daß sie in den Strom niederfällt und in

den ſchlamm'gen Tod hinuntergezogen wird, als ſie ihre phantaſtiſchen Kränze an einem Weidenbaum aufhängen wollte, ſo dürr und bitter, wie der Baum ihrer Liebe geworden war. — —

Ich habe bei der Skizirung der beiden Hauptcharaktere unſres Dramas vornämlich den Zweck im Auge behalten, die leitenden Geſichtspunkte hervorzuheben und zu begründen, von welchen, wie ich glaube, eine richtige Würdigung derſelben und damit des ganzen Stücks auszugehen hat. Wenn deshalb nur die Hauptzüge der beiden Bilder wiedergegeben und dadurch die Linien der Umriſſe eckiger und ſchärfer geworden ſind, als ſie in dem Gemälde des Dichters ſich darſtellen, ſo mag dieß darin ſeine Entſchuldigung finden, daß es nächſte Aufgabe der Erklärung iſt ihren Gegenſtand durch Zergliederung und Sichtung verſtändlich zu machen, während es gerade die Meiſterſchaft des Künſtlers bewährt, wenn er jene Schärfe der Umriſſe zu verdecken und ſeinen Gebilden warmen Lebenshauch und die Farbe der Wirklichkeit zu leihen verſteht. Unbeſtritten aber iſt hierin keiner ein größerer Meiſter als gerade Shakespeare, der nie abſtrakte Ideen verkörpert, ſondern ſtets lebendige Menſchen auftreten läßt, und daher ſelbſt ideale Charaktere nicht von dem Erbtheil menſchlicher Schwäche gänzlich entbindet. Obgleich ich daher Hamlets ſittlichen Werth und ideale Natur um Vieles höher anſchlagen zu müſſen glaubte, als gewöhnlich geſchieht, ſo verkenne ich doch keineswegs, daß zur Vollendung ſeines Bildes auch jene Schatten gehören, welche der Dichter ſo wohl anzubringen gewußt hat. Ohne Zweifel iſt es z. B. Hamlet zum Fehler anzurechnen, daß er ſeine individuellen

Erlebniſſe ohne Weiteres zu allgemeiner Bedeutung erhebt und dadurch ſein Gemüth gegen die Welt und das Leben verbittern läßt; ein Fehler übrigens, der gerade bei edlen und hochbegabten Naturen ein aufdringlicher Begleiter jener Melancholie zu ſein pflegt, welche die Frucht herber Lebenserfahrungen iſt. Weiter iſt nicht in Abrede zu ſtellen, daß die übermäßige Gereiztheit Tadel verdient, zu welcher er ſich gegen ſeine Umgebung und namentlich gegen Ophelia hinreißen läßt. Nur der Vorwurf der Grauſamkeit, die ſich ſchwer zu dem von Horatio bezeugten Edelmuth ſeines Herzens reimen würde, darf man ihm nicht machen, wie man gethan hat. Schwerlich wird man auch dieſe Anklage aufrecht halten können, wenn man bedenkt, daß Hamlet vorausſetzt und weiß, Ophelia nehme ihn für wahnſinnig und verſtehe daher ſeine Reden nicht oder lege ihnen doch nicht das Gewicht bei, welches ſie für ihn ſelbſt haben. Daß Ophelia ſie nachmals doch verſteht und das Gewicht derſelben zu ihrem Verderben empfindet, das iſt eben die tragiſche Fügung ihres Geſchicks, lag aber weder in der Vorausſicht noch in der Berechnung Hamlets. Trotz dieſer beiden Hauptfehler aber — denn der Vorwurf der Energieloſigkeit trifft ihn nicht, und die Zerrüttung ſeiner urſprünglichen Naturanlage ſowie ſeine gegenwärtige Thatloſigkeit kommt, wie wir geſehen haben, auf Rechnung ſeines Geſchicks — trotz dieſer Schwächen bleibt Hamlet die ideale ſittliche Hoheit des Charakters unter ſeiner Umgebung weitaus geſichert. Hinwieder hat der Dichter über Opheliens Bild eine Lieblichkeit und Anmuth ausgegoſſen, die ſelbſt dann noch bezaubernd iſt, wenn man ſich zuvor die Schattenſeiten ihres Weſens und Charakters ſtreng und ſcharf

betrachtet hat, wie ich bei ihrer Schilderung sie hervorheben zu müssen glaubte, um Opheliens Verhältniß zu Hamlet und ihre Stellung im Drama zu erklären. Die arglose Naivetät ihres Wesens, die zutrauensvolle Anhänglichkeit an ihren Bruder, der kindliche Gehorsam gegen ihren Vater, der ganz mädchenhafte fast kindische Schreck über Hamlets Besuch und verwildertes Aussehen, der wirkliche, wenn auch nicht sehr tief gehende und nachhaltige Herzensjammer über den vermeintlichen Wahnsinn Hamlets, all das sind Züge, die man nicht verkennen kann und die verbunden mit ihrer blühenden Schönheit das Urtheil leicht wegen ihrer Mängel und Gebrechen versöhnen würden, stünde sie nicht einer Geistesgröße und sittlichen Erhabenheit gegenüber, wie sie in Hamlet erscheint. Und solche Züge mußte das Bild Opheliens tragen, wenn ein Hamlet sich in ihr sollte täuschen, und sie für sich zur himmlischen Ophelia sollte verklären können. Wahrhaft bewundernswürdig aber muß uns der Genius des Dichters erscheinen, der die Mängel nud Vorzüge der beiden Charaktere mit solcher Kunst in ihre Schicksale verwob, daß man wohl sagen kann, wie Hamlets Fehler für Ophelien, so sind ihre Tugenden für ihn verhängnißvoll geworden.

Wenn wir nun schließlich von dem Einzelnen zum Ganzen uns zurückwenden und auf Grund der gegebenen Entwicklung nach der Bedeutung unsres Drama's fragen, so halte ich es fast für mißlich, diesem lebenvollen Gemälde einen einzigen sogenannten Grundgedanken unterzulegen. Denn es begegnet uns in demselben eine solche Mannigfaltigkeit menschlicher Lebensverhältnisse und, vom König herab bis zum Todtengräber, eine solche Fülle der feinsten

pſychologiſchen Charakteriſtiken; es iſt das Ganze ſo reich mit den tiefſten und treffendſten Sentenzen einer genialen Beobachtung der Menſchen und Dinge durchwoben; es tritt die Handlung ſelbſt vor der Entwicklung der ethiſchen Motive, auf denen die Handlungsweiſe der auftretenden Perſonen beruht, ſo ſehr in den Hintergrund; es umſpannt endlich der vorgeführte Inhalt einen ſo weiten und mit ſo bunten Lebensbildern beſetzten Spielraum zwiſchen den äußerſten Gegenſätzen des Duldens und Handelns, des Glücks und Unglücks, der geiſtigen Größe und jämmerlichen Hohlheit, der ſittlichen Erhabenheit und gemeinſten Niederträchtigkeit, daß man unwillkührlich dahin kommt, ſich für die Fabel des Stücks nur noch ſehr wenig, dagegen deſto mehr für die einzelnen Scenen, Charaktere und perſönlichen Geſchicke zu intereſſiren, ja daß man ſich zunächſt und zumeiſt dem Gefühle ergeben muß, es werde uns hier, wenn auch in engen Rahmen gefaßt, das geſammte Weltleben mit ſeinen Forderungen und Widerſprüchen, mit ſeinen Scheinzielen und Irrgängen, mit ſeinen offenkundigen Räthſeln und dunklen Schickſalstiefen von dem Dichter zur nachdenklichen Beſchauung vorgeführt. Schlegel nennt unſer Stück daher „ein Gedanken-Trauerſpiel, durch anhaltendes und nie befriedigtes Nachſinnen über die menſchlichen Schickſale, über die düſtre Verworrenheit der Weltbegebenheiten eingegeben und beſtimmt, eben dieſes Nachſinnen wieder in den Zuſchauern hervorzurufen.“ Auch das Drama der philoſophiſchen Reflexion hat man es genannt. Allein ſo viel Wahres auch an dieſen Bezeichnungen iſt, ſo treffen ſie doch nur den allgemeinen und formellen Charakter des Stücks, geben aber

keineswegs eine genügende Antwort auf die Frage nach der Bedeutung des dramatischen Inhalts oder nach der Grundidee des Ganzen, von welcher der Dichter bei der Composition sich leiten ließ. Fast unglaublich klingt es, wenn Schlegel bei seiner tiefen Auffassung von der großartigen Bedeutsamkeit dieses Dramas doch wieder den Zweck des Ganzen nur dahin bestimmt, daß es zeigen solle, „wie eine Ueberlegung, welche alle Beziehungen und möglichen Folgen einer That bis an die Gränze der menschlichen Voraussicht erschöpfen will, die Thatkraft lähmt.“ Es liegt darin ein Zeugniß dafür, wie wahr das sei, was er selbst sagt, daß „dieses Werk jenen irrationalen Gleichungen ähnlich sei, bei denen immer ein Bruch von unbekannten Größen bleibe, der sich auf keine Weise auflösen lasse“, und daß schwerlich „eine Ansicht des Zusammenhangs und der Bedeutung aller Theile“ werde gefunden werden, welche sich allgemeine Anerkennung versprechen dürfe. Wenn man nun gleichwohl mit Recht von jeder Erklärung einen concisen und zugleich möglichst umfassenden Ausdruck für den bedeutungsvollen Inhalt des Ganzen verlangt, so müßte sich die Bestimmung desselben jedenfalls an den Hauptcharakter des Stücks anschließen, und dann möchte ich es gemäß der obigen Auseinandersetzung die Tragödie des sittlichen Ideals nennen, als dessen persönlicher Repräsentant Hamlet erscheint. Denn wo immer die sittliche Idee das wirkliche Leben bewegt und durchdringt, da ist es nicht äußere Gewalt, womit sie ihre Bahnen bricht, sondern heimliche stille Gegenwirkung gegen das Böse; nicht das Schwert von Eisen, sondern das Schwert des Geistes handhabt sie, durch das Gewissen scharf und un-

widerstehlich in's Herz einschneidend. Darum wird sie immer, wo sie concret und persönlich, wie in Hamlet, den Kampf mit der gemeinen Wirklichkeit aufnimmt, äußerlich und scheinbar sich vorwiegend leidend und unthätig verhalten, und trotz aller Siegesberechtigung zeitweilig wenigstens in ihren Vertretern unterliegen. Und dieß nicht blos, weil die Bedeutung des Kampfes seiner Natur nach zunächst auf das innere Leben sich beschränkt, sondern auch weil die Waffen der Gegner zu ungleich sind; ein Motiv, das man fast versucht sein könnte, bei dem letzten Entscheidungskampfe in unserem Stücke symbolisch angedeutet zu finden. Die innere Wahrheit jedoch der sittlichen Idee, wie die Gerechtigkeit ewiger Weltordnung verlangt kategorisch, daß in diesem Kampfe nicht das Edle dem Gemeinen, das sittlich Ideale nicht der Bosheit und Tücke dauernd unterliege, sondern, wie in Hamlet, selbst im Unterliegen triumphire. Daher denn auch das sichtbare Eingreifen des Jenseits, das gleich im Beginne des Stücks uns entgegentritt; daher das geheimnißvolle Walten des Geschicks in der Hand der Vorsehung, durch welches die Sache zum gerechten Austrag gebracht wird, indem es die Pläne Hamlets theils herbeiführt und gebraucht, theils durchkreuzt und zu Schanden macht, die Bösewichte aber in die eigne Grube stürzt. Denn abgesehen von der verhängnißvollen Bestrafung der treulosen unverbesserlichen Königin und des heimtückischen unversöhnlichen Gegners Laertes; abgesehen ferner von dem doppelt verdienten und doppelt empfangenen Rachegeschick, das den meuchelmörderischen König ereilt; auch der Tod des vorwitzigen Unheilstifters Polonius und der beiden verrätherischen Höflinge muß als Strafe des

Himmels angesehen werden, wie Hamlet ihn bezeichnet. Denn was namentlich diese letztern anlangt, so bezeugen die Reden ihrer eigensüchtigen kriechenden Dienstbeflissenheit deutlich genug, daß sie, wenn sie auch nicht — wie doch wahrscheinlich ist, — des Königs eigentlichen Plan errieethen, sicherlich eben so bereitwillig Hamlet zum Tode als in Gefangenschaft geführt haben würden. Ja selbst Opheliens Loos, so tragisch und mitleidswürdig es ist, kann doch nicht ungerecht genannt werden, da es, wie wir gesehen haben, im engsten Zusammenhang mit ihrem eignen Schuldbewußtsein steht. Und Hamlet? Sein Tod ist nur die nothwendige Consequenz seines Geschickes, das sich bereits an ihm erfüllte, als er sich von der Verzweiflung am Leben übermannen ließ. Da aber diese die Läugnung, wenn auch nicht der Berechtigung, doch der wirklichen Macht der sittlichen Idee einschließt, die gleichwohl in ihm lebte, so ist seine Glaubenslosigkeit zugleich Versündigung und sein Tod kann als Sühne für seinen hartnäckigen Zweifel an der Vorsehung, wie für seine Verzweiflung an der Menschheit und dem endlichen Triumph der gerechten Sache angesehen werden. Während wir so Alles, was sich sei es gegen den Bestand oder das Gesetz oder den Glauben an die Macht der sittlichen Weltordnung verschuldet hat, — den Vertreter der sittlichen Idee selbst nicht ausgenommen — einer höheren Strafgerechtigkeit anheimfallen sehen, theilt diese nämliche ewige Gerechtigkeit, welche die Geschicke der Einzelnen wie der Völker lenkt, einem Fremdling das als plötzliches Erbe zu, was er sich kurz zuvor ungerechter Weise hatte erobern wollen. Nicht weil Fortinbras von Natur und durch Kraft des Charakters

würdiger war, Dänemarks Thron zu besitzen; denn er selbst stellt Hamlet sich gleich und des Thrones vollkommen würdig mit dem Zeugniß:

— — er hätte,
Wär' er hinaufgelangt, unfehlbar sich
Höchst königlich bewährt; —

sondern weil er, so muß man glauben, aus Scheu des Rechtes den eignen Muth bezwungen und sich vom ungerechten Kriege hatte abmahnen lassen.

Wenn daher schon jedes Trauerspiel das ernste Walten des Geschicks nothwendig einschließt, so ist doch unser Drama in ganz vorzüglichem Sinn eine Schicksalstragödie und die scheinbar tadelnswerthe Unthätigkeit des Haupthelden ist, von dieser Seite angesehen, nur die unvermeidliche Bedingung für die Lösung einer solchen Aufgabe. Bei dieser Ansicht erklärt sich nun auch die Bedeutung des vierten und fünften Aktes, die immer anstößig erschienen, weil sie die Handlung mehr aufhalten als fördern. Müßten wir freilich auf die Vollbringung der rächenden That durch Hamlet das Hauptgewicht legen, dann wäre allerdings das Drama als solches gänzlich verfehlt, weil es nach der Erscheinung des Geistes rasch zu seinem Ziele hätte geführt werden und mit dem dritten Akte und der Ermordung des Königs allein hätte abschließen müssen. Sollte aber der Widerstreit des sittlichen Ideals mit der gemeinen Wirklichkeit den Inhalt des Stückes bilden und dabei das Walten der göttlichen Nemesis allseitig zur Darstellung gebracht werden, so war auch die weitere Entwicklung geboten, und das Schauspiel ist dann mit Recht als der wahre charakteristische Mittelpunkt des Ganzen behandelt. In der That beginnt von da die Lösung aller Verschlingungen,

die Katastrophe aller Geschicke. Der König, zum Aeußersten gebracht, beschließt den Tod Hamlets; ein Beschluß, dessen Ausführung den Tod der beiden Werkzeuge Rosenkranz und Güldenstern, so wie des Mitverschworenen Laertes, nicht minder aber auch die auf das schuldige Haupt des Königs und der Königin zurückfallende Rache im Gefolge hat. Die Königin, von den Worten Hamlets getroffen, verhärtet sich gegen die Regungen ihres Gewissens, will ihn nun unschädlich machen helfen und gibt dadurch Veranlassung zur Ermordung des Polonius, den der Vorfall des Abends anstatt bedenklich nur um so dienstbeflissener gemacht hatte; sein Tod aber wird hinwieder Anlaß zu Ophelions Wahnsinn und zu Laertes Verschwörung. Welchen Eindruck auf Ophelien die plötzliche Lohe dieses Abends machte, die ihr mit einem Male den Einblick in die Tiefe selbstverschuldeten Unglücks wie in den gähnenden Abgrund nie geahnter Schlechtigkeit Andrer eröffnet, wie der Schwindel, welcher sie da erfaßt, den tiefsten Grund zu ihrer Geistesverwirrung legt und ihr ganzes ferneres Schicksal von diesem Eindruck beherrscht wird, ist schon oben nachgewiesen worden. So gewinnt das Schauspiel eine große, ja die wesentlichste Bedeutung für das Ganze, indem es dem Dichter zum verknüpfenden einheitlichen Mittelpunkte aller Geschicke dient, und kann daher nicht mehr mit dem Vorwurfe belastet werden, daß es überflüssig oder zwecklos sei. Selbst für Hamlets Zweck und Absicht ist es von der höchsten Wichtigkeit, da es ihm das wirksamste Mittel wird, sich mit seinem Oheim innerlich auszugleichen, durch Vollziehung des wesentlich inneren Strafgerichts den Haupttheil seiner Aufgabe zu lösen und so zugleich seinem eignen

inneren Beruf, der ihn die Zeit in ihre Fugen einrichten heißt, zu entsprechen. Welche Folgen daraus für sein äußeres Leben entspringen mögen, kann ihn nicht kümmern; für ihn ist's genug, die Unantastbarkeit der sittlichen Idee gewahrt zu haben, auf der sein Leben ruht und die er nicht preis geben kann, ohne sich selbst aufzugeben.

Auch ein anderer Vorwurf möchte sich hiernach leichter erledigen lassen, den man der Composition des Stückes machte und den Göthe schwer genug fand, um Fingerzeige für Abänderungen zu geben, die zwar, wenn sie ernst gemeint waren, die Handlung selbst lebendiger und einheitlicher hervortreten lassen, aber auch die Intention und den Gesammteindruck wesentlich alteriren würden. Es ist dieß der Vorwurf, daß der Dichter die Forderung der Einheit des Orts zu wenig berücksichtigt habe, indem er die Hörer veranlasse, im Geist nach Wittenberg, Norwegen, Frankreich, England und Polen sich zu versetzen. So schwer dieß in's Gewicht fallen muß, so lange die Entwicklung der Fabel und die äußeren dramatischen Vorgänge mit dem Grundgedanken, der das Ganze eingegeben hat und durchdringt, zusammenfallen sollen, so wenig verwunderlich wird es erscheinen, daß der Dichter von der Strenge jener Forderung sich entbindet, wenn die Grundidee so allgemeiner Natur und innerlicher Bedeutung ist, daß sie in der Handlung an sich nur zum geringsten Theile sich abspiegeln kann und zu ihrer Veranschaulichung vielmehr die Entwicklung der den Entschlüssen und Handlungen zu Grunde liegenden ethischen Motive, und darum auch einer großen Mannigfaltigkeit der Verhältnisse und Charaktere bedarf. In der That sind Wittenberg und Frankreich

eigentlich nur Namen, gebraucht um den Gegensatz zwischen Hamlet und Laertes auszusprechen. Hamlet hat von Wittenberg den sittlichen Ernst mitgebracht, der keinen Schein mehr gelten läßt, während des Laertes leichter Jugendmuth und nur zu leichtfertige Entschlossenheit sich nach dem heitern Frankreich sehnt. Eine Schwierigkeit macht jedoch wegen der weiten Entfernung dieses Land allerdings bei der plötzlichen Rückkehr des Laertes nach so kurzer Abwesenheit; wenn man nicht etwa annehmen darf, daß der zur Beobachtung des Jünglings abgesandte Diener zugleich Botschaft von Ophelien brachte, die es Laertes räthlich erscheinen ließ, sofort wieder heimzukehren, um seine Schwester vor den Zudringlichkeiten Hamlets sicher stellen zu können. Denn bei der außerdem übrig bleibenden Annahme, daß er auf die Kunde von dem Tode seines Vaters heimgekehrt sei, würde man einen zu langen Zeitraum zwischen der Wegsendung Hamlets und dem Auftreten des Laertes einstellen müssen. Auch ist nicht abzusehen, warum Laertes in diesem Falle gerade heimlich sollte zurückgekehrt sein und sich verwundert und erstaunt zeigen, oder — wie des Königs Furcht die Sache ansieht — den Verwunderten spielen; während beides sich sehr wohl mit jener Annahme zu reimen scheint. Doch dieß nebenbei; von Bedeutung für die Handlung des Stücks sind nur Norwegen und England; denn Polen wird blos genannt, um das Auftreten des Fortinbras zu motiviren. Jene beiden Länder aber sind mit gutem Bedacht in das Drama verflochten, da ihr Verhältniß zu Dänemark der Macht dieses Landes zur Folie dienen soll, damit der Sturz des Reiches einen gleichartigen Eindruck mache mit der ungeheuern Katastrophe

in der sittlichen Welt, und diese selbst die Bedeutung und Tragweite einer Weltbegebenheit gewinne. Was zudem England betrifft, so ist dieser Verbannungsort Hamlets aus der ursprünglichen Sage von dem Dichter um so mehr beibehalten worden, weil seine lehenspflichtige Stellung sich leicht darbot, um die Mordanschläge des Königs gegen Hamlet und das Schicksal der beiden Höflinge daran anzuknüpfen; zwei Punkte, die der Hauptidee des Ganzen, wie wir sahen, als nicht unwesentliche Momente angehören. —

Hamlet ist unbestritten die großartigste aller dramatischen Schöpfungen Shakespeare's und hat sich stets des ungetheiltesten Beifalls zu erfreuen gehabt. Wenn ich aber nicht ganz irre, so ruht der Beifall und die Bewunderung, welche dieses Drama uns abnöthigt, doch nur zum geringeren Theile auf der Gleichartigkeit unsrer Empfindungen, Anschauungen und Erfahrungen mit denen, welchen wir bei dem Helden des Stückes begegnen. Allerdings begleiten wir Hamlet mit dem gespanntesten Interesse in allen seinen Bewegungen und Situationen, begierig lauschen wir auf seine Sinnsprüche und Reflexionen, wir halten den Athem an vor der Uebermacht seiner Gefühle, die sich in unser Gemüth herüberpflanzen, wir finden uns von seinen Geschicken in die tiefste Mitleidenschaft gezogen. Allein, was uns bis zu dem Grade für Hamlet einnimmt, daß wir sein Thun und Lassen selbst da nicht mißbilligen können, wo es, an sich betrachtet, uns hart und grausam erscheinen müßte und, wie Ophelien und seiner Mutter gegenüber, uns Mitleid mit denen entlockt, welche darunter zu leiden haben; was uns mit seiner Leidenschaftlichkeit und

theilweiſe überſtürzenden Unbeſonnenheit bis zur Genugthuung verſöhnt; was uns trotz ſeiner äußeren Rath- und Thatloſigkeit, und trotz, ja *wegen* ſeiner inneren Gebrochenheit und Verzweiflung ihn nicht blos als intereſſanten, ſondern als großen, wahrhaft tragiſchen Charakter erſcheinen läßt: das kann einzig die Macht der ſittlichen Idee ſein, die indem ſie ihr Gefäß zerſprengt ſelbſt nur um ſo leuchtender hervortritt und verſöhnend über den Trümmern eines Daſeins ſchwebt, das in ihrem Dienſte und im Kampfe für ſie zerſcheitert iſt. Daß die ewige Regel ſittlicher Weltordnung von Hamlet ſo umfaſſend und unbeſtechlich geltend gemacht wird, daß er ſie trotz aller Gegenſtrebung ſeiner Wünſche und aller Gegenreizung ſeines äußeren Auftrags überall für ſein eigenes Bewußtſein wahrt, das iſt es, was ihm unſre Theilnahme an ſeinem Kampfe und Geſchick von Anfang bis zu Ende in ſo hohem Grade ſichert. Und daß die Wahrheit des ſittlichen Ideals, von ſeinem Vertreter zu ſchwach nach Außen vertheidigt, gegenüber dem Schein, der Gemeinheit und dem Verbrechen durch das geheimnißvolle Walten und doch ſichtbare Eingreifen einer jenſeitigen höheren Gerechtigkeit ſchließlich und allſeitig bejaht und zum Siege geführt wird: das iſt es, was uns erſt mit jener Spannung und Ahnung und zuletzt mit jener Befriedigung erfüllt, welche auf dem in's Menſchenherz gelegten Bedürfniß des Glaubens beruht, daß die Forderungen reiner Menſchlichkeit und göttlicher Ordnung zuſammenfallen, und daß die Anſprüche des Adels menſchlicher Natur eben ſo unverlierbar als unantaſtbar ſeien. Aus dieſer Befriedigung aber entſpringt die anerkennende Bewunderung, welche wir dem Dichter

zu zollen nicht umhin können, der es verſtanden hat die ewigen Principien des Lebens ſo klar und ernſt durch die widerſtreitenden Motive und Verhältniſſe der Wirklichkeit hindurchſcheinen und hindurchwirken zu laſſen und ſo dieſe Tragödie zu einem Spiegelbild des großen allgemeinen Weltdramas zu erheben.

Die Ojibway-Eroberung.

Ein epiſches Gedicht aus dem nordweſtlichen Amerika.

Von Dr. E. Löſch.

Verehrte!

Eine Dichtung aus einem der wilden Indianerſtämme Nordamerikas habe ich mir heute zum Gegenſtand gewählt und denke dieſelbe durch eine kurze Beurtheilung und durch einige Auszüge Ihnen näher zu führen. An der nördlichen Grenze der nordamerikaniſchen Freiſtaaten, an den Ufern des obern See's und zwiſchen den Flüſſen Miſſiſippi und Miſſouri, leben jetzt noch Ueberreſte von zwei großen indianiſchen Völkerſtämmen, die jedoch ſo zuſammengeſchmolzen ſind, daß der eine derſelben nur noch 30,000 Seelen zählt. Sie haben, wenn gleich unter dem Einfluſſe der Cultur lebend, doch ihren urſprünglichen Charakter ſo ziemlich beibehalten und werden nur mit Mühe allmählich zu der erſten Grundbedingung einer geordneten bürgerlichen Verfaſſung

hingeführt, der — sich feste Wohnplätze zu gründen. Es sind die beiden Völkerstämme der Ojibway's und der Sioux. Bevor die Europäer mit ihrem alles verschlingenden Eigennutze bis in diese Gegenden vorgedrungen waren und auch hier ihre Herrschaft ausgedehnt hatten, waren diese beiden Stämme mächtig und frei, aber gegen einander in immerwährendem Vertilgungskriege begriffen. Ursprünglich bewohnten die Sioux die Umgebungen und Inseln des obern See's, bis sie von ihren siegreichen Feinden, den Ojibway's vertrieben und in die Gegenden des Missouri und Missisippi zurückgedrängt wurden. Die letzten Kämpfe der überwundenen Sioux bilden den Hintergrund zu unserer Dichtung, in welcher einige interessante Charaktere zu einem schönen poetischen Gemälde hervortreten.

Das Gedicht ist ein kleines Epos, den Sagen entnommen, welche noch unter den Ojibway's leben, und führt den Titel: die Ojibway-Eroberung. Der diese Sagen gesammelt und mit geschickter Hand zu einem poetischen Ganzen vereinigt hat, ist selbst ein Glied des Ojibway-Stammes. Es ist der Häuptling — sein Name klingt freilich etwas komisch in deutsche Ohren — es ist der Häuptling Kah-ge-ga-gah-Bouh, zu deutsch: Steh' fest! Er ist geboren im Jahre 1818, trat, dem Beispiel seiner Eltern folgend, als Jüngling zur christlichen Religion über und wiedmete sich dem Missionsdienste. Missionirend bereiste er die Schauplätze der früheren Kämpfe und sammelte den Stoff zu seiner Dichtung, welche im Jahre 1850 zu Neu-York in englischer Sprache erschien. Den barbarischen Namen Kah-ge-ga-gah-Bouh hat er bei seiner Taufe mit dem civilisirten Namen Copway vertauscht, scheint

jedoch eine Vorliebe für ihn zu haben, da er ihn sowohl seiner Dichtung, wie seinen biographischen Nachrichten aus dem nämlichen Jahre vorgesetzt hat.

Schon aus diesen wenigen Andeutungen geht hervor, daß die vor uns liegende Dichtung von ganz besonderem Interesse sein muß. Wir werden in eine uns völlig fremde aber großartige Natur und Umgebung eingeführt, wir sehen uns zurückversetzt in den Zustand roher Naturvölker, zwar von wilden Sitten, aber einer eigenthümlichen edlen Charakterstärke; wir begegnen heidnischem Aberglauben und blutiger Grausamkeit, wie sie zwischen jenen auf Tod und Leben kämpfenden Nationen nicht anders möglich ist, und doch sind die wenigen den Vordergrund ausfüllenden Persönlichkeiten so edel und großgesinnt gezeichnet, daß sie uns zur tiefen Bewunderung hinreißen, und den Adel der Menschennatur auch in ihrer rauhesten Außenseite trefflich vor Augen halten. Dazu stehet der Dichter selbst dem Gegenstande, den er behandelt, nahe genug, ist selbst einfach schlichter Naturmensch genug, um alle Sentimentalitäten, alle Uebertreibungen, alle schielenden Neben- und Seitenblicke glücklich zu vermeiden. Seine Dichtung ist so schlicht und einfach, so wahr und schmucklos und eben darum so erhaben und ergreifend, als sie nur gedacht werden mag. Halten wir dagegen so manche phantastische, im Unnatürlichen und Gräßlichen sich überbietende, die Sinnlichkeit und Sünde in all ihrer Nacktheit gleichwohl mit poetischem Schimmer umhüllende Erzeugnisse der neueren deutschen und französischen Literatur —; so möchten wir allerdings wünschen, daß unsere hochgefeierten, allseitig gebildeten Dichter die Feder aus der Hand geben und sie zu besserem und edlerem

Gebrauche in die Hände der Abkömmlinge wilder Indianer legen möchten.

Die Geſchichte, welche ſich auf jenem blutigen Hintergrunde vor unſeren Augen bewegt, iſt höchſt einfach. Ein Häuptling des Siouxſtammes Wendigo oder das Herz von Eis lebte mit einer geliebten Gattin und einem einzigen Sohne in der Nähe des obern See's, als bereits die Kämpfe mit den Ojibway's entbrannt waren. Als er einſt zur Jagd ausgezogen war und erſt in ſpäter Nacht heimkehrte, hatte ein Trupp Feinde ſeinen Wigwam, d. h. ſeine Hütte überfallen, die Gattin ermordet, den Sohn geraubt und die Hütte in Brand geſteckt. Dieſe findet er noch in Flammen, die Gattin eben ſterbend in ihrem Blute liegen; der Sohn iſt verloren, er findet von ihm keine Spur mehr. Die eine Hand auf das Haupt der ſterbenden Gattin legend, die andere mit ihrem Blute gefüllt zum Himmel erhebend, ſchwört er ſeinen Göttern blutige Rache an den Feinden bis zum Tode. Er erfüllt ſeinen Schwur lebenslang im ehrlichen Schlachtenkampf, er wird zum Führer der Sioux gegen die Feinde und bethätiget ſeinen Namen, indem nicht nur ſein Herz von Eis, ſondern auch ſein Körper von Stahl ſich erweiſt. Er iſt eben ſo beſonnen und ruhig im Rathe, eben ſo kühn und unerſchrocken in Unternehmungen, als gewaltig und unbeſiegbar in Schlachten. Gleichwohl geht ein Landesſtrich um den andern ſeinem Stamme verloren. Im feindlichen Lager zeichnet ſich vor andern ein junger Häuptling durch Kühnheit, Tapferkeit und Stärke aus, Migiſi, der Adler; das iſt ſein Sohn, der unter den Ojibway's erwachſen, durch ſeine Kühnheit und Tapferkeit ſich zum Häuptling aufgeſchwungen hat. In der vorletzten

Schlacht, die den Fall der Sioux vollendet, dringen Wendigo und Migiſi auf einander ein, das Herz von Eis ſchlägt den Sohn zu Boden und erhebt eben die Streitaxt, ihn zu tödten, als er das Todem auf ſeiner Bruſt, d. h. das tätowirte Zeichen ſeiner Familie erblickt; betroffen erkennt er in ihm den Sohn, läßt die Hand ſinken und wird daher gefangen genommen. Hart gebunden wird er mit den übrigen Gefangenen in's feindliche Lager gebracht, um am andern Tage nach den Gebräuchen der wilden Indianer unter Qualen geopfert zu werden. Die Ojibway's überlaſſen ſich dem Schlafe, zwiſchen ihnen liegen die gebundenen Schlachtopfer; von der Ausſtellung von Wachen weiß ihre Kriegskunſt nichts, die Härte der Feſſeln bürgt ihnen für ihre Gefangenen. Nur Einem waren ſie nicht zu feſt, dem eiſernen Wendigo; er weiß ſie zu ſprengen und ſich von ihnen loszumachen, weckt ſchweigend ſeinen Sohn und bedeutet ihm, ihm zu folgen. Muthig und ſchweigend folgt dieſer ſeinem Feinde bis über das Lager hinaus und wird, als er endlich Rechenſchaft fordert, warum und wohin er geführt werde, damit beruhiget, daß er keinen Hinterhalt zu fürchten habe; wenn Wendigo gewollt hätte, hätte er ja im Schlafe ihn ermorden können, er habe ihm vielmehr eine traurige und ſchauderhafte Entdeckung zu machen. So führt er ihn in eine benachbarte Höhle, entdeckt ihm hier ſeine Abkunft, ſeiner Mutter Tod, ſeine Entführung, legt ihm die heilige Pflicht an's Herz, von nun an für ſeinen Stamm zu kämpfen und nimmt ihm den Schwur der Rache ab, wozu ſeine Abſtammung und der Geiſt ſeiner Mutter ihn verpflichte. Keine weichlichen Sentimentalitäten verunſtalten den ganzen

Hergang. Der Sohn leistet den Schwur, zu welchem die Stimme der Natur und die Pflicht der Stammestreue ihn auffordern. Alsobald werden die aus der Schlacht Entronnenen, die sich bereits wieder gesammelt haben, aufgesucht, es wird ein Ueberfall der zunächst im obern See früher den Sioux zugehörigen Inseln verabredet und derselbe wird am andern Tage ausgeführt. Auch dieser Sturm mißlingt; es war der letzte Kampf der Sioux um ihre väterliche Heimath; sie zogen sich von da an tiefer in die südlichen Länder am Mississippi und Missouri zurück. Migisi fällt in der Schlacht; Wendigo stürzt sich verwundet in den See und wird nicht mehr gesehen. Blos die Sage berichtet, daß noch immer von Zeit zu Zeit sein Geist an den Gestaden des See's erblickt werde und daß seine Erscheinung immer dem Volke der Ojibway's ein Unheil bedeute. In diese einfache Geschichte ist noch eine treffliche Episode eingeflochten: Migisi hat eine Geliebte im Stamme der Ojibway's, ihrer trefflichen Eigenschaften wegen Mimi, die Taube, genannt. Er muß sie nochmals sehen, er muß ihr das herbe Geschick, das über ihrer Liebe waltet, enthüllen, er muß von ihr Abschied nehmen. Der herbe Kampf der Liebe und der Pflicht wird von beiden mit der edelsten Seelenstärke gekämpft. Ihre Liebe behalten beide ungeschwächt; aber ob dem Rufe der Pflicht zu gehorchen ist oder nicht, das ist so wenig bei der Jungfrau, wie bei dem Jüngling eine Frage. Nur darin unterscheidet sich die Taube vom Adler, daß jener noch in der Nacht vor dem Sturme das Herz bricht, während der Adler im Schlachtgewühle verblutet. So trefflich das ganze Gedicht gehalten ist, diese Episode erscheint dennoch als der Glanz-

punkt desselben, und in dieser einzigen Episode stellen wir unsern nordamerikanischen Missionär, was dichterischen Geist betrifft, hoch über alle Leistungen z. B. eines Victor Hugo, der dasselbe Thema in den mannichfaltigsten Variationen abgehandelt und es nie weiter, als bis zu einer selbstsüchtigen und nur in der Sinnlichkeit großen Liebe zu bringen gewußt hat.

Es ist nunmehr Zeit auf die Dichtung selber und ihre Ausführung näher einzugehen. Die Dichtung zerfällt in zehn kurze Gesänge oder richtiger gesagt: Balladen. Die erste Ballade hat den Strom „St. Louis" zum Gegenstand und schildert in wenigen aber kräftigen Zügen das wilde, unfruchtbare, felsenreiche und schneebedeckte Gebirgsland, aus welchem er entspringt, und das kräftige, kühne, an Kampf und Entbehrung gewöhnte Volk, welches jene Gebirge bewohnt:

Dort schweift das Rennthier durch's Gefild,
Und so die Menschen, flink und wild,
Zwar klein, von eigener Gestalt,
Nicht kennend Sturm, nicht warm, noch kalt —
Die pflegen rüstig, ohne Zagen
Auf schnellen Füßen dort zu jagen,
Und gönnen Rast und Ruh sich nicht
Vom Frühroth bis zum Dämmerlicht.
Dann decken sie mit Schnee sich zu
Und finden bis zum Morgen Ruh.

Die zweite Ballade, „der Strom" überschrieben, beschreibt dagegen den St. Louisstrom, wie er herabkommt in die Niederungen und blühende Thäler durchfließt, und wie der Dichter oft auf leichtem Kahne auf seinen Gewässern sich geschaukelt und an der Schönheit der Natur sich erquickt hat. Beide Gesänge versetzen somit nur in

den Schauplatz der Handlung und dienen gleichsam zur Einleitung.

Erst mit der dritten Ballade „der Tanz" beginnt die Geschichte. Die Ojibway's haben sich am Ufer des St. Louis gewaffnet versammelt, unter ihnen Migisi als Fahnenträger; sie beginnen einen Waffentanz, ein alter Führer tritt auf und ermahnt sie zur Tapferkeit, die Sioux ziehen heran, der Kampf beginnt, die Sioux werden geschlagen, mehrere gefangen genommen.

Die Sioux mußten endlich weichen,
Der Feind behielt ein Feld von Leichen,
Und wer nicht floh, der ward gefangen;
Weit besser in den Tod gegangen.
Sie haben kurze Frist nur heute,
Dem Tod sind morgen sie zur Beute.
Sie wissen, daß am nächsten Tag
Sie trifft der blut'ge, harte Schlag;
Er naht mit allem grausen Schmerz,
Den Haß erfinden kann für's Herz.
— Wenn es sich fürchtet, wenn's verzagt,
Doch Mitleidsthräne bleibt versagt.
Als Feigling' müssen sie verderben,
Von Freund und Feind verachtet sterben.

Es wird uns von Interesse sein, den Heldenjüngling Migisi vom Dichter schildern zu hören:

Der Erste dieser Krieger hielt
Das Banner, von dem Wind umspielt,
Und wie es völlig sich entfaltet,
So sah man kunstreich drin gestaltet,
Wie wilder Vögel bunte Schwingen
Sich farbig in ein Ganzes schlingen.
Ein Jüngling hielts, in dem verbunden,
Was stolz in Form und Geist befunden.
Die edle Stirne hoch und breit,
Das Auge strahlte Männlichkeit,

Und der Gedanken rascher Flug
Umspielte wechselnd jeden Zug,
Und seiner Glieder Kraftgehalt,
Entfaltend sich in der Gestalt,
Ließ diesen Helden uns erscheinen,
Als wollt', was schön ist, hier sich einen.
Mi-gi-si, so sein Name war,
Des stillen Ufers stolzer Aar.
Als er nun in den Grund hernieder
Das Banner pflanzte, ringsum Lieder!
Die Trommeln und die Echo's dröhnten!
Da glich er Mars, dem Kraftverschönten,
So wie er einst die Fahne hielt
Auf blutgetränktem Schlachtgefild.

Die vierte Ballade ist „der Wen-di-go" überschrieben. Sie schildert uns den alten kampfgestählten Helden in seinen Banden im feindlichen Lager.

Es trug sein Haupt die Spuren schon
Von vielen Wintern, die entflohn;
Von dem beständ'gen Kriegerleben
Konnt' manche Narbe Zeugniß geben;
Die Muskeln haben, straff, gestählt,
Jedoch von Alter nichts erzählt.
Wenn Anmuth auch entflohen war,
So stellte Kraft sich dafür dar.
Wohl Niemand weiß, ob Zauberei,
Ob Kraft allein ihn machte frei;
Und nie, auch nicht für wenig Stunden,
Hat er in Fesseln sich befunden.
Den Stammesbrüdern war bekannt
Er manches Jahr, er war benannt
Für seiner klugen Thaten Preis,
Der Wen-di-go, das Herz von Eis.

Hierauf schildert sie seinen Kampf mit Migisi in der Schlacht und wie er im entscheidenden Augenblicke nachläßt und gefangen genommen wird, dann wie er seine Bande

in der Nacht zerreißt, Migiß erweckt und ihn, wie oben schon erzählt worden, aus dem Lager führt. Der kühne Muth der beiden auf ihre Kraft vertrauenden Männer, so wie der männliche Glaube des einen Feindes an das Wort und an die Redlichkeit des andern, ist in wenigen Zügen, kurz und bündig, aber großartig und erhaben dargestellt.

Wendigo führt seinen Sohn in der fünften „die Höhle" überschriebenen Ballade in eine benachbarte, schauerliche und grauenvolle Höhle, in deren Nähe seine frühere Hütte stand. Hier enthüllt er ihm die Geschichte seiner Abkunft, die Zerstörung der Hütte, die Ermordung der Gattin, den Raub seines Kindes, die Verzweiflung, die ihn erfaßt und den Racheschwur, den er dem abgeschiedenen Geiste geleistet und seit Jahren treulich gehalten hat. Wir müssen uns darauf beschränken, nur den Schluß seiner Erzählung zu geben:

Und als ich stand und weint' und schaut'
Mein Weib von ihrem Blut bethaut,
Und des verhaßten Feinds gedacht,
Der dies Verderben mir gebracht,
Da fühlt ich finstere Gedanken
Die Seele, blitzesgleich, umranken.
Schreck, Angst, Verzweiflung drangen ein
In meine Seele, erst allein,
Dann schwanden sie, doch ihre Stelle
Ward wieder eingenommen schnelle
Von einer Leidenschaft tief glühend,
Die mit dem Feuer wild und sprühend
Allein nur meine Brust durchtoste.
O Rache! Rache! Ach wie koste
Mit diesem Liebling ich. Jed' Streben,
Wofür die Sterblichen noch leben,
War in mir nur im Durst vereint
Nach Rache am verwünschten Feind.

Ich kniete auf dem Rasen nieder
Dicht neben meines Weibes Glieder,
Legt eine Hand auf's Haupt ihr nieder,
Die andre, voll des Bluts, des rothen,
Hab in der Gegenwart der Todten
Zum Eide ich emporgehoben.
Das war ein feierlich Geloben!
Mein ganzes Dasein ich entbot
Dem Haß, der Rache und dem Tod!

Hierauf fordert er den Sohn auf, seinem Stamme anzugehören und den Ojibway's Rache zu schwören. Er thut es, und ein leises Klingen, das durch die Höhle ziehet, gilt beiden als ein Zeichen, daß der Geist der Mutter aus der Friedenslaube der andern Welt sie unsichtbar umschwebe und ihrem Schwure seinen Beifall zolle.

Sogleich in der nächsten Ballade suchen Vater und Sohn ihre Stammesgenossen auf und entflammen sie zu einem neuen Angriff gegen die Feinde. Der Gesang führt die Ueberschrift: „Der Kriegsrath." Die früher ihnen zugehörenden Inseln im obern See sollen am nächsten Tage Mittags überfallen und den Gegnern wieder abgenommen werden.

Ein jedes Herz beschließ allda,
Wenn morgen sich der Mittag nah',
Aus des verfluchten Feindes Hand
Zu reißen dieses Inselland. —
Und sollten sie dieß nicht erreichen,
So wollten sie nicht wieder weichen,
Doch fechten, bis sie, all' getödet,
Den Strand mit ihrem Blut geröthet.

Ein trefflicher Zug, welchen der Dichter seinem Helden leihet, ist es, daß er im Rathe mit aller Ruhe ihn auftreten, daß er ihn die Leidenschaft völlig bewältigen läßt,

bis sie endlich am Schlusse seiner Rede gewaltig, aber ergreifend und die Andern entflammend losbricht. Wir wollen die ganze Stelle mittheilen:

Still blickt das Aug und ohne Arg,
Welch' Feuer auch das Herz verbarg.
Der Wendigo, dem übertragen
Die Leitung war in allen Fragen,
Der stets im Rathe, wie im Streit,
Voll Muth war und Besonnenheit,
Stand langsam auf, und was er spricht,
Das zeugt von Leidenschaften nicht.
Mit ruh'gem Wort hat er berührt
Den jüngsten Streit, den sie geführt.
Selbst weich wurd' seiner Stimme Ton,
Als er da sprach von seinem Sohn,
Den Manitou — (eine Schicksalsgottheit der nordischen Indianer) so sagte er,
Vom Tode rief zum Leben her.
Dieß sei ein neuer Hoffnungsstrahl;
Und wenn gering auch ihre Zahl,
Sei Manitou stets freundlich doch,
Und segnen würd' er endlich noch
Die heil'ge Sache, ihren Krieg
Mit großem Ruhm, mit vollem Sieg.
Doch da er sprach, wie unverschuldet
Sie Unrecht lange Zeit erduldet,
Von der Ojibway's falschen Hand —
Und rund um auf das weite Land,
So weit das Auge reichte, wies,
Das ehmals ihre Heimath hieß,
Die Heimath, draus sie nun vertrieben,
Die in des Feindes Hand geblieben;
Da brachen Leidenschaftsgewalten,
Die er bisher zurückgehalten,
Aus seinem Busen, ihrem Sitze,
Hervor wie glühnde Himmelsblitze,
Dieweil des Angesichtes Mienen

Nur Wogen jenes Stromes ſchienen,
Der als der Leidenſchaften Drang
Des Mannes Seele wild durchſchlang! — —
Was er gefühlt bei dieſen Reden,
Drang ſo, ſchnell wie das Licht durch Jeden.
Kein Buſen, der nicht Feuer ſprühte,
Kein Herz, das nicht von Zorn erglühte.
Und als er ſchwieg, der Schlachtgeſang
Wild gellend durch die Lüfte klang.
Die Vögel flogen ſcheu empor
Und ſchrieen mit im bangen Chor.
Längſt ſchwieg der Mund, doch rollt in's Weite
Das Lied noch fort an Berges Seite.

Der ſiebente Geſang „die Opferung" führt uns zurück in das Lager der Ojibway's. Der grauſamen Sitte der Indianer gemäß werden an demſelben Tage die gefangenen Feinde unter ausgeſuchten Martern und wildem Hohne hingeſchlachtet. Mit welcher weiſen Mäßigung der Dichter dieſes ſchauerliche Gemälde an uns vorüberführt, haben wir bereits oben angedeutet. Er erzählt auch hier einfach und wahr, aber ohne im Geringſten ſeine Leſer mit detaillirten Schilderungen zu quälen. Vielmehr gewinnt auch dieſes Gemälde etwas Erhebendes in der trotzig ungebeugten Kraft, mit welcher die Schlachtopfer die Qualen ertragen, der Feinde Grauſamkeit verſpotten und in ihr Todesröcheln Siegeslieder des Triumphes miſchen. Hier iſt die einzige Stelle, wo der Dichter einen vergleichenden Blick von jenen rohen Naturvölkern auf die cultivirten und gebildeten Nationen der Gegenwart wirft. Aber er weiſt nicht etwa, was dem chriſtlichen Miſſionär ſo nahe gelegt war, was aber ein unbilliger Vorwurf gegen die hier handelnden Perſonen geweſen wäre, — er weiſt nicht auf die Feindesliebe und Duldung des Chriſtenthums hin; er hält auch

hier von jeder Sentimentalität, welche nur eine falsche Tinte in dem einfach großen Gedichte würde gegeben haben, sich ferne. Nein, der Heldenmuth jener Schlachtopfer führt ihn zu der Bemerkung, wie die menschliche Seele auf allen Stufen der Bildung einer Größe fähig sei, die Qual und Tod zu überwinden weiß.

Ihr tapfern Söhne der Natur!
Fürwahr nicht brauchts ihr durch Cultur
Zu werden erst, das, was stets war,
Und was euch sein wird immerdar,
So lange noch die Zeiten wandeln,
So lang ein edles Herz noch handeln
Und streben wird auf Erden hier:
Bewunderung der Menschheit, ihr!
Nicht braucht ihr durch die Labyrinthen
Der Schulenweisheit euch zu winden,
Um ew'ge Regeln drin zu finden,
Wie man sich festigt, selbst bewacht
Und lauter seine Seele macht.

Uns dünkt auch diese weise Selbstbeherrschung, dieses Festbeharren des Dichters auf dem rein objectiven Standpunct kein geringer Vorzug unserer Dichtung.

Zur schönsten Partie dieser Dichtung führt uns der siebente Gesang „die Liebenden." Was zum Verständniß desselben nothwendig ist, haben wir oben schon kurz angedeutet. Wir haben daher auch nichts weiter zu thun übrig, als die Darstellung und Ausführung etwas genauer zu beschauen. Nach einer trefflichen Apostrophe an den hereindämmernden Abend und die hereinbrechende Nacht berichtet uns der Dichter von der Todtenfeier, welche die Mütter, Schwestern und Bräute der Ojibway's für die in der letzten Schlacht Gefallenen veranstalten. Unter ihnen ist auch

Mimi, denn Mi-gi-ſi iſt auch nicht heimgekehrt und ſie glaubt daher, daß auch er in der Schlacht gefallen ſei. Mimi

— das ſchöne Kind voll Licht und Lieb,
Zu lieb und ſchön, daß ſie beſchrieb
Nur irgend eine irdiſche Macht.
Der, was Natur geprägt ein
In ihre Bruſt, war ſündlos, rein.
Und alles hauchte himmliſch Leben,
Was ihrem Herzen war gegeben, —
Nur Leidenſchaften, Engeln eigen,
In ihrem dunklen Aug ſich zeigen. —
Doch alles war Licht, hehr und rein,
So wie des Himmels klarer Schein.

Mimi, eben darum die Taube genannt, duldete es nicht länger im Kreiſe der die Todtenfeier vollziehenden Freundinnen, ſie eilte an jene Stelle des Ufers, wo ſie oft mit dem Geliebten die ſeligſten Stunden verlebt hatte,

— — dort ſaß Mimi
Und auf die Hände hatte ſie
Das ſchöne Haupt herabgebogen,
Von Marmorbläſſe überzogen.
Ach Mi-mi, wer kann wiſſen je,
Wie groß das Leid, wie tief das Weh,
Das dich durchdrang, bis ihm zur Stund,
Gleich dir, nicht ſeine Macht wird kund!

In ihren tiefen Schmerz verſunken bemerkt ſie nicht, daß Mi-gi-ſi gelandet iſt und an ihre Seite tritt, bis er ihren Namen ruft. Unendlich ſchön wird die Freude der Liebe geſchildert, mit welcher die von dem Schlimmen, was ihr drohete, noch nichts Ahnende dem Geretteten in die Arme ſinkt.

Doch, als er ihren Namen ſprach,
Hob ſie den Kopf. Mi-gi-ſi brach

Sie freudig aus, als auf sie sprang
Und innig seinen Hals umschlang.
Die Freud' bei seiner Wiederkehr
Traf ihr gebeugtes Herz so sehr
Daß ihr Bewußtsein gleich entschwand.
Wie Epheu an der Felsenwand
So ruhte sie, süß unbewußt
Umschlingend des Geliebten Brust.
Sie blickte, als sie zu sich kam,
In's Aug dem, der an's Herz sie nahm.
Es war der Blick so mild, so süße,
Der nun dem Liebsten gab die Grüße,
Als ob er wär' der Seele Strahl,
In die sich Himmels Sonnschein stahl.

Nach diesen ersten Begrüßungen überläßt sie sich eben so kindlich und heiter dem süßen Geplauder der Liebe.

Und dann mit ihren Händen weich
Strich sie von seiner Stirn zugleich
Das lange schwarze Rabenhaar,
Und legt ihr süßes Lippenpaar
Sodann auf seine Augenbrauen.
Fast fühlt Mi-gi-sl da zerthauen
In sich den Vorsatz und fürwahr
Ihm schwand aus der Erinnrung gar
Für einen kurzen Augenblick
Sein unerbittliches Geschick,
So süß der Schauer, den ihm sandte
Der Kuß durch's Herz. Doch als er wandte
Sein Auge auf ihr Antlitz hin
Und sah, wie tief und rein darin
In jedem Blick die Liebe lebte,
Da hob sich seine Brust und bebte;
Und seine Seele war erschüttert,
Von jenem tiefen Schmerz durchzittert,
Von dessen mächtgen Tons Gewalten
Die schwachen Saiten wiederhallten ꝛc.

Doch er muß die traurige Enthüllung geben und er thut

es mit all dem Schmerz der treuen Liebe, mit all der männlichen Resignation des starken Herzens.

Es klang so dumpf sein Ausdruck hin,
Daß es trotz seiner Stärke schien,
Als ob, so wie ein Wort er spreche,
Dem Herzen eine Saite breche.

Er enthüllt ihr alles; es muß geschieden sein, und ihn richtet nur eine Hoffnung auf:

Mir ahnet es, daß sich mein Blut
Wird morgen mischen mit der Fluth;
Ich fühl's, das Herze sagt es mir,
Zum letzten mal heut scheiden wir,
Und wenn die Stern' in andrer Nacht
Am Himmel stehn in lichter Pracht,
Sehn sie auf meine blutgen Glieder,
Die nicht mehr lebenswarm sind, nieder,
Auf diese Stirn, feucht, kalt vom Tod,
Der jüngst dein Hauch noch Heil'gung bot.
Doch komm es nur! was soll ich leben,
Wenn Leben nichts mehr hat zu geben,
Als welkes Hoffen, eitle Reue?
Und jede Sonn', die sinkt auf's neue,
Den bittern Vorrath nur vermehrt,
Der allbereits das Herz beschwert.

Und wie nimmt die sanfte Taube das Unheil, das über sie hereinstürmt? Wir dürfen diese Stelle unsern Zuhörern nicht vorenthalten und wollen lieber bei dem Schlusse um so kürzer sein.

In Mimi schwankten hin und her
Gefühle unerklärlich, leer,
Als ihr Migisi mitgetheilt,
Welch schlimmes Schicksal sie ereilt. —
Und, da das Schlimmste ausgesprochen,
Die Wahrheit auf sie eingebrochen,
Schoß ein Weh ihr durch's Herz hernieder,
Nur Eins — dann war sie ruhig wieder.

Mit diesem Weh entschwand den Sinn
Von Schmerz und Leid auf ewig hin.
Es weckt, so tief war seine Spur,
Kein andrer Gram ein Aechzen nur.
Dann sank zu heil'ger Ruh zusammen
Der Leidenschaften heftig Flammen,
Das in ihr bis zu dieser Stunde
Geleuchtet tief im Herzensgrunde.
Denn als dies Feuer sich verzehrte,
Ward ihr bewußt, daß diese Erde,
Trotz ihrer Lust und dem Vergnügen,
Nichts hat, was jemals könn' betrügen,
Selbst nur für einen Augenblick,
In ihr die Trauer um ihr Glück.
Ganz ruhig hob den Kopf sie wieder,
Der welker Lilie gleich hing nieder,
Und hat sich sanft dann losgerungen
Vom Arm, der krampfhaft sie umschlungen.
Sie sprach so mild, mit ruh'gen Mienen,
Fast wie ein Lächeln hat's geschienen.
Migiß, o wie freudiglich
Gäb diesen Leib dem Tode ich,
Wenn dies die Wonn' dir brächte dann,
Die ich nicht mehr besitzen kann.
O, nicht erfüll' mit neuem Schmerz
Dich deines Lieb gebrochen Herz;
O nein, geh hin, du sollst vergessen,
Wie wir uns treulich einst besessen.
Dich ruft die Pflicht! Nun es geschieh!
Und mög kein Meingedenken je
Mit Wolken deine Brust bedecken,
Des Friedens Sonnschein zu beflecken.
Und soll ich meine Kraft verlieren
Gleich Blumen, so im Lenz erfrieren,
Soll auch dem Körper Ruhe werden
Bald an der kalten Brust der Erden —
Dann soll mein Geist dich noch umschweben,
Und was er denkt, dir Freude geben

Und liebend gießen in den deinen
Das Licht, das in ihm selbst wird scheinen;

So fährt sie fort in den süßesten Tönen; ihr Andenken soll ihn überall umschweben, die Erinnerung an die Stunden ihrer Liebe soll ihm Trost und Friede geben. Nur, sie kommt nochmal auf denselben Gedanken zurück,

Nur dulde nicht, daß es dir stehle
Die Kraft, die Tapferkeit der Seele.

Zuletzt schließt sie mit der Hinweisung auf die Zeit —

Bis an dem fernen Geisterstrand
Uns einet ein unlösbar Band.

Solche Seelenstärke ermuthiget auch den Jüngling.

Geliebte du, du flößest ein
Gefühle, heilig, edel, rein,
Mir in die Brust, die du erlesen
Zum Herrscherſitze deinem Wesen!
Es fliehn die Schlacken all, die groben
Der Leidenschaften, die mit Toben
Und wogend mir die Seel' durchwühlten,
Bevor sie deine Herrschaft fühlten.

Mit einer heißen Umarmung scheiden die Liebenden, und der schwerste Kampf ist von beiden edel und männlich durchgekämpft.

In der nächsten Ballade „die letzte Schlacht" wird der Sturm auf die Inseln beschrieben, den die Ojibway's muthig zurückschlagen. Es war die letzte Anstrengung der Sioux um ihr Heimathland. Auch Mdzisi und Wendigo fallen. Von Wendigo's Ende haben wir oben schon gesprochen. Er stürzte sich in die Wogen und ward nicht mehr gesehen. Wollen wir den Schluß der Ballade hersetzen:

Nichts sahn sie mehr; und ob entwich
Sein Geist dann, oder ob er sich

Durch Zauberkunst dem Aug entzogen
Und lebend aufstand aus den Wogen,
Das wußte keiner; doch sie sagen
Bei Winterwindes Todtenklagen
Und durch der Brandung Wogenschlagen
Und in der dunklen Sturmesnacht
Hör' man ihn noch, fühl' seine Macht. —
Und selbst in Sommernächten lind,
Wenn hell die Sterne, still der Wind,
So seh' man gleiten seinen Schatten
Manchmal auf monderhellten Matten,
Und dann verkünden sie mit Beben,
Der wird ein Unglück bald erleben,
Auf den bei dem Vorüberwallen
Des Geistes böser Blick gefallen.

Die letzte Ballade „die Todtenfeier" berichtet Mimis Tod und schließt das ganze Gedicht. Als am Abend des unternommenen Sturmes Jungfrauen am Gestade des See's wandeln, finden sie Mimis Leichnam so still und friedlich, daß sie dieselbe für eine Schlummernde halten und sich erst bei näherer Besichtigung überzeugen, daß sie heimgegangen ist. Sie erheben alsobald die Todtenklage und ein Klingen in den Lüften verkündigt ihnen, daß die Entschlafene selig in den Wohnungen des Friedens weile.

So einfach und doch so sinnig und geistvoll hat der Dichter sein Thema durchgeführt, einen durch und durch tragischen Stoff dennoch zur vollen Befriedigung des Lesers zu bearbeiten verstanden.

Ich wüßte meinen Vortrag über eine Dichtung, die durch ihren Inhalt, ihre Ausführung und ihren Verfasser gleich interessant ist, nicht besser als mit der Bemerkung abzuschließen, welche der deutsche Uebersetzer Adler in seinem Vorworte niedergelegt hat:

„Der Dichter übergab uns das geordnete Ganze als ein Zeugniß, daß der Menschengeist bei gehöriger Pflege überall ein gleicher sei, daß gewiß einst die mächtige Zeit alle noch schlummernden Kräfte wecken und die Menschheit dann als blühendes Ganze dastehen wird."

Der Nürnberger und sein Dialekt.

Zweiter Theil.

Von **G. Arnold.**

Wenn ich bereits in einem früheren Vortrage *) mir Mühe gegeben habe, den Nürnberger Dialekt so ziemlich nach allen Richtungen zu beleuchten, so mußte ich es auch dankbar erkennen, daß diese Arbeit sich eines allgemeinen Beifalls erfreuen durfte und nur gestützt auf diese freundliche Aufmunterung wage ich es, eine Fortsetzung jenes Themas zu bringen, die dieses zugleich zum nothwendigen Abschluß führen soll. Ich entspreche dadurch auch jenen Kritikern, die vielfache Lücken in dem ersten Vortrage entdeckten, und wenn gleichwohl eine Vollständigkeit auch jetzt noch nicht erreicht wird, so tröste mich und sie das Wesen eines jeden Menschenwerkes, das stets weit davon entfernt sein wird, vollkommen zu sein.

Wie schon früher bemerkt, mußten die reichsstädtischen Einrichtungen in unserer Stadt, die Beschäftigung der Einwohner, die ihnen so zu sagen angeborne Kunstfertig-

*) Siehe Album für 1851.

keit, der dadurch hervorgebrachte großartige Verkehr und die behäbige Lage, in welche die Meisten gesetzt wurden, eine gewisse Entschiedenheit des Gedankens, eine ausgeprägte Form der Aeußerungen zur Folge haben, die ebenso originell frei als launig erscheint, und deshalb die Menge von Redensarten und Sprichwörtern, die zum Theil in den vorhandenen Sammlungen gar nicht aufzufinden sind. Manche davon sind jetzt fast ganz aus der Volkssprache verschwunden und wir verstehen ohne Kommentar ihren Sinn nicht mehr.

So sagte man früher in Nürnberg: Ich denk Wunder wie mich der Haas leckt und meinte damit, ich dachte ein großes Glück zu machen; da stinkt's in der Fechtschule wurde gesagt, wenn etwas Unrichtiges, ein geheimer Anstand bezeichnet werden wollte; wer sich erwischen ließ, der war in den Haidel gehupft oder im Verlein geblieben; einem ein Blechlein anhängen hieß, ihn in übeln Ruf bringen. Von einem bösen Weibe sagte man, sie ist aus der siebenten Bitte, einen Verräther nannte man Blaustrumpf, den Henkersknecht Peinlein, Ränke und unerlaubte Vortheile hießen: Hilpertsgriffe, und wenn ein Candidatus theologiae zu früh Vater wurde, so hatte er den Kanzelschlüssel verdreht. Ein schön geschmücktes Mädchen sah aus wie eine Kronbraut, ein liederlich Gewordener war in die Schnorzen gerathen, faul arbeiten hieß das Krebstreiben, und wenn ein Kind zur Taufe in die Kirche getragen wurde, bliesen die Thürmer das anmuthige Liedchen: Hat sich schon wieder einer g'stoßen!

Wer spät aus dem Wirthshaus ging, war ein Eingen Tag Burger, ein Betrüger hieß ein Quintleinmacher*), ein affenmäßig herausgeputztes Mädchen sah aus wie ein Palmbetz, armes Gesindel nannte man Rasselbande und Popperleinswaare, was nach Hexerei aussah, ging mit Kräutern zu, und wo es recht toll und unanständig getrieben wurde, da war eine Metten und ein Gemier.

Der Nürnberger war auch stets wohl versehen mit kurzen Benennungen für gewisse Eigenschaften, mit denen er scharf und treffend eine Art des Seins bezeichnet, das man sonst mit vielen Worten umschreiben müßte; dahin gehören: Donla, Maulleberla, Oelgötz, Ripel, Schroll, Strummel, Talketer, Fisel, Krackler, Krüspelein, Morf, Pumpenstöcklein, Pamperlein, Plunzen, Taundelein, Raschel, Ribanzen, Schockel, Schneppern, Sperber, Specht, Tasch, Trampel, Fechterin, Ziepf, Zillabilla, die ich nicht nöthig habe, weiter zu erklären. Ebenso treffend sind Eigenschaftswörter wie: altgewaschen, aufschnipfig, broxlet, dickstocket, erschluchzt, gacklet, gehäb, geschlacht, gewähr, grupet, klemm, leischet, lautbrüchig, sihrig, maulfaul, obenhinneret, rugel, rothbrächtig, staubaus, schroppet, spindig, g'schekket, g'spreckelt, spundig, tappet, türrmig, unterkittig, vorhauchet, zaas, zwecket, und Zeitwörter wie: aufhutschen, ausbracken, dünsten, erbeffen, ergrasen, erböllern, ergattern, fidern,

*) Frz. quinte, Grillen, Tücke.

gneisten, hutzen, huckeln, knappen, knelfen, latschen, brotzeln, nussen, pecken, pelen, picheln, poppeln, pfrengen, präckeln, rammeln, rippeln, sickern, schudern, sippern, schnelzen, stegern, schwanken, stampern, torkeln, tubeln, übertübern, überhupfen, verliedern, verwimmern, verröhren, vertuschen, zullen, zwiefeln.

Eine Menge von Ausdrücken der Nürnberger sind von den Gewerben genommen oder für sie geschaffen, sie bezeichnen die Art und Weise des Arbeitens. Die Schlosser pumpsen, die Buchbinder plebben, die Drechsler noddeln, die Bäcker mantschen und welgern, die Haffner knietschen, die Wirthe pantschen, die Zimmerleute pilsen, die Schneider machen oft Kleider, welche hutten, die Schreiber däckeln und schmieren, die Schuster machen Schuhe die schlackern, die Weiber dänscheln gern, gewisse Mägde strecken den Kaffee. Wer schlecht arbeitet fruzt und morkst, der Langsame nistelt und mockelt, der Unsichere trockelt, aber wer's kann bei dem fleckts. Wer freilich nichts gelernt hat, dem schlägt alles um und es ist kein Wunder, wenn er verdirbt. Komisch genug nennen wir einen, der überall seine Nase hineinsteckt: meisterg'schäftig und wenn wir etwas kaput machen, so zermeistern wir es.

Kurz und gut ist beim Nürnberger immer Hauptregel, er hält sich mit langen Explikationen nicht auf und was er beim Reden ersparen kann, das thut er. Die Frau, die ihm morgens die Milch zum Kaffee bringt, nennt er kurzweg: Bäuerin, seinen Sonntagsbraten: Brätlein, das Anzeigeblatt: Blättlein, seine Rothschmiede:

Nußige. Das lügt nit ſagt er von etwas, das ihm ſchwer oder wichtig vorkommt, halb leinen, halb ſchweinen nennt er jede unpaſſende Zuſammenſtellung von ſchön und häßlich, rein und ſchmutzig, gerade und krumm. Wer in allem bewandert und flink iſt, von dem ſagt er: der verſteht den Rummel, aber weiß vielleicht nicht, daß dieſe Redensart aus dem Piketſpiel entlehnt iſt, wo unter Rummel eine Reihe Karten aus einer Farbe verſtanden wird. Sehr treffende und theilweiſe ſarkaſtiſche Namen ſind: Augenpulver für ſchlechter Druck, Krähenfüß für unleſerliche Schrift, Pfaffenfutter für eine Art Zuckerwerk, Bubentrezerlein für die Haarringeln an den Schläfen der Frauen und Mädchen, Herrenwinker für die ſonſt Mode geweſenen breitkrämpigen Strohhüte der Damen. Mit Brettlacher und Raſſapaſſarihauben ſpöttelt man über auffallende Kopfbedeckungen und ein zuſammengeſuchter ſchlechter aber auffallender Frauenanzug wird erſchöpfend mit Fahnenſtaat charakteriſirt.

Wie wir ſchon früher geſehen haben iſt der Nürnberger ein ganz guter Narr, außerordentlich höflich und thätig, ſo daß man ihn um den Finger wickeln kann, aber doch iſt er in ſeinem Grüßen ziemlich kurz. Statt: Ich empfehle mich, ſagt er bloß: Fehl mich oder Recht ſehr! Statt Gehorſamer oder Ergebener Diener, nur: G'horſamſt, G'horſamer oder Ergebenſt; für geſegnete Mahlzeit ſagt er meiſtens nur: Mahlzeit, und beim Nieſen: G'ſundheit. Zu mir kommt häufig ein Mann, der ſagt einmal wie das andere: Gut'n Morgen zu wünſchen! Das kann freilich auch heißen, es

wäre in der Ordnung, guten Morgen zu wünſchen, aber ich thu es nicht.

Mit dem Machen der Zeitwörter aus Hauptwörtern weiß unſer Landsmann auch gut umzuſpringen. Er macht da nicht viel Kappenruckens und ſagt ſchlankweg: drangſaliren, finniren, fuchſiren und flankiren, ja Einer hat es einmal ſo weit gebracht bei Gelegenheit, daß er ſeinem Freunde nach der delikaten Suppe ein Stück geräucherten Lachs vorſetzte, alles Ernſtes zu ſagen: Sie ſollen bei mir nicht bloß ſupiren, ſondern auch lachſiren.

Sonſt hat man für Sacktuch Fazenetlein geſagt und für Serviette Fatſcheinlein, beides wohl aus dem italieniſchen fazzoletto herſtammend, aber man hört dieſe Ausdrücke jetzt faſt gar nicht mehr. So ſcheint auch der dem Franzöſiſchen entlehnte Ausdruck Freſen (fraise) für Halskrauſe ſich hier am längſten gehalten zu haben, wie das lateiniſche Pahzel (pacem) für Schauſtück, Dantes (tantas) für Rechenpfennig, und endlich Mattenz für Mantel, deſſen Herkunft mir unbekannt iſt. Der uralte und bisher noch nicht erklärte Ausdruck Sutt'n für Krankenſtube iſt im hieſigen heil. Geiſthoſpital noch heut zu Tage gang und gäbe und wird ſchon in dem lateiniſchen Stiftungsbrief von 1487 gebraucht, nämlich „sutta seu infirmorum stuba.“ Ob dieſer Begriff und der weitere vielleicht davon abgeleitete: eine Lache Blutes, ſeine Wurzel im alth. Suht, Sucht, Krankheit ſuchen muß, läßt ſich ſchwer beſtimmen, doch haben wir davon noch das Wort ſüchtig, was ſo viel ſagen will, als: anſteckend.

Ob wohl meine verehrlichen Hörer und Hörerinnen

wiſſen, woher es kommt, daß man für: recht nürnbergiſch reden, ſabeln ſagt? Die einzige mir bekannt gewordene Erklärung, welche aber ziemlich weit hergeholt ſcheint, iſt dieſe: daß der Spitzname Sandhaas, den die Nürnberger geführt, von Lateinſchülern in Sabulus überſetzt und daraus das Zeitwort ſabeln oder nürnbergern gebildet worden. Se non è vero è ben trovato ſagen die Italiener. Nach Schmeller heißt es Seibeln und käme von St. Sebald, der in dem Munde des Volkes Seibel heiße, doch ſcheint mir die Richtigkeit dieſer Verſion noch mehr im weiten Feld zu ſein, als die der erſteren. Ob die Flaſchner [1]) in Nürnberg wirklich alle reiche Leute ſind, weil man von Einem, der bei Kaſſa iſt, ſagt, der kann blechen, und was die Maulmacher für ein Handwerk getrieben haben, weiß ich nicht, ſo viel aber wiſſen wir alle, daß eine Nagelwurz [2]) keine Wurzel iſt, aus der Nägel wachſen, daß der Herzwurm kein Wurm iſt, ſondern das Sodbrennen, daß ein Regenſchauer Kittelwaſcher heißt, daß man bei Taufen noch immer Kerzendreier [3]) austheilt, daß Maultaſchen [4]) nicht immer weh thun, ſondern oft recht gut ſchmecken, und daß die Pappenhamer [5]) nicht in Pappenheim, ſondern in Nürnberg wohnen.

Zwei eigenthümliche Gewerbe werden noch in Nürnberg gefunden, es ſind die Käuflinnen [6]) auf dem Trempelmarkt und die Altreißen [7]) auf der Leipziger Meſſe. Was in den Bazars der Nürnberger

[1]) Klempner. [2]) Hautriſſe an den Fingernägeln. [3]) Geldgeſchenke. [4]) Art von Gebäck. [5]) Kloakenreiniger. [6]) Trödlerinnen. [7]) Schuhflicker.

Leipziger Messe alles zu finden ist, hat uns Marx in seinem also benannten Gedicht mit ergötzlicher Virtuosität beschrieben.

Der Nürnberger sagt zuweilen nach dem Beispiele Sirachs: es ist mir so eitel, er meint aber nur, daß ihm der Magen leer sei, ja es passirt ihm, daß er ein todter Mensch genannt wird, wenn er sich alle Worte abkaufen läßt und dasteht als wie der Gott verlaß mich nit und nix red't und nix deut't. Manchmal heißt es auch von ihm: Vor dem Essen häng ich's Maul, nach dem Essen bin ich faul, und er ist, wo man ihn auch hinstellt, für die Katz da. Was kann er aber dafür? Er möchte gerne Hansens großer Knecht sein, aber es thut's nit und kommt mit ihm immer darauf hinaus, wie der klassische Vers singt: Potakkenknietla und ein Kren, neunmal g'waschen und doch nit schön.

Wenn er auch in großer Gesellschaft und vor vornehmen Leuten den Tadderer [1]) kriegt vor lauter Respekt, diese fatale Eigenschaft theilt er mit allen Deutschen, und wir wollen ihn deshalb nicht schelten. Kommt er unter seines Gleichen, so läunt er schon auf, [2]) wenn's auch draußen noch glisglammt, [3]) da begehrt er auf und thut dick, wie der Schwammamann, wenn er auch sonst dünn ist, und damt auf, [4]) obschon er eigentlich nicht von Gebersdorf ist und sich eher ein Loch durchs Knie bohren läßt, als daß er etwas hergäbe; aber wenn er einmal lustig wird, so ist er ganz aus dem

[1]) Das Zittern. [2]) Aufthauen. [3]) Glatteisen. [4]) Geld ausgeben.

Häuslein und macht seine sieben Sprünge, als sollte die ganze Hoppahe [1]) drauf gehen.

Geht unser Nürnberger mit einem Mädchen, so hat er's gern, daß sie sich einhängt, besonders wenn sie nicht wüst ist; aber vom Regen kann er das Einhängen nicht leiden. Wenn ihm das Mädchen alles unhängt, so ist er gar nicht böse drüber, aber Andre darf sie nicht haben, sonst eifert er und dann hat sie es bald aus bei ihm.

In Nürnberg macht man eine Delikatesse aus den Spatzen [2]), was man nicht eher begreift, als bis man sie sieht; man ißt einen armen Mann [3]) und macht sich gar kein Gewissen; Ochsenaugen [4]) schluckt man hinunter, als wenn's Austern wären, und vom Unter-einander [5]) kann man sich gar nicht trennen, es sei denn daß noch ein gebratenes Buttla [6]) oder eine Geis-scheer [7]) im Hinterhalt wäre, oder gar ein gebachen's Ingereusch [8]). Schafmäuler [9]) ißt man in Oel und Essig und einen Auflauf [10]) hat sogar die Polizei gern, doch sind gebach'ne Küchlein [11]) keine jungen Hühner und in einer Zettelsuppen [12]) schwimmen keine Theaterzettel herum. Wenn man genug gegessen und getrunken hat, so kann man nicht mehr dohnen [13]) und dann steuert [14]) man sich auf das Sofa und duf't ein, das ist aber der beste Weg zum Zipperlein.

---

[1]) Vermögen, Hab und Gut. [2]) u. [3]) Mehlspeisen. [4]) Spiegeleier. [5]) Pfannkuchen. [6]) Huhn. [7]) Ziegenviertel. [8]) Fischeingeweide, voc. v. 1482 ingerewsch, intestina. [9]) Rapünzchen, valeriana locosta. [10]) Backwerk. [11]) Kaffeekuchen. [12]) Suppe mit Teichklümpchen. [13]) Athmen. [14]) Sich zum Schlafen zurecht legen.

Die Pfännlein [1]), die die kleinen Kinder machen, sind keine Pfannen, die Schäufelein [2]), die sie essen, sind keine Schaufeln, der Bärenſaft [3]) kommt nicht vom Bären, der Gerſtenſchleim [4]) wird nicht von Gerste bereitet, noch ist der Rümpfelkäs [5]) ein Käse; aber die Hutzelbrühe auf unseren Kirchweihen ist von verlohlen Hutzeln [6]) gesotten und wenn das Glück gut ist, so kommen auch Schnitz [7]) hinein.

Es wird noch kurioser! Bei einem Tiſchruckens [8]) wird ganz was anderes gethan, als Tische gerückt, wer eine Taſchen [9]) bekommt, steckt sicher nichts hinein, an den Zinken [10]) sticht man sich nicht, sondern riecht nur dran und ißt sie wohl auch, die Flecken [11]) bei den Kindern sind gefährlich, aber Riſſe [12]) dürfen sie schon kriegen, die schaden nichts. Wo immer bei uns Lichter brennen, da lassen sich bald auch Räuber [13]) sehen, aber ein Unthätlein [14]) ist keine Unthat und ein Schmätzerlein ist nur ein Kuß auf Probe, der in der Regel wieder zurückgeschickt wird.

Der Nürnberger ist ein Pfiffikus, denn er kann vom Bändlein zehren [15]), wenn er nichts verdient; anderwärts sind die Bänder nicht so nahrhaft! So hat er die Eigenschaft, daß er duftet, während die gewöhnlichen Menschen schwitzen, und zuweilen fabelt [16]) er, ohne Aesop und Lafontaine auch nur dem Namen nach zu kennen.

---

[1]) Sich zum Weinen anschicken. [2]) Zuckerwerk. [3]) Lakritzensaft. [4]) Zuckerstengel. [5]) Honigkuchen. [6]) Getrocknete Birnen. [7]) Getrocknete Aepfel. [8]) Schmaus nach der Hochzeit. [9]) Ohrfeige. [10]) Fettaugen der Fleischbrühe, Hyazinthen. [11]) Masern. [12]) Schläge. [13]) Niederbrennendes Dochtstück am Licht. [14]) Kleiner Makel. [15]) Ohne Verdienst sein. [16]) Irr reden.

Wenn er um einen Gegenstand handelt, so legt er was drauf, das dennoch Niemand sieht, aber einen kleinen Unterschied kauft er nicht theuer, oder er wendet nicht die Hand um deswegen. Manchmal wird ihm heimgeleuchtet bei hellem Sonnenschein und man hat schon viele tüchtig herunterlaufen lassen, die dabei ganz ruhig sitzen geblieben sind. Ich kenne Einen, dessen Füße die wunderliche Manier haben, abwechselnd einzuschlafen, ohne daß er es merkt, und seine Hände sind zuweilen ganz pelzig und haben doch keine Haare.

Wir schanzen, wenn wir angestrengt arbeiten, es schwant uns, wenn wir eine Ahnung haben, wir tollen, wenn wir schwerfällig gehen, wir lassen etwas unterwegs, wenn wir es nicht thun, wir verbutten, wenn wir verwöhnt werden, wir bäcken uns, wenn wir uns pflegen, wir verschnepfen uns, wenn wir uns versprechen. Wo außer Nürnberg gibt es eine wüllene Wollen [1]), oder eine Landmünz [2]), oder einen Garaus [3]), oder einen Reftrager [4])? Welche Stadt hat gesalzene Fischer [5]) aufzuweisen und Koppenschopperinnen? [6]) Nur in Nürnberg hört man von einem erlöst'en Brot [7]) und einer überlaufnen [8]) Stube, von einem verschnichten [9]) Menschen und übernächtigen Wissen Brot und von einem Mädchen, das das G'ries [10]) hat, weil es sauber ist. Bei uns verkrüppelt man nicht bloß die

[1]) Schafwolle. [2]) Zwei Kreuzer u. zwei Pfennige. [3]) Geläute bei Sonnen Auf- und Untergang. [4]) Eier- und Butterhändler vom Lande. [5]) Häring- und Stockfischverkäufer. [6]) Gänse- und Hühnerverkäuferinnen. [7]) Vom Schwarzbrot, wenn es naß und löcherigt ist. [8]) Erwärmt. [9]) Mager. [10]) Die begehrt ist.

Kleider, sondern auch die Menschen, man ist ein Wohldiener, wenn man schlecht dient, ja man zerfleischt sich, wenn man sich die Meinung sagt. Um Jemand anzuschwärzen, muß man ihn sogar hineinreiten und ein erwachsener Mensch ist noch häufig ein Kindskopf. Interessant ist es, wie der Dialekt es versteht, seine Wörter dem Laute nach zu bilden, der durch die Handlungen hervorgebracht wird, die er bezeichnen will. Es ist dieß überhaupt eine rühmliche Eigenschaft der deutschen Sprache. Ich rechne dahin die Zeitwörter: schwappeln, pflumpfen, guatschen, gratschen, hietschen, quenkseu, mugeln, quichzen, ramschen, huseln, pfludern, pfladeln, quächzen, scheppern, schettern, schnorkeln, zäkeln, grolzen, küttern, härteln, korreln, delfen, gatzen, gossern, knenken, pisen, die Hauptwörter: Ratschen, Wiedel, Rutschel, Zuller, Schnudern, Schlampen, Krabel, Sprinzelein, Schlappen, Schlarfen, Schleicher, und die Beiwörter wie morz entzwei, g'schwiddert voll, nudel dick, schnatterweiß, wipelbang, zaunrappeldürr.

Ich kann es mir endlich nicht erlassen, bei dieser Gelegenheit einige der absonderlichen Wirthshausschilder anzuführen, die zu allen Zeiten in Nürnberg bekannt waren und es theilweise noch sind. Da ging man in die Mausfallen, in's Löchlein, in den Schmalzkübel, in den gläsernen Himmel, in's Gerüst, in die Hundertsuppen; es gab eine Eisgruben, ein Ofenloch, eine Schrenzen, ein Würzelein, eine leere Stüzen, eine böhmische Hauben, eine gelbe Ruben, Schlehenstauden, Nußschaalen, kalte Herberg, bret-

ternes Meer, und noch heut zu Tage haben wir die Hölle, die Laus, die Baumwollen, das Essigbrätlein, das scharfe Eck, das Predigtstühlein, das Eckelein, den Bärleinhuter; und Jammerthal und Himmelsleiter haben sogar einen Kauf im Ausland erhalten.

Nur im Vorbeigehen führe ich noch einige Ausdrücke an, deren Erklärung wohl grössere Philologen als ich bin, schuldig bleiben möchten. Warum sagt der Nürnberger von etwas, das ihm nicht verdorben werden soll: thu mir's nicht verunrezen [1]), und von einer offenen Wunde: da schaut das rathrete Fleisch heraus, warum sagt man von einem Leidenden: er hat seinen Hüfel, und von einem Großmäßigen: er hat einen rechten Gemper? Wo kommt der Dörpel bei den Bäckern her, da dieses Wort mit „dörren" in gar keiner Beziehung zu stehen scheint. Wie geht es zu, daß wir für Kahn Schelch [2]) sagen, und auf welche Weise hat sich wohl die Redensart gebildet: einen bei der Karthausen nehmen? Warum nennen wir das Schaf Vez, und warum sagen wir von einem recht gesunden, kräftigen Menschen: er hat ein gutes Pärsch [3])? Warum pupizen wir, wenn wir nicht gut haushalten? Wie alt ist der Ausdruck: Pfempferei [4])? und warum nannte man den Knecht des Scharfrichters den Löwen [5])? Es wäre gewiß erfreulich, wenn Mehrere

[1]) Engl. orts, Brocken; Frisch supponirt ein angelsächs. oferetan, verbrocken, ohne Hunger essen. [2]) Ags. ciul, Schiff; ab. scaltich, Art schneller Schiffe. [3]) Poln. piers, die Brust. [4]) H. Sachs: pfenbert, Speise, Waaren; Frisch: Klein-pfenwert, Kleinverkauf. [5]) Vielleicht vom ah. louuan, mugire, clamare, da er Zeter über den Verurtheilten zu rufen hatte.

vom Fach über dieſe Fragen und ihre Löſung nachdenken wollten.

Sie alle kennen den Brezengarten auf der Straße nach Erlenſtegen, der ſeinen Namen daher haben ſoll, daß er in der theuern Zeit, wie die Mähr ſagt, um eine Brezen verkauft worden iſt, eine Erklärung, die höchſt ungenügend erſcheint. Ich will eine andere verſuchen. Vom celtiſchen Wort brace, das Plinius uns als den Namen einer Getreideart, wahrſcheinlich Gerſte, aufbewahrt, hat man im Mittelalter Wörter gemacht wie bracium, brasia, welche du Fresne in ſeinem Gloſſar mit Malz überſetzt, und bracina hieß ein Malz- oder Brauhaus ſchon in einer Urkunde von 780, womit das franzöſiſche brasser und brasserie genau verwandt ſind. Könnte nicht im ſogenannten Brezengarten die erſte Bierbrauerei geweſen, derſelbe in Urkunden und öffentlichen Verhandlungen bracin-Garten genannt worden ſein und dieſer Ausdruck, der in der Dialektverſtümmelung Brazer oder Brätzen klingen mochte, im Volksmund ſich erhalten haben?

Doch die Zeit drängt! Ich muß die Aufzählung dieſer einzelnen Momente ſchließen, um zur allgemeinen Betrachtung überzugehen und in der Kürze die Reſultate daraus ziehen, welche ſich klar und unläugbar dem forſchenden Auge erſchließen.

Welch geheimnißvoller Zuſammenhang zwiſchen den Formen unſeres Dialektes und den alten Grundſprachen! Wie ſchlägt dem Philologen das Herz, wenn er in's tägliche Leben das graue Alterthum hereinklingen hört, wenn vor ſeinem Geiſte bald die rieſigen Nordlandrecken, bald die kriegeriſchen Saſſen, bald Ulfilas, der gothiſche Biſchof,

bald die Niebelungen und Merowinger vorüberziehen mit ihren eigenthümlichen Lauten, oder wenn, gleichwie noch in den Straßen unſeres lieben Nürnbergs, ſo auch in der Rede, das Mittelalter durchblickt mit ſeinen Meiſterſängern und Schembartgeſellen, mit ſeiner romantiſchen Schnörkelhaftigkeit und grundbiederen Derbheit.

Wenn wir mit der Weihe des inneren Verſtändniſſes dieſe Verhältniſſe betrachten, ſo erſcheint uns Vieles bedeutſam, was wir bisher als unwichtig nicht der Beachtung werth gehalten haben. Vieles, was wir für die Verballhornifirung unſers gemeinen Idioms angeſehen, wird zu edlen Steinen aus den ſprachlichen Schachten einer gewaltigen Vorzeit, die unſer Volk noch treu bewahrt hat, wenn auch mit dem Staub von Jahrhunderten bedeckt. Vieles, was wir als lächerliche Laune des regelloſen Dialektes erklärt haben, wird zum ewigen Sprachgeſetz, fortgeerbt trotz aller Einwirkung fremder Sitte und Anſchauungsweiſe, fortgeerbt durch ein kleines Völkchen, die reichsſtädtiſchen Nürnberger, die dem Alten hold geblieben ſind bis auf die neueſten Zeiten, die ſich ſo hübſch abgeſchloſſen erhalten haben, daß ſie, um etwas ganz Unmögliches zu bezeichnen, das treffende Witzwort haben: Haſt keinen Türken g'ſehen?

Ehrfurchtsvoll betrachtet der Sprachkundige die alte Frau, welche nach großer Anſtrengung: o waia! ausruft, denn ihm fallen das aſiat. vea, das lat. vae, das griech. οὐαὶ ein, und wenn er hört, daß ſie in die Kerring ſtatt zur Kirche gehen will, ſo vermuthet er mit Recht eine Wurzel, die älter als das griech. Κύριακὴ iſt oder das althochdeutſche Kiriehun in der Evangelienharmonie

des Pseudo-Tatian. Der Bauer, der seiner Gutsherrschaft den Zahet bringt, fühlt sicher, daß das goth. Wort für „Zehnten" taihun gewesen ist, und wenn es ihm dabei warem wird, so erfreut er uns dadurch wieder mit dem alth. warum. Der Haffner redet von Tauha, während er den Thon meint. Der gute Mann weiß vielleicht nichts vom alth. tahen, aber es liegt ihm im Blut, er ist jeder Zoll ein Allemannne.

Die Kindsmagd verbietet den Kleinen auf die Blöcher zu gehen, die am Bauplatz liegen; sollte diese Nürnbergerin eine Ahnung haben von dem alth. Plural pilohhir? Wenn sie dem unartigen Buben eine Schellen applizirt, so erscheint uns darin die urälteste Bedeutung des altnord. Stammwortes skella, nämlich impingere anschlagen, welche erst später in den Begriff schallen übergegangen ist, und wir müssen diese Rune aus hohem Norden bewundern, ohne zu begreifen, wie sie sich bei uns so lange erhalten konnte. Und vollends die Kinder selbst; in ihnen spricht sich das allemannische Grundelement erst recht klar und ohne Zierwei aus. Ich hab an Wewe! rufen sie klagend und geben damit das ah. Wowa, Schmerz, in voller Reinheit wieder. Eine Hätschel nennen sie hól, wenn sie recht glatt ist, da haben wir deutlich genug das ah. hali und das mh. hæle. Ada sagen die lieben Kleinen beim Weggehen, und celtisch heißt ada: leb wohl. Gibt es einen besseren Beweis für unsere Abstammung von den Celten?

Welch tiefe Hindeutungen auf Sprachverwandtschaft mögen nicht in den Spottwörtern ätsch und uah, in dem

Austauf gick [1]) (indem man mit dem Finger sticht), in hött und wäst [2]), in den Lockwörtern: Minni [3]) für Katze, Hüri für Gänse, Ziebelein für Hühner, Dudo [4]) für Hund liegen, und endlich — warum nennen die Kinder ihre Wärterin Wawa, ein Ausdruck, der in den slavischen Sprachen „altes Weib" bedeutet? Sollten die alten Deutschen von lauter alten Weibern aufgezogen worden sein und wir deshalb so gerne Mährchen hören und die Hände in den Schooß legen, ob es auch ringsum wetterleuchtet und donnert? Oder sind die Hunnen im Spiel und sagt der Nürnberger in ähnlicher tiefer Bedeutung: mir wird's ganz hunzig! und will etwa der Ausdruck hunn'a-dumm sagen: dumm wie ein Hunne, da das Bild unmöglich vom Hunde genommen sein kann?

Mancher lacht, wenn er in Nürnberg der Mutter sagen hört und meint, die Mutter klinge seiner, beruft sich auch wohl auf das af. hodera, das ein Femininum ist, aber nur der Nürnberger weiß, daß schon Plinius das kat. hadyrum für ein scythisches Wort erklärt hat und es dort aller Wahrscheinlichkeit nach ein Masculinum gewesen ist. Wolle man daher auch über grammatikalische Formen nicht den Stab brechen wie: der Gottswillen da sein, nicht der Ehren sein, ledigerheit, einzweg, der Gnaden sein, und bedenken, daß man heute noch im Hochdeutschen ganz falsche Genitivexistenzen gebraucht, wie: abseits, allerseits, allerdings, und wenn der Nürnberger sagt: ich hab gemeint, er ist Ihnen Ihr Bruder, so ist

[1]) Schott. keek, durchdringen. [2]) Rechts und links, Zuruf an Pferde. [3]) Schott. min, klein, frz. mignon. [4]) Altfranz. toutou, kleines Hündchen.

dass eine Unterscheidung des männlichen vom weiblichen Geschlechte, die vielleicht begründeter ist als der oberflächliche Tadler ahnt [1]), ebenso wie wir in den Redensarten: der Frau ihr Kind, den Mägden ihr Lohn nicht falsch sprechen, sondern nur den alten Genitiv statt des später erst eingeführten Possessiv-Pronomen gebrauchen.

Unser Kurzumkeit für den Begriff „gleichsam" deutet auf eine Flexion des gothischen: qvithan, sagen, das in seinem Glossarium vorkommt; dass wir läublet statt lautlicht sprechen, ist kein Fehler, sondern nur das mh. louwe, und Laudern für Geländer klingt jedenfalls vollständiger, abgesehen von seiner grösseren sprachlichen Richtigkeit. Wenn wir nun auf die dialektische Aussprache der Wörter selbst übergehen, so wollen meine verehrlichen Zuhörer ja nicht glauben, dass diese wirklich so planlos und verstümmelnd ist, als man gewohnt ist, sie zu bezeichnen. Wenn ich nicht fürchten müsste, Sie sagten von meinem Vortrag: er ist wie der Lang Glaub, so könnte ich Ihnen die Gesetze dieser Aussprache klar nachweisen, ich könnte Ihnen an der Hand des jonischen und aeolischen Dialekts im Griechischen, der italienischen und französischen Nord-Dialekte, der romanischen Idiome wie der slavischen und vor Allem der germanischen Sprachenfamilie die bestimmten Formen angeben, welche auch unser Dialekt festhält, und Sie würden erkennen, dass der Nürnberger sagen muss: Nos'n statt Nase, Wauret statt Wahrheit, Schlig statt Schläge, mather statt mehr, hoi statt hier, Kiri statt Kehricht, Naut statt Noth, Auer statt Ohr, Menta

[1]) Schmeller, bair. Mundarten p. 200.

statt Montag, Holz statt Holz, Sulz statt Salz. Sie würden einsehen, wie viel schöner und richtiger es klingt zu sagen: laugna [1]) statt läugnen, Krauha [2]) statt Krähe, Sabel [3]) statt Säbel, trama [4]) statt träumen, Lama [5]) statt Lehm, Zaiha [6]) statt Zehe, wach [7]) statt weich, Strama [8]) statt Striemen, laus [9]) statt los, fider [10]) statt seit, Scheifen [11]) statt Schaale, schlupfern [12]) für schlürfen, lotter [13]) statt locker, Lefzen [14]) statt Lippe, Schnudern [15]) statt Schnauze, Kolich [16]) statt Kalk, Urthel statt Urtheil. Gewöhnen Sie sich für die Folge nicht: Brouder, Bouh, Rouh zu sagen, Sie gebrauchen ja nur den ah. Diphtong ao, wenn auch verkehrt, den wir in praodar, puoch, ruowa finden. Sprechen Sie kecklich: Döib, böig'n, Their, denn die alten Wörter hießen ja: thiub, piugan und deir, vermeiden Sie niemals: rama, reua, singa und springa zu sagen, denn die alten Zeitwörter endigten fast alle mit a und im Schwedischen thun sie es noch.

Ufn, Wulf, Dunner, Summer halten Sie ja nicht für gemein, denn so sprachen die Gothen und Angelsachsen, warum sollten wir Nürnberger uns dessen schämen? Bou ist richtiger als Bube, Laib und bais ist schöner als Löwe und böse, und Bruck'n, Muck'n, ruck'n klingt sonorer als das neuhochdeutsche: Brücke, Mücke, rücken.

---

[1]) Goth. laugnjan. [2]) Altd. chrauua. [3]) Slav. sabla. [4]) Celt. dram. [5]) Al. lam, engl. loam. [6]) Ah. zeha. [7]) As. vac, engl. weak. [8]) Ah. stram. [9]) Goth. laus. [10]) Isl. siidar. [11]) Engl. shell. [12]) Niedersächs. slubberen. [13]) Mh. loter. [14]) Ah. lefsa. [15]) Mh. snude, goth. snuiva. [16]) Gr. κάλιξ.

Ich wage nicht festzustellen, warum wir Mürschner sagen statt Mörser, warum wir in die Blöi gehen statt in die Blüthe, warum es heißt schmuchti statt schmächtig, Vöich statt Vieh, Lilling statt Lilie, Kail statt Kohl, ebenso wenig werde ich den eigenthümlichen Plural nachweisen in Händscha; oder die Umwandlung des Wortes abgeschmackt in obyschmog, oder des Leilachs in Lallich, oder warum man sagt mein Letta statt mein Lebtag; es liegt in allen diesen scheinbaren Abnormitäten jedenfalls ein tiefer Sinn. Lassen Sie uns dabei bleiben, eine Eidechse Igetz'n [1]), ein Wespennest Weps'nist, die Mispel Hespelein [2]), die Elster Hätzel [3]), die Johannisbeeren Kannesbier, die Erdbeeren Bröstlein, die Erbse Erwes, die Thürschwelle Tritschäufelein [4]) zu nennen. Sprechen Sie getrost von den Weberstunken [5]) auf den sieben Zeilen, vom Rugsamt, vom Zeidelgericht und von den alten Einspännigern [6]) und Losungern [7]). Gehen Sie in's Gottes Namen auf den Plerrer, oder in die Peunt, oder auf den Güdenbühl, sagen Sie endlich getrost: kalte Nauntscherla, auch wenn Sie nicht wissen wo es herkommt, wischen Sie Ihre Hände immerhin an der Handzwell [8]) ab, und wenn Sie den Hetschen [9]) haben, so besinnen Sie sich ja nicht auf einen andern Ausdruck dafür — es sind dies Runen der Vorzeit, an denen wir nicht mäkeln sollen noch deuten. Und

---

[1]) Mb. ege-dehse. [2]) Bair. Espel, ital. nespola. [3]) Rom. hazla. [4]) Ab. driscuovili, altnord. dreskuldr, engl. threshold. [5]) Ab. tunc, engl. dungeon. [6]) Ehemalige Nürnberger Stadtgarde. [7]) Die Steuer einnehmenden Rathsherren. [8]) Ab. hantuehl. [9]) Sachsenspiegel jeschen, singultire.

wollte man Ihnen die häßlichen Nasenlaute vorwerfen in den Wörtern: onfanga, einstöin, Loun, Stan, klan, so berufen Sie sich getrost auf die Franzosen, Spanier und Portugiesen, die es nicht besser machen, ja die letzteren noch schlechter.

Und somit glaube ich des Nürnberger Dialektes Ehre gerettet und ihn ziemlich von allen Seiten beleuchtet. Es ist in meinen beiden Vorträgen Materials genug zu einem Idiotikon niedergelegt, dessen Ausarbeitung gelehrteren Händen vorbehalten bleiben mag. Nach dem Vorgang von Autoritäten wie Schmeller, Schmidt, Stalder, Höfer und so mancher anderen verdienstvollen Männer dürfte dieses Beginnen kein unzeitgemäßes und unbelohnendes sein. Falls Sie aber selbst weniger Werth auf diesen Gegenstand legen als ich, so soll es mich doch herzlich freuen, wenn Sie aus dem Scherz in meinem Vortrag den Ernst herausgefunden haben und zugeben, daß ich nicht ganz und gar Wasser in die Pegnitz getragen.

Möge die Liebe zu unserer schönen deutschen Sprache dadurch nur um so fester in Ihnen wurzeln, möge der Deutsche ewig deutsch sein und bleiben! —

Eine Ferienreise.

Von

J. L. Hoffmann.

Die Reiseschriften beschäftigen sich einleitungsweise auf vielen Blättern meist mit den Vorbereitungen zur Reise; sie ängstigen uns mit Vorsichtsmaßregeln, schreiben von Vorstudien und Reisegepäck, und erst auf der zwanzigsten Seite kommt es zum Blasen des Postillons oder zum Pfeifen der Locomotive. Mit solchen Dingen kann ich meine Leser verschonen. Ich und meine Frau, leichte Zugvögel, lernen keine Regeln, machen keine Studien, führen keine Koffer. Wir vertrauen dem guten Glück und tragen wie jener alte Weise alles das Unsrige mit uns, in einem Reisestock. Wohin ich will, sagt mir zwar nicht der Flug der Feder, die ich in die Luft blase, wie Eulenspiegel, aber um so nachdrücklicher die Zahl meiner Gulvenstücke. So zählte ich denn auch dießmal wenige Tage vor unserer Preisevertheilung die Häupter meiner Lieben, und da mir leider manch theures Haupt fehlte, auf das ich gerechnet

hatte, so wollten wir uns in ziemlich engem Kreise drehen. Siehe da kommt einen Tag vor der Abreise ein namhafter unvermutheter Zuschuß. Ich habe noch 100 fl. gefundenes Geld; das wird gleichfalls verjubelt! rufe ich fröhlich zur Thür herein meiner Frau zu. Jetzt geht's nach Italien: nach Mailand, nach Venedig, nach Triest. Ohne etwas über diese Städte gelesen zu haben, noch weiter lesen zu können? ohne italienisch zu sprechen? Hätte ich daran gedacht, so hätte ich dießmal wenigstens den Bädeker gekauft, an dessen krebsrother Decke jeder solide Reisende zu erkennen ist, und ohne den ein wißbegieriger Berliner nicht nach Teltow oder Treptow zu pilgern wagt. Statt dessen beschwerte ich mich mit einem zweibändigen italienischen Wörterbuch, das ich fast niemals nachgeschlagen habe.

So schritten wir denn wohlgemuth am Morgen des 27ten Augusts 1851 zum Laufertthore hinaus der Eisenbahn zu; in einem Reisetäschchen trug ich an der Seite einen Theil der kleinen Effecten, Luise in einem großen Beutel den andern, in der Linken hielt ich den Reisesack, in der Rechten Luise meinen Stock und ihr Sonnenschirmchen, wohleingepackt in grauem Futterale; denn über uns beide wölbte sich der Regenschirm, der den reichlich strömenden Segen des Himmels von uns Unwürdigen abhielt. Schöner Regen, schöner Wind, schöne Gegend, alles wetteiferte, uns den Abschied von dem lieben Nürnberg zu erleichtern. Wer kennt nicht die reizende Landschaft zu beiden Seiten der Eisenbahn zwischen hier und Gunzenhausen, diese herrlichen Föhrenwälder, diesen Schmelz der abgeernteten Aecker, zumal wenn des Himmels Thau ihre Furchen füllt? Wer preist nicht diese bayerischen Wagen dritter Klasse mit ihrer

italieniſchen Luftigkeit, zumal beim Regen, wo der vom Winde hereingetriebene Strom den ditto Kohlenſtaub wohlthätig gleich wieder vom Geſichte ſpült? Ja die Natur iſt im Allgemeinen ſehr ſchön! rief ich entzückt, und hüllte mich, die Rührung zu verbergen, in meinen Paletot.

Aber ſiehe da, in Gunzenhauſen ſchon die erſte Erſcheinung unſres Reiſeglücks, das uns dießmal auf dem ganzen Wege begleiten ſollte. Ein lieber Bekannter aus Regensburg ſteigt neben uns in den Wagen, und dictirt mir nun alle die Hauptmerkwürdigkeiten, die ich in Italien zu ſehen haben würde, ſammt billigen Gaſthäuſern in die Brieftaſche. Und neben ihm umgaben uns fröhliche junge Leute, alte Schüler von mir, die mit wohlthuender Anhänglichkeit meiner gedachten. So kam, ehe wir's merkten, in heiterem Geſpräche Augsburg heran. Der Himmel hatte inzwiſchen auch ſeine Thränen getrocknet; nur pfiff ein allzu friſcher Wind herein in's Coupé, als wir Kaufbeuren entgegenfuhren. Hätte ich indeß nicht gedacht, es könnte ſich Luiſe verkälten, meinen Reiſegefährtinnen zum Trotze hätte ich bei all meiner Galanterie gegen Damen den Vorhang gerade offen behalten. Wer viel gereiſt iſt, wird meine Bemerkung wahr finden, wenn ich ſage: es gibt eine doppelte Art unausſtehlicher vornehmthuender Reiſender: die einen kommen weit her und geben uns Süddeutſchen ihres Geiſtes Ueberlegenheit in ſchnarrendem, wegwerfendem Ton zu verſtehen, die andern ſind die Honoratioren aus den kleinen Orten in der jedesmaligen Nähe. Solch eine Honoratiorenmutter mit ihren fünf Honoratiorentöchtern war nun mit uns in dasſelbe Coupé geſtiegen. Die Mutter ſtrickte während des Fahrens, der Töchter eine flüſterte

ihr halblaut zu: Ach daß man doch in dem Coupé nicht allein ſein kann! Als ich nachher auf der Donau einen Zug gewiſſer Vögel einen nach dem andern über mir herfliegen ſah, gedachte ich lebhaft an unſre Gefährtinnen von damals. Der Hirſch in Kaufbeuren ſei Jedermänniglich als gute Wirthſchaft empfohlen, mindere Empfehlung verdiente damals wenigſtens der Stellwagen, der uns an dieſem erſten Tage noch nach Füßen brachte. Wiewohl was kann der kleine Wagen dafür ſammt ſeinem Kutſcher, daß unter der Zahl der Paſſagiere, für die er beſtimmt iſt, dießmal ſo mancher ſaß, der ſich als Vorrath für ſeine alten Tage eine gar zu große Fülle von Perſönlichkeit zugelegt hatte? Ich gehöre doch auch nicht gerade zu den Schlanken; aber mir gegenüber ſaß ein Bürger von Füßen, vor dem ich in meines Nichts durchbohrendem Gefühle völlig verſchwunden bin. Es war ein gemüthlicher, geſprächiger Mann; der Himmel ſegne ſein ferneres Wohlergehen! Dagegen zogen drei Herren, welche das Cabriolet in Beſchlag genommen hatten, beim Ausſteigen in anderer Art unſere Aufmerkſamkeit auf ſich. Sie waren von großer Geſtalt; zwei hager und langbeinig, ziemlich jugendlichen Anſehens, mit ariſtokratiſch milchiger Geſichtsfarbe, glichen reiſenden Engländern, der dritte robuſter, mit mächtigem Barte, ein Dreißiger, war ſichtlich ein ehrlicher Deutſcher. Ein rother Spitz war ihr Begleiter und der einzige Menſch, mit welchem ſie Umgang hatten. Sie hielten ſich abgeſondert von jeder andern Berührung auch die nächſten Tage, in denen wir mit ihnen zu reiſen das Vergnügen hatten. Eine dicke, witzige Zitronenhändlerin von Botzen, welche deren ſonderbares Benehmen nicht minder auffällig fand,

gab ihnen den Beinamen der „heiligen drei Könige", den sie auch bei der ganzen Reisegesellschaft behielten. Am Abende des ersten Tages inzwischen ärgerten sie uns am meisten. Da wir erst im vierten Gasthause ein Nachtlager fanden, so waren sie den Uebrigen beim Suchen eines Unterkommens immer weit vorangelaufen, dann stolzirten sie im Zimmer herum, lümmelten sich nachlässig auf das Canapee, separirten sich am Tische, wischten an Messern, Gabeln und Tellern, redeten nur unter sich und mit dem Hunde und beobachteten ein so exclusives Verhalten, daß ein liebenswürdiger Münchener Künstler nach ihrer stummen Entfernung seinem Unwillen in lauten Ausrufen Luft machte. Dritthalb Tage genossen wir das Glück dieser anziehenden Begleitung. Da glaubten wir sie endlich los zu sein auf ewig. Aber siehe da, eines Tages in Venedig — wir hatten sie lange vergessen — als wir über den Marcusplatz gingen, da saßen sie wieder, die heiligen drei Könige, Caspar, Melchior und Balthasar, und vor ihnen stand ihr Stern, der fuchsrothe Spitzhund.

Jedem Fremde großartiger Naturgenüsse möchte ich rathen, seine Reise nach Füßen so einzurichten, daß er dort in finsterer Nacht eintrifft. Denn wenn er dann am nächsten Morgen über die Brücke geht, so überrascht ihn in unmittelbarster Gegenwart die Alpenwelt. Es gibt keinen anregendern Gegensatz als diese frischen großen Berge nach der Nürnberger Ebene, diesen hüpfenden grünen Lech nach der ziehenden gelben Pegnitz, diesen würzigen Waldesduft nach dem leimartigen Ekelgeruch der Adam'schen Fabrik, und endlich diese friedliche Stille nach dem Jagen der Eisenbahn und dem Rollen und Schütteln des Stell-

wagens. Hatten wir am ersten Tage über 2 geographische Breitengrade durcheilt, so wollten wir heute nur 4 Stunden bis Reutte über Hohenschwangau spazieren. Der Weg konnte uns nichts Neues bieten; denn die Gegend war uns eine liebe Bekannte, und die Schönheiten der idyllischen Königsburg hatten wir schon vor zwei Jahren bewundert. Aber bei alledem jauchzte die Seele auf am sommerlich-sonnigen Morgen, sie dehnte sich aus, so plötzlich entladen aller ihrer schulmeisterlichen Sorgen, im Genusse der frischen Gegenwart und im Bewußtsein, daß jenseits dieser colossalen, doch selbst so fesselnden Steinmassen noch erst das ersehnte Reiseziel winken werde. Ich bin schon oft im Gebirge gewesen; jedesmal hat mich seine mächtige Natur erquickt, erfrischt und aufgerichtet, aber erst mit der Gewißheit, daß auch sie überwindlich seien, verlieren die Vergriesen den beengenden Eindruck auf den Menschengeist. In kindischer Fröhlichkeit stolzirten wir denn, frei von allem Gepäck, hinan den neuen Weg nach Hohenschwangau, der sich freundlich längs der Höhe emporschlängelt. Wenn ich recht vergnügt bin, rauche ich immer, wie Gutzkows Helden, eine Cigarre; den Zusammenhang dieser Thatsache mögen die Psychologen erklären; genug, ich saß auch dießmal eine gute Weile auf einer Bank und blies den blauen Rauch in die blaue Luft, ohne mich stören zu lassen von meiner reiselustigen Gattin, aber auch ohne die Ungenügsame überzeugen zu können, daß dieses Thal schon und gegenüber die Höhe des Calvarienbergs und zur Rechten der kleine See wunderschön seien. Die Höhe war ihr eben nicht hoch genug und das Thal nicht tief genug, und der See, behauptete sie, an dem wir nun hinwandelten, wäre

nicht größer als der Duzenteich. Noch heute liegen wir darüber in gefährlichem Zwiste, und es wäre um unseres Lebensglückes willen verdienstlich, wenn Jemand hinreisen wollte, um den Schiedsrichter zu machen. — Vorüber am dunkelblauen Alpsee, welcher schalkhaft zwischen dem herrlichen Buchenwalde heraufluzt, vorüber am österreichischen Zollhause eilten wir von Hohenschwangau den Fußweg hinab in's breite Lechthal, in welches hier der Säuling, dort der Tunoller als Herrscher neben den andern Bergen mächtig hereinragen, und erquickten uns im Posthause zu Reutte an dem berühmten Weine, den jeder Reisende lobt, weil es so hergebracht ist.

Inzwischen fing mit Eintritt des Abends ein lieblicher Regen an vom Himmel zu träufeln und plätscherte recht schön vor dem Fenster die ganze Nacht, so daß wir den drei Königen ihr Cabriolet, das sie auch dießmal wie früher hastig belegt hatten, auf morgen nicht mißgönnten. Wer kennt nicht die bequeme und wohlfeile Gelegenheit der Stellwagen aus Erfahrung, so trefflich geeignet, namentlich in Gebirgsgegenden, für Personen, die zum Vergnügen reisen? Man ist wohlgedeckt vor Sonne und Regen und sieht von der Welt nichts als gegenüber ein Stückchen Berg oder ein Fleckchen grüner Erde. Wir hatten uns deßhalb ans Ende des Wagens gesetzt und sahen so die Natur durch's Schubfensterchen. Die Ehrenberger Clause hindurch steigt der Weg bis Heiterwang, wo wir einst schon nach Beschauung des Stuibenfalles und lieblichen Plansees an sonnenhellem Nachmittage einen gleichen Rumpelkarren erwartet hatten. Glücklicher Weise trugen wir schon ein anderes Bild von dem großartigen Alpthal bei

wagens. Hatten wir am ersten Tage über [illegible] ade
Breitengrade durcheilt, so wollten wir [illegible] apor-
den bis Reutte über Hohenschwa[illegible] rahlen
Weg konnte uns nichts Neues bie[illegible] est gelb,
war uns eine liebe Bekannte, [illegible] te Regen,
idyllischen Königsburg hatte[illegible] n scheußlich
bewundert. Aber bei all[illegible] en Gespräche
sommerlich sonnigen M[illegible] tzen, die zum
lich entladen aller ih[illegible] ten. Im Grunde
nusse der frischen [illegible] so hatte auch ein robuster
jenseits dieser [illegible] Mann in den Fünfzigen, der nur
massen noch [illegible] Reise machte, seine Büchse bei sich, eine
bin schon [illegible] mitzuversuchen, die dort vor jeder andern den
mächtig[illegible] ehrt.
erst [illegible]
ve[illegible]

Der Weg zwischen Lermoos und Landeck, wo wir die nächste Nacht zubringen sollten, war uns neu; um so erwünschter also, daß es der Sonne gelang, den Wolkenschleier zu zerreißen. Steilanstrebende, mit schönem Walde bewachsene Berge erheben sich hart an der einen Seite der Straße, welche sich in großen Schlangenwindungen nacheinander um zwei kleine Seen dreht, die, vom Waldgebirge umfaßt, smaragdgrün aus der Tiefe heraufleuchten. Endlich ist die Höhe des Ferner Berges erreicht, der die Gränze bildet zwischen den Bewohnern des Lech- und des Innthals. In wildromantischer Umgebung sinkt von da der Weg eine Stunde lang hinab zum Flecken Nassereit, wo sich die Straßen von Innsbruck und Landeck scheiden. Besonders fesselten mein Auge beim Herabsteigen vom steilen Passe — denn wo es nur möglich, ging ich zu Fuße — die malerischen Ruinen von Sigmundsburg, welche

unten auf schroffem Felsen, umgeben von einem blau-
, seinen Bewohnern dereinst einen wenig geselligen
geboten haben muß. Seltsame, uns unbegreif-
, diese Ritter, die wie Adler auf einsamen
und die armen zarten Fräuleins, wie
chnee und Eis in einsamer Kammer sich
ielangweilt haben mögen! Burgen,
ns ein fruchtbares Flachland be-
nen breiten Strom umkrönen, haben für
ol den Charakter kräftigen Lebensmuthes; aber
e Nester mitten in unwirthlichen Gebirgen, gegen welche
der Hügel der Ritterburg doch nur einem Steinhäuflein
gleicht, machen auf mich immer den Eindruck des Menschen-
feindlichen und Schauerlichen. Das Mittagessen in Nassereit
gab indeß den Gedanken bald eine andere Richtung; die
zierlichen und freundlichen Kellnerinnen ließen über der
lieben Gegenwart mich leicht die alten Edelfräulein ver-
gessen. Die Tyroler Mädchen verbinden mit feingliedrigem
schlankem Wuchse meist einen naiven, wohlgefälligen An-
stand, und so sind denn auch die Kellnerinnen weit ent-
fernt von jener schnippischen Grobheit der altbayerischen.
Halten Sie diese Beobachtung nicht für überflüssig: eine
artige Kellnerin leiht der schlechtesten Wassersuppe seltenen
Wohlgeschmack und benimmt dem herbsten Wein seine
Säure. Nur im Lande der Kellnerinnen fühlt sich der
Mensch auch im Gasthause heimisch. Von Nassereit nach
Imst, einem freundlichen, neu aufgebauten Marktflecken
mit stattlichen Häusern, dem Hauptorte des Oberinnthals,
senkt sich sanft und allmählich ein breiter Thalgrund herab.
Diese Senkung setzt sich fort auch durch den ganzen Flecken

hin, in welchem ich mich übrigens nicht weiter aufhielt. Um einen Vorsprung vor dem Stellwagen zu gewinnen, eilte ich gleich weiter, und dachte dabei an den Spindlerischen Vogelhändler. Inzwischen hat jener Handel mit Canarienvögeln längst aufgehört. Ein Viertelstündchen vorwärts, und man steigt hinab ins wildromantische enge Oberinnthal, in welchem Tyrols Hauptstrom hastig zwischen schroffen Bergen uns entgegenrauscht. Da fesseln auch eine Zeit lang mitten im Thale auf einsamem Kegel die Ruinen solch eines alten Ritterneshos, das Lock genug getrotzt haben mag. Kronburg ist sein Name. Im Uebrigen ist das Thal schaurig und einförmig, bis es plötzlich in der Nähe von Landeck sich zum geräumigern, obst- und maistragenden Grunde erweitert.

Das freundliche, städtische Dorf Landeck, bei welchem drei Hauptstraßen zusammenstoßen, ein Flecken voll Leben und kaufmännischer Rührigkeit, ist der Stellwagenknoten des westlichen Tyrols. Als wir daher Abends die Wirthschaft baten uns Morgens zu wecken, damit wir den Stellwagen nicht verschliefen, hörten wir die komisch klingende naive Versicherung: „Bei uns werden täglich um 4 Uhr alle Fremde geweckt, damit keiner vergessen wird, der etwa mit einem Stellwagen weiter will.“ Wenn also in Landeck auch Jemand zu bleiben beschlossen hat, sich die schöne Umgebung und die Burg zu besehen, und in ruhigem, süßem Morgentraum liegt, hilft nichts, er wird unerbittlich geweckt mit den Andern, und mag dann zusehen, wie er wieder einschläft.

Ein glücklicher Zufall hatte am nächsten Morgen eine recht bunte, muntere Gesellschaft im Stellwagen zusammen-

geführt. Da war ein Steuerbeamter aus Insk mit seinem Knaben, ein heiterer, ungewöhnlich gemüthlicher Berliner Student, vier junge Zöglinge der Musen von etwa 12 Jahren, die aus der Vacanz nach Meran zur Schule zurückkehrten, heillose Rangen voll Muthwillen und Unart, Stellwagenkönigin war aber unbestritten jene alte dicke Zitronenhändlerin aus Botzen, deren ich schon vorhin in Liebe gedachte. Es war eine überaus heitere, gesprächige Frau voll Weltkenntniß und Lebenserfahrung; sie hatte oft genug halb Deutschland gesehen und kam eben wieder von einer großen Reise zurück. In unserm Nürnberg war sie wohlbekannt und hatte alle unsere Kaufleute im Kopfe, die mit Südfrüchten handeln. Frauen in vorgerückterem Alter bekommen, zumal wenn sie auf sich gestellt sind, etwas Couragirtes, Männerähnliches; verbinden sie nun damit Gutmüthigkeit und gesunden Humor, so scherzt sichs mit ihnen angenehmer als mit jungen. So war denn auch die Gesprächigkeit unserer Zitronenhändlerin unverwüstlich; und wenn nun der Berliner dazwischen schwirrte, und die ungezogenen Knaben den rauhen Dialect der Frau persifflirten, und wenn sie dann ungehalten die Jungen schalt und fragte, ob sie auch so uncultivirte Eltern hätten, wie sie seien, und die liebe lateinische Jugend darüber in ein lautes Gelächter ausbrach: so gab das ein so wüstes Durcheinander, daß es für Dickens' Feder ein vollkommener Fund gewesen wäre. Es waren aber auch gottlose Schlingel, diese Meraner Schulknaben; Mittags trank jeder seine Halbe Wein, Nachmittags rauchten sie alle Cigarren und geberdeten sich dabei wie die Alten, ohne meiner Drohung zu achten, daß ich dieses Vergehen ihrem Professor schreiben

würde. An diesem Morgen erschien der Stellwagen mit seiner muntern Unterhaltung uns als ein sehr erfreulicher Aufenthaltsort. Denn draußen herrschte eine unheimliche Kälte wie im Spätherbst und häßlicher Regen schlug an die Fenster. Ohnehin ist die enge Thalschlucht, durch welche von Landeck bis Finstermünz die Strasse zieht, rauh und unwirthlich genug; viermal setzt der Weg über den rauschenden Strom, weil ihm die vorgeschobenen Berge bald da bald dort den Raum wehren. Ich erinnere nur im Vorübergehen an die berühmte Pontlatzer Brücke, die schon mehrmals in der Geschichte, z. B. erst im Jahre 1809, Schauplatz blutiger Thaten war.

Der Himmel heiterte sich Mittags auf, und wohlgemuth stieg die männliche Gesellschaft den berühmten Finstermünzpaß hinan, dessen Romantik leider bald aus den Reisehandbüchern zur Freude aller Kutscher und Fuhrleute schwinden wird, da man die Straße jetzt mit großen Kosten gleich hinter Pfunds in den Felsen arbeitet und so allmählich die Höhe hinanleitet. Dießmal wurde die natürliche Schauerlichkeit des Wegs noch erhöht durch die anscheinende Gefährlichkeit. Denn in bedeutender Höhe hämmerten links oben die Arbeiter und fortwährendes Steingerölle kollerte herab über die Straße. Ein Ausweichen war unmöglich; denn zur Rechten stürzt ja bekanntlich die Felswand bis zum Inn hinab in die Tiefe. Nun waren an besonders bedenklichen Plätzen junge Bursche aufgestellt; die fingen zu pfeifen an, wenn Jemand herankam, damit die Arbeiter anhielten mit dem Herabwerfen, und die Reisenden ihrerseits machten immer einen Wettlauf über

die Steinhaufen, bis sie außer dem Bereiche der Arbeiter waren.

Des schönen Tages froh, erregt durch den Hochgenuß, welchen das Ersteigen des merkwürdigen Gebirgspasses gewährt hatte, und wanderlustig in der frischen Bergluft, beredete ich meinen jungen Berliner, mit mir zu Fuße weiter zu gehen, bis uns der Stellwagen einhole. Das gab eine ganz artige Fußpartie; denn der durstige Kutscher hielt schon wieder in dem Bergflecken Rauders an, und so marschirten wir bis an den Anfang der drei bekannten Seen auf der Höhe der Wasserscheide zwischen dem schwarzen und adriatischen Meere. Da die Straße bis zur Wasserscheide bei Reschen zu 4725 Fuß über der Meeresfläche emporsteigt, so war es nicht zu verwundern, daß einzelne Schneeflocken mein leichtes Sommerröckchen bestreuten und unsere Hände die Farbe eines gesottenen Krebses erhielten. Unser Kutscher, wohlbedacht auf die Wärme seiner Passagiere in dieser empfindlich kalten Region, hatte mittlerweile noch ein paar andere Personen eingenommen, worüber unsere vier hoffnungsvollen Meraner Jünglinge in helle Thränen der Wuth ausbrachen. Wir haben für große Leute bezahlt, rief der Muthigste entrüstet dem Kutscher zu, wir wollen auch so viel Platz haben, als große Leute brauchen! und ließ sich nur durch lange Bitten bewegen, in den Stellwagen zurückzukehren, den er in gerechtem Grimme verlassen hatte.

Aus dem letzten der drei Seen hüpft mit wasserfallähnlichen Sätzen die Etsch als ein stattlicher grüner Gebirgsbach die rasch abfallende Malser Haide hinab, um durch das breite rebenumgürtete, burgenumthürmte, von schneeigen

Vergrieſen betrachtete Vintſchgau an den reizenden Muren von Meran, Botzen, Trient und Roveredo vorüber ihren ſtolzen Lauf nach Italien zu ſuchen.

Ich weiß nicht, ob das eigenthümliche Gefühl, das mich auf einer Waſſerſcheide zu befallen pflegt, auch von Andern getheilt wird. Da erfaßt mich immer theilnehmende Wehmuth, wie wenn zwei Freunde ſich trennen auf Nimmerwiederſehen. Eine Waſſerſcheide iſt im Raum, was in der Zeit eine entſcheidende Lebensepoche. So waren wir denn jetzt wieder an der Etſch, die mich einſt mit Neid und Sehnſucht erfüllt hatte, als ich in Botzen zum erſtenmale ihre glücklichen Fluthen erblickte, und vor uns ſollte ſich morgen ſchon das vielbeſungene Land aufthun, das ihre klaren Wellen beſpülen. Es war indeß eine ganz andere Stimmung, die uns auf der Malſer Haide beherrſchte, als früher einmal, wo wir von Meran herkommend im Morgengrauen über dieſelbe hinanfuhren. Damals fegte ein rauher Wind über die bereits braungelben Wieſen hin, alſo daß wir uns den wahnſinnigen Lear als ihren Bewohner vorſtellten; heute lachte ſie in der Abendbeleuchtung mit ſaftigem Grün, und vergebens ſuchten wir nach dem Schlüſſel für unſre Phantaſien von ehedem. Ein ſprechender Beweis von der Veränderlichkeit menſchlicher Stimmung und dem Zufall, der auch in Auffaſſung der Natur ſein neckiſches Spiel treibt. Aber beidemale ſtand imponirend uns gegenüber mit ſeinen Gletſchermaſſen der ſtolze Ortles, dem zu Gefallen ich an jenem Morgen den größten Theil der Haide den Krebsgang gegangen war, weil ſeine blauen Flächen von der Frühſonne beſchienen gar ſo zauberiſch funkelten.

Heute setzte der Gewaltige indeß noch in anderer Weise mich in Respect. Die Straße über das Wormser Joch, die wir morgen befahren wollten, führe, so hieß es, erstens hart am Ortles vorbei und die Lawinen und Erdstürze davon machten sie äußerst gefährlich. Bange machen gilt nicht, dachte ich auf gut berlinerisch; aber der hauptsächliche, größere Respect betraf meinen Geldbeutel. Flößt mir das Wort Eilwagen schon eine gewisse heilige Scheu ein, so erfaßt mich vor dem Namen Extrapost vollends ein entsetzliches Grauen. Dahinüber über das hohe Wormser Joch, hörte ich bereits, gäbe es keine andere Gelegenheit als Extrapost, und gleichwohl komme man nach Bormio auf der italienischen Seite des Bergs erst am Abend. Und nun weiter wußte ich, daß man in Bormio nur italienisch rede, und daß man dann handeln müsse mit Wirthen und Kutschern. Wie sollte ich das mit meinem Bettelvorrath einiger Worte? Ich sah schon im Geiste meine blanken Zwanziger hinstechen, sah die gierigen Italiener schon zu ihrem meuchlerischen Morde verschworen. Meine Schwermuth wurde indeß bereits im Malser Gasthause erleichtert. Denn die Extrapost reducirte sich auf einen Einspänner mit Postpferd, und über die mangelnde Sprachfertigkeit tröstete uns ein lustiger Pole, der eben von Italien herübergekommen war. Mit fünf Worten, versicherte er, reisen Sie durch ganz Italien: wenn Sie etwas wollen, so deuten Sie nur mit dem Finger auf die Sache und sagen: questo; dann fragen Sie: quanta costa? und hat der Verkäufer den Preis angegeben, so entgegnen Sie kopfschüttelnd: troppo caro! und legen die Hälfte hin. Aber

über Kälte und Schnee auf dem Wormser Joch machte er haarsträubende Schilderungen.

Ein heiterer Morgen begrüßte uns, als wir unser enges Wägelein bestiegen, voll vornehmen Selbstgefühls, daß wir nun auch einmal die Gebieter des Kutschers sein sollten, und daß dieser ein Posthorn an der Seite trüge. Ich bin überzeugt, daß ich die Anfrage der Wirthin, ob der Postillon nicht vor der Abfahrt noch eine Suppe essen dürfe, mit einem eigenthümlich gnädigen „Ja wohl!“ beantwortet habe. Indeß Hochmuth kommt vor den Fall, und weil ich mich mit einer gewissen Nonchalance niederließ, mir ein wichtigeres Ansehen zu geben, so zerknallte in der Rocktasche meine nagelneue Thonpfeife, die ich mir erst in Reutte gekauft hatte. Rohr und Beschläge brachte ich mit zurück in die Heimath, und bin erbötig Jedermann diese zwei Hauptstücke meiner italienischen Sammlung vorzuzeigen. Mit meinem Tabakpäcklein aber, das ich von Nürnberg mitgenommen, habe ich auf der Rückreise einen böhmischen Soldaten für die Sache des Volks gewonnen. Denn in Italien enthielt ich mich, um dem Ministerium Schwarzenberg seine Stellung erschweren zu helfen und den österreichischen Staat meinerseits in seiner Finanznoth zu lassen, geflissentlich, — und dann auch weil ich keine Pfeife hatte, des Rauchens.

Lustig rumpelte die elende Postcalesche die trockene gute Chaussee dahin, die an der linken Seite des breiten moosigen Etschthales hinabführt zu den grünen Weinlauben von Meran und Botzen. Die Regengüsse des Augusts, welche namentlich auch in Tyrol auf unserem ganzen bisherigen Wege grauenhafte Spuren der Verwüstung zurück-

gelassen hatten, waren damals vom glücklichen Süden noch geblieben. Die neue Welt, in die wir hineinführen, lachte an ihren mittägigen rebentragenden Gestaden, ein sorgloses Kind, unbekannt mit den Stürmen, die es noch im Spätherbste treffen sollten. Hinter Schlanders folgt der Scheideweg. „Straße nach Mailand" verkündet der Wegweiser zur Rechten, den ich einst betrübten Herzens betrachtet hatte, und über die Spondinibrücke quer durch das Etschthal lenkte das Fuhrwerk nach dem gegenüberliegenden Dörfchen Prad, das am Fuß der berühmten Kunststraße die erste Station bildet. Die häufigen Ueberschwemmungen, welche die Etsch, hier noch ein übermüthiger jugendlicher Bergstrom, anrichtet, machen das Thal, der gesegnetsten eines weiter nach Süden, in diesen Gegenden noch unfruchtbar. Weidengebüsche, moosiges Grün, kiesige vertrocknete Rinnsale sind seine einzige Decoration, und die Waldgebirge zu seiner Rechten, überragt von den schneeigen Häuptern der Sultener Ferner, scheinen als eine mütterkönigliche Mauer zu stehen zum Schirme des blühenden Italiens. Die Ortlesspitze, gestern die majestätische Wächterin der Landschaft, hatte sich königlich in die Mitte ihrer dienenden Umgebung zurückgezogen; und leider sollte es uns diesmal mit dieser Herrscherin schlimm ergehen. Wir waren in Rom und sahen den Papst nicht. Wo ist die Ortlesspitze? fragten wir den ganzen Vormittag immer von Neuem unermüdlich unsern Kutscher; und jedesmal vernahmen wir die gleichgültige Antwort: „Im Nebel." Der Berg, den wir fast mit Händen zu greifen gehofft, vor dem wir gefährdet zu werden gefürchtet hatten, hielt hartnäckig und unerbittlich sein Angesicht verschleiert. Das

blieb das einzige Ungenügende an den großartigen Genüssen dieses Tages.

Die Straße über das Wormser Joch, so genannt von dem auf der italienischen Seite gelegenen Städtchen Bormio, zu deutsch Worms, auch Stilfser Joch geheißen von dem Dorfe Stilfs auf tyrolischer Seite, ist bekanntlich die höchste und kunstvollste Straße Europas, zu deren Anlegung sich die Oesterreicher getrieben fanden durch den Wunsch, über eigenes Gebiet eine Verbindung mit Mailand zu haben und durch die entschiedene Weigerung der Schweizer, ihnen das Stück Land, durch welches sich das Taufferer Thal zieht, gegen reichliche Vergütung abzutreten. Die neue Chaussee, erst im Jahre 1824 unter der Leitung Domigauis vollendet, erhebt sich durchgängig 16 Fuß breit zu der gewaltigen Höhe von 8900, nach Andern 8662, Fuß in die Region des ewigen Schnees, und gewährt, indem sie an schaurigen Abgründen und Gletschern vorüberführt, die bequeme Gelegenheit, vom sichern Wagensitze aus die Geheimnisse der höhern Bergwelt zu schauen. Prad, ein ärmliches Gebirgsdorf, Trafoi desgleichen, Franzenshöhe, ein einzeln stehendes Wirthshaus, Santa Maria bei Ferdinandshöhe, dem obersten Punkte, der mit einer Denksäule geschmückt ist, ein geräumigeres Gasthaus, bilden die einzelnen Stationen bis über den Sattel des Gebirgsjoches.

Von Prad, welches bereits nahe an 3000 Fuß über dem Meere liegt, bis Trafoi (5000 Fuß) ist die Steigung, vermittelt durch zwei von Bächen durchrauschte Gebirgsthäler, eine ziemlich allmähliche; nur die zahlreichen und mächtigen Brücken, welche über das tief ausgehöhlte Bette

eines reißenden Baches hinwegsehen, erregen Aufmerksamkeit und Bewunderung. Kaum aber hat man das armselige Oertchen im Rücken, so klimmt nun der Weg in großen Schlangenwindungen hinauf die schroffe Bergwand; immer grauenhafter gähnt unter dir zur Linken der Abgrund, immer bedeutender heben sich die Eis- und Schneefelder des Ortles, die unter dem Namen Madatspitze und Monte Cristallo gegenüber in unmittelbarer Nähe die Aussicht schließen. Und gleich als wollte die Straße durch ihre schneckenförmige Bewegung dem Reisenden den überwältigenden Eindruck dieser Natur recht dauernd ins Gedächtniß prägen, indem sie bald die blau flimmernden Gletscher und die blendendweiße Decke des ewigen Schnees dem Blicke vorführt, bald mit plötzlicher Wendung wieder hinabweist auf die letzten geselligen Wohnungen der Menschen, die, mitten in eine grause Gebirgswelt vergraben, ein kümmerliches Dasein fristen, — steigert sie selbst durch die Leichtigkeit des Genusses unser Entzücken zu einer Art glücklicher Berauschung.

Dazu hatte uns unser schon oben erwähntes Reisegluck in Trafoi einen Gesellschafter zugeführt, wie wir noch nie einen gehabt hatten und auch nicht so leicht wieder finden werden, einen Mann voll Geist, Gelehrsamkeit, Humanität und jener milden Gesinnung, die ich schon öfters an gebildeten katholischen Geistlichen wahrgenommen habe. Wir waren eben vor dem Posthause angefahren, um auf ein neues Wägelein uns aufpacken zu lassen; da kam aus der Thüre ein angehender Dreißiger von mittlerer Größe; die Strenge eines rein neapoleonischen Gesichtes wurde durch den Ausdruck natürlicher Freundlichkeit gemil-

dert, welcher während seinem Studium mit dem Postknecht zwischen dem Ernste hindurchschimmerte; schwarzes Haar, schwarze Augen, Lebhaftigkeit der Bewegung und ein etwas gebrochenes Deutsch verriethen den Italiener, ein schwedyer Rock, kurze schwarze Beinkleider und seidene Strümpfe den Priester. Er war gleich uns mit einem Einspänner angekommen, der Wirth aber behauptete, keinen einzigen, geschweige zwei Postknechte zu Hause zu haben, überhaupt auch gar nicht verpflichtet zu sein, einspännige Extraposten zu befördern. Wäre es Ihnen nicht gefällig mit uns in Gesellschaft zu treten? — begann ich augenblicklich zu dem Herrn gewendet, dessen Physiognomie im höchsten Grade unser Interesse erregte — wir machen dann aus unseren zwei Einspännern einen Zweispänner und behalten einen der Postknechte bei uns, und das Problem der Weiterreise wäre gelöst. Meinerseits mit Vergnügen, wenn ich Sie nicht incommodire, entgegnete sogleich entfernt der Priester, und mit allseitiger Zufriedenheit bestiegen wir ein eingeschirrtes zweispänniges Fuhrwerk.

Wir waren augenblicklich im Gespräche; denn da er aus unserem Vaterlande kam und wir an der Schwelle des seinigen standen, so gab es viele Erfahrungen auszutauschen und viele Vorstellungen zu berichtigen. Auch war er wohlbewandert in unserer Literatur, hatte sogar Hans Sachs und das Nibelungenlied gelesen. Die Gespräche über große Personen und Zeiten mitten in einer wichtigen Natur machten auf uns alle einen sittlich erhebenden Eindruck. Wie das Blut rascher und leichter pulsirt in der leichteren Bergluft, so bewegen sich da auch die Gedanken in schnelleren Schwingungen und das Gemüth durchdringt

wohlthätiges Feuer; die Seele fühlt sich den Schranken des Alltäglichen entnommen und auf Flügeln göttlicher Freiheit emporgetragen. Und wie die Thäler und Höhen unter ihr zusammenfließen zu einer Fläche und die trennenden Unterschiede verschwinden, so erscheinen auch die Grenzen, welche Confessionen und Nationen scheiden, als unerhebliche, unwesentliche Hemmnisse, über welche hinüber Deutscher und Italiener, Protestant und Katholik, in dem gemeinsamen Humanitätsstreben eins, sich die Bruderhand reichen. Da bedauerten wir gegenseitig den jetzt so schwachen Gedankenaustausch zwischen Deutschland und Italien; denn Unbekanntschaft nähre das Vorurtheil der Völker und vereinige den Nationalhaß. Schiller, versicherte unser Gefühlte, habe ziemliche Eroberungen bei seinen Landsleuten gemacht, Göthes Denkart sei ihrem Naturell noch weniger zugänglich. Dagegen mußte ich leider gestehen, daß des letztern Antheil an Mignon bei uns wenig Erfolg gehabt. —. Die neue Zeit wies zurück auf die alte, wo Italien uns die Fackel der Poesie wie der Wissenschaft angezündet hatte; Dante und Petrarca, Ariost und Tasso mahnten an die alte Blüthe und den jetzigen Verfall. Auf die unumwundene Versicherung unserer Theilnahme an Italiens Freiheits- und Einheitsbestrebungen entgegnete mit steigender Bewegung der Begleiter: Glauben Sie mir, Italien ist unfähig zur Freiheit wie zur Einheit; Italien ist ein unglückliches Land, zu schön, um nicht ringsum Lust nach seinem Besitze zu wecken, und zu schwach, um dauernden Widerstand zu leisten; augenblicklich fiele es den Franzosen anheim, sobald die Deutschen gewichen; und was die Einheit anlangt: wann war Italien je einig? Ich glaube an

die Einheit Deutschlands, aber ich verzweifle an der meines Vaterlandes. Was uns Noth thut, setzte er hinzu, das ist eine gute Constitution; aber das wollen weder die Regierenden einsehen, noch die Regierten, und so muß das Volk verarmen und das Land seinem gänzlichen Ruin entgegengehen. Unser Professor hatte uns bisher ohne Arg für Katholiken genommen und so manche Frage gestellt, wie es mit gewissen kirchlichen Einrichtungen bei uns gehalten würde. Ich mag in katholischen Ländern meinen Protestantismus weder zur Schau tragen noch verläugnen. Als ich nun endlich meine Erklärung nicht mehr länger zurückhielt, da sprach unbefangen der Priester zum Lobe des großen deutschen Mannes, der nicht nur der deutschen Sprache, der auch der damals tief gesunkenen Christenheit unsäglich genützt habe. Wenn nur nicht, entgegnete ich, ergriffen von dieser unerwarteten Erklärung, mit den mancherlei heilsamen Folgen der Reformation die Zerreißung Deutschlands und der einen Christenheit verbunden gewesen wäre. Freund, erwiederte er, die Ideen sind mächtiger als die Menschen; sie walten unter uns als himmlische Mächte, und wenn sie auch Jahrhunderte Verwirrung im Gefolge haben, die Weltgeschichte wird zuletzt von ihrer Göttlichkeit den Beweis geben. Hinter der Zerstreuung steht die vollendetere Einheit. Glauben wir an die Göttlichkeit der Ideen! Edler Mann, dachte ich mir im Herzen, wie bist du erhaben über die Denkart jener Zeloten, die Haß und Verfolgung schürend und an kleinlichen Differenzen klebend, in beiden Kirchen jetzt mächtiger als seit langem ihr Haupt erheben!

So fuhren wir von Natur und Rede erbaut langsam

die Höhe hinan der Berge und der Gedanken, und als wollten die Elemente uns ein Gleichniß darbieten zur Beruhigung in der trübseligen Gegenwart: mitten durch das Schneegestöber, das uns umhüllte, schienen, das Gewölke zertheilend, mächtig die Sonnenstrahlen; am Rande der Straße aber blühten ungestört vom Schnee herrliche Blumen, ein Bild der zahllosen kleinen Freuden, die mitten in den Stürmen des Völkerlebens den gequälten Menschen fortfahren zu beglücken.

Endlich war die höchste Höhe erreicht, und in demselben Augenblick, an der Denksäule vorüber, geht es abwärts. Noch einen Scheidegruß zurückgeworfen ins liebe Vaterland; denn der erste Schritt schon über die oberste Kante trifft italienischen Boden, und rechts hinab öffnet sich dem Blicke das Thal des schweizerischen Santa Maria. Von italienischer Luft aber war wenig zu spüren; denn schneidend wehte der Wind, den die vorstehende Höhe auf tyroler Seite bisher von uns abgehalten, über die weiten Schneefelder, die uns umgaben, so weit das Auge reichte, und durchschüttelte Mark und Gebeine. Wir schlugen lange vergebens mit Händen und Füßen, uns in dem eisigen Gastzimmer von Santa Maria durch Leibesübungen zu erwärmen, und schlangen gierig die schlechte, aber doch heiße Suppe hinab; über den sauern Strumpfwein Herr zu werden war selbst meinem abgehärteten Gaumen unmöglich.

Eine leicht hingeworfene unbedachtsame Aeußerung eines Fremden enthüllte uns hier, während wir unser frugales Mahl verzehrten, unsers Professors echt italienischen Charakter. Zum Schutze gegen die Lawinen war nämlich

der ganze Theil der Straße, der die steilere Höhe hinanführt, über die eine Hälfte der Chaussee herüber mit Gallerien aus mächtig dicken Balken bedeckt. Im italienischen Kriege waren dieselben von den oben bivouakirenden italienischen Freischaaren abgedeckt und zerstört worden, und noch heute ist deßhalb in der schlechten Jahreszeit die Straße unfahrbar. Da sieht man, wie Ihre Italiener gehaust haben! begann nun in Beziehung darauf ein etwas ungehobelter, übrigens gutmüthiger Oeconom aus Schlesien, zu unserem Professor gewendet. Leichenblaß und mit funkelndem Blicke wies dieser den Schimpf von seiner Nation weg auf das Gesindel, und sagte nachher, als wir wieder unter uns waren, mit gereiztem Tone: „Welche Inhumanität, in demselben Moment, wo man Italiens gastlichen Boden betritt, auf die Italiener zu schimpfen! Ist es solcher Plumpheit gegenüber ein Wunder, wenn sie die Deutschen mit glühendem Hasse verfolgen?"

Weit abschüssiger als es auf deutscher Seite jäh sich erhebt, senkt sich das Gebirg auf der italienischen. In lustigem Trabe fuhr der Wagen thalab die dreizehn Windungen der Kunststraße. Eine äußerst vergnügte Stimmung bemächtigte sich der Gemüther, ganz anders als bei der Auffahrt. Beruhen doch die Stimmungen, welche die Natur erregt, zumeist auf sympathetischen Gefühlen und auf Vergleichungen, die wir bewußt oder unbewußt anstellen zwischen unserem kleinen Menschenleben und dem großen Lebensquell, der aus unserem Planeten hier mächtiger, dort schwächer hervorquillt und erst in den äußersten Höhen von der leichentuchähnlichen Schneedecke überzogen wird. Unwillkührlich drängt sich bergan dem Wanderer bei Betrach-

tung des immer spärlichern Pflanzenwuchses, der immer leiseren Stille, die nur hie und da noch durch einen summenden Käfer oder durch das fern heraufdringende Klingen der Herdenglocken unterbrochen wird, der immer fahleren Farbentöne, wo das Grün der Matten sich in ein schmutziges Braun verliert und an den sonnenbeschienenen Schneerändern nur einzelne kräftige Pflanzengeschlechter blühen, über welche einem Verirrten gleich hie und da noch ein Schmetterling hinzittert, — da, sage ich, drängt sich der unwillkommene Gedanke auf an die eigene sinkende Lebenskraft, an das unproductive, stille, farblose Alter. Aber thalab, zumal in jener südlichen Gegend, wo in raschem Uebergange die Vegetation von der Unfruchtbarkeit der Polarzone bis zum Gedeihen der dunkeln Cypresse und des Oelbaums sich steigert, da stellt die Natur die aufblühende, immer kräftiger wachsende Jugend in fröhlich anregendem Bilde dar. Und zwischen all diese Anschauungen schlang sich immer von Neuem bei Betrachtung der kühn geführten Straße der stolze Gedanke, wie der Menschengeist doch alle Hemmnisse der Natur überwinden und beherrschen gelernt hat. An Wasserstürzen der jugendlichen Adda vorüber, durch sieben lange Tunnels hindurch, immer abwärts und abwärts. Grüner schimmern die Gräser, schon erhebt sich Gesträuch, nun schauen einzelne Fichten und Föhren, nun ganze Gruppen von Laubholz ins Thal hinab, welches tief unten als ein freundliches Gemälde mit saftigen Wiesen, gelben Feldern und Häusern von dem Silberbande der Adda durchzogen dir entgegenlacht. Die Abendsonne überzieht mit warmen Tinten das üppig grünende Thal Valtelina, das langgestreckt in schief gelagerter Ebene

ſich vor dir hindehnt, nach der Erklärung aller Reiſenden die prachtvollſte Pforte Italiens. Um 6 Uhr fuhren wir ein in die engen winkligen Gäßchen des erſten italieniſchen Städtchens Bormio, welches immer noch gegen 3600 Fuß über dem Meere liegt.

Nirgends wohl ſind zwei Völker durch Sprache und Charakter ſchroffer geſchieden als bei dem Uebergang über dieſen Gebirgspaß. Denn da die Straße noch neu und der Verkehr zwiſchen hüben und drüben ſpärlich iſt, ſo fehlen zwiſchen dem deutſchen und italieniſchen alle Uebergänge. Die ſchwarzgrauen bröcklichen Mauern, die engen Gaſſen, die ſchmutzigen, verfallenden Häuſer, die ſchlanken Männergeſtalten mit ihren gebräunten Geſichtern, ſchwarzen Haaren und Augen und großen ſtruppigen Bärten, mit ihrer leichten, bettelhaft ausſehenden Kleidung bilden mit deutſcher Reinlichkeit und gutmüthiger Behäbigkeit den ſchroffſten Gegenſatz, und das plötzliche Verſchwinden unſerer Mutterſprache hätte in ſolcher Umgebung ſicherlich uns kühne Reiſende in einige Bangigkeit verſetzt, wenn uns nicht das Glück in unſerm Profeſſor einen trefflichen Dolmetſcher zugeführt hätte. So aber bildeten wir drei eine Familie, und der Kundige machte den Hausvater.

Beim klarſten Himmel fuhren wir denn am nächſten Morgen, den 1. Septbr., in einem Einſpänner von Bormio mitten das ſanft abſinkende Thal dahin nach unſerem heutigen Reiſeziel Sondrio, einer mäßigen Landſtadt, dem Hauptorte des Veltlin. Unbeſchreiblich war unſer Entzücken über die mit jeder Viertelſtunde zunehmende Ueppigkeit des Pflanzenwuchſes wie über die romantiſche Lage der vielen Dörfer mit ihren ſchönen Glockenthürmen

und freundlichen großen Kirchen, gegen welche die ruinösen, zum Theil noch vom Kriege her zerstörten Privatwohnungen wunderbar abstachen. Zu beiden Seiten stattliche Höhen, mit Castanien- und Nußbaumwaldungen bekleidet und überragt von schneeigen Häuptern, im Thale die Adda wild dahinrauschend, aus grünen Weingeländen und Maisfeldern hervorlugend die Wohnungen der Menschen. Diese Mannigfaltigkeit der Vegetation, dieses frische Grün ringsumher, diese Fülle von Pappeln, Weiden, Maulbeerbäumen und zwischen Mais, Hanf und Akazien bald in wilder, kunstloser Verschlingung, bald in zierlichen Guirlanden die langarmigen Reben. Lieblich schimmerten besonders die rosenrothen Buchweizenfelder zwischen dem grünen Laubwerk ihrer Bäume, und eine Art Fuchsschwanz bot mit seiner rothbraunen Farbe eine dunkle Grundirung. Das gänzliche Fehlen unserer Cerealien, durch deren frühes Einernten schon im Hochsommer unsere Felder mit wüsten Stoppeln bedeckt sind, während Maulbeerbaum und Weinstock gerade im Herbste mit ihrem üppigsten Blätterschmuck prangen, trägt außerordentlich viel bei zu dem natürlichen Reize jener Gegenden, und der reiche und scheinbar kunstlose Anbau (denn auf demselben Felde stehen Wein, Mais, Gemüse bunt durcheinander, bald das Licht suchend, bald unter dem Schatten der Bäume sich bergend) leiht ihnen den Anschein einer paradiesischen Wildniß. Am reizendsten erschien uns Sondrio, in welches wir gegen 5 Uhr einfuhren. Das Städtchen hat einige hübsche neue Gebäude neben vielen verfallenen Hütten, und lehnt sich hart an steile mit Weinlaub überdeckte Höhen, aus welchen die Trümmer eines alten Schlosses schauen. Lustig rauscht

an ihm die sorgfältig in ein tiefes Bett gefaßte Adda dahin und in wohlgepflegten Gärten blühen herrliche Blumen. Der Ort wimmelte von Militär, das nach der Aussage des Besitzers einer Seidenspinnerei, die wir besuchten, der Gemeinde wöchentlich 7000 Zwanziger kostete. Als die zahlreichen Fabrikmädchen, welche die Cocons abhaspelnd im luftigen, geräumigen Saale saßen, uns eintreten sahen, stimmten sie, wahrscheinlich unserem Begleiter zu Ehren, ein vierstimmiges geistliches Lied an; am Abend aber sangen sie bald in langem Zuge Arm in Arm durch die Straße wandelnd, bald in dichtem Knäuel zusammengedrängt ihre weltlichen Weisen. Herb ist der Tod, aber süß ist die Liebe, war der Sinn eines jener Lieder, das uns im Vorübergehen der Professor verdeutschte, das andere aber lautete: Möchte uns Gott Kraft geben, die Waffen zu ergreifen gegen unsere Unterdrücker! Glücklicher Sinn dieser leichthinlebenden Menschen! Die kümmerliche Armuth klagt über des Todes Bitterkeit, und das von Soldaten überschwemmte Volk singt mitten im Belagerungszustande seine Freiheitswünsche vor den Ohren seiner Feinde. Welcher Contrast der Gemüthsverfassung in den Völkern, die neben einander wohnen! Gestern fragte der Professor unsern tyroler Postknecht, ob keine Volkslieder in seinem Gebirge gesungen würden. Der Kutscher wußte erst nicht recht, was er meine, endlich hob er also an: „Ban uns singt näamats nit. Mer hom goar schwera Berg. Uns is halt am liebsten a Stück Fleisch und a Halbi Wei. Ban uns ko singa wer mog.“

Die Romantik der Veturini hat in Oberitalien bis nach Florenz hinab einem großartigen Unternehmen von

Privateilwägen Platz gemacht, die, einer einzigen Gesellschaft angehörig, unter sich und mit den Eisenbahnen zusammentreffen. Sie fahren wie die Staatseilwägen mit Postpferden und sind bequem und geräumig. In einer solchen Gimnaliera fuhren wir denn am folgenden Morgen weiterhin durchs Addathal dem Comersee zu. Durch häufiges Austreten des Flusses versumpfen im untern Veltlin vielfach die Felder. Aber je näher dem Zielpunkt, desto reizender lacht aus der Ferne die Landschaft, desto gespannter blickt aber auch das Auge, bis es den dunkelblauen Wasserspiegel des Sees gewahrt, der für den schönsten Europas gilt. Wir hatten in dem Dörfchen Colico Zeit genug, mit Muße das Stück Wasser und Landschaft aus den Fenstern des Gasthauses zu betrachten, das uns gegenüber lag; denn erst nach drei Stunden ging das Dampfschiff, auf welchem wir des Sees Länge von 9 Stunden durchmessen wollten. Aber in dieser Umgebung möchte man die Schnelligkeit des Fahrzeuges verwünschen, die uns nur vorüberfliegende Bilder zeigt. Zwar bleiben die Ufer auf beiden Seiten höchstens ¾ Stunden entfernt, aber um so sehnsüchtiger streckt man nach ihnen die Arme aus. In jeder der zahlreichen Ortschaften und kostbaren Villen möchte man weilen und süßes Vergessen der Lebensmühen einschlürfen. Diese tiefblaue Farbe des Wassers, dieser Farbenschmuck der hoch aufsteigenden Berge mit ihren Castanien- und Olivenwäldern, diese köstlichen Gärten am Ufer hinan, terrassenförmig angelegt, mit ihren Weingeländen und Pomeranzenalleen, mit ihrer Blumen- und Früchtefülle: wie bedauerte ich, daß wir als arme Reisende, verfolgt von Sorge um die in den ersten Tagen eilig

ſchwindenden Zwanziger, das Paradies nur durchjagen durften. Der herrlichſte Punkt iſt ohne Frage Bellaggio, auf einer Landenge, wo ſich der See in zwei Arme theilt; das ſchönſte Beſitzthum aber mag die Villa Serbelloni ſein, von der eine Menge Menſchen zu uns herüberkamen, die deren Kunſtſchätze beſichtigt hatten. Die Villa Pliniana trägt von jenem claſſiſchen Beſitzer nichts als den Namen.

In Como nahm unſer liebenswürdiger Begleiter von uns Abſchied, um nach dem Lago maggiore zu gehen. Wir hatten uns zuerſt das nämliche Ziel geſteckt, aber meine Rechenkunſt hatte bald herausgebracht, daß die hohen italieniſchen Preiſe uns von dieſem Plane abzuſtehen nöthigten. Dazu hatten wir bisher aus falſcher Rückſicht auf den Profeſſor, und vielleicht er eben ſo aus Rückſicht auf uns manche Ausgabe gemacht, die ſich hätte beſchränken laſſen. Denn auch er hatte ſchwerlich viel Geld; war er doch ein Schulmann, in deren gleichförmig ſchlechter Bezahlung die Einheit Deutſchlands wie Italiens längſt hergeſtellt iſt. In wenigen Tagen war er uns theuer geworden gleich einem alten Freunde. Vor unſerer Trennung ſchrieb er Luiſen einen Satz ins Stammbuch, der genau ſeine Denkart bezeichnet und wörtlich überſetzt alſo lautet: „Die Liebe zur Wiſſenſchaft befreundet die Nationen, die Liebe zur Humanität verſchwiſtert ſie, die chriſtliche Liebe verbindet ſie auf Erden und vereinigt ſie im Himmel mit Gott.“

So waren wir denn zum erſtenmal in Italien auf uns allein angewieſen. Doch glaubte ich ſo viel Redensarten bereits aufgeſchnappt zu haben, um weder ohne Speiſe

noch ohne Obdach zu bleiben. Ich hatte mir zu Hause schon eine ganze Seite Namen von allerlei Leckerbissen aufgeschrieben, aber da es nirgends Speisekarten gibt, so befürchteten wir immer zu große Rechnungen, und so kamen wir selten hinauf über suppa di riso und vitello arosto, Reissuppe und Kalbsbraten, der, beiläufig gesagt, sehr schmackhaft ist, weil er am Spieße bereitet wird.

Unsere Sprachfertigkeit zu erproben hatten wir sogleich Gelegenheit im Stellwagen, der uns zur Eisenbahn brachte. Es waren mehrere barmherzige Brüder (fate bene fratelli) mit eingestiegen. Sie waren gekleidet in schwarze Talare, wie Geistliche; unser Professor aber hatte uns bedeutet, es seien Doctoren der Medizin, die, in eine Brüderschaft vereinigt, die Praxis umsonst übten. Mit einem derselben fing ich nun ein wunderliches Kauderwelsch zu reden an, lateinisch, italienisch, deutsch und französisch durch einander, ein wahres Zungenreden; die ganze Umgebung lachte, aber der Bruder hatte Freude an dieser Unterhaltung; denn er radbrechte meine Muttersprache gerade so miserabel, wie ich die seinige, und so unterhielten wir uns ganz trefflich.

Es dunkelte bereits, als die Locomotive durch die einförmige Ebene gegen Mailand hinsauste; glücklicher Weise fahren sie in Italien außerordentlich schnell, sonst wäre der plötzliche Wechsel der Landschaft unerträglich. Wiewohl von Landschaft kann eigentlich hier gar nicht die Rede sein; denn zu beiden Seiten der Bahn steht hohes dichtes Akaziengebüsch, so daß man nichts sieht als große Hecken. Bei nächtlicher Finsterniß hielten wir vor Monza, der alten Residenz der longobardischen Könige. Wir waren die einzigen Reisenden, welche ausstiegen, und so bewill-

konnte uns vor dem Gitter des Bahnhofs ſchon aus der Ferne ein wildes Geſchrei dienſtbefliſſener halb zerlumpter Männergeſtalten. Portare la borsa! portare la borsa! rief es uns aus mindeſtens ein Dutzend Kehlen entgegen. Es war dießmal nicht Sparſamkeit allein, was mich beſtimmte, den Reiſeſack ſelbſt zu tragen. Aber nun verfolgte uns die lärmende Meute durchs ganze Städtchen, ſo daß meine Frau ſich zu fürchten anfing. Der eifrigſte dieſer Gepäckträger in spe lief ſogar mit in den Hof des Gaſthauſes, bis ich ihm, obſchon er nichts zu tragen gehabt, für ſeine Beharrlichkeit einen Sechſer gab. So hatten wir alſo auf etwas unheimliche Weiſe die Bemerkung vieler Reiſenden beſtätigt gefunden, daß man in Italien von den Anerbietungen dienſtfertiger Leute wahrhaft erdrückt wird. Uebrigens wiederholte ſich dieſe Erfahrung weiter nirgends; vermuthlich wird man uns, ſei es um unſerer auffallend italieniſchen Geſichtsbildung, ſei es um unſerer etwas ſchäbigen Kleidung, ſei es um unſerer reinen Sprache willen ſelbſt für Italiener gehalten haben. Schrie mir einer: portare la borsa! entgegen, ſo barſchte ich ihm zu: io la posto medesimo facilmente! wie einmal der Profeſſor geſagt, und ging ſtolz vorüber.

Wir waren in unſerem Gaſthauſe die einzigen Fremden; denn Monza wird, als ein verfallener Ort von 6000 Einwohnern, wohl wenig beſucht werden. Daher konnte uns auch im Gaſthauſe Niemand verſtehen. Und obſchon der padrone und ſeine zwei camerieri unſere leiſeſten Wünſche zu erfüllen herbeieilten, ſo fehlte uns doch das Mittel dieſelben kund zu thun. Es war ein großes, weitläufiges Gebäude, vermuthlich ein ehemaliger Palaſt einer herabgekommenen

Familie, wo wir uns einlogirt hatten. Ich frage nach dem Speisesaal. Zwei Kellner, jeder mit zwei Lichtern, einer voran, einer hinterdrein, geleiten mich im ganzen Quadrat herum über den großen offenen Gang; sie wissen nicht, wo ich hin will, ich weiß nicht, wo sie mich hinführen; sie zeigen mir eine Thür, die ich nicht suche, und als ich weiter renne, kommen wir zuletzt glücklicher Weise wieder an meinem Zimmer an. Endlich finde ich den Speisesaal selbst. Meine Frau hatte nichts zu Abend essen wollen; weil ich aber diesen Vorsatz der Wirthschaft hätte in keiner Weise begreiflich machen können, so beredete ich sie mit zu kommen. Der cameriere hatte uns aber mit der geläufigen Zunge einer münchener Kellnerin so viele Speisen vorgesagt, daß wir davon gar nichts verstanden, und weil wir denn nichts zu wählen wußten, so brachte er drei Braten zugleich und stellte eine große Flasche Wein dazu. So saßen wir an einem Tischchen hinter zwei dreiarmigen Leuchtern im einsamen, luftigen Saale zwischen vier offenen Balconthüren, und würgten, ins Schicksal ergeben, was vor uns stand. Ich kam mir wie der tafelnde Don Juan vor; die Scenerie war just so, daß der alte Gouverneur hätte eintreten können. Zu essen hatten wir auch nicht viel mehr als die Schauspieler auf dem Theater, trotz unserer dreierlei Braten; denn die Italiener machen so beispiellos kleine Portionen, daß ich deren drei als Vorkost genießen könnte; dafür geben sie einem immer zwei Brote, damit man doch im Stande ist den Hunger zu stillen.

Die einzige Merkwürdigkeit der Stadt Monza, in welcher einem überall die lange Weile entgegengähnt, ist

ihre alte marmorne Kirche; ſie hat im Innern viel Aehnlichkeit mit der münchener Baſilica. Ihre Wände ſind mit Fresken aus der Geſchichte der deutſchen Kaiſer bedeckt und oben geſchmückt mit Reliefbüſten ſämmtlicher Kaiſer. Denn Monza war ja die alte Krönungsſtadt, und im Tempelſchatze wird noch heute die eiſerne Krone der Lombarden verwahrt neben allerlei Geräthſchaften der Königin Theudelinde, der erſten Erbauerin dieſes Domes.

Das Beſichtigen von Merkwürdigkeiten betrachte ich auf Reiſen immer als eine Arbeit, der ſich meine natürliche Trägheit gern zu entziehen ſucht; Luiſe dagegen iſt ein wahres **Perpetuum mobile**, eine Unruhe, die nimmer raſtet, bis ſie alles geſehen hat, und mein Räderwerk in beſtändiger Bewegung hält. Manchmal bin ich ſchlau und weiß eine Merkwürdigkeit zu vertuſchen oder ihre Beſichtigung unter allerlei Verſprechungen hinauszuſchieben, bis die drängende Zeit ſie unmöglich macht. Aber wehe mir, wenn dieſe Unterlaſſungsſünden ſich häufen! Wie Erinnyen heften ſich dann die Vorwürfe an meine Sohlen; maſſenhaft dringen ſie an, bis ich gern der neuen Merkwürdigkeit zueile. So mochte ich denn dießmal abſolut die eiſerne Krone nicht ſehen, weil mein ganzenhäuſer Mentor mir davon abgerathen hatte, indem man die echte nicht zu ſehen bekomme. Das war auf dieſer Reiſe meine erſte Sünde, die mir mein lebendiges neben mir wandelndes Gewiſſen bei jedem neuen Widerſpenſtigkeitsverſuche vorhielt und bis auf dieſen Tag nicht verziehen hat, obſchon ich aus Förſters Handbuch den Beweis geliefert, daß die rechte eiſerne Krone nur auf Vorzeigen eines Erlaubnißſcheins vom Gouverneur in Mailand gezeigt wird. Ein zweiter

Fall war nachher in Verona, wo ich das Grab der Julia nicht aufſuchte; ſpäter erzählte uns ein Mitreiſender in Venedig mit Entſetzen, daß man ihm einen ſteinernen Schweinetrog als ſolches gezeigt habe. Der Dom von Monza enthält allerlei Denkmäler und Inſchriften; am merkwürdigſten waren mir zwei ſchwarze Marmortafeln, deren eine die Krönung Napoleons und gegenüber die andere die Krönung Kaiſer Ferdinands meldete. Napoleon und Ferdinand! Genie und Legitimität! und welch ein Stück Weltgeſchichte zwiſchen beiden! Eigentlich waren wir aber in Monza geblieben des ſchönen Gartens wegen, der den königlichen Sommerpalaſt umgibt. Dieſer Garten verdient allerdings eine beſondere Beſichtigung nicht nur von Seiten der Botaniker, ſondern auch der Liebhaber, ich meine nämlich der Liebhaber von Gartengewächſen. Beſonders intereſſirten uns die verſchiedenen Treibhäuſer, deren u. a. eines lauter Schmarotzerpflanzen, ein anderes lauter Miniaturgewächſe enthält. Der große Park mit ſeinen Lindenalleen war uns bald langweilig, und ſo kehrten wir eher in die Stadt zurück, als wir gedacht hatten. Aber was nun anfangen mit der lieben Zeit? Die Eiſenbahn nach Mailand ging erſt um halb drei Uhr. Mittag eſſen? eine artige Beſchäftigung. Wenn uns nur die Furcht vor der Rechnung nicht abgehalten hätte. Aber da ſahen wir von ferne ſchon unſern Gaſtwirth unter einem Baldachin im Hofe mit einem großmächtigen Buche ſitzen und wie eine Kreuzſpinne in der Mitte ihres Netzes lauern auf uns, ſeine einzigen Gäſte. So ließen wir uns lieber auf eine Bank vor dem Dome nieder und aßen Würſte und Weintrauben und fütterten damit noch die liebe Jugend,

die ſich neugierig und begehrlich an uns drängte; bei alledem wandelten wir nachher wohlgerupft wie in den meiſten italieniſchen Gaſthäuſern mit unſerem Reiſegepäck hinaus zur Eiſenbahn, begleitet von einem Kutſcher, der uns begreiflich machen wollte, daß der Zug noch lange nicht abgehe und daß er uns um 4 Zwanziger nach Mailand fahren wolle. Edle Kutſcherſeele, hätteſt du Menſchenkenntniß, du würdeſt abgelaſſen haben von fruchtloſem Beginnen. Um 35 Kreuzer fuhren wir ja alle beide, und auf den Zug warteten wir mit Vergnügen im Wartſaale dritter Klaſſe, d. h. unter einer alten bretternen Schüpfe, die unter Gottes freiem Himmel aufgeſchlagen war.

Raſch entführte uns die Locomotive nach Mailand, dem erſten Ruhepunkt unſerer Reiſe, wenn anders von Ruhe die Rede ſein kann, wo man von früh Morgens bis an den ſpäten Abend auf den Füßen iſt. Aber wenigſtens war hier zum erſtenmale die Zeit unſer völliges Eigenthum, und ſo machten wir unſere Kreuz- und Querzüge nach Luſt und Neigung.

Beim Eintritt in dieſe großartige Stadt vergißt man augenblicklich die Erinnerungen der Geſchichte, die uns oft genug deren Namen von der frühen Römerzeit an, durchs ganze Mittelalter hindurch entgegenhält. Ich habe von jeher einen gewaltigen Reſpect vor Mailand gehabt, das ſchon Pompejus das zweite Rom nannte und deſſen tapfere Bürgerſchaft ſo häufig mächtigen Kaiſern zu trotzen wagte. Aber freilich von jenem alten Mediolanum ſind wenig Steine mehr vorhanden; das mittelalterliche der frühern Zeit hat Friedrich Barbaroſſa zerſtört, und das gegenwärtige trägt ein keineswegs alterthümliches Gepräge. Seine

Gassen sind meist eng, lang und gerade, mit hohen Gebäuden, modern im Sinne der blühenden italienischen Baukunst, aristokratisch prächtig als Wohnungen eines reichen Adels; die Fenster, mit eisernen Geländern geziert, reichen vom Fußboden bis zur Decke; dazwischen wieder eine ziemliche Anzahl breiter Straßen, welchen die hohen Paläste ein um so vornehmeres Aussehen geben. Nirgends Verfall; zwar Reinlichkeit sucht man auch hier so vergebens, wie in andern italienischen Städten, aber doch sind die Häuser alle wohlerhalten, und über die großen Granitplatten, welche als Wagengeleise gelegt sind, fahren stolze Equipagen die Menge. Auf den breiten Trottoirs zu beiden Seiten wogt es von geschäftigen Fußgängern, und die prächtigen Läden haben ausgestellt, was nur immer Mode, Luxus und Bedürfniß heischt. Dabei sind meist die Gegenstände desselben Gewerbes vereinigt. Die lange Goldschmiedsgasse z. B. enthält lauter prächtige Läden von Gold- und Silberwaaren, in einer andern befinden sich nichts als Buchhandlungen u. s. w.; man fühlt es gleich beim Eintritt, daß in der lombardischen Hauptstadt frisches Leben pulsirt.

Der Omnibus brachte uns ins **Albergo di tre Svizzeri**, zu deutsch „zu den drei Schweizern" in der breiten Gasse. Es war ein mittleres deutsches Gasthaus mit einem gemüthlichen schweizerischen Kellner, ital. Portionen und deutschen Preisen. Da sitzen wir denn, nachdem wir uns in einigen Straßen umgesehen, vom Regen nach Hause gejagt, im Balcone des dritten Stocks und schauen über uns dem Gewitter und gegenüber einer schönen Emanzipirten zu, die, von schwarzem Lockenhaare umwallt, zwischen Blumen

ihre Cigarre raucht. Ich hätte so gern verbindliche Blicke hinübergeschossen, wenn mich nicht meine Frau wie ein Drache bewacht hätte.

Unser erster Gang am nächsten Morgen war in ein Caffeehaus, dem majestätischen Dom gegenüber. Denn in Italien genießt man das Frühstück selten im Gasthause, eine willkommene Sitte, weil beim Cafetier der Caffee gewöhnlich besser und billiger ist. Wir bekamen verschiedene Sorten trefflichen Brotes im Werthe von mindestens 8 Kreuzern zu zwei Riesentassen und bezahlten nur 20 Kreuzer. Daher blieben wir dem Edlen getreu während unseres ganzen Aufenthaltes.

Doch was plaudere ich von Caffee und seinem Preise? steht mir doch gegenüber der majestätische Dom und streckt seine weißen Finger empor in den tiefblauen Morgenhimmel. Ich hatte oft schon gelesen und gehört von diesem marmornen Weltwunder, hatte auch sein Inneres in Panoramen wie auf Gemälden gesehen; aber was war das alles gegen die Wirklichkeit! Denken Sie sich eine gothische Kirche von 226 Schritten in der Länge und am Portale 94 in der Breite, aus purem weißem Marmor. Schon die Masse und das Material muß imponiren. Denken Sie sich ferner das Gebäude auf allen Seiten bedeckt mit schön gearbeiteten Reliefs und kostbaren Bildsäulen, und über das Dach hunderte von Thürmchen emporschweben, deren jedes wieder eine Statue auf seiner Spitze trägt, und Sie werden das Staunen erklärlich finden, das den Beschauer schon beim ersten Anblick befällt. Die Zahl sämmtlicher Statuen an der Außenseite des Doms soll 4500 betragen. Man stellt sich gewöhnlich als unzer-

trennlich von einer gothischen Kirche eine gewisse Steifheit ihrer Verzierungen, namentlich der Reliefs und Bildsäulen vor. Am mailänder Dom, wo jene Arbeiten meist ins 17te und 18te Jahrhundert fallen, tragen sie alle mehr oder minder den Charakter der Schönheit; das kostbare Material fand geschickte Bearbeiter. Die Gelegenheit Antiken zu schauen und angeborener Kunstsinn scheint die Italiener frühzeitig über die kindliche Unbeholfenheit der ersten mittelalterlichen Bildhauer hinausgeführt und auch späterhin vor dem Ungeschmack des Zopfstiles möglichst bewahrt zu haben. Die Farbe des Marmors ist am Dome nun allerdings nicht gleichmäßig; denn da er bereits im Jahre 1386 (durch Arler von Gmünd) begonnen und erst im Jahre 1805 unter Napoleon vollendet wurde, so sind die untern Theile bräunlichgelb, während namentlich die Thürmchen und Gallerien des Daches in blendender Weiße schimmern; auch stören an der Façade von 8 Fenstern 5 sammt den 5 Thüren, die in griechisch-römischem Stile gearbeitet sind; aber das Alles schwindet doch vor der Großartigkeit des Gesammteindrucks.

Treten wir nun ein durch das Mittelthor in diese marmorne Herrlichkeit. Ich behaupte kühn, der keckste Religionsverächter würde durchrieselt von Schauer der Andacht, wenn ihm nach Zurückschlagen des gelben Thorvorhangs diese Hallen in ihrer majestätischen Einfachheit und Größe entgegentreten würden. Fünf Schiffe, das Mittelschiff von 78 Ellen Höhe, 52 Säulen, oben in Nischen mit schönen Statuen geschmückt und zierlich in das Gezweige der Decke verlaufend, dann die Fenster mit wundervollen Glasmalereien. Besonders waren es drei riesige Fenster hinter dem

Hochaltar, (das erſte enthält die Geſchichte des alten, das zweite die des neuen Teſtaments, das dritte die der chriſtlichen Kirche) von deren Betrachtung wir uns gar nicht trennen konnten; ſo brannten die ſchön gezeichneten Figuren in den friſcheſten Farben. Und nirgends verunziert ein einziger Kirchenſtand das majeſtätiſche Gotteshaus; man ſetzt ſich auf Rohrſtühle, die gewöhnlich aufgeſchichtet in einer Ecke ſtehen und nach Belieben des Begehrenden um einen Pfennig dahin und dorthin getragen werden. Ich übergehe die vielen Altäre und Denkmäler an den Seiten und die Kapellen mit ihren Bildſäulen und Gemälden, welche hier keineswegs, wie ſo oft in andern Kirchen, den Blick verwirren, weil ſie vor der Großartigkeit des Baues im Geſammtüberblick völlig verſchwinden. Einer einzigen kunſtreichen Figur ſei mit einigen Worten gedacht, einer Figur von widerlichem Eindruck, die aber gerade das meiſte Publikum aus der Volksklaſſe anlockt, weil ſich an ſie willkürlich der Mythus heftete. Ein abgeſchundener Mann, die Haut über die Schulter geſchlagen, ſtellt ſie den heiligen Bartholomäus dar. Das Volk aber behauptet, es ſei der Baumeiſter des Domes. Dieſer habe nach Vollendung desſelben erklärt, er wolle in einer andern Stadt eine Kirche bauen, gegen welche dieſe ein bloſer Steinhaufen ſei. Dies zu verhindern, habe eine Prinzeſſin ihn ſchinden laſſen; aber ſelbſt in den Momenten des höchſten Schmerzes habe er noch ſo viel Kraft gehabt, die Prinzeſſin zu verzaubern, und allnächtlich gehe ſie um in der Kirche. So erzählte mir gläubig ein Unteroffizier aus Lemberg mit der Verſicherung, daß man überall in Mailand alſo berichte. Es war ſonſt ein wißbegieriger Mann, der ſich aus meinem

Wegweiser eifrig nach den Einzelheiten der Kirche erkundigte und auf der Spitze der Pyramide das Ganze überschauend nicht ohne Rührung ausrief: Ja man sieht wohl, mit jenem Manne war Gottes Kraft; für Menschenkraft allein war dieser Bau unmöglich!

Steigen wir nun vom rechten Kreuzbau aus auf das Dach der Kirche, von welchem die Aus- und Umsicht als eine Hauptmerkwürdigkeit von Mailand weit und breit gerühmt wird. Nichts ist überraschender, nichts außerordentlicher als dieser Anblick. Man kann auf dem ganzen Marmordache aufs bequemste hin und her spazieren; denn seine drei terrassenartig übereinanderstehenden Stockwerke sind mit hohen Gallerien umgeben und jede einzelne Terrasse steigt ganz allmählich an. Jeder äußere Kirchenpfeiler verläuft sich in ein schlankes gothisches Thürmchen, welches als Träger einer schönen Statue emporragt; dies wiederholt sich beim zweiten und dritten Stockwerke, so daß man in einem Walde steinerner Thürmchen wandelt. Die Thürmchen aber sind vom obern bis zum untern Stockwerke des Daches wieder durch herabspringende zierlich ausgehauene Bögen verbunden, natürlich Alles von weißem Marmor. Denn am ganzen Dome ist weder Holz noch Metall, bis auf die vergoldete kupferne Maria auf der Spitze der Pyramide, die als äußere Umgebung einer Kuppel sich bis zu einer Höhe von 386 Fuß emporthürmt. Diese Pyramide nehmlich steht frei auf dem Gewölbe der Kirche und verläuft gleichfalls in ein Thürmchen, welches, dicker als die andern, dieselben weit überragt, und mit einer schönen Wendeltreppe versehen bequem zu ersteigen ist, von seinem obersten Kranze aus aber das seltsamste und zugleich wunderbarste Panorama bietet.

Unter dir unmittelbar im Vordergrunde die Hunderte von Thürmchen und Statuen, welche auf ſchlanke Spitzen geſtellt gleichſam frei am Himmel ſchweben; dann in weitem Kreiſe ringsum die große Stadt, die trotz ihrer im Ganzen engen Bauart einen viel weitern Raum einnimmt, als die beträchtliche Zahl von 175,000 Bewohnern vermuthen läßt. Denn ihre 71 Kirchen, ihre zahlreichen Paläſte und Kaſernen und ſonſtigen öffentlichen Gebäude erweitern anſehnlich deren Umfang; hinter der Stadt nun ringsum die ungeheure grüne baumreiche lombardiſche Ebene mit ihren Flüſſen und Kanälen, mit ihren Städtchen, Landhäuſern und Dörfern, und das Panorama einerſeits in großem Halbkreis von den hochgethürmten Alpen, andererſeits theilweiſe von den niedrigern Apenninen geſchloſſen. Niemals habe ich ein ſo prachtvolles Schauſpiel geſehen, als an dieſem klaren Morgen die majeſtätiſche Gebirgskette der Alpen bot, die in einer Ausdehnung von gewiß 50 Meilen vor meinen ſtaunenden Augen ſtand. Alle jene koloſſalen Maſſen, mit deren Namen ſich von Jugend auf das Gedächtniß, mit deren Bildern ſich die ſehnende Phantaſie zu ſchaffen machte, lagen wie auf einer Relieſkarte vor mir hingelagert, von den penniniſchen bis zu den karniſchen Alpen, eine einzige Rieſenwand, aus welcher entweder zackenähnlich die Gipfel hinter andern vorgeſchobenen Höhen heraus ragten, oder vorangerückt ein ganzer maſſiger Gebirgsſtock gelagert war. Der ſpitzige Montblanc eröffnet die Reihe, ihm folgt Bernhard, Matterhorn und die Hochgebirgskette von Wallis; in mächtiger Breite vor den andern herausgetreten der gletſcherreiche, ſchneeweiße, wellenförmig aufſteigende Monte Roſa; ſchüchtern lugen neben dem ſteil anſtrebenden

Finſteraarhorn die Silberhörner der Jungfrau ſammt den Spitzen der Vieſcherhörner und des Mönchs hervor; es folgt St. Gotthard, Bernhardin, Splügen, Ortles und die Maſſe der tyroler Ferner, bis ſich am Ende der Blick ins Unbeſtimmte verliert und Berg und Himmel nicht weiter zu unterſcheiden vermag. Auch dieſe wundervolle Anſicht der Alpenketten verdankten wir des Glückes beſonderer Gunſt. Denn als ich am letzten Tage unſeres Aufenthaltes, den ſilberhäuptigen Rieſen noch einen Abſchiedsgruß zu ſagen, das zweite Mal das Dach beſtieg, waren ſie alle hinter Dunſt und Nebel bis auf die letzte Spur verſchwunden.

Und gleichwohl, wenn man nach ſolchem Hochgenuß der großartigſten Naturſchönheiten wieder herabſteigt in das magiſche Halbdunkel des Domes, die religiöſe Stimmung wird nicht im mindeſten ſchwächer, als vordem; es iſt wie eine Einkehr aus der Zerſtreuung in die eigne Bruſt, wie eine Frage, die der Menſch nach einem in der Geſellſchaft durchlebten Tage in der Abendſtille an ſein Herz ſtellt. Jeden freien Moment benützten wir, um immer wieder von neuem das Bild dieſes erhabenen Gebäudes in uns einzuſaugen und möglichſt im Geiſte zu befeſtigen. Am Sonntage vollends ſind wir faſt gar nicht wieder herausgekommen: Vormittags hörten wir eine Predigt an, von der wir freilich nicht viel verſtanden; Nachmittags waren im Dome wie in andern Kirchen zu beiden Seiten längs des ganzen Schiffes blaue Tücher, verſchiedene kammerartige Abtheilungen bildend, ausgeſpannt, hinter welchen auf der einen Seite Knaben, auf der andern Mädchen, jede Abtheilung von einem beſondern Lehrer, unterrichtet wurden. Natürlich hörte man in der einen Abtheilung durch das Tuch,

was in der andern verhandelt wurde; die Lehrer schrieen, die Jugend lärmte, die Besucher der Kirche guckten zwischen den Tüchern hinein und störten den Unterricht; es war ein gräulicher Spektakel. Dagegen ergab sich Abends Gelegenheit, von einer Loge aus unmittelbar vor dem Hochaltar einem Gottesdienste beizuwohnen, der etwas wahrhaft Erhebendes hatte. Es war der Vorabend von Mariä Geburt. Der Erzbischof selbst, begleitet von einem großen Gefolge, leitete die heilige Handlung. Unter uns hier der hell erleuchtete Altar, dort im Halbdunkel die Menge, hinter ihr die 6 Säulenreihen des Kreuzbaues, dann das lange Schiff beleuchtet von den durch das bunte Farbenspiel der Fenster gebrochenen Abendstrahlen; von oben herab tönend der Gesang zweier Chöre, die zu beiden Seiten des Hochaltars auf den Gallerien zweier einander gegenüberstehender Orgeln vertheilt waren, und von beiden zusammengestimmten Orgeln zugleich begleitet wurden. Das war mehr als jede Instrumentalmusik, die im mailänder Dom mit vollem Rechte verschmäht ist. Das Rauschen und Wogen der gewaltigen Orgeltöne, gehoben durch kräftige und sonore Menschenstimmen, am Abend, in dieser Kirche, — fürwahr Ohr und Auge vergaß, daß es noch auf Erden weilte, und in mir kaltem Protestanten triumphirte der mächtig anregende katholische Kultus.

Doch ich vergesse am Ende bei meinen Gefühlsergüssen über den Dom das übrige Mailand. Und in dieser Stadt kann man nicht sagen wie etwa in Ulm oder Freiburg, wer den Dom gesehen habe, brauche sich sonst nicht weiter zu bemühen. Alle italienischen Städte haben einen Ueberfluß an schönen Kirchen, und so zählt denn das reiche Mai-

land deren eine Menge, von denen jede als Hauptkirche einer deutschen Stadt zu gepriesener Zierde gereichte.

Meine Frau hat ohnehin eine große Neigung zum Kirchenbesuche; in die schlechteste Kapelle will sie ein wenig hineinschauen; wie schwamm sie nun hier in ihrem Elemente! Mit dem Plane in der Hand zogen wir meist von einer Kirche zur andern, und nahmen aus allen den Eindruck des Geschmackvollen und Prächtigen mit. Was ist aller Glanz der neuen münchener Kirchen gegen diese verschwenderische Fülle von Marmor, Gold und Edelsteinen! Und doch kann man sie wieder nicht überladen nennen, oder vielmehr, es hat sich das Auge durch häufiges Anschauen allmählich der Vorliebe für unsere protestantischen nackten Wände entwöhnt, und der Geschmack in Einklang versetzt mit der Idee, welche das Herrlichste und Kostbarste im Tempel vereinigt Gott zum Opfer bringt. In der Pracht der Gotteshäuser liegt zugleich ein versöhnendes Element für die Armuth. Der Bettler hat auf diese Marmorhallen, diese Bilder, diese Statuen, diese Kunstarbeiten von Gold und Edelsteinen dasselbe Anrecht wie der Reiche. Und was man immer gegen die Sinnlichkeit in religiösen Dingen sagen mag, auch der Anblick einer Fülle der Schönheit und des Reichthums hebt das Gemüth hinaus über die drückenden Sorgen des Erdenlebens zur Andacht. Die Kunst selbst enthält in sich eine Weihe und Erhebung, im besten Stoffe dargestellt aber erscheint sie wie in einem ehrwürdigen Festgewande. Wir vernehmen oft wunderliche Urtheile von den Besuchern Münchens über die Basilika, die Ludwigskirche, die Allerheiligen-Kapelle. Sie sollen kalt lassen, den kirchlichen Charakter entbehren, Bildersälen gleichen. Es ist ein

wahres Element in diesen Behauptungen. So viel nehmlich auch die neue Malerei sich anstrengt, sie kann weder die naive Innigkeit und Frömmigkeit noch den hohen Stil der alten erreichen. Es fehlt ihren Marien- und Heiligenbildern jener höhere göttliche Liebreiz, ihren Christusköpfen das Wesen eines Gottmenschen. Darum regen die münchener Kirchenbilder oft mehr den Kunstsinn an als die Andacht, sie gefallen wie profane Gemälde. In Italien aber reden Wände, Altäre, Decken vernehmlich von den Segnungen der christlichen Kirche. Ferner mag auch der gleißende Schein des Stukmarmors dem ächten im Eindruck nachstehen. Drittens ist z. B. die Ludwigskirche weder an Größe noch an Fülle und Solidität des Schmucks im entferntesten mit der mailänder Kirche San Alessandro, der sie ähnelt, zu vergleichen. Wer aber die ernste Würde einer Basilika kennen lernen will, der betrachte dort die schon i. J. 387 erbaute Kirche des h. Ambrosius. In dieser weht bei aller Pracht uns der Geist des Zeitalters, das die Basiliken baute, in seiner weltentsagenden klösterlichen Strenge an. Endlich ist ja überhaupt die Kunst in München ein aufgepfropftes Reis, das noch mit Widerstreben Blätter treibt, in Italien aber ist sie als lustiger Baum urkräftig aus eigenen Wurzeln emporgewachsen. Und so machen die Kirchen S. Ambrogio, S. Vittore Grande, S. Alessandro, Maria bei S. Celso, obwohl viel reicher mit Gemälden, Statuen, Vergoldung, Edelsteinen, Marmorsäulen und Altären ausgestattet, doch einen erhabenern, kirchlichern Eindruck.

Es ist Sitte der Fremden, auch derjenigen, welche zu Hause das ganze Jahr kein Gemälde anschauen, auf die Bilderjagd zu gehen. In Italien vollends rennt alles nach Bil-

dern. Wir beide machen nun zwar auf den ſtolzen Namen Kunſtkenner nicht den geringſten Anſpruch, aber bei alledem lieben wir den Opiumrauſch der Gallerien, und haben uns auf allen Reiſen redlich geplagt, die Unterſchiede der Kunſtſchulen zu entdecken und die wichtigſten Stücke im Gedächtniſſe zu fixiren. Wenn wir dann müde und matt herausgekommen waren und uns Rechenſchaft geben wollten über das Gelernte, ſo wußten wir nicht mehr was wir geſehen, und ſo begannen wir am andern Tage von Neuem den Stein des Siſyphus zu wälzen. So thaten wir auch in Mailand unſere Schuldigkeit im Schweiße des Angeſichts. In jeder Kirche ſahen wir die rußigſten Altäre am meiſten an, weil vielleicht gerade ſie ein berühmtes Bild eines alten Meiſters bargen. Es iſt in Mailand eine weltberühmte Gallerie in einem prachtvollen Palaſte, die Brera genannt, der außerdem noch andere Sammlungen, z. B. ein Münzkabinet und eine große Bibliothek, enthält. Das Beſchauen dieſer Gallerie war uns aber gehörig verdorben. Denn die herrlichen alten Gemälde von Guido Reni, Dominichino, Palma, Giorgione, Francia, Tizian, Luini, Guercino, Paul Veroneſe, ſammt den großen Fresken von Luini, Ferrari, Lazzari waren großentheils verſtellt und verdeckt durch die neuen Werke der Kunſtausſtellung, zu welcher die Räume der Gallerie benützt wurden. Es waren ſehr ſchöne Bilder unter den neuen und alle Säle gefüllt von Schauluſtigen; wir aber ärgerten uns gleichwohl und ſuchten unſern Alterthümlertrieb zu befriedigen ſo gut es eben möglich war, und zwiſchen den grünen Tüchern hinein in das verſchloſſene Paradies zu ſchauen. Und als die Einheimiſchen durch die Glocke des Cuſtoden vertrieben wurden, documentirten

wir uns durch unser Stammeln hinlänglich als Fremde, und erhielten so die Vergünstigung längeren Aufenthalts.

Von der Brera schlenderten wir hinaus zum Besuche des Friedensbogens, eines der schönsten Thore der Welt, durch welches aber Niemand einfährt. Im Jahre 1806 im Auftrage des Stadtraths zur Feier der Hochzeit des Vizekönigs Eugen Beauharnais entworfen, zur Feier der Siege Napoleons am Schlußpunkte der Simplonstraße begonnen, wurde es zur Verherrlichung der Triumphe über Napoleon ausgeführt und im Jahre 1838 vollendet. Es ist ein Triumphbogen aus weißem Marmor mit drei Eingängen, und kostete 4½ Millionen Zwanziger, wovon 3 Mill. die österreichische Regierung beisteuerte, ein Luxus, den sie jetzt wahrscheinlich auch unterlassen würde. Dafür weiht den Friedensbogen auch laut einer der Inschriften Longobardia felix Francisco perpetuae. faustitatis parenti. Auf seiner Plattform steht die Friedensgöttin auf einem von sechs Rossen gezogenen Wagen, in jeder Ecke eine Victoria zu Roß, lauter kolossale Erzfiguren. Ich unterlasse es, die Statuen und Reliefs zu beschreiben, welche die Seitenwände schmücken. Auch der Wiener Congreß und die Stiftung der heiligen Allianee haben natürlich ihre Stelle gefunden. Schade nur, daß die Geschichte mit jenem Siegesjubel so wenig mehr harmoniren will.

Verzeihen Sie, meine Leser, aber ich kann es nicht vermeiden, Sie müssen in Mailand schon noch einige Augenblicke mit mir auf der Straße der Kunst wandern. Und wenn ich Ihnen den Weg nicht durch Trauben und Feigen versüßen, oder durch Schinken, Wurst und Käse pikant machen kann, was bei uns beiden auf jeden Hauptkunstgenuß

ein liebliches Nachspiel bildete, so leiden Sie dafür auch nicht an der unerträglichen Sonnenhitze, die uns auf der Rückkehr über den großen Exercierplatz niederdrücken wollte. Neben der schönen Kirche Maria della Grazia steht eine Reitercaserne, ein ehemaliges Dominicanerkloster. Noch tragen seine Kreuzgänge so manche Spuren zerstörter Fresken; der Speisesaal der Mönche aber diente eine Zeit lang zum Pferdestall. Jetzt ist er leer und wohlverschlossen, und wahrscheinlich nähren die Trinkgelder der Fremden allein seinen Aufseher. Denn die eine seiner schmalen Wände enthält ein hochberühmtes Frescogemälde, das wohlbekannte Abendmahl von Leonardo da Vinci, von welchem Oelcopien und Kupferstiche zu Tausenden die Kirchen und Familienzimmer zieren. Freilich es sind nur noch Spuren seiner früheren Schönheit am Originale vorhanden; so sehr hat namentlich auf der rechten Seite, wo die Fenster entfernter sind, der Pferdedunst die Farben verbleicht und durch Flecken verdorben; aber bei alledem ist der Eindruck dieses Bildes noch ein bewältigender, von keiner Copie erreichbarer. Der Ausdruck des göttlichen Meisters namentlich hat etwas dergestalt bezauberndes, daß man von heiligem Schauer durchweht den Blick nicht zu wenden vermag.

Obwohl wir in Mailand nur fünf Tage verweilten, so schmeicheln wir uns doch so viel gesehen zu haben, als mancher bequemere Reisende in 14 Tagen. Von 7 Uhr Morgens bis 8 Uhr Abends waren wir in Bewegung; die zum Ruhen nöthigen Viertelstunden brachten wir meist in den Kirchen zu. Da saßen wir ganz ruhig wie Andächtige und prägten uns dabei die Art des Baues und Schmuckwerks ein; dann gingen wir weiter, bis wir in einer an-

dern Kirche auf dieſelbe Weiſe uns erholen konnten. Oder wir tranken ſchnell eine Halbe ſchwarzen Wein, wie man in Italien ſagt, in der erſten beſten ſchmutzigen Wirthſchaft, unſere Trauben, Feigen und Schinken aber verzehrten wir im Gehen. So haben wir die meiſten Straßen des großen Mailand mehrere Male durchwandert und uns an den ſchmucken, ſtolzen Häuſern und dem bewegten Leben erfreut. Beſonders Abends thun die verſchwenderiſch beleuchteten Kaffeehäuſer, die ſchimmernden Läden, die offenen Handwerksſtuben mit ihren fleißigen Geſellen eine märchenhafte Wirkung. Mich wundert, daß die Italiener nicht auf die Genremalerei verfallen ſind; jeder Einblick in ſo eine Handwerksbude bei nächtlicher Beleuchtung müßte Stoff zu einem Bilde geben. Dazu war es doch erſt Anfang September, und alles arbeitete bei Licht, ein ſprechender Beweis, daß die gewöhnlichen Anſichten über Trägheit der Bewohner wenigſtens für Oberitalien keine Geltung haben. Was mich aber unangenehm berührte, war die völlige Nichtbeachtung des Sonntags von Seiten der Marktleute. Zwar die Läden waren geſchloſſen, aber die Gemüſehändlerinnen auf der Straße mit ihrer Wage (denn in Italien wird Obſt, Gemüſe, Kartoffeln, kurz alles gewogen) in voller Thätigkeit, und die Obſtverkäufer vollführten ein ohrenzerreißendes Geſchrei wie an Werktagen. Nirgends ſchreien dieſe Leute mit ſo durchdringendem und ſo häßlichem Tone als in Italien, in Venedig allerdings noch abſcheulicher als in Mailand. So auf immerwährender Wanderung begriffen, können wir uns denn rühmen, die größte Merkwürdigkeit von Mailand, die Stadt ſelbſt, Häuſer und Menſchen, wohl betrachtet zu haben. Die Tracht der Frauen hat hier et-

was sehr Malerisches. Sie gehen zumeist schwarz, die höhern Stände freilich auch mit den häßlichen französischen Hüten entstellt, die andern aber baarhaupt und das Haar mit einem schwarzen Schleier bedeckt, der leicht den Rücken herniederwallt. Der schwarze Schleier fehlte nicht einmal bei den baarfüßigen Bettlerinnen. Die Landmädchen tragen im Haare mächtig lange silberne Nadeln mit großen Knöpfen, die das Hinterhaupt rings umgeben wie ein Strahlenkranz.

Zuweilen überließen wir uns bei unsern Entdeckungsreisen dem Zufall; da erregte es außerordentliche Freude, wenn man unvermuthet eine Entdeckung macht. So befanden wir uns z. B. plötzlich vor den 16 hohen korinthischen Säulen, die mit Klammern befestigt und zusammengehalten, als einer der wenigen Ueberreste der großen Römerzeit einsam vor der Kirche S. Lorenzo stehen. Es war das erste Denkmal römischer Kunst, welches wir jemals an Ort und Stelle gesehen hatten; darum fühlten wir uns von den riesigen rothbraunen Säulen ungewöhnlich bewegt und ergriffen. So kamen wir auch durch Zufall an die runde Karlskirche, die in meinem Wegweiser abgebildet war, und an die glänzend beleuchtete Glasgasse mit ihren herrlichen Läden, in der eine wogende Fluth elegant gekleideter Spaziergänger auf- und abpromenirten. Wenn uns dagegen ein langes vergebliches Suchen ungeduldig machte, wie die ziemlich versteckt liegende Ambrosianische Bibliothek, nun so stellten wir doch leicht durch ein Pfund süßer Trauben wieder die gute Stimmung her.

Diese berühmte Ambrosiana, eine der manuscriptenreichsten Bibliotheken Italiens, enthält neben vielen biblio-

graphiſchen Seltenheiten auch eine Menge guter Kunſtwerke der Plaſtik und Malerei und eine Sammlung von Handzeichnungen berühmter Meiſter. Der Cuſtode, welcher unſere Kunſtgier bemerken mochte, rieth uns den Beſuch des königlichen Palaſtes an, die berühmten Fresken von Appiani zu ſehen, welche Napoleon habe malen laſſen. Es iſt ein Bau wenig unter der Größe der münchener Reſidenz, geſchmackvoll und geräumig; weil er aber dem Dome gerade gegenüberſteht, erſcheint er kleinlich. Die innere Einrichtung iſt reich und königlich, jene Deckengemälde aber verdienen allein ſchon, daß man ſich die Mühe eines Beſuches nicht reuen laſſe. Appiani hat wirklich etwas vom Charakter eines Raphael in ſeinen einfach großen Compoſitionen. Beſonders aber intereſſiren auch die dargeſtellten Gegenſtände. Eines jener Gemälde z. B. zeigte Napoleon als Jupiter thronend; ringsum bieten Gottheiten ihm Kronen dar; an den vier Seiten die allegoriſchen Geſtalten der 4 Erdtheile; ein anderes weiſt Napoleons Vermählung mit Marie Luiſe als weltbeglückend nach u. ſ. w. Ich bin ſonſt kein Freund von Deckengemälden, weil man Gefahr läuft, bei deren Betrachtung den Hals abzubrechen; aber dieſe Darſtellungen des größten Mannes unſers Jahrhunderts gerade auf dem Gipfelpunkte ſeiner höchſten Macht und Ehre befriedigten mich in hohem Grade.

Dagegen würde ich Niemandem beſonders rathen, das Scalatheater zu beſehen, wenn nicht geſpielt wird. Geſpielt wird aber nur im Winter. Mailand hat 8 Theater, und außer dieſen noch ein modernes für Wettrennen, Reiterkünſte u. ſ. w. beſtimmtes Amphitheater, welches 30000

Menſchen faßt. Gegenwärtig vertraten die Stelle der Volksſpiele in dieſem Kanonen und Pulverwagen.

Noch will ich zum Schluß meiner Beſchreibung Mailands großen Spitals gedenken. Es iſt ein viereckiges Gebäude aus glattgeſchliffenen, genau aneinander gepaßten Backſteinen, ohne Anſtrich, verziert mit Reliefs, Arabesken und Büſten. Die Fronte zählt 68 Fenſter in einer Reihe. Der ungeheure Hof iſt rings umgeben von Hallen, deren Bögen auf jeder Seite von 20 joniſchen Säulen getragen werden. Alles ſo geräumig, ſo reinlich, ſo luftig, man fühlt ſo zu ſagen den wohlthätigen Hauch der Geneſung, der durch die großartige Anſtalt weht. Die Zahl der armen Kranken, welche hier unentgeltliche Verpflegung finden, beläuft ſich täglich im Durchſchnitt auf 1400. Alle zwei Jahre werden am Feſte Mariä Verkündigung die Bildniſſe der Wohlthäter der Anſtalt dem Publikum zur Schau geſtellt. Um in Lebensgröße abgebildet zu werden, muß man mindeſtens 100000 Lire (die Lira hat 16 Xr.) geſchenkt haben; und da die Zahl ſolcher Bilder 162 beträgt, ſo machen ſchon dieſe Schenkungen allein zum mindeſten Betrag einen Fond von 16,200000 Lire.

Platens Verſe, in welchen er über die „nebelreiche Lombardie“ klagt, waren uns während der heitern heißen Tage unſers mailänder Aufenthaltes ziemlich oft wie ein Räthſel durch den Kopf geſchwirrt. Der Morgen unſerer Abreiſe gab deſſen Auflöſung. Denn als wir Morgens 5 Uhr mit Mantel, Reiſeſack und Regenſchirm, den zwei edlen Touriſten Eiſele und Beiſele gleich, vom Gaſthauſe nach dem Bureau der Diligence wanderten, ſchlug uns ein ſo naßkalter Regen ins Geſicht, daß wir uns eher in Mün-

chen als in Italien zu befinden wähnten. Schlechtes Wetter verdirbt die Stimmung für Abenteuer und macht ängstlich und mißlaunig. Unsere Oeconomie, vermöge deren wir das Gepäck eigenhändig zu tragen pflegen, wäre uns diesmal fast theuer zu stehen gekommen. Auf dem Wege nach dem vermeintlichen Bureau kam uns eine andere Reisegesellschaft nach mit dem Hausknecht an der Spitze, von der wir wußten, daß sie dasselbe Ziel habe. Wir gingen ihr nach, aber sie schritt immer weiter und weiter; und weil das Lokal, wo ich gestern uns hatte einschreiben lassen, schon längst vorüber war, so wandten wir wieder um. Ei dort vorne steigen sie ja schon in die Diligence ein, rufe ich, und stimme einen Hundstrapp an. Luise keucht mir nach, und bald sitzen wir auch glücklich im Wagen. Es währt eine gute Weile, daß der Omnibus stille hält. Endlich frage ich, ob denn diese Diligence doch für die Route nach Brescia bestimmt sei. Nein nach Varese, entgegnet es ganz gelassen von allen Seiten, — das wäre nach dem Lago maggiore gewesen, also gerade die entgegengesetzte Richtung. Ich behaupte allen Physiologen zum Trotze, daß der Schrecken nur lähmt, wenn man viel Zeit übrig hat: uns machte er Beine. Wie besessen renne ich ins Bureau und frage nach unserm Omnibus; denn der Mann hatte uns ja gestern hierherbestellt. Nun aber galts nicht viel Federlesen: der Bureausecretair mit dem Reisesack voran, wir nach durch allerlei Winkel und durch die Glasgasse, eilig, eilig. Endlich erreichen wir noch glücklich den Abfahrtsplatz, wo man bereits lange nach uns gefragt hatte. Die Sache war diese. Die Gesellschaft hat zwei Bureaus zum Einschreiben, aber nur eines zum Abfahren, und der Bedienstete hatte mich

an das seinige bestellt, vermuthlich um uns an das andere zu geleiten, weil er uns den Weg mit Worten doch nicht begreiflich machen konnte. Die Einrichtung dieser Fahrgelegenheit übrigens ist vortrefflich. Man besteigt in Mailand die geräumige trefflich gepolsterte Diligence, fährt dann mit der Eisenbahn bis Treviglio, und begiebt sich von da gleich wieder in seinen vorigen Wagen, der mit demselben Bahnzuge befördert worden ist. So fährt man, wenn man will, mit einem Male nach Verona und von da mit der Eisenbahn sogleich nach Venedig, so daß man in letzterer Stadt von Mailand aus binnen 24 Stunden eintreffen kann. Wir indeß wollten Station machen in Brescia.

Ich hatte mir noch in Mailand von der Landschaft zwischen da und Venedig eine ganz verkehrte Vorstellung gemacht, weil ich keine Landkarte genauer angesehen hatte. Da ich wußte, die Lombardie sei eine große Ebene, so hatte ich mich schon vorbereitet auf eine gemüthliche Langeweile, von der auch die üppigste Fruchtbarkeit hügellose Gegenden nicht völlig befreien kann. Nun sind die Landstraßen noch dazu völlig geradlinig, und zu beiden Seiten an den breiten Canälen wehrt nicht selten hohes Buschwerk jegliche Aussicht. Auch war der Himmel in einförmiges Grau gekleidet und seine Feuchtigkeit träufelte herab in feinem Nebelregen. Wir beide hatten ein recht trautes Plätzchen, ein Coupé am Ende des Wagens, aber eben ganz allein; Auge und Ohr schienen heute Ferien zu haben.

Indeß bei Bergamo bereits ergab sich eine angenehm überraschende Veränderung. Diese schöne Stadt von 30000 Einwohnern ist unmittelbar am Fuße der Alpen terrassenförmig auf mehreren Hügeln hinangebaut, die höchste

Höhe mit einer Citadelle gekrönt. Wir bedauerten nur, daß wir genöthigt waren an diesen Höhen vorüber zu eilen; die Aussicht wäre gewiß prachtvoll gewesen, zumal auch das Wetter sich besserte. Von Bergamo aber bis Venedig schwindet das Gebirg nicht nur nirgends aus dem Gesichtskreise, sondern es begleitet die Straße fortwährend zur Linken in unmittelbarer Nähe, und zur Rechten allein dehnt sich unabsehlich die grüne, baumübersäete, reis- und maisstragende, rebenübersponnene lombardische Ebene hin. Ich wüßte kein besonderes Abenteuer von dieser Tagfahrt zu berichten, außer etwa daß mehrere Stunden lang ein Proletarier, den Luisens menschenfreundlicher Communismus auf seinem Posten schützte, hinten auf dem Wagen stand uns jeden Blick ins Freie unmöglich machte, während er uns zum Schlage herein seinen kaiserlichen Tabakrauch fort und fort ins Gesicht blies.

Gegen 4 Uhr erreichten wir Brescia, unser heutiges Reiseziel. Die Stadt, theilweise etwas winklig, in andern Theilen prächtig und von breiten, geradlinigen Straßen durchzogen, enthält eine Bevölkerung von 35000 Einwohnern, die heute alle auf den Beinen zu sein schienen. Es war ja Mariä Geburt, ein hohes Fest; eine Straße, die zu einer der Hauptkirchen führte, stand voll von kleinen Buden und wogte von Menschen, wie bei uns auf den Kirchweihen. Dazu war jene Kirche äußerlich und innerlich prächtig aufgeputzt; Schiff und Altäre funkelten in Lichtglanz gleich einem Weihnachtsbaum, und die Säulen waren nach allgemeiner italienischer Mode mit rothem Zeug überzogen. Es ist das eine sonderbare, höchst geschmacklose Gewohnheit, die ich aber durchweg in Italien herrschend

fand, daß sie an Festen ihre schönsten Tempel durch diese häßlichen carminrothen Tücher entstellen, mit denen sie deren Säulen ihrer ganzen Höhe nach umkleiden. In Brescia, wo uns gleich vor der Einfahrt noch viele durchschossene und halbverbrannte Häuser die jüngste Vergangenheit unmittelbar vor die Seele führten, wo die lieblichen Rebenhügel hoch oben ein mächtiges Zwinguri tragen, wo der bekannte Feldherr durch sein Verfahren jenen eben nicht schmeichelhaften Beinamen erhielt, wollten uns diese Säulenüberzüge selbst wie mit Blut gefärbt bedünken. Die Phantasie ist eine geschäftige Lügnerin. Schien doch der schwarzgraue Himmel, den die Strahlen der sinkenden Sonne nur noch schwärzer färbten, über die grünenden prachtvollen Höhen wie ein Bahrtuch gelagert; wähnten wir die Stadt doch traurig, öde und ausgestorben, während ihre Bewohner theils auf einer andern Seite beim Kirchenfeste, theils an einem der Wälle beim Ballspiele versammelt waren. Eine merkwürdige Ueberraschung! Dort erhob sich eine wahre Mauer von Köpfen im Halbkreise um 4 Ballschläger, die auf mindestens 150 Schritte Entfernung ihre Springbälle zu ungeheurer Höhe mit so genauer Berechnung schlugen, daß sie den Gegenüberstehenden zum Auffangen vollkommen genau zuflogen. Jubelnder Beifallssturm der Menge folgte auf jeden geschickten Ballschlag. Ein höchst einfaches improvisirtes Volksfest ohne Bier und Würste, ohne Wirthschaftsbuden und Katzenjammer. Mit der Dämmerung stellten die vier Künstler ihre Uebungen ein und die Bevölkerung schlenderte langsam heim durch die Straßen. Wie sind doch die Italiener so liebenswürdig in ihrer Genügsamkeit; so munter und rege, auch ohne materielle Genüsse!

Höhe mit einer Citadelle gekrönt. Wir be[illegible] daß wir genöthigt waren an dieser Hö[illegible] eilen; die Aussicht wäre gewiß prachtvo[illegible] auch das Wetter sich besserte. Von Venedig schwindet das Gebirg nicht Gesichtskreise, sondern es begleit[illegible] zur Linken in unmittelbarer N[illegible] dehnt sich unabsehlich die gr[illegible] meistragende, rebenüberse[illegible] Ich wüßte kein besonde[illegible] zu berichten, außer d[illegible] Proletariet, den Lu[illegible] auf seinem Poste[illegible] und jeden Bli[illegible] uns zum Ge[illegible] und fort i[illegible]

[illegible] an Früchten ihre köstlichen Labsale durch diese [illegible] [illegible] [illegible]

...ren. Ein Kutschenthürchen, das sich nicht zumachen ...schon Manchem die Fahrt verdorben, ein Regen- ...nicht einschnappt, den Spaziergang, eine Cigarre ...Deckblatte die Abendgesellschaft. Aber ärger ...auf Reisen eine Uhr, die beständig stille ...bereits war die meinige völlig stöckisch ...sich nicht mehr zum Gehen bringen ...ise. Welche Noth nun, wenn wir ...In Brescia stand auf meinem ...Morgens 2½ Uhr. So blieb ...te der ohnehin kurzen Nacht ...ht zu überhören, die ge- ...nt war; denn auf das ...schaft mag ich mich niemals ...ve ich mich diese Nacht über meine Sack- ...ert und über das leise Schlagen der Thurmuhr ...azu! während bisher mich die Glocken mehr als zur Ge- nüge umbimmelt hatten, da die italienischen Uhren häufig die Stunden bei jedem Viertel repetiren. Nun langte obendrein der Wagen nicht vor 3½ Uhr von Mailand an und fuhr erst nach 4 Uhr; da kam noch der dritte Aerger, daß wir für zwei winzige Tassen Caffee 36 Kr. zahlen mußten, indeß die schon Abends berichtigte übrige Rech- nung äußerst billig gewesen war.

Der anfangs neblige Himmel heiterte sich gegen 7 Uhr auf, und in zauberhafter Beleuchtung lag bald nachher zu unserer Linken der Gardasee, an dessen flachem südlichem Ufer wir volle 3 Stunden lang hinfuhren. Ein wunder- voller Reiz, wie seine grüne Fläche nun keck an die Straße herantritt, nun wieder schüchtern durch wohlangebaute Land-

Höhe mit einer Citadelle gekrönt. Wir bedauerten nur, daß wir genöthigt waren an diesen Höhen vorüber zu eilen; die Aussicht wäre gewiß prachtvoll gewesen, zumal auch das Wetter sich besserte. Von Bergamo aber bis Venedig schwindet das Gebirg nicht nur nirgends aus dem Gesichtskreise, sondern es begleitet die Straße fortwährend zur Linken in unmittelbarer Nähe, und zur Rechten allein dehnt sich unabsehlich die grüne, baumübersäete, reis- und maistragende, rebenübersponnene lombardische Ebene hin. Ich wüßte kein besonderes Abenteuer von dieser Tagfahrt zu berichten, außer etwa daß mehrere Stunden lang ein Proletariet, den Luisens menschenfreundlicher Communismus auf seinem Posten schützte, hinten auf dem Wagen stand und jeden Blick ins Freie unmöglich machte, während er uns zum Schlage herein seinen kaiserlichen Tabakrauch fort und fort ins Gesicht blies.

Gegen 4 Uhr erreichten wir Brescia, unser heutiges Reiseziel. Die Stadt, theilweise etwas winklig, in andern Theilen prächtig und von breiten, geradlinigen Straßen durchzogen, enthält eine Bevölkerung von 35000 Einwohnern, die heute alle auf den Beinen zu sein schienen. Es war ja Mariä Geburt, ein hohes Fest; eine Straße, die zu einer der Hauptkirchen führte, stand voll von kleinen Buden und wogte von Menschen, wie bei uns auf den Kirchweihen. Dazu war jene Kirche äußerlich und innerlich prächtig aufgeputzt; Schiff und Altäre funkelten in Lichtglanz gleich einem Weihnachtsbaum, und die Säulen waren nach allgemeiner italienischer Mode mit rothem Zeug überzogen. Es ist das eine sonderbare, höchst geschmacklose Gewohnheit, die ich aber durchweg in Italien herrschend

fänd, daß ſie an Feſten ihre ſchönſten Tempel durch dieſe häßlichen carminrothen Tücher entſtellen, mit denen ſie deren Säulen ihrer ganzen Höhe nach umkleiden. In Breſcia, wo uns gleich vor der Einfahrt noch viele durchſchoſſene und halbverbrannte Häuſer die jüngſte Vergangenheit unmittelbar vor die Seele führten, wo die lieblichen Rebenhügel hoch oben ein mächtiges Zwinguri tragen, wo der bekannte Feldherr durch ſein Verfahren jenen eben nicht ſchmeichelhaften Beinamen erhielt, wollten uns dieſe Säulenüberzüge ſelbſt wie mit Blut gefärbt bedünken. Die Phantaſie iſt eine geſchäftige Lügnerin. Schien doch der ſchwarzgraue Himmel, den die Strahlen der ſinkenden Sonne nur noch ſchwärzer färbten, über die grünenden prachtvollen Höhen wie ein Bahrtuch gelagert; wähnten wir die Stadt doch traurig, öde und ausgeſtorben, während ihre Bewohner theils auf einer andern Seite beim Kirchenfeſte, theils an einem der Wälle beim Ballſpiele verſammelt waren. Eine merkwürdige Ueberraſchung! Dort erhob ſich eine wahre Mauer von Köpfen im Halbkreiſe um 4 Ballſchläger, die auf mindeſtens 150 Schritte Entfernung ihre Springbälle zu ungeheurer Höhe mit ſo genauer Berechnung ſchlugen, daß ſie den Gegenüberſtehenden zum Auffangen vollkommen genau zuflogen. Jubelnder Beifallsſturm der Menge folgte auf jeden geſchickten Ballſchlag. Ein höchſt einfaches improviſirtes Volksfeſt ohne Bier und Würſte, ohne Wirthſchaftsbuden und Katzenjammer. Mit der Dämmerung ſtellten die vier Künſtler ihre Uebungen ein und die Bevölkerung ſchlenderte langſam heim durch die Straßen. Wie ſind doch die Italiener ſo liebenswürdig in ihrer Genügſamkeit; ſo munter und rege, auch ohne materielle Genüſſe!

Doppelt liebenswürdig aber sind die Brescianerinnen ob ihrer Schönheit. Ich hatte auf dieser Reise mit meiner Frau den Vertrag geschlossen, daß ich ihr die schönen Männer, sie mir die schönen Mädchen und Frauen zeigen sollte. Freilich hatte sie dabei den Vortheil ihrer guten Augen voraus, und ich fürchte fast, sie hat mich noch überlistet. Denn so sehr man die Italienerinnen zu rühmen pflegt, so habe ich doch im Veltlin lauter auffallend häßliche, in Mailand höchstens einzelne hübsche, in Venedig mit wenigen Ausnahmen nur abscheuliche, verkommene, abgelebte Gesichter gefunden; in Brescia dagegen und seiner Umgegend herrscht durch die ganze weibliche Bevölkerung ein Typus feiner griechischer Proportionen und zarter Schönheit. Es giebt keinen ästhetischern Hochgenuß, als wenn die Augen auf lauter wohlgeformten Gesichtern ruhen, ohne durch aufgestülpte Nasen oder aufgeworfene Lippen zurückgescheucht zu werden. Es ist nicht wahr, daß die Schönheit um zu reizen ein Häßliches zur Folie haben muß; dort waren alle von der lieblichsten Anmuth, und nie fiel mirs ein, der Abwechslung wegen nach einem Slavengesichte zu suchen.

So verbrachten wir denn mitten im Gewühle des Volkslebens die Stunden bis an den späten Abend, und standen noch lange in der Dämmerung bei einem lustigen Manne, der auf der Straße von einem Kinderschwarm umgeben, unter beständigen an sein jugendliches Auditorium gerichteten Späßen, Strohzucker machte und in kleine Stückchen zerschnitten verkaufte.

Es gibt im Leben eine Menge kleiner Leiden, die uns für den Augenblick mehr quälen, als die großen fol-

genschweren. Ein Kutschenthürchen, das sich nicht zumachen läßt, hat schon Manchem die Fahrt verdorben, ein Regenschirm, der nicht einschnappt, den Spaziergang, eine Cigarre mit zerrissenem Deckblatte die Abendgesellschaft. Aber ärger als alles das ist auf Reisen eine Uhr, die beständig stille steht. In Mailand bereits war die meinige völlig stöckisch geworden und ließ sich nicht mehr zum Gehen bringen während der ganzen Reise. Welche Noth nun, wenn wir früh fortfahren sollten! In Brescia stand auf meinem Scheine als Abfahrtszeit Morgens 2½ Uhr. So blieb denn nichts übrig, als die Hälfte der ohnehin kurzen Nacht zu wachen, um die Thurmuhr nicht zu überhören, die gerade dießmal verwünscht weit entfernt war; denn auf das Wecken von Seite der Wirthschaft mag ich mich niemals verlassen. Was habe ich mich diese Nacht über meine Sackuhr geärgert und über das leise Schlagen der Thurmuhr dazu! während bisher mich die Glocken mehr als zur Genüge umbimmelt hatten, da die italienischen Uhren häufig die Stunden bei jedem Viertel repetiren. Nun langte obendrein der Wagen nicht vor 3½ Uhr von Mailand an und fuhr erst nach 4 Uhr; da kam noch der dritte Aerger, daß wir für zwei winzige Tassen Caffee 36 Kr. zahlen mußten, indeß die schon Abends berichtigte übrige Rechnung äußerst billig gewesen war.

Der anfangs neblige Himmel heiterte sich gegen 7 Uhr auf, und in zauberhafter Beleuchtung lag bald nachher zu unserer Linken der Gardasee, an dessen flachem südlichem Ufer wir volle 3 Stunden lang hinfuhren. Ein wundervoller Reiz, wie seine grüne Fläche nun keck an die Straße herantritt, nun wieder schüchtern durch wohlangebaute Land-

zungen in anmuthigem Wechsel sich zurückschieben läßt. Man überblickt vom Wagen aus des Sees ganzen breiten Spiegel; seine schmale nördliche Hälfte, die romantische, versteckt er leider zwischen hohe Gebirge. Freundlich nahmen wir von dem Freundlichen Abschied, in der Hoffnung, daß es uns ein anderesmal noch gelingen werde, mit ihm gründlichere Bekanntschaft zu schließen. Ich weiß nicht, ob etwa die feuchte Luft die Sonnenstrahlen in sanftere Farben brach; aber niemals sah ich die entfernten Berge in so duftigem Blau als an diesem Morgen. Es lag über denen, die den See begränzten, wie über denen, die näher gegen Verona hin den Gesichtskreis schlossen, ein so unbeschreiblich lieblicher und friedlicher Duft, daß man eingewiegt vom Landschaftszauber den strengen Ernst der nahenden Geschichte vergaß. Das ist also jenes stark befestigte Verona, das Hauptbollwerk des obern Italiens, die Residenz des alten Radetzky, die Stadt, in deren Umkreise in den nächsten Wochen vor den Augen des Kaisers die großen Militärübungen Statt finden sollen, um bei dem leichtvergeßlichen Volke Oestreichs Macht aufs Neue in Respect zu setzen. Solche Gedanken kamen mir erst, als ein Soldat am Thore der alterthümlich merkwürdigen Stadt die Reisegesellschaft nach ihren Pässen fragte. Ein nicht geringer Reiz der Städte Italiens müßte ihr hohes Alter sein, wenn nicht leider die vielen Einbrüche der Barbaren, die verheerenden Kriege des Mittelalters und die Vergänglichkeit aller menschlichen Gebilde überhaupt die ehemalige Physiognomie der meisten völlig verändert hätte. Nicht so in Verona. Hier steht römische einfache Großheit, mittelalterliche phantastische Romantik und moderner praktischer

Bequemlichkeitsinn ungestört neben einander. Die Geburtsstadt des Catull und Cornelius Nepos, des Vitruvius und des ältern Plinius; die Residenz des großen Theoderich, der als Dietrich von Bern eine der gewaltigsten Heldengestalten unsern alten Volksgesang beherrscht; die Stadt in der Romeo und Julia die unseligen Familienzwiste mittelalterlicher Adelsgeschlechter mit dem Tode bezahlten, zeigt in ihrer Architektur noch sehr namhafte Ueberreste einer bedeutenden Vergangenheit.

Da waren drei Merkwürdigkeiten gleich in unserem Gasthause „Gran Parigi" im Hofe an die Wand gemalt: das alte Amphitheater, die Gräber der Scaliger, das Grab der Julia. Eine vierte mir doppelt interessante Merkwürdigkeit genoß ich vorne weg mit vielem Behagen: ich konnte mich nehmlich zum ersten- und letztenmale in Italien in diesem Gasthause satt an Fleisch essen. So war ich denn gleich würdig vorbereitet zum Besuch des Amphitheaters, das einst römischer Blutgier zum Schauplatz gedient hatte, aber nicht der Gier nach Ochsen-, sondern nach Menschenblut. Denn in diesen Gebäuden wurden jene grausamen Thierhetzen und Gladiatorenspiele gehalten, an welchen die abgestumpften Sinne eines raffinirten Kriegervolks zu unmenschlicher Wollust aufgestachelt wurden. Aber immerhin! Der Beschauer vergißt den Zweck über dem Bau; mir wenigstens kamen Alfred Meißners grause Phantasien über die kannibalischen Neigungen der Menschheit nimmermehr in den Sinn, als wir auf der obersten der 45 Sitzreihen aus einer Höhe von 100 Fuß die 513 Schritt weite, fast kreisförmige Ellipse umschritten, und über die wohlerhaltenen 1700 Jahre alten Marmor

ſtufen auf die grasbedeckte Arena hinabſchauten, in deren Mitte ein elender Bettelcomödiant ſeine kleine hölzerne Bude aufgeſchlagen hatte. Dieſer letztere Contraſt vielmehr hatte etwas ſchauerlich Melancholiſches für mein Gemüth; denn die halbverfallene Bretterbude mitten in dem rieſigen Römerbau war mir der Geiſt des jetzigen Volkes auf dem Boden des alten Italien, ja der kraftloſe Geiſt des heutigen Europa gegen das ehemalige. Doch muß man den Veroneſern nachrühmen, daß ſie Achtung haben vor dem hohen Gaſte, der in ihrer Mitte auf dem geräumigſten Platze thront. Das Amphitheater, in ſo weit es nicht ſchon im Jahre 1184 durch ein Erdbeben gelitten hat, iſt wohl erhalten, und macht im Innern nicht im entfernteſten den Eindruck einer Ruine. Es iſt eine wahre Luſt, auf den alten feſten Marmorſtufen auf- und abzuſteigen, die einſt 25000 Menſchen zu Sitzen dienten. Die köſtliche Solidität des Baues und ſeine zweckmäßige Einfachheit regt gewaltſam die Bewunderung jener klaſſiſchen Zeiten auf, gegen welche unſere elende Gegenwart in ein völliges Nichts zuſammenſinkt. Welche Laſt hatten jene Gewölbe der Gänge zu tragen, durch welche innerlich der Aufgang zu den Sitzreihen führt! und ſtehen noch heute wie zu den Zeiten der Antonine. Rings um den Rundbau in ſeinen Niſchen ſind Arbeiterbuden, in denen noch heute fleißige Hände ſich rühren wie damals, wo ſo mancher Bürger auf guten Verkauf ſeines Krames ſpekulirt haben mag, wenn die Menge herbeiſtrömen würde zu den Volksſpielen. Wir würden vielleicht bis zum Abende in der alten Arena geblieben ſein, hätte uns nicht ein aufſteigendes Gewitter verſcheucht, das ſich mit Sturmwind ankündigte und ſpäter mit heftigem Regen

entfernt. Lange ſahen wir von der Höhe des Baues den ſchwarzen Wolken zu, deren Drohen gleichwohl nicht im Stande war der reizenden Gegend ihre Lieblichkeit zu rauben. Denn Verona liegt in einem weiten Thale entzückend zwiſchen Hügeln und fernumgränzenden blauen Höhen, theils umfluthet theils durchſtrömt von der Etſch, die als ein ſchöner Strom in großer Schlangenwindung vorüberzieht. Das längere Säumen des Regens indeß verſtattete uns noch, das Auge eine Weile an Plätzen, Straßen und Kirchen zu weiden. Wie vieles iſt hier intereſſant und eigenthümlich! Da ſtehen in einem Gäßchen im kleinen Vorhof einer Kirche die Grabmäler jener Scaliger, die von 1262 an nach dem Tyrannen Ezzelin 127 Jahre lang die oberſte Stelle in der Republik behaupteten. Was war doch das wieder für ein anderer Geiſt als jener, welcher das Amphitheater baute! Ein Geiſt geſchmackloſer, ſteifer Phantaſterei! Es ſind drei Denkmäler, eines wie das andere, nur daß das größte einen Aufſatz mehr hat. Vier hohe Säulen tragen einen ſteinernen Sarg, darüber vier andere mit einem Dach, an den Ecken je vier kleine Säulchen, in denen ein Männlein ſteht, beim größten Monumente dieß nochmal ein Stock höher in kleinerem Maßſtabe wiederholt, und oben drauf ein ſteifer ſteinerner Reiter! Gleiche Abenteuerlichkeit hat die Zeichnung zu den Paläſten des Herrenmarktes und des grünen Marktes geliefert. Wir Nürnberger ſind ſo ziemlich an die Zacken und Thürmchen und maleriſchen Unregelmäßigkeiten gewöhnt, und die Fremden wundern ſich über unſere Häuſer. Aber was iſt das alles gegen die Wunderlichkeit des lombardiſchen Bauſtils auf dem grünen Markt in Verona wie an einzel-

nen seiner Kirchen? Man glaubt zu träumen bei diesem Anblick. Im strömenden Platzregen mit zerrissenen Stiefeln und ausgespanntem Regenschirm stand ich, nachdem ich meine Frau nach Hause gerettet, und gaffte die Häuser an mit dem festen Vorsatz, ihre phantastischen Formen meinem Kopfe einzuprägen; aber leider ging es mir wie mit Wörtern einer völlig fremden Sprache, bei denen man sich nichts denken kann: ich habe trotz aller Anstrengung nichts behalten, als den verworrenen Eindruck gedankenlosen Staunens.

Reizende, malerische, lieblich abwechselnde Landschaften durchsauste im hellsten Sonnenscheine die Locomotive, die uns am nächsten Mittage nach Venedig führte. Vicenza besonders liegt wie ein Edelstein schimmernd zwischen wundervollen üppig grünenden Hügeln, umsäumt und halbversteckt von dichtbelaubten Alleen. Mit Burgen und Landhäusern gekrönte Höhen treten ziemlich nahe heran und laden dich mit den freundlichen Augen ihrer schimmernden Fenster zum Verweilen ein, und zur Linken im Hintergrund ragen die ganze Länge der Fahrt herüber die bläulichen Alpenhäupter. Dann paradiren wieder in Reih und Glied aufgestellt auf den Mais- und Reisfeldern die Ulmen mit ihren Weinlaubgehängen und tanzen vorbei mit grünen Armen sich haltend an dem eilenden Wagenzug. Ein Gefühl der Trunkenheit beherrscht den Nordländer beim Anblick dieser Vegetation, dieser Landschaft, zumal wenn er sie im Fluge einer Dampffahrt berührt. Aber hinter Vicenza zieht sich von Minute zu Minute das Hochgebirg links zurück in grauere Ferne; und kaum haben dich rechts auf Augenblicke die Euganeischen Hügel beschäftigt, so liegt Padua in weiter Ausdehnung zu deiner Rechten. Vor-

über! Weite fruchtbare Ebene, Weinstöcke, Ulmen, Maulbeerbäume. Mestre! Eine Masse neuer Passagiere eilt in die Waggons! Und plötzlich: wo ist er hingeschwunden der himmlisch grünende Zauber, der bisher deine Blicke gefesselt hielt? Kein Baum, kein Strauch, kein frischer Grashalm; sumpfig und moorig wie das Erdinger Moos starrt es dich an; du würdest in Erstaunen versunken, wenn du Zeit hättest; hastig weiter und weiter. Auf einmal — trübes, graugrünes Wasser zu beiden Seiten. Venezia! ruft es um dich her, und über die Lagune hin rollt über die eine Stunde lange Brücke der Train in wenigen Minuten seinem Ziele zu. Das Auge, eben noch sicher ruhend auf dem heitern Festland, schweift zagend über das unsichere Element des Todes hin. Fieberhaft steigert sich die Erwartung auf die vielbeschriebene, vielbesungene, mährchenhafte Marmorstadt. Halt! und einen langen staubigen Gang hin zieht die ganze Eisenbahngesellschaft erst in hastiger Eile, weil jeder begehrt dem andern zuvorzukommen, dann langsam und feierlich, Person für Person, durch zwei Zimmer, wo in tiefer Stille eine Menge polizeilicher Personen mit Argusaugen den Vorübergehenden mustert und ihm den Paß abnimmt. Auch der enragirteste Freund der öffentlichen Ruhe wird nicht behaupten wollen, daß das liebe Schooßkind unserer Staaten, daß die Polizei die Eigenschaft besitzt die Phantasie anzuregen. Diesmal aber war bei mir gleichwohl das Gegentheil der Fall. Ich fand mich in den Zimmern der alten Vehme, der alten Staatsinquisitoren, ich trat unwillkürlich leise auf, wie ich unmittelbar nach dem Wagengerassel durch diese zwei Säle wanderte; ich hatte doch ein gutes Gewissen, einen Paß, der gehörig be-

ſchmiert und beſtempelt war. Gottlob, die heilige Hermandad fand kein Arg an uns; auch die rothe Seele Luiſens war ja mit dem blauen Mantel bedeckt. — **Alla barca, alla gondola, al omnibus!** ſchrie es draußen uns entgegen aus hundert mißtönenden Kehlen. Das Wort **Omnibus** klang mir wie Silberton; denn das war offenbar die wohlfeilſte der angebotenen Gelegenheiten. Und ſo fuhren wir denn zwölf Perſonen in einem großen ſchwarzen, auch ſchwarzgedeckten Kahn bis in unſer Gaſthaus zur „Luna“. Es gibt dreierlei Kähne in Venedig, alle von ſchwarzer Farbe: langgeſtreckte ſchmale, mit einem ſargähnlichen Häuschen verſehene, nur für zwei Perſonen beſtimmte Gondeln, große offene mit einem Baldachin deckbare Barken, und jene eben genannten, dieſen letztern gleichenden, nur minder eleganten Omnibus, welche um die wohlfeile Taxe von 6 Kr. zwiſchen Stadt und Eiſenbahn ab- und zufahren. Die ſchwarze Farbe ſämmtlicher Fahrzeuge iſt noch eine alte republikaniſche Einrichtung, einſt eingeführt von der Regierung, um dem übermäßigen Luxus zu ſteuern. Die Fährleute ſind etwas zerlumpte, ſchmutzige Kerle, die überall an den Wegen lehnen und mit vielem Lärm ihren Kahn anbieten, wenn man in ihre Nähe kommt. Sie fahren natürlich mit der größten Geſchicklichkeit, ſind aber dabei ſchweigſam, außer daß ſie ſich mit häßlichem Geſchrei andern Leuten unverſtändliche Worte zurufen, wenn ſie einander auf dem Waſſer begegnen. Ich wollte dieſe Bemerkung nur für diejenigen poetiſchen Seelen niederſchreiben, welche von Bildern der den Gondolieren bunt geſtreifte maleriſche Kleidung anzudichten und von alten Traditionen her ihren Kehlen Strophen aus Arioſt und Taſſo entſtrömen zu laſſen gewohnt ſind. Beim

angeſtrengten Rudern kann man nicht ſingen und auf ſchmutzigem Waſſer keine weiße Wäſche brauchen.

Kaum ſind wir im Gaſthauſe, ſo erſcheint auch ſchon Nicolo Bulgari, der klaſſiſche Führer, und bietet uns ſeine Dienſte an. Wir hatten noch nie in einer Stadt uns eines Führers bedient; da wir aber überall hörten, in Venedig könne man ohne ſolchen nicht auskommen, ſo ließen wir uns anwerben, um ſo lieber, da dieſer Mann wegen ſeiner ſoliden Bildung ſich eines weitverbreiteten Rufs erfreut. Auf ſeiner Karte empfiehlt er ſich als Fremdenführer und Dolmetſcher der deutſchen, ungariſchen, italieniſchen, franzöſiſchen und wallachiſchen Sprache. Vater und Sohn, beides geborene Venezianer, treiben das Geſchäft jetzt gemeinſam. Sie ſuchen ganze Colonien von Deutſchen zuſammen, laſſen ſich von der Perſon täglich 4 Zwanziger zahlen und beſtreiten dafür ſämmtliche Fahrkoſten und Trinkgelder. So kann ſich der Reiſende ohne Sorgen nnd Aerger den Kunſtgenüſſen hingeben. Wir hatten den alten Bulgari, den gröbern, aber auch erfahrnern Führer. Es war ein Mann von mittlerer Statur, eingefallenem aber geſund ausſehendem Geſicht, ſtruppigem graulichem Haare, vorgebeugter Haltung, glänzendem ſchlauem Auge, des Deutſchen vollkommen mächtig, in der Geſchichte Venedigs bis in die kleinſten Einzelnheiten bewandert, begeiſtert für den Ruhm ſeiner Vaterſtadt, ein Kenner der Kunſt und ihrer Schulen, bedacht auf den Vortheil ſeiner Reiſenden, ſtolz auf ſeinen Ruhm und ſeine Ueberlegenheit über andere Fremdenführer, conſervativ-öſtreichiſch geſinnt aus Politik und Kunſtſinn, weil er von den Deutſchen ſein Brot hat und die Radicalen neuſten Schlags während ihrer Herrſchaft

schmiert und bestempelt war. Gottlob, [illegible] ser
dad fand kein Arg an uns; auch d[illegible] uge
war ja mit dem blauen Mantel [illegible] denn
alla gondola, al omnibus! schr[illegible] h gar
aus hundert mißtönenden [illegible] den
klang mir wie Silberton; [illegible] gleich
feilste der angebotenen [illegible] Speise-
denn zwölf Personen [illegible] n wir ja
gedeckten Kahn bis [illegible] näre noch
dreierlei Kähne i[illegible] em von vorn
gestreckte schmo[illegible]
nur für zw[illegible]
mit einem [illegible] gleich um die Ecke unseres Gast-
ten, d[illegible] mich eine unbeschreibliche Wirkung. Einen
nehr [illegible]atz hatte ich noch nirgends gesehen. Es ist nicht
[illegible] seine Größe allein, obwohl ich diese zu 284 Schritte in der
Länge und 126 in der Breite bemaß, während der hiesige
Markt nur 137 Schritte in der Länge hat; es ist auch
nicht allein seine Regelmäßigkeit, sondern mit beiden ver-
bunden seine imponirende Umgebung. Rechts und links
die zwei majestätischen Paläste der Procuratien, vorn die
phantastische Markuskirche mit ihren 5 Kuppeln, ihren vie-
len Säulen, Skulpturen, Gemälden, Rossen, Spitzen und
Zacken; vor ihr die drei hohen Standarten; auf der einen
Seite der Uhrthurm mit seinen ehernen Mohren, auf der
andern der Markusthurm mit seiner schön verzierten Log-
getta; im Rücken die Arkaden des Königspalastes, von
Napoleon aufgeführt; der große Platz kunstreich mit Mar-
mor gepflastert und auf drei Seiten mit den Arkaden der
Paläste umgeben. Entzückt von solchem Anblick schritten

r die glatten Steine dahin bis vorn an die seltsame
eröffnet sich nun zur Rechten die Piazzetta mit
en Dogen- und Königspalaste, mit ihren zwei
ben bekannten Trägern des geflügelten Lö-
gen Theodor, und mit ihrer offenen Aus-
n Giudecca und Giorgio, von denen
eln von S. Giorgio, Reden-
Salute herüberschauen. Wer
sammt der Riva Schiavoni
e zur Genüge aus Canaletto's
och war der wirkliche Anblick wieder so
res, Grundverschiedenes. Da standen wir nun
o staunten hinauf zu den hohen Fenstern des Dogenpa-
lastes und ärgerten uns über die davorstehenden östreichi-
schen Kanonen und dummen Soldatengesichter, die uns gar
nicht hereinzupassen schienen in diese Zauberwelt. Da
wachte vor uns auf die alte große Geschichte der stolzen
Wunderstadt, mit ihrer schwarzgekleideten Aristokratie und
grausamen Volksknechtung, mit ihrer furchtbaren Verfassungs-
strenge und ihrem entsetzlichen Spionirsystem, mit ihrer
weitreichenden Machtfülle und ihrem unermeßlichen Reich-
thum; die Bezwingerin so vieler Städte und Inseln, die
Beherrscherin des Mittelmeeres. Dandolo, Michielis, Pi-
sani, Pietro Loredano, und, die der große Engländer in sei-
nen unsterblichen Dramen gefeiert hat, der alte Brutus
Foscari und des Palastes Erbauer, der zwischen zwei Säu-
len eben dieses Palastes enthauptete Marino Falieri, sie
wachten alle auf in unsern Träumen, und ihre Stimmen
vereinigten sich mit den Stimmen der Dichter, welche erho-
ben und niedergedrückt durch die stolzen Denkmäler dahin-

nach Kunſtwerken unheilige Hände ausſtrecken ſah. Dieſer höchſt intereſſante Mann ſollte für die nächſten drei Tage unſer Begleiter und unumſchränkter Beherrſcher ſein; denn er läßt ſich von den Fremden in ſeine Methode auch gar nichts eintreden. Für heute wies er uns noch an, den Markusthurm zu beſteigen und forderte uns auf, gleich mit zu gehen, damit er uns ein Caffée- und ein Speiſehaus zeige; denn in dem theuern Gaſthofe ſollten wir ja nichts verzehren; es ſei ja nicht nöthig, die Millionäre noch reicher zu machen. Dieſe Bemerkung gewann ihm von vorn herein unſer Herz.

Der Markusplatz gleich um die Ecke unſeres Gaſthauſes that auf mich eine unbeſchreibliche Wirkung. Einen ſolchen Platz hatte ich noch nirgends geſehen. Es iſt nicht ſeine Größe allein, obwohl ich dieſe zu 284 Schritte in der Länge und 126 in der Breite bemaß, während der hieſige Markt nur 137 Schritte in der Länge hat; es iſt auch nicht allein ſeine Regelmäßigkeit, ſondern mit beiden verbunden ſeine imponirende Umgebung. Rechts und links die zwei majeſtätiſchen Paläſte der Procuratien, vorn die phantaſtiſche Markuskirche mit ihren 5 Kuppeln, ihren vielen Säulen, Skulpturen, Gemälden, Roſſen, Spitzen und Zacken; vor ihr die drei hohen Standarten; auf der einen Seite der Uhrthurm mit ſeinen ehernen Mohren, auf der andern der Markusthurm mit ſeiner ſchön verzierten Loggetta; im Rücken die Arkaden des Königspalaſtes, von Napoleon aufgeführt; der große Platz kunſtreich mit Marmor gepflaſtert und auf drei Seiten mit den Arkaden der Paläſte umgeben. Entzückt von ſolchem Anblick ſchritten

wir über die glatten Steine dahin bis vorn an die seltsame Kirche: da eröffnet sich nun zur Rechten die Piazzetta mit ihrem köstlichen Dogen- und Königspalaste, mit ihren zwei Granitsäulen, den bekannten Trägern des geflügelten Löwen und des heiligen Theodor, und mit ihrer offenen Aussicht nach den Inseln Giudecca und Giorgio, von denen die majestätischen Kuppeln von S. Giorgio, Redentore und Maria della Salute herüberschauen. Wer kennt nicht diese Piazzetta sammt der Riva Schiavoni und der Seufzerbrücke zur Genüge aus Canaletto's Bildern! Und doch war der wirkliche Anblick wieder so was Anderes, Grundverschiedenes. Da standen wir nun und staunten hinauf zu den hohen Fenstern des Dogenpalastes und ärgerten uns über die davorstehenden östreichischen Kanonen und dummen Soldatengesichter, die uns gar nicht hereinzupassen schienen in diese Zauberwelt. Da wachte vor uns auf die alte große Geschichte der stolzen Wunderstadt, mit ihrer schwarzgekleideten Aristokratie und grausamen Volksknechtung, mit ihrer furchtbaren Verfassungsstrenge und ihrem entsetzlichen Spionirsystem, mit ihrer weitreichenden Machtfülle und ihrem unermeßlichen Reichthum; die Bezwingerin so vieler Städte und Inseln, die Beherrscherin des Mittelmeeres. Dandolo, Michielis, Pisani, Pietro Loredano, und, die der große Engländer in seinen unsterblichen Dramen gefeiert hat, der alte Brutus Foscari und des Palastes Erbauer, der zwischen zwei Säulen eben dieses Palastes enthauptete Marino Falieri, sie wachten alle auf in unsern Träumen, und ihre Stimmen vereinigten sich mit den Stimmen der Dichter, welche erhoben und niedergedrückt durch die stolzen Denkmäler dahin-

geſchiedener-Geſchlechter, wehmüthig über den Wechſel menſchlicher Größe klagten.

Doch hinweg von nutzloſer Trauer über das Unabänderliche; beſteigen wir lieber, ehe der Sonnenball ſich in die Fluthen taucht, den Markusthurm. Das Steigen ermüdet nicht, denn es führt eine Straße ſtatt der Treppen hinauf. So ſahen wir denn unter uns die ſeltſame Stadt mit ihren 15000 Häuſern. Sie ſind wie auf einen Knäuel zuſammengebaut; nirgends iſt Waſſer noch Land zwiſchen dem mächtigen Bündel ſichtbar, nur daß ſich mitten durch in der Geſtalt eines lateiniſchen S der große Canal ſchlingt. Rings umher die Inſeln, mit ihren Häuſern und Kirchen auf der Fluth ſchwimmend, ſonſt überall grauliches Waſſer; der Horizont auf der einen Seite umſchloſſen von den juliſchen Alpen, auf der andern von einer grünblauen Mauer, dem adriatiſchen Meere. Ein neuer, einziger, erhabener Anblick! Aber wie denn neben dem Erhabenen oft dicht das Lächerliche wohnt, an unſerer Seite ſtand auf dem Thurme ein Mann, der durchaus das Meer nicht ſah, indem er vermuthlich jenen ſehr hohen grünblauen Streifen für eine große ſpaniſche Wand halten mochte. Wir blieben oben, bis es ſtark dunkelte, mit Luſt die von Minute zu Minute wechſelnden Conturen betrachtend, bis zuletzt Alles in ein nebelhaftes Grau verſchwamm.

Aber unten auf dem Markusplatze flimmerte es ſchon von verſchwenderiſch ausgeſäeten Flammen der Gaslichter, aus den Gäßchen wogte es hervor von Menſchen, die Caffeehäuſer zu beiden Seiten an den Arkaden belebten ſich, die Riva Schiavoni bedeckte ſich mit Leuten der niedrigern Volksklaſſen, wo noch immer, wie zu Göthes Zeiten, ein-

zelne Gruppen einem Erzähler lauschten, die Militairmusik fing in des Marcusplatzes Mitte an zu spielen und das am Tage so schweigsame Venedig begann sein bekanntes Nachtleben. Wäre der Abendwind minder kühl gewesen, so hätten wir uns einem Genusse überlassen, den Stahr in seiner Reisebeschreibung so reizend schildert: wir wären im Vollmondscheine auf einer Gondel hinausgeschwommen in die einsamen Wellen. So genossen wir auf- und abgehend den Zauber der Mondbeleuchtung an den Palästen, die so groß, so schön, so geisterhaft empor in den blauen Nachthimmel ragten. Die Eingeborenen scheinen nichts gefühlt zu haben von der empfindlichen Abendkühle; leichtgekleidet saßen die Damen den halben Platz hinein auf Stühlen und aßen Gefrorenes, und noch lange als wir bereits im Bette lagen, tönte zu uns herüber verworrenes Geräusch der versammelten Menschenmasse.

Aber zu Hause lauerten arge, heimtückische Feinde. Kaum hatte ich das Licht ausgelöscht, so fing es an im Zimmer leise zu summen und dann empfindlich zu stechen. Um mich schlagend führte ich Krieg mit den verborgenen Unholden die halbe Nacht. Es waren kleine Stechfliegen, die durch das halb sumpfige stehende Wasser sich erzeugen mögen und den Fremden außerordentlich belästigen. Meiner Frau war am Morgen das ganze Gesicht zerstochen, und da sie sich des Reibens nicht enthielt, so schwollen die Stiche und machten sie völlig unkenntlich. Der beschwerliche Mückenkrieg erneuerte sich allnächtlich wieder während unseres ganzen Aufenthaltes. Wenn wir die Tüllvorhänge um die Betten schlugen, so stachen die bösartigen kleinen Feinde erst recht heftig, weil wir ihnen die Freiheit beschränkt hatten. Ich

geschiedener-Geschlechter, wehmüthig über [illegible] an ihren licher Größe klagten.

Doch hinweg von nutzloser [illegible]ere Inspec- derliche; besteigen wir lieber, [illegible]haus dieselbe die Fluthen taucht, den M[illegible] war. ermüdet nicht, denn es fö[illegible] hinauf. So sahen wir [illegible] Morgens 9 Uhr im mit ihren 15000 [illegible] Bulgari versammelt zusammengebaut: [illegible] stereotypen aristokratischen dem mächtige[illegible] und vornehm. Da war ein kränk- in der Ge[illegible] Baron, der sich nicht entschließen konnte, Rings [illegible] restauration etwas zu genießen, mit einer gespre- auf [illegible] kolossalen, etwas einfältig aussehenden Frau; ein d[illegible] Br. auf Br. aus Pommern, vielleicht noch In- haber der berühmten Hosen seines Ahns, ein Fünfziger mit dem verschluckten Ladstock im Leibe, mit klug thuender Miene, alle Worte zwischen den Zähnen bedachtsam hervorzischelnd, in Begleitung zweier Töchter, hübscher Mädchen, wenn nur nicht ihr Benehmen an einen beliebten Vogel ihres Vaterlandes erinnert hätte; ein alter preußischer Offizier, wacker und verbindlich, wie ältere Militairs zu sein pflegen; ein langer Würtemberger, ich hätte gewettet, es müßte ein Professor sein, und er war es auch; der war mir der liebste, weil er Fleisch von meinem Fleische und Bein von meinem Beine war, unter den hohen Herrschaften gleich uns ein halber Proletarier; ferner ein vorlauter — ich will ihn Berliner nennen; ein paar junge Oeconomen aus Cuxhessen, artige Leute. Obschon wir drei Tage zusammen fuhren, liefen und schauten, so hat sich ein näheres Verhältniß doch nur zu den beiden letzten, die wir schon von Mailand her kannten, und zu dem Professor gebildet, die

namentlich auch die beiden Fräulein, blieben um-
der Wolke ihres hochgeborenen Dünkels.

Stadt wohl kann man in behaglicherer Weise
Venedig. Man besteigt die Barke und läßt
von Kirche zu Kirche, von Palast zu Pa-
wir bis Abends 4 Uhr, und hatten dann,
ter entlassen, noch Kraft und Frische
da an unsere Privatwanderungen und Stu-
er eigentlich bürgerlichen Stadt zu beginnen, wovon
man mit dem Führer so viel als nichts zu sehen bekommt.
Doch zuerst vorwärts mit jenem! Vom Marcusplatze aus
ging es gerade gegenüber auf die Insel Giorgio und in
die gleichnamige Kirche, von da nach Giudecca in die
Kirche il Redentore, erbaut von Palladio. Man ge-
wöhnt sich hier sehr leicht an den italienischen Kirchenbau-
stil, weil er meist mit dem der Häuser und mit dem süd-
lichern Wesen harmonirt, und sehnt sich keineswegs nach
dem altdeutschen, obschon auch in diesem sehenswerthe Tem-
pel vorhanden sind. Es liegt in dem italienischen Stile,
zumal wenn der Bau nicht durch geschmacklose spätere Mo-
numente verunziert ist, eine gewisse heitere, lebensfrohe und
doch dabei würdige religiöse Ansicht, die ganz zusammen-
stimmt mit den frischen, menschlich schönen und in ihrer Na-
turschönheit idealen Gemälden der venetianischen Schule.
Solche heitere Würde erhöht sich noch durch die Schönheit
und Kostbarkeit des Materials und der Verzierung. Die
marmornen Säulen, Wände und Mosaikböden, die schönen
Statuen, Holzschnitzereien und Marmorreliefs, die wunder-
vollen Gemälde einer vollendeten Kunstperiode, der sonstige
Schmuck in Gold, Silber und Edelsteinen, — dieß alles

weiß nicht, wie sich die Eingebornen schützen; an ihren Gesichtern bemerkten wir keine Spuren, indeß unsere Inspectionscompagnie des nächsten Morgens durchaus dieselbe Klage führte und auch hinlänglich gezeichnet war.

Wir waren 14 Personen, die sich Morgens 9 Uhr im deutschen Caffeehause um den alten Vulgari versammelt hatten, manche darunter mit den stereotypen aristokratischen Reisegesichtern, hochnasig und vornehm. Da war ein kränklicher curländischer Baron, der sich nicht entschließen konnte, in einer Restauration etwas zu genießen, mit einer gesprächigen, kolossalen, etwas einfältig aussehenden Frau; ein Herr von Br. auf Br. aus Pommern, vielleicht noch Inhaber der berühmten Hosen seines Ahns, ein Fünfziger mit dem verschluckten Ladstock im Leibe, mit klug thuender Miene, alle Worte zwischen den Zähnen bedachtsam hervorzischelnd, in Begleitung zweier Töchter, hübscher Mädchen, wenn nur nicht ihr Benehmen an einen beliebten Vogel ihres Vaterlandes erinnert hätte; ein alter preußischer Offizier, wacker und verbindlich, wie ältere Militairs zu sein pflegen; ein langer Würtemberger, ich hätte gewettet, es müßte ein Professor sein, und er war es auch; der war mir der liebste, weil er Fleisch von meinem Fleische und Bein von meinem Beine war, unter den hohen Herrschaften gleich uns ein halber Proletarier; ferner ein vorlauter — ich will ihn Berliner nennen; ein paar junge Oeconomen aus Curhessen, artige Leute. Obschon wir drei Tage zusammen fuhren, liefen und schauten, so hat sich ein näheres Verhältniß doch nur zu den beiden letzten, die wir schon von Mailand her kannten, und zu dem Professor gebildet, die

andern, namentlich auch die beiden Fräulein, blieben umhüllt von der Wolke ihres hochgeborenen Dünkels.

Keine Stadt wohl kann man in behaglicherer Weise beschauen als Venedig. Man besteigt die Barke und läßt sich herumrudern, von Kirche zu Kirche, von Palast zu Palast. Täglich fuhren wir bis Abends 4 Uhr, und hatten dann, wenn uns der Führer entlassen, noch Kraft und Frische genug, um von da an unsere Privatwanderungen und Studien der eigentlich bürgerlichen Stadt zu beginnen, wovon man mit dem Führer so viel als nichts zu sehen bekommt. Doch zuerst vorwärts mit jenem! Vom Marcusplatze aus ging es gerade gegenüber auf die Insel Giorgio und in die gleichnamige Kirche, von da nach Giudecca in die Kirche il Redentore, erbaut von Palladio. Man gewöhnt sich hier sehr leicht an den italienischen Kirchenbaustil, weil er meist mit dem der Häuser und mit dem südlichern Wesen harmonirt, und sehnt sich keineswegs nach dem altdeutschen, obschon auch in diesem sehenswerthe Tempel vorhanden sind. Es liegt in dem italienischen Stile, zumal wenn der Bau nicht durch geschmacklose spätere Monumente verunziert ist, eine gewisse heitere, lebensfrohe und doch dabei würdige religiöse Ansicht, die ganz zusammenstimmt mit den frischen, menschlich schönen und in ihrer Naturschönheit idealen Gemälden der venetianischen Schule. Solche heitere Würde erhöht sich noch durch die Schönheit und Kostbarkeit des Materials und der Verzierung. Die marmornen Säulen, Wände und Mosaikböden, die schönen Statuen, Holzschnitzereien und Marmorreliefs, die wundervollen Gemälde einer vollendeten Kunstperiode, der sonstige Schmuck in Gold, Silber und Edelsteinen, — dieß alles

macht zusammen einen höchst wohlthuenden Eindruck. Man konnte unserem Führer keineswegs den Vorwurf machen, daß er mit seiner Gesellschaft geeilt oder bei minder bedeutenden Sonderbarkeiten verweilt sei; stets richtete er die Blicke nach dem Wichtigsten; aber immer bedauerte ich dennoch beim Scheiden, daß mein Kopf keine photographische Maschine sei. Die plastischen Arbeiten ließ ich gleich zur Seite liegen; hat man doch schon an den Gemälden mehr Arbeit des Schauens, als die Kräfte vertragen. — Wir fuhren also von den genannten Kirchen durch den großen Kanal seiner ganzen Länge nach, erst nach der großen Gallerie Manfrini, dann durch den Kanal von Mestre nach der Lagunenbrücke mit ihren 222 Bögen, durch den großen Kanal zurück nach der Kirche degli Scalzi, in den modernen Palast Giovanelli, ins Teatro Fenice, und den Schluß bildete die Sammlung des Baron Treves, deren zwei Hauptstücke kolossale Figuren Hector und Ajax von Canova sind.

Welcher Besucher Venedigs hat nicht schon über die Verfallenheit seiner Paläste geklagt, die namentlich, in zwei langen Reihen theils im altdeutschen theils im italienischen Stil erbaut, in imponirender Größe und zierlichster Schönheit die beiden Ufer des großen Kanals umgeben? Da ist kein Wort übertrieben von allem, was darüber geschrieben worden. Ich will gar nicht davon reden, wie der Marmorbeleg von den Backsteinmauern herabbröckelt; aber es wohnt auch ohne vorhergegangenen Brand „in den öden Fensterhöhlen das Grauen", und halbe verschossene grüne Läden mögen den zerstörenden Elementen wenig Widerstand entgegensetzen. Und alles so leer, so verlassen, man sieht

keine Vorhänge, keine Menſchen; im Innern Schmutz, herabgefallenes Mauerwerk, ausgetretene Stiegen, zerriſſene uralte Möbeln; der neugebaute Theil des Palaſtes Giovanelli ſteht in dieſer allgemeinen Vermoderung wie ein Anachronismus. Und jene Gallerie Manfrini, die größte Privatgallerie Italiens, welche Fülle göttlicher Bilder in ſtaubiger, herabgekommener Umgebung! Da wandelt ſelbſt einem Schatten gleich der alte, verwitterte Cuſtode und öffnet mit gleichgültiger Schwermuth die angeroſteten Schlöſſer der hohen Flügelthüren. Ein Glück, daß dieſe werthvolle Gallerie jetzt an den Kaiſer verkauft werden ſoll, ſonſt würde auch ſie wohl noch, wie jüngſt eine andere, nach Petersburg wandern, oder am Ende verſchimmeln.

Ich will Sie nicht unterhalten, Verehrteſte, von ſchönen Gemälden, ſo ſehr man namentlich in Venedig, dem einſtigen Sitze hochberühmter Meiſter, in dieſen Genüſſen ſchwelgt. Von Dürers Kunſt- und Arbeitsgenoſſen Vivarini an bis zum heitern Abbildner venetianiſcher Paläſte, Canaletto, welch eine Fülle ſelbſtändiger Kunſtentwicklung! Die ſtrenge Schönheit des ältern Palma, die himmliſche Lieblichkeit des ſinnigen Bellini, die vollendete ideale Sinnlichkeit ſeines größern Schülers Tizian, die ſtillere Gluth Giorgiones, der reiche Farbenglanz der fleißigen Meiſter Tintoretto und Paolo Veroneſe, um eine Menge Namen zweiten Ranges zu verſchweigen, haben hier in ihrer Vaterſtadt die wichtigſten Denkmäler ihres Genies in Kirchen, Paläſten und öffentlichen Gebäuden hinterlaſſen. Aber Gemälde muß man nicht beſchreiben wollen, wenn man keine Nachbildung dabei zur Hand hat.

Meine armen Augen waren müde vom angeſtrengten

Schauen, als der Führer uns an unſern Ausgangspunkt von heute Morgen zurückgebracht hatte. Um ſo fröhlicher ſchweiften ſie nun ohne beſtimmtes Ziel hin und her im Bunde mit den Füßen, die endlich der Barkenhaft entlaſſen, ſich ihrer eigenen Kraft freuten, und im Bunde mit der Seele, der die zurückgegebene Selbſtbeſtimmung wohl that. Da manderten wir ſelbander hinab die ſchöne Uferſtraße und bogen ein in die Gäßchen, wie es uns gefiel, ohne Plan und Zweck im eigentlichſten Wortſinne herumdämmernd. Denn in Venedigs engen Winkeln herrſcht ſtete Dämmerung. Da ſtaunten wir eine Weile die rieſenhaften athenienſiſchen Marmorlöwen des Arſenals an, die ſtrengen Wächter einer nun armſeligen Marineanſtalt, die ſich längſt hätten ſchlafen legen können, und verloren uns nach und nach bis ans äußerſte Ende einer Landzunge in die anmuthigen öffentlichen Gärten. Es iſt doppelt erquicklich, in der ſteinernen Waſſerſtadt auch einmal etwas Grünes, friſche Bäume, ſchöne Blumen zu ſehen, daß der weithin über die unfruchtbare Meeresfläche irrende Blick ſich der ſegenſpendenden Mutter Erde freuen kann.

In der Stadt zu promeniren muß für den Einheimiſchen ein ſchlechtes Vergnügen ſein; wir haben eine einzige breite Straße gefunden und dieſe am Ende der Welt. Mein Stadtplan zeigt mir noch ein paar andere nicht minder abſeits gelegene an; im Uebrigen beſteht Venedig aus lauter ſehr engen Gäßchen zwiſchen ſehr hohen Häuſern. Man kann die ganze Stadt zu Fuße durchwandern, wenn man die Umwege nicht ſcheut; und die Leute der niedrigern Volksklaſſen thuns auch wahrſcheinlich; das zeigt der übermäßig lebhafte Verkehr um und auf der

Rialtobrücke, der einzigen Brücke, welche über den großen Canal führt, gerade im Mittelpunkte der Stadt, als einziges Verbindungsmittel zwischen diesseits und jenseits dieser Hauptpulsader des venetianischen Wassersystems.

Wir Nürnberger haben Recht, wenn wir unsere Fleischbrücke mit der Rialtobrücke zusammenstellen. Auch diese besteht aus einem einzigen Rundbogen, der sich 90 Fuß hoch über den Canal erhebt; nur ist sie viel länger und breiter. Ihre Breite habe ich zu 37 Schritt ausgemessen, indeß die Fleischbrücke deren nur 20 hat. Sie ist in der Mitte mit 2 Reihen Boutiquen bedeckt und bietet also drei Wege. Man steigt auf Stufen über sie, wie über alle 450 Brücken der Stadt, was bei längerem Herumwandern sehr beschwerlich ist. Aber wie kommen denn die Pferde hinüber und die Wagen? Soll ich diese Frage einem meiner Leser in den Mund legen, oder wissen sie alle, daß es in Venedig weder Roß noch Wagen gibt? überhaupt nicht viel andere Thiere als Hunde und Katzen. Unser Führer zeigte uns den einzigen Kuhstall als eine Merkwürdigkeit, und auf dem Marcusplatze trippelten die wohlgefütterten Tauben des h. Marcus umher. Das war alles, was ich von der Thierwelt zu sehen bekam, die todten Fische, Seespinnen, Seekrebse und Sepien ausgenommen, welche unmittelbar bei der Rialtobrücke mit großem Lärm feilgeboten wurden. Was wollte man in Venedig mit Pferden? sie könnten ja in den engen Gäßchen nicht fahren, zum wenigsten einander nicht ausweichen. Das gänzliche Fehlen alles Gerumpels und Gerassels verleiht übrigens der ohnehin nur mäßig bevölkerten Stadt eine Stille, die für den Ungewöhnten etwas Geisterhaftes hat.

Venedig liegt auf etwa 90 Inseln von 400 Canälen durchschnitten. Weil aber das Erdreich pures angeschwemmtes Land ist, so sind alle Häuser auf Pfähle, Kirchen und Paläste zumeist auf Cedernpfähle gebaut. Sämmtliche Canäle münden auf Umwegen hier in die Lagunen, dort in den großen Canal ein, der in sehr starker schlangenförmiger Biegung in einer Breite von etwa 100 Schritten durch die Mitte der Stadt fließt. Zu beiden Seiten des großen Canals stehen lauter Paläste. Die meisten Canäle haben nicht einmal die Breite eines Pegnitzarmes. Mehrentheils nun ziehen sich ihnen entlang auf einer Seite etwa 8 Fuß breite Fußwege hin. Dazwischen geht man aber auch wieder lange Strecken in Gäßchen, ohne einen Canal zu Gesicht zu bekommen, bis man plötzlich am Wasser steht und wieder umkehren muß, in ein anderes Winkelchen hineinzukriechen. Der Hauptverkehr ist in den wasserlosen Gäßchen. So bewegt sich zwischen Rialtobrücke und Marcusplatz ein ununterbrochener Menschenstrom. Da sind Läden an Läden, die Abends beim Schimmer des Gases ihren reizenden Inhalt schöner entfalten als beim Dämmerlichte des Mittags. Venetianische Kettchen hatten wir nicht zu kaufen, und so interessirten uns am meisten die einladenden Obstläden und die vielen Läden mit gebratenem kaltem Geflügel oder gebackenen Fischen. Da habe ich mir manches Gansviertel um billigen Preis erobert und dasselbe im Gehen auf der Straße verzehrt, während Luise sich Mühe gab, ein Pfund köstlicher Trauben oder Feigen hinabzuschlingen. Von den Trauben indeß bekam ich immer auch meinen Theil und aß ihn dann als Salat zu meinem Gansviertel. Um überall das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden,

wollten wir auf ſolchen Dämmerpartien auch unſere gaſtronomiſchen Kenntniſſe erweitern. Wir kauften bald hier bald da um einige Pfennige oder Kreuzer von Dingen, die uns neu waren. Waſſermelonen, die in großen Haufen aufgeſchichtet liegen und Stückchenweiſe feil ſind, erſchienen uns kühlend und wohlſchmeckend, gebratene Kürbiſe aber, gleich jenen ein Lieblingsgericht der niedern Klaſſen, für meinen durchaus nicht verwöhnten Gaumen widerlich und völlig ungenießbar. Gebratene Sardellen kann ich empfehlen. Durch die lebhaften Stadttheile im Menſchengewühle ſich fortſchieben zu laſſen, war erfreulich; kommt man doch von Zeit zu Zeit auch auf einen größern Platz, deren die Stadt 41 zählt, Plätze mitunter von bedeutender Ausdehnung. Aber in den abgelegenern Vierteln, in den Winkeln der Armuth, war mirs ſelbſt am Tage, beſonders auch wegen der herrſchenden Todesſtille etwas unheimlich. Wurde es nun Abend, ſo trieben wir mit den Andern vor nach der Riva Schiavoni und dem Marcusplatz, wo ſich tagtäglich oder eigentlich nachtnächtlich hier die feinere Welt, dort die zerriſſene und barfüßige Signoria wieder zuſammenfindet, zu promeniren, zu ſchwätzen, Muſik zu hören, zu kaufen und zu genießen, wözu eben das Geld reicht. Da ſetzten denn auch wir uns nach des Landes Sitte zum Schluß in die offenen Räume einer Caffeeſchenke, und bei einem Schälchen Gefrorenen und einem Glaſe beiſpiellos ſchlechten Waſſers ſehnte ich mich gleichwohl nicht nach bayeriſchem Biere. Ja man wird in Italien geiſtiger, genügſamer, zumal wenn man ein Viertel Gans und eine Halbe Wein im Magen hat. Uebrigens gibt es in Venedig, wie überall, Bier genug; das Wort birra ſieht man faſt

eben so häufig angeschrieben, als vino buono, und ich kann versichern, daß das venetianische gar nicht schlecht ist, wiewohl freilich meine Freunde immer behaupten, das Bier verstünde ich nicht.

Der nächste Morgen führte uns wieder zu unserer wohlbekannten Gesellschaft. Wir fuhren hinüber nach der Kirche Maria della Salute, die im Jahre 1631 zum Dank für das Aufhören der Pest gestiftet ward. Ihre herrliche Kuppel von 168 Fuß Höhe leuchtet weithin über das Meer; an sie richteten wir noch unsere letzten Scheidegrüße nach der Abfahrt. In dem freundlichen Seminar, welches daran stößt, sahen wir eine werthvolle Gemäldesammlung aus lauter kleinen Stücken der berühmtesten Meister; sodann im Palaste Pisani Moretta das berühmte Bild von Paul Veronese, wie die Mutter und Gemahlin des Darius den Alexander anflehen, ein Bild, bei welchem die Kritiker streiten, welche Figur den Alexander vorstellt; hierauf in der großen, in deutsch-italienischem Stile erbauten und mit werthvollen Bildern und Denkmälern gezierten Kirche ai Frari das Denkmal Canovas, welches Anfangs für Tizian von Canova entworfen, nach des Meisters Tode von seinen Schülern für Canova selbst ausgeführt ward. Kaiser Ferdinand läßt diesem gegenüber dem Tizian ein anderes setzen. Dicht daneben ist die Kirche S. Rocho mit ihrem berühmten kleinen Altarbilde von Tizian, Christus von zwei Henkersknechten geführt, und daran wieder stößt die Academie von S. Rocho, von Tintoretto, der 18 Jahre lang hier arbeitete, mit vielen großen Bildern geziert. Die herrliche Treppe und der große Saal, zum Versammlungslocale der Armen-

pflege bestimmt, sind an Wänden und Decken völlig überzogen mit diesen großen Gemälden, und ringsum an der Vertäfelung wieder die köstlichsten Holzschnitzereien, theils das Leben des heiligen Rochus, theils andere Gegenstände darstellend, nach Michael Angelos Entwürfen.

Doch was ist das alles gegen den Dogenpalast! Dieser Wunderbau imponirt minder durch seine Größe als durch seine Eigenthümlichkeit, und im Innern durch die Pracht seiner Verzierungen. Jeder der beiden Flügel, die zusammen einen rechten Winkel bilden, und von denen der eine nach der Piazetta, der andere nach der Riva Schiavoni schaut, hat eine Länge von 119 Schritten, der dritte nach dem Wasser gehende Flügel ist nur im Hofe sichtbar und auf der vierten Seite schließt den Hofraum die Marcuskirche. Beide Façaden mit je 7 Riesenfenstern, auf einer doppelten übereinander stehenden Säulenreihe ruhend, und über den Säulen die großen ausgehauenen Rosetten, — wer kennt nicht das alles aus Bildern? Aber das Innere, diese vergoldeten Säle mit ihren kolossalen wohl erhaltenen Gemälden! Da paradirt in langen Reihen Venedigs ruhmvolle Geschichte, da bestürmt den Beschauer, wenn er an die ehemalige Bestimmung der verödeten Räume denkt, ein unabsehbarer Schwarm von Begebenheiten, von öffentlichen Berathungen und geheimen Erwägungen, von Regentenhandlungen und Richtersprüchen. Denn dieser Palast war nicht etwa die Wohnung des Dogen, sondern das Repräsentations-, Stände- und Gerichtshaus des venetianischen Staates. Die ganze Geschichte Venedigs von der Mitte des 14. Jahrhunderts an läuft mit ihren letzten Fäden in diesem Palaste zusammen. Ein Gefühl

gemiſcht aus Staunen und Wehmuth, auch mitunter ein geheimer Schauder, beherrſchte mich beim Durchwandern dieſer Stätten erloſchener Machtfülle. Da kamen wir zuerſt über die Rieſentreppe (ſie hat ihren Namen von zwei oben ſtehenden rieſigen Figuren) in den 154 Fuß langen und 74 Fuß breiten Saal des großen Rathes. Die eine Wand nimmt das koloſſale Bild Tintorettos „das Paradies“ völlig ein, die andern ſchmücken hiſtoriſche Gemälde, hier den Streit Barbaroſſas mit dem Papſte darſtellend, dort die Begebenheiten aus dem Leben des großen Dandolo. Darüber die Bruſtbilder von 120 Dogen; der Platz Marino Falieris, des Volksfreundes, des enthaupteten Erbauers dieſes Palaſtes, iſt leer gelaſſen, aber neben den Dogenbildern vorbei ſchaut nun alles nach jenem leeren Platze. Sodann durchwanderten wir den Conclavenſaal, wo der Doge gewählt wurde; auch hier wieder köſtliche Bilder hiſtoriſchen und andern Inhalts, z. B. das jüngſte Gericht von Palma vecchio, auf welchem er ſeine Geliebte erſt in den Himmel, dann, als er ihre Untreue erfuhr, daneben in die Hölle verſetzte. Im zweiten Stock das Zimmer der drei Staatsinquiſitoren, aus welchem eine Thüre über die Seufzerbrücke in die Gefängniſſe der Bleidächer oder zum Tode, die andere zur Freiheit führte; ferner der Saal des Senats mit Palmas Bildern der Liga von Cambray, und der Saal des Raths der Zehn, der prächtigſte von allen.

Nach ſolch mächtigen Eindrücken mochte man dem Antiquitätencabinette des Palaſtes nur geringe Aufmerkſamkeit ſchenken, ſo intereſſante Sachen es enthält, z. B. einzelne ſchöne Antiken, einen alten Plan Venedigs, Holzſchnitt

von Albrecht Dürer, eine Karte der Erde von Frate Mauro von 1460 u. a. m.; die dunkeln Gefängniſſe der Pozzi aber, in die Mauer des Dogenpalaſtes ausgehauene, unter dem Waſſer befindliche Zellen, boten einen gräßlichen Contraſt gegen die goldene Majeſtät, die eben an uns vorübergegaukelt war. Die Gefängniſſe der Bleidächer im Gebäude gegenüber ſind längſt zerſtört und nicht mehr ſichtbar.

Und ſo begaben wir uns denn vom Dogenpalaſt gleich in die anſtoßende Marcuskirche. Wenn irgendwo, ſo bedarf es hier eines Führers, der auf die Schönheiten und Seltenheiten dieſes wunderbaren Gotteshauſes hinweiſt. Von ſelbſt macht das Innere einen weder großen noch wohlthuenden Eindruck. Sie erſcheint düſter und rußig, und iſt auch keineswegs groß genug, um dem zu imponiren, der mit ihren verborgenen Koſtbarkeiten unbekannt iſt. Denken Sie ſich die Allerheiligencapelle in München zu einem Tempel vergrößert und den Goldgrund verblichen und abgeſchoſſen, ſo haben ſie auf den erſten Anblick die Marcuskirche. Auch der vielfach eingeſunkene unebene Fußboden gibt ihr den Ausdruck des Verfallenen. Aber wenn nun der Führer die verſtecktern Schönheiten enthüllt, und mit einem Lichte herumwandelnd hier auf die köſtlichen Säulen, dort auf den Goldreichthum, dort auf die ſchönen Zeichnungen vieler Moſaikgemälde aufmerkſam macht, da erſchließen ſich erſt die vorher unſichtbaren Schätze. Denn dieſe Kirche mit ihren 500 verſchiedenartigen und ſeltſam zuſammengeſtellten Säulen und Säulchen enthält nichts als Gold, Silber und orientaliſchen Marmor, und wie die Kreuzfahrer ihre 4 bronzenen Roſſe aus Conſtantinopel entführten, ſo haben ſie auch eine Menge anderer Koſt-

barketten zu deren innerer Verschönerung von da und dort aus dem Oriente herübergebracht. Die ganzen Wände an den Seiten und 5 Kuppeln bestehen aus Goldmosaik und farbigen Mosaikgemälden. Ueberhaupt ist da kein Gemälde weder innen noch außen, das nicht Mosaik wäre. Der Fußboden ist Mosaik von Marmor von den verschiedenartigsten Zeichnungen. So ist denn diese Kirche, wie die seltsamste, so vielleicht auch die kostbarste in der ganzen Christenheit. Aber etwas erhebendes hat sie für uns nicht gehabt, so oft wir sie auch besuchten. Sie war und blieb uns ein finsterer, fremdartiger, halb mauriſcher halb italieniſcher Bau im Innern, eine wunderlich schön aufgeputzte Moschee im Aeußern.

Am dritten Tage unserer gemeinsamen Wanderungen führte uns Bulgari wohl eine Stunde weit zu Wasser hinaus nach der äußerst lieblichen Insel S. Lazaro, dem stillen Wohnsitz gelehrter armeniſcher Mönche, die hier den Wissenschaften in freundlicher Abgeschiedenheit leben. Ein üppig blühendes Gärtchen umgiebt das helle geräumige Kloster, in dessen Erdgeschoß sich eine armeniſche Druckerei befindet. Ein Geistlicher mit geistreichem blassem Angesicht zeigte die verschiedenen Sammlungen. Hier wohnte eine gute Weile Lord Byron und lernte armeniſch; unter den Namen des Fremdenbuchs war auch der Napoleons zu lesen. König Ludwig verfaßte dort dem Kloster zu Ehren ein langes gutes Gedicht, welches unter Glas und Rahmen aufbewahrt wird.

Auf einer andern Insel, an welcher uns der Weg nach Lazaro vorüberführte, befindet sich das Irrenhaus. Wir hörten ganz vernehmlich das wilde Geschrei der Ra-

senden, die uns so mitten im Wasser doppelt ausgestoßen erschienen aus der Gesellschaft ihrer Mitmenschen.

Uebrigens war diese Fahrt ein köstlicher Morgengenuß, und die Stadt bot einen wundervollen Prospect aus solcher Ferne. Wir besuchten darauf die Akademie der schönen Künste, in welcher Venedigs herrlichste Gemäldesammlung prangt. Gott was waren das wieder für Kunstgenüsse! Wir wiederholten am nächsten Tage unsern Besuch und konnten uns auch da nicht satt sehen. Diese Tiziane und Paul Veroneſe, der andern Meister gar nicht zu gedenken, und alles so frisch, so wohlerhalten; beinahe hätte ich in Versuchung mein Versprechen zurücknehmen, daß ich überhaupt keine Kunstgegenstände zu schildern versuchen wolle.

Den Schluß der Merkwürdigkeiten, die uns der Führer zeigte, bildete die Kirche S. Giovanni e Paolo, von ihm selbst wegen ihres Reichthums an Denkmälern geschichtlich berühmter Venetianer mit dem stolzen aber nicht unverdienten Namen Pantheon beehrt. Es ist ein großer gothischer Bau, eine Dominikanerkirche, aber von den Mönchen, denen sie angehörte, ist nur noch ein einziger übrig, ein schwacher, zitternder Greis mit freundlichem, gutmüthigem Angesicht, dem der Führer seine Gesellschaft als dem Patron der Kirche vorstellte. Unter den Denkmälern, die zum größten Theile kostbar und riesenhaft die ganzen Wände überkleiden, nenne ich nur den Namen Bragatinos, dem die Türken wegen seiner muthigen Vertheidigung Famagustas die Haut abzogen, und die Namen Valerius, Moroſini, Loredano, Venbonino, Cornaro. Ein großes Bild Tizians, der kniende Mönch genannt, welches eben in ei-

ner Kapelle für den Präsidenten der nordamerikanischen Freistaaten copirt ward, ist ein Altarblatt der Kirche.

So war denn unsere dreitägige Kunstreise glücklich vollendet. Aber wie viele verborgene Schätze mögen noch unbesichtigt geblieben sein! Unser Führer sagte, in frühern Zeiten, wo die Fremden 14 Tage geblieben seien, hätte er sie gehörig herumführen können, aber jetzt, wo er seinen Cursus auf drei Tage zusammenziehen müsse, habe er sich eben auf das Nothdürftigste zu beschränken.

Wir blieben den Sonntag noch auf eigene Faust, manches des Gesehenen zu wiederholen und in weitern Theilen der ausgedehnten Stadt uns zu ergehen. Der Tag verstrich uns schneller, als wir gedacht hatten; ein schöner sonniger Himmel lagerte auch heute wie während unsers ganzen Aufenthaltes über der so friedlich schimmernden Meeresstadt. An diesem lauen Abende wogte und wimmelte die bunte Menge in verdoppelter Stärke auf Platz und Ufer, und die freundlich hellen Sonntagsgewänder stimmten so harmonisch zu der spiegelglatten Wasserfläche der Lagunen. Denn die Venetianer lieben in ihrer Tracht feurige Farben wie ihre Maler. Wenn man diese Stadt und das harmlose Treiben ihrer Bewohner betrachtet, sollte man gar nicht meinen, daß erst ganz vor kurzem noch der Aufstand sich hier am hartnäckigsten gehalten und eine lange Belagerung nöthig gemacht hat.

Länger als gewöhnlich wandelten wir am späten Abend noch auf und ab über den erleuchteten Feenplatz, als wollten wir seinen Zauber noch recht einsaugen, ehe wir scheiden müßten. Morgens halb fünf Uhr überschritten wir den dämmernden mit dem Schmerzgefühle des Abschieds; eine

Barke führte die muntere aus lauter Deutſchen beſtehende Schiffsgeſellſchaft hinüber nach dem kleinen Dampfſchiffe des Trieſters Goytcewitſch, der in neueſter Zeit als Concurrent des Lloyd die Fahrten zwiſchen hier und Trieſt um billigern Preis bei Tage macht. Die Schiffe des Lloyd fahren Nachts um 12 Uhr; aber was hätte uns eine Nachtfahrt gefrommt, da wir das Meer zu ſehen verlangten? Gewöhnlich dauert die Fahrt 8 Stunden; uns aber war es gerade erwünſcht, daß das Schiff ausnahmsweiſe den Umweg über Montfaucon machte; ſo hatten wir doch eine Seefahrt von Morgen bis gegen Abend.

Auf den Seitenbänken des Verdeckes ſtehend ſahen wir lange dem ſcheidenden Venedig nach. Die blanke Kuppel der Kirche della Salute nebſt dem Thurm von S. Marco winkte noch eine gute Weile aus der Ferne, als ſchon alles andere verſchwunden war; auch das Ufer des Lido ſank hernieder in die Wellen, und eine Zeitlang mochten wir uns mitten hineinträumen in die weite See, obwohl wir eigentlich ziemlich nahe am Ufer fuhren. Denn bald erſchien wieder zur Linken der Streifen der Küſte, um den Geſichtskreis nicht wieder zu verlaſſen. Uebrigens war uns die Meerfahrt bald langweilig. Die grünblaue Farbe des Waſſers bildete den einzigen Unterſchied zwiſchen Meer und Lagunen; es war völlige Windſtille, weit und breit lag regungslos die bleierne Fläche im Sonnenglanz. Fliegende Fiſche, die hin und wieder aufſprangen und von Möven verfolgt wurden, waren nächſt den gleichmäßig aufgeackerten Furchen des Dampfbootes das einzige Bewegte. Wir hätten gar zu gerne Wogen der ſtürmiſchen Adria geſehen, und glücklicherweiſe am Nachmittag ſollten ſie uns

werden. Am fernen Horizonte stiegen empor die Berge von Istrien und über ihnen ein graues Gewölk. Ein Luftzug, erst sanft, dann immer heftiger strömt dem Boote entgegen. Kleine Wellen mit schneeweißen Häuptern spielen über die dunkelgrüne See hin. Der Wind verstärkt sich und verbindet sich mit Gewitterregen; langgedehnte oben abgerundete Wogen, sich hebend und senkend, versetzen das Schiff in schwankende Bewegung; nun steigt nun sinkt sein Vordertheil. Die ganze Fluth schimmert im schönsten hellen Wassergrün, ein köstliches Schauspiel. Das freie Stehen auf dem Verdeck wird unmöglich; die eine Hand auf den Stock gestützt, mit der andern festhaltend die Brüstung des Fahrzeuges, lehne ich da und schaue befriedigt hinaus in das tolle Treiben des Elementes. Luise sitzt auf einem Bündel Schiffstaue; sie hat den Mantelkragen über den Hut geschlagen und wünscht, es möchte noch ärger kommen. Alles hat sich hinabgeflüchtet in die Cajüte, wo es ziemlich schauerlich hergegangen sein soll. Wir allein trotzen oben beim Schiffsvolk, stolz auf den Ruhm, daß uns keine Spur von Seekrankheit anwandelte. Hatten wir doch auch gar nichts im Leibe, wie sollte der Magen sich beschwert fühlen! In der Bucht von Montfaucon ruderten mit ungeheurer Anstrengung 7 Kähne heran, auf und abgeschaukelt von den peitschenden Wogen. Jeder ist begierig der erste zu sein. Wie Blutegel liegen sie nach und nach alle an dem Bauche des Schiffes, die Passagiere aufzunehmen, die hier aussteigen würden. Drängen und wüstes Geschrei der Ruderer; ungleiche Vertheilung der Güter; einer ward gedrängt voll zum Uebermaß, gerade der zum ersten da war, bekam gar nichts; so wurde sein Verdienst weggedrängt

von dem leckern, — ein Bild des Lebens. Dazwischen sauste der Wind und stürzte der Regen, ja um das Bad noch kräftiger zu machen, fiel uns zweimal in der Nähe von Triest eine Welle über die Köpfe; das verblüffte uns für den Augenblick, that aber gar nicht unangenehm; denn das Wasser war warm, als wäre es auf dem Ofen überschlagen, und mühelos kosteten wir doch auch seinen bittersauren Wohlgeschmack. Das Schiff wagte nicht in den Hafen einzufahren; so mußten wir zum Schluß noch Kähne besteigen, ein wirres, gar bedenklich aussehendes Manöver; denn alles drängte, und die Kähne schwankten auf und nieder; man mußte den rechten Moment erhaschen, um hineinzuspringen. Indeß ging es gut ab, und als wir auf dem steinernen Hafendamm von Triest standen, waren wir denn doch froh, das feuchte kurze Seeleben im Rücken zu haben.

Es war in unserer Reisegesellschaft ein kolossaler, wohlgenährter Mann, ein Berliner, wir nannten ihn später, wenn wir seiner gedachten, nur Herrn Buffei, ehrenfest, anschließend, gesprächig, ein Urtypus der echten alten berliner Bürger. Der erzählte uns viel von einem äußerst gemüthlichen Gasthaus „zum Sandwirth", wo er immer zu logiren pflege. So ließen wir denn uns gern von ihm hinführen. Wir erhielten ein artiges Zimmer in dem schön bürgerlich aussehenden kleinen Gasthause, speisten nach der Karte, tranken Bier und Wein und hörten um und um deutsche Gespräche. So befanden wir uns also wieder in Deutschland; denn Triest ist eine deutsche Stadt, der politischen Geographie wie der Gesinnung nach, obschon die Bevölkerung zumeist italienisch spricht.

War ich doch auch wieder so glücklich mit Papierschnitzeln statt mit blanken Zwanzigern zahlen zu dürfen. Die Italiener nehmen nur Silbergeld, und das war mir dahingeschmolzen bis auf 3 fl.; hier aber florirten die Banknoten und die zerrissenen in Groschen verwandelten, schmierigen Sechskreuzerzettel, deren mancher Kaufmann ganze Schubladen voll besitzt. Da athmete ich auf, im Gefühl meines Reichthums; denn an Papier hatte ich noch bis jetzt keinen Mangel. Fröhlich erwachten wir am hohen Morgen, nachdem wir des ruhigsten Schlafes genossen hatten. Herrn Buffel, dem edlen Anhänger des biedern alten Sandwirths, mag es wohl minder behaglich ergangen sein; denn nachdem er uns sein Zimmer überlassen und im Hause kein anderes bekommen hatte, brachte er die Nacht im Wirthszimmer zu, lagernd auf neben einander gelegten Fensterkissen.

Zwischen Triest und Venedig, so nahe sie einander sind, und so sehr sie im Grunde dieselben Lebensbedingungen haben, herrscht ein außerordentlicher Unterschied. Triest kommt schon bei Cäsar vor und ist gleichwohl, einige enge, krumme Gassen der Altstadt um das hohe Castell her abgerechnet, eine völlig moderne Stadt. Breite, geradlinige Straßen, rechtwinklig sich durchschneidend, hohe aber reinliche Kaufmannshäuser, die bei all ihrer Größe doch keineswegs Palästen gleichen, wenige Kirchen, sehr unkirchlichen, theaterähnlichen Aussehens, keine sogenannte Merkwürdigkeiten, keine lungernden Bettler, alles was sich auf Straßen und Plätzen bewegt, in geschäftiger Eile, der weite Hafen, an dem sich die Stadt hinlagert, angefüllt mit einem undurchsichtigen Mastenwald, und aus allen Straßen die mit

ſtattlichen hellgelben Ochſen beſpannten Kaufmannswagen in Bewegung zum Hafen und zurück, ein ununterbrochenes Ein- und Ausladen, dem gegenüber Venedigs Verkehr nahezu ſo ſtill erſcheint wie der nürnberger Canalhafen. Trieſt iſt reizend gelegen; es hat, was man als die zwei Hauptmerkmale einer ſchönen Gegend ſucht, Berg und Waſſer im Ueberfluß, nur eines fehlt, was bequemen Leuten das liebſte iſt, das Thal.

Iſt es das Geſtändniß eines Barbaren, wenn ich verſichere, daß in Trieſt alle Sehnſucht nach Venedig gleich wieder verſchwunden war, oder die Beſtätigung des Dichterwortes, daß gegenüber den ſchönern Zeiten, den edlern Völkern, die einſt gelebt, doch der Lebende Recht hat? Hier möchte ich wohnen, dachte ich mir, wenn ich am Molo auf und abwandelnd den Blick ſchweifen ließ über die ſpiegelnde unendliche See; hier möchte ich bleiben, rief ich aus, wie ich von der Höhe herab das Ameiſengewimmel der Stadt und des Hafens betrachtete. Für den Epicureer, und das ſind wir in Praxi doch alle, iſt vielleicht ein Aufenthalt, der gar keine hiſtoriſchen Erinnerungen, aber deſto mehr Naturſchönheit und Leben bietet, der empfehlenswertheſte. Wozu brauchen wir von alten Steinen und alter Leinwand uns beſtändig das demüthigende und fruchtloſe Bekenntniß abringen zu laſſen, daß unſere Vorfahren frömmer fühlten, ſinniger dachten, größer handelten, als wir, ihre Nachkommen?

Stürzen wir uns ins Rauſchen der Zeit,
Ins Wogen der Begebenheit,

iſt zwar ein Rath des Schalks Mephiſtopheles, aber was ſchadet es am Ende, wenn wir unſere Geſchichte wieder

von vorne beginnen? Das ist ein Stück trostloser Philosophie, Kaufmannsphilosophie; aber so mächtig packt dort die Gegenwart, daß man gegen die Vergangenheit völlig gleichgültig wird.

Wir blieben in dieser Stadt, wo nach dem gewöhnlichen Ausdrucke nichts zu sehen ist, volle drei Tage und waren geschäftig bis an den späten Abend. Wir schlenderten über das köstliche, aus lauter riesigen Quadern zusammengekittete Pflaster der schönen breiten Straßen, wir gafften auf dem Fischmarkt die todte Brut des Meeres an, Thiere und Unthiere, wir labten Auge und Herz an den goldnen Orangen des Obstmarktes, wir wunderten uns über die Reihen ländlicher Brotverkäuferinnen, die mit reinlichen großen weißen Tüchern auf dem Kopfe in Türkenweise gekauert am Boden saßen; oder wir promenirten hinaus ins Freie, langsam am Ufer hin, die Masse der Schiffe anstaunend, das kleine Kriegsschiff betrachtend, das nach dem Ziele schoß, den Arbeitern auf der Werfte zuschauend, die an alten Fahrzeugen flickten und neue bauten. Einmal badete ich im Meer, ein andermal setzte ich mich in eine Spelunke und aß meine ersten Austern zu gutem wohlfeilem Weine. Ich hatte sie auf dem Fischmarkte gekauft, 12 Stück um 6 Kreuzer, und nun trugen wir die schmierigen Schalen in die erste beste Weinschenke. Ich plagte mich elend ab und konnte meine Austern nicht aufmachen; da erbarmte sich meiner ein edler Proletarier; mitten vom Essen seines Bratens stand er auf und öffnete mir die Schalen, langsam eine nach der andern, und ich stand vor ihm wie ein Kind, dem seine Mutter die Löffelchen Brei gibt, oder wie ein junger Vogel, den seine Alte

ächt. Grazie, grazie! stammelte ich immer, und bedauerte nur, meine Dankbarkeit nicht in weiterem Umschweife kund geben zu können. Ich gestehe übrigens, wenn ich nicht dem Manne gegenüber mich geschämt hätte aufzuhören, ich hätte an den drei ersten Austern reichlich genug gehabt. Indeß schmeckten sie doch immer noch besser als der Leib einer Seespinne, die ich ebenfalls aus purem gastronomischem Eifer in Triest verzehrte und kaum mit einer Menge Brot hinunterwürgen konnte. An den Nachmittagen machten wir weitere Spaziergänge, hinauf nach Obscina, oder nach dem Jägerhaus im Boschetto. Es war eine glühende Hitze, als wir die steile alte Straße nach Obscina hinanstiegen; ein dürres Eselein, das neben uns sein Wägelein zog, kam fast nicht von der Stelle, und Luise ruhte nicht eher, bis ich ihm unsern besseren Weg einräumte. Indeß betrog die liebliche Vegetation zu beiden Seiten und der immer reizendere Blick ins Thal unsere Mühen. Die schönen Weinlauben wie bei Meran, die Castanien, die reinlichen Landhäuser dazwischen, mit denen Triests Umgebung wie übersäet ist, der Blick aufs Meer, bald hinter Buschwerk versteckt, bald wieder frei und klar, das alles hielt uns munter und gespannt auf die Totalansicht von der Höhe aus. Endlich um 5½ Uhr waren wir oben am Wirthshaus. Ich rannte noch vollends den höchsten Hügel hinan; aber was sah ich auf der andern Seite? Nichts mehr vom schönen Süden, ringsum finstere Höhen, vor ihnen ein mit Steinen überdecktes moosgelbes Hügelland. In der Mitte ein langweiliges Bergdorf. Nicht umsonst rühmen alle Reisende die plötzliche Ueberraschung, wenn man von Deutschland aus auf der Höhe von Obscina Triest

und das Meer erblicke; denn an wenig Orten mögen die Gegensätze unwirthlicher Oede und reizvoller Größe so dicht an einander liegen. Mit Schrecken dachte ich an unsere Heimreise; aber auf der andern Seite da liegt auf einem Fleckchen zusammengeballt die Stadt mit ihren vielen Schiffchen, umzogen von ihrer malerischen Hügelkette. Ich konnte mich nicht zufrieden geben, als vor dem Wirthshause Luise Hunde und Katzen fütterte, statt wie ich starr hinaus in die See zu schauen. Du hast eben keinen Sinn für Naturschönheiten! rief ich närrischer Pedant in komischem Aerger, daß nicht auch sie jede Minute in die Lärmtrompete stieß.

Aber der Abendhimmel beginnt sich bereits zu vergolden, wir müssen hinunter; heute spielt ja von 7 Uhr an im großen Theater die Rachel, und die müssen wir sehen. Trunken von Entzücken über die wechselnden Farbentöne des Meeres, als die Sonne sich immer tiefer senkte und nun endlich verschwunden war, mehr galoppirend als gehend, eilten wir den Berg hinab dem Theater zu. Aber wie soll ich meinen Schrecken beschreiben, als der Cassier für uns beide 6 fl. 40 kr. verlangte! So fahre dahin, stolze Französin! murmelte ich vor mich hin; wirst schon auch in Nürnberg noch um 1 fl. spielen. Unser Herr Buffei hatte es ohnehin diesen Mittag für eine Aefferei der Deutschen erklärt, daß sie diese fremde Comödiantin mit ihren übertriebenen Geberden bewundern. Doch gingen wir mit schwerem Herzen wieder fort, in das gegenüberliegende brillant erleuchtete Caffeehaus, vor welchem zu seinem Gaslichtschimmer außen noch 27 große Oellampen brannten,

und hörten für einen Kreuzer zweien Muſikanten zu, ſtatt für nahezu 7 fl. der göttlichen Rachel.

Der hochberühmte Archäolog Winkelmann ließ ſich anno 1768 vermuthlich in Trieſt zu dem Zwecke ermorden, damit dieſe Stadt doch wenigſtens eine Merkwürdigkeit hätte, wie Ansbach an ſeinem Caspar Hauſer. Wir beſuchten ſein Grabdenkmal im alten Kirchhofe der ſogenannten Kathedrale, einer alten Kirche, an welcher ihre hohe Lage das ſchönſte iſt. Winkelmanns Mauſoleum, im Jahre 1832 aus Beiträgen errichtet, von denen die ſpärlichſten auf Deutſchland kommen, iſt ein ziemlich geſchmackloſes Monument von weißem Marmor, umgeben von einer verſchloſſenen Capelle. Auf einem großen Sockel ſteht eine Art antiken Sarkophags mit einem allegoriſchen Relief, auf welchem Winkelmann den Künſten die Fackel voranträgt. Auf dieſem Sarkophage befindet ſich wieder ein anderer, faſt moderner Sarg, mit Namen, Titel und Todesart des Geſtorbenen. Zu beiden Seiten in langen Reihen die Namen der Stifter des Monumentes. Es fehlt nur noch die Größe der gezeichneten Summen, dann entſpräche das Monument vollends dem trieſter Kunſtſinn. In die Außenwände der Capelle ſind allerei alte Inſchriften eingelaſſen und der ganze Platz umher durch Cypreſſen, Lorbeergebüſch und Schlinggewächſe in anmuthiger Verwilderung.

Es war am 18ten September Nachmittags, als wir vom Süden Abſchied nahmen. Ich lief der Diligence voran den ſteilen Fußpfad hinauf nach Obſcina, noch einmal das ſchöne Panorama zu genießen, das uns nur noch wenige Schritte beglücken ſollte. Dreiviertel Stunden nach mir keuchte auf der breiten neuen Kunſtſtraße auch mein Wagen daher;

ich drückte mich in die Ecke, nachdem ich eines jungen Engländers unbequeme Füße bei Seite gelegt, — und aus wars mit dem Schauen. Unfruchtbare Haide, überſäet mit großen Feldſteinen war alles, was man in der ſibiriſchen Landſchaft gewahren konnte, und ſo tröſtete ich mich leicht darüber, daß eine Nachtfahrt uns die weitere Langeweile dieſer rauhen Landſchaft entziehen ſollte.

Um 6 Uhr Morgens waren wir in Laibach; um 8¼ Uhr ging der Bahnzug, der uns, wenn wir wollten, in 24 Stunden nach Wien bringen konnte. Indeß ſo angegriffen ſich auch bereits meine banknotenhaltige Brieftaſche fühlte, ſie wollte ſich doch die gefährlichen Symptome ihrer zehrenden Krankheit noch nicht eingeſtehen; ſo völlig nahe war ſie auch noch nicht ihrer Auflöſung, daß ich mir nicht hätte noch einige ſolide Genüſſe geſtatten dürfen. Und ſo machten wir denn Steiermarks reizend gelegene Hauptſtadt zu unſerm heutigen Reiſeziel.

Es hatte die Nacht bedeutend geregnet; die zerriſſenen Wolken hingen zur Seite an den Bergen, als wir Laibachs breites Wiesthal dahin rollten. Der Tag heiterte ſich allmählich auf, und freundlicher Sonnenſchein zeigte die grünen Berge und Auen, die wir im Fluge durchſchnitten, im heiterſten Lichte. Es wird wenige intereſſantere Eiſenbahnfahrten geben als den Weg zwiſchen Laibach und Graz. Die mildeſten Landſchaftspartien wechſeln mit den anmuthigſten und keine Minute bleibt unerfreulich. Eine gute Weile zwängt ſich der aus dem Berge gehauene Schienenweg entlang der engen, wilden Thalſchlucht der Save; da iſt nichts ſichtbar denn Berg, Waſſer und Eiſenbahn, die ſich bald in den kühnſten Krümmungen dem

Laufe des Flusses nach windet, bald über Brücken herüber und hinüber nach dem jenseitigen Ufer setzt, bald in langen Tunnels das Gebirg durchkriecht. Bei Steinbrück, wo rechts die Straße nach Agram abgeht und die Save ihre reißenden Gewässer entschieden Croatien zuführt, dehnt sich die Bahn nun links dahin durchs Sahnthal. Die Umgebung bleibt pittoresk, doch erweitert sie sich zur Aufnahme einzelner Ortschaften, die bald hier bald da mit weißen Kirchthürmen aus grünem Buschwerk schauen. Das Land ist gut angebaut, die Vegetation von der frischesten Farbe, die Bergwälder mit schönem Laubholze, Thal und Hügel mit großen Obstbäumen bedeckt. Wohl mögen die Steiermärker, das erkennt man schon im Flug einer Bahnfahrt, Grund genug haben, ihr Land vor allem zu lieben. Wie köstlich ist doch Markt Tüffer und Cilli gelegen und nachher Marburg, wo man die Drau passirt! Da möchte man überall weilen und von den lieblichen Höhen ins Thal schauen und auf dem saftgrünen Rasenteppiche wandeln und sich die Taschen mit Obst füllen. Allenthalben an den Bahnhöfen stand es in Massen feil; wir kauften einmal 9 Pfirsiche um 1 Kr. Hinter Marburg gehts nun durchs schöne, breite, viel mit röthlichem Buchweizen bebaute Murthal, in dessen Mitte sich das freundliche Gratz ausbreitet, das uns die nächsten zwei Nächte beherbergen sollte.

Eine Masse von Omnibusen und Fiakern, scheinbar weit über den Bedarf der Stadt, harrte am Bahnhofe. Gratz zählt gegen 40,000 Einwohner; uns kam es, vermuthlich weil wir von Triest her verwöhnt waren, etwas todt vor. Für diesen Abend inzwischen wollten wir uns nicht weiter mit Schauen bemühen, sondern ließens uns

behaglich sein in dem kellerähnlichen Speisezimmer unseres Gasthauses, beglückt durch ein gewisses Gefühl der Sicherheit, daß wir nun das erste Mal unser Haupt niederlegen könnten im Lande, wo deutsche Zunge klingt und deutsche Treue wohnt.

Doch mit des Geschickes Mächten
Ist kein ew'ger Bund zu flechten,
Und das Unglück schreitet schnell.

In den italienischen Städten läßt man sich die Stiefel gewöhnlich auf der Straße putzen. Wehe dem, der dort eigensinnig auf seiner trüben Fußbekleidung beharren wollte! Die Stiefelputzer verfolgen ihr Opfer bis es gefallen ist. Aber hier nun im biedern Deutschland, da stellt man die Schuhe eben Nachts vor die Thür, und so kommen sie ungefährdet in die Hände der biedern Hausknechte und zurück in die der Reisenden. Wie staunte ich, als ich am nächsten Morgen die theuern Träger meiner Persönlichkeit vergebens suchte, und der Hausknecht mich kaltblütig an das Zimmermädchen, das Zimmermädchen an den Lohnbedienten verwies! Was mich am meisten in Harnisch brachte, war die Gleichgültigkeit aller dieser Leute gegenüber meiner komisch-tragischen, aber wohlbegründeten Verzweiflung. Denn regnete es nicht vom Himmel in Strömen? War nicht der Boden durchweicht von bisherigen Regengüssen, die, wie ich mit Verwunderung vernahm, schon den ganzen September her anhielten? und waren nicht meine andern Stiefel krank und gebrechlich? Die sollte ich nun mit ihrer schwächlichen Constitution den Stürmen einer aufgeregten Welt Preis geben! Mißlaunig gingen wir auf und ab den ganzen Vormittag im finstern Wirthszimmer, lasen den

Lloyd und die Gratzer Zeitung und fliegende Blätter veralteten Datums; bedenklich ſah ich wohl hundertmal hinauf, ob denn der ſtrömende Himmel ſeine Schleuſen noch nicht bald ſchließen würde. Es war der erſte troſtloſe Vormittag.

Indeß auch hier trat wieder unſer gewohntes Reiſeglück begütigend in die Mitte. Waren auch die Spaziergänge nach Mariatroſt und Mariagrün zu Waſſer geworden, ſo drangen doch von Mittag an die Sonnenſtrahlen durch das zerreißende Gewölk, und ein freundlicher Nachmittag beleuchtete wenigſtens den Schmutz, der glitſchend und glitzernd ſich ſanft um jeden unſerer Fußtritte breitete. Alſo vor allen Dingen auf den Schloßberg, einen ſchroffen Felſen, der mit einem alten Caſtell auf der Spitze unmittelbar an der Stadt ſchroff emporſteigt und durch viele Schneckengänge und Anlagen zu einem Lieblingswege der Bewohner gemacht iſt. Zwar ſein Plateau iſt vom Militär in Beſchlag genommen, aber auch ſo weit, als er dem Publikum zugänglich iſt, bietet er eine Umſicht, wie ſie nur wenig deutſchen Städten geworden iſt. Man pflegt Gratz mit Salzburg zuſammenzuſtellen, und ich weiß in der That nicht, ob es hinter ihm im Schatten ſteht. Das große grüne Thal, überall mit freundlichen Häuſern durchmiſcht, mit Gärten und Alleen durchſprengelt und durchzogen, maleriſch geformte ſammtene Hügel mit freundlichen Kirchen in einiger Entfernung, der ſchöne Murſtrom ſich mitten durchſchlängelnd, der Hintergrund von anſehnlichen Bergen umſäumt, — ein unbeſchreiblich reizendes Panorama, von deſſen Anblick ich kaum laſſen konnte, alſo daß ich gegen Abend zum zweitenmal den Schloßberg be-

stieg und nahe an zwei Stunden mich auf seinen Schlangenwegen, durch seine lieblichen Weinlauben, an seinen duftigen Rosenbeeten vorbei herumtrieb. Sonst war aber auch an dem ziemlich modernen Gratz wenig Merkwürdiges. Es ist eine sehr zerstreut gebaute Stadt, die ohne eigentlichen Kern und Mittelpunkt weit hinaus ihre stattlichen Ausläufer sendet; halb diesseits halb jenseits des Flusses gelegen, vermittelt es die Verbindung beider Theile durch zwei schöne Drahtbrücken; seine ansehnlichen Häuser sind mit luxuriösen Läden geschmückt; als einzige größere Stadt der Provinz und weit genug entfernt von Wien, der gemeinsamen Sonne, gibt es jedenfalls durch Steiermark in Mode und Sitte den Ton an, und daß selbst die Polizei an die aristokratisch-communistische Weise der Neuzeit gewöhnt ist, war mir schon daraus klar, daß sie mich „Herr von Hoffmann" titulirte. Da schmunzelte ich in Wonnegefühl; „Herr von Hoffmann!" der selige Moment ist mir in der Erinnerung nicht um eine österreichische Banknote feil. Hätte der Herr Polizeiactuar gewußt, wie windig es bereits in meiner Brieftasche aussah, er hätte mich vielleicht auch nicht höflicher behandelt als die umstehenden Juden, die sich zum Jahrmarkt nach Beckau den polizeilichen Vorweis holten.

Denn schon brachte ich nun in meinen Berechnungen die Kreuzer mit in Anschlag und ergab mich mit schwerem Herzen in Luisens Wunsch, die auch da noch getreu ihrer Schaulust das Mausoleum Kaiser Ferdinands II. zu sehen begehrte. Meine Scheu vor dem Trinkgeld verwandelte ich in pathetisch zur Schau getragenen Abscheu vor dem deutschen Jesuitenkönig; aber wirklich ergriff mich der anfangs blos vorgespiegelte Haß gegen jenen elenden Fürsterling mit

solcher Gewalt, daß ich eine schadenfrohe Genugthuung empfand, wie das sogenannte Mausoleum, in welchem neben Ferdinand auch seine Aeltern und die Gemahlin Carls X. von Frankreich ruhen, nichts war als eine häßlich zopfige Capelle, so kunst- und geschmacklos wie in Gratz die sämmtlichen Kirchen, und wie die Bildsäule des Kaisers Franz auf dem Schloßplatz mit ihrem schweren Mantel und ihrem Herrscherstab, der einem Chocoladequirl ähnlich sieht.

Es war ein thauiger frischer Morgen, an welchem ich wohlgemuth und tapfern Schrittes hinaus zum Bahnhof wanderte, dem Omnibus zuvorzukommen, der meine Frau spedirte sammt dem Reisesack. Um 6¼ Uhr fuhr der Zug ab durchs freundliche Thal, vorüber an Schlössern, Dörfern und Burgruinen. Minder anmuthig war unseres Wagens Inhalt. Wir mögen leicht die nobelsten Passagiere gewesen sein, und das will viel sagen, da unsere Tracht bereits starke Spuren eines Feldzuges an sich trug. Alles wimmelte von schmierigen Landjuden, und kaum war in Wrckau ein Theil derselben zum Jahrmarkt abgegeben, so entleerte ein anderer Wagon seine zahlreiche unsaubere Bevölkerung in den unsrigen, und bis wir nach Wien kamen, war das Volk des Herrn gewachsen wie Sand am Meere, so daß der Gang voll stand und die Luft sich verfinsterte von ihrem schlechten Tabaksqualm. Zwischen Mürzzuschlag und Glocknitz geht bekanntlich die Fahrt zur Zeit noch mit Chaisen über den Sömmering. Eine lange Reihe guter Fuhrwerke neben der Post führt um billige Taxe im Trab die ausgezeichnete Straße hinan und hinab über das unwirthliche Waldgebirg, — eine durchaus nicht anziehende Partie, etwa ähnlich der Landstraße über das

stieg und nahe an zwei Stunden mich [illegible] rlich
wegen, durch seine lieblichen Weinl[illegible], die
tigen Rosenbeeten vorbei herumtrie[illegible] ald in
an dem ziemlich modernen Gra[illegible] Tunnels
ist eine sehr zerstreut gebaute [illegible] fing es
Kern und Mittelpunkt wei[illegible] uns ins
sendet; halb diesseits ha[illegible] ß des Ge-
mittelt es die Verbin[illegible] en. Meine
Drahtbrücken; seine [illegible] ichtelgebirge be-
Läden geschmückt [illegible], das mit Eröffnung der
und weit genu[illegible] wird, mit Berneck zusammen.
gibt es jed[illegible] en wir unsere eingefrorenen Lebensgeister
Ton an [illegible] etwas spärliches, aber gutes Mittagessen, und
comm[illegible] gings mit Dampf wieder auf Wien zu. Von Glocknitz
sch[illegible] gewinnt die Landschaft schon große Aehnlichkeit mit der
[illegible] lieblichen Umgebung der Hauptstadt; sanfte weintragende
Hügel schließen zur Linken die weite Ebene.

Bald flogen auch als liebe Bekannte die wienerischen Ortschaften heran, deren jede eine mehr oder minder lebhafte Erinnerung brachte an einen frühern genußreichen Aufenthalt: Baden, die Brühl mit Mödling, Lichtenstein, Liesing, Hetzendorf, Meidling; da kommt schon die Spinnerin am Kreuz, und im weiten Thale liegt links unten ausgebreitet die großartige Kaiserstadt. Beinahe hätten wir in keinem der vielen Omnibuse Platz erobern können; so schnell füllten sie sich mit gewaltsam andrängenden Menschen. Es war ja Sonntag, und da kann kein Wiener zu Hause bleiben. Wir quartierten uns in ein höchst bescheidenes Zimmerchen ein im Gasthaus zur „Stadt Oedenburg" auf der Wieden. Denn trotz alledem und alledem, daß uns

q Baarschaft geblieben war, hatte ich doch durch
rechnung des Budgets so viel herausgebracht,
n zweiten Platz eines Donaudampfschiffes noch
, auch wenn wir im schönen Wien drei-
Wir wollten nicht eigentlich mehr etwas
h Auffrischung alter Eindrücke unsere
l durchleben; wir wollten zugleich
e uns früher so entzückt hatte
behauptete. Sogleich rannten wir
..perthortheater. Norma wurde gegeben: Erl
en Sever, Neu die Norma ausgezeichnet; gesehen haben wir nur wenig; denn die Leute vor uns stellten sich, ohne meiner mahnenden Stimme zu achten, und wir saßen auf der obersten Stufe, unmittelbar bei „des Himmels Blau."

Wir hatten den Wienern schönes Wetter mitgebracht. Nach dreiwöchentlichem Regen kündigte der nächste Morgen den ersten heitern warmen Tag an, an welchem wir nun wohlgemuth in überaus behaglicher Stimmung herumschlenderten. Wir durchstrichen alle die Hauptstraßen und Plätze, besahen die Kirchen, die Denkmäler, liefen um die Bastei, waren echte Pflastertreter. Die Stephanskirche erschien uns plump und minder groß als ehedem, das Burgthor gedrückt und massenhaft, desto schöner die Augustinerkirche mit ihrem köstlichen Grabmal der Herzogin von Teschen, welches das in Venedig gesehene Denkmal des Meisters weit zu übertreffen schien; desto schöner auch die Kirche zu Maria Stiegen; das Standbild des Kaisers Franz, das wir nun zum erstenmal sahen, ist steif und völlig unschön. Die vier allegorischen Gestalten „lo-

Fichtelgebirg; finsterer Nadelwald, magere Felder, spärlich bewachsene Haide, nur daß der Bau der Eisenbahn, die mit großer Kunst bald neben der Landstraße läuft, bald in weiten Umwegen sich entfernt und in ungeheuren Tunnels durch den Berg schlüpft, die Blicke fesselt. Dazu fing es an zu regnen und ein eiskalter Wind schnob uns ins Angesicht. Schottwien, der erste Ort am Fuß des Gebirgs, liegt äußerst romantisch zwischen Felszacken. Meine Phantasie, die sich fortwährend mit dem Fichtelgebirge beschäftigte, stellte das ärmliche Ort, das mit Eröffnung der Eisenbahn völlig veröden wird, mit Berneck zusammen. In Glocknitz belebten wir unsere eingefrorenen Lebensgeister durch ein etwas spärliches, aber gutes Mittagessen, und nun gings mit Dampf wieder auf Wien zu. Von Glocknitz an gewinnt die Landschaft schon große Aehnlichkeit mit der lieblichen Umgebung der Hauptstadt; sanfte weintragende Hügel schließen zur Linken die weite Ebene.

Bald flogen auch als liebe Bekannte die wienerischen Ortschaften heran, deren jede eine mehr oder minder lebhafte Erinnerung brachte an einen frühern genußreichen Aufenthalt: Baden, die Brühl mit Mödling, Lichtenstein, Liesing, Hetzendorf, Meidling; da kommt schon die Spinnerin am Kreuz, und im weiten Thale liegt links unten ausgebreitet die großartige Kaiserstadt. Beinahe hätten wir in keinem der vielen Omnibuse Platz erobern können; so schnell füllten sie sich mit gewaltsam andrängenden Menschen. Es war ja Sonntag, und da kann kein Wiener zu Hause bleiben. Wir quartierten uns in ein höchst bescheidenes Zimmerchen ein im Gasthaus zur „Stadt Oedenburg“ auf der Wieden. Denn trotz alledem und alledem, daß uns

sehr wenig Baarschaft geblieben war, hatte ich doch durch sorgsame Berechnung des Budgets so viel herausgebracht, daß wir auf dem zweiten Platz eines Donaudampfschiffes noch nach Hause kämen, auch wenn wir im schönen Wien dreimal übernachteten. Wir wollten nicht eigentlich mehr etwas Neues sehen, aber durch Auffrischung alter Eindrücke unsere Vergangenheit noch einmal durchleben; wir wollten zugleich prüfen, ob diese Stadt, die uns früher so entzückt hatte noch ihre alten Reize behauptete. Sogleich rannten wir auch ins Kärntherthortheater. Norma wurde gegeben: Erl sang den Sever, Neu die Norma ausgezeichnet; gesehen haben wir nur wenig; denn die Leute vor uns stellten sich, ohne meiner mahnenden Stimme zu achten, und wir saßen auf der obersten Stufe, unmittelbar bei „des Himmels Blau."

Wir hatten den Wienern schönes Wetter mitgebracht. Nach dreiwöchentlichem Regen kündigte der nächste Morgen den ersten heitern warmen Tag an, an welchem wir nun wohlgemuth in überaus behaglicher Stimmung herumschlenderten. Wir durchstrichen alle die Hauptstraßen und Plätze, besahen die Kirchen, die Denkmäler, liefen um die Bastei, waren echte Pflastertreter. Die Stephanskirche erschien uns plump und minder groß als ehedem, das Burgthor gedrückt und massenhaft, desto schöner die Augustinerkirche mit ihrem köstlichen Grabmal der Herzogin von Teschen, welches das in Venedig gesehene Denkmal des Meisters weit zu übertreffen schien; desto schöner auch die Kirche zu Maria Stiegen; das Standbild des Kaisers Franz, das wir nun zum erstenmal sahen, ist steif und völlig unschön. Die vier allegorischen Gestalten „lo-

loſſaler Weiblichkeit", die zu des Kaiſers Füßen auf Stühlen ſitzen, machen ſo paſſiv gleichgültige Geſichter, daß ſie allerdings jenes Kaiſers Tugenden ſprechend ſymboliſiren, und dem Franzel ſelbſt hat man die Füße verzeichnet, wohl abſichtlich, weil er kein Mann des Fortſchritts war. Von dem grauſenhaften Ausſehen, das Wien vor 3 Jahren bot, waren wenig Spuren mehr ſichtbar, ein Freund machte uns erſt hin und wieder darauf aufmerkſam. Die Baſtei aber bedrohte noch mit vielen Feuerſchlünden die Vorſtädte der gemüthlichen Wiener, und hinter dem Belvedere ſtieg ein mächtiges Caſtell empor. Abends wollten wir das neue Carlstheater in der Leopoldſtadt beſuchen, wo Döring als Gaſt ſpielte, und ſo wanderten wir gleich Nachmittags nach der Leopoldſtadt. Wir erquickten uns an dem einfachen und originellen Bauſtil der kleinen Kirche in der Jägerzeile, welche der leider ſo früh verſtorbene geniale Georg Müller ins Daſein rief, und waren bei Wurſt und Bier im Prater froh der wohlfeilen Zehrung und der neben uns auf dem Carouſſel tanzenden Kinderluſt. Dießmal hatten wir einen Platz im Theater, ſo ſchön wir ihn wünſchten. Standen wir doch auch bereits um 4 Uhr an der Thüre, und um 7 Uhr erſt begann die Vorſtellung. Ein herrlicher Anblick dieſes Carlstheater, im Innern vor allem, groß, geſchmackvoll, prächtig beleuchtet. Dafür ruft man auch während der Pauſen jetzt: Limonade, Mandelmilch, Gefrornes! während es in der frühern räucherigen Spelunke hieß: Friſches Bier, frankfurter haßi!

Der nächſte Morgen war der koſtbaren Gemäldeſammlung des Belvedere gewidmet, der Nachmittag verſtrich über dem Beſuch eines Jugendfreundes. Es iſt ſo wohlthuend, wenn

man liebe Menſchen nach Ablauf mehrerer Jahre in größerem Wohlſtand wieder ſieht. Die Zeit nimmt uns die fröhliche Jugend, wenn ſie nur wenigſtens des Speichers gefüllte Räume zum behaglichen Erſatz dafür gibt. Der Freund war inzwiſchen ein wohlhäbiger Mann geworden; an mir konnte er doch auch etwas bewundern: ich hatte an Gewicht offenbar zugenommen. Und ſo waren wir zuſammen gar wohl zufrieden; hätte er uns nur nicht gewaltſam aufgehalten, daß auch ſeine dicken Schweſtern, die gerade ſpazieren gegangen waren, die Freude des Wiederſehens theilen möchten. Endlich haben wir uns losgemacht; der Abſchiedskuß iſt gegeben, wir athmen frei, die Stiege hinab. Siehe da kommen die drei Schweſtern entgegen herauf, eine nach der andern. „Ei Herr je! das iſt aber ſchön, daß ihr da ſeid! jetzt müßt ihr aber wieder herauf! was mögt ihr denn, Thee oder Caffee, Bier oder Wein?“ Wir müſſen uns gefangen geben. Wie Vater Horazens mißlauniges Eſelein laſſe ich die Ohren hängen und füge mich ins Unvermeidliche, und bei einigen Taſſen guten Caffees verplaudern wir noch ein Paar trauliche Stunden von der Wiener Revolution und von Ansbach und von der Jugendzeit und alten Bekannten. Was ſeid ihr aber auch für gefühlloſe Menſchen, daß ihr da, wo ihr zum erſten Male wieder befreundete Leute getroffen, mit der wohlfeilen Zeit alſo kargen wolltet? wird mancher denken. Ein ſprechender Beweis, wie unbillig man urtheilt, wenn man die geheimen Motive nicht kennt. Hatten wir denn nicht gleich anfangs geſagt, daß wir noch ins Theater wollten? Fürchteten wir denn nicht, die Schweſtern würden uns begleiten und wir müßten dann einen noblen Platz nehmen? Reichte denn unſere Börſe weiter als auf

die Gallerie? Wir waren glücklicher, als wir gedacht hatten. Der Bruder ging nur mit bis an die Thür des Kärnthnerthortheaters, und im Hui saßen wir wieder frei von allen Erdensorgen hoch oben bei „des Himmels Blau." Dort oben nimmt sich die Musik schöner aus, sagt mancher, der an gleicher Krankheit leidet, seine Schande mit Anstand zu bedecken. Die Aufführung der Martha mit diesen Kräften war uns ein wahrer Hochgenuß. Die Nacht aber brachte ich meist schlaflos hin — Sie kennen ja bereits das Leiden meiner Sackuhr; — Morgens um fünf Uhr mußten wir am Judenplatz sein, wo der Omnibus nach Nußdorf zum Dampfboot abfährt.

Richtig war ich dießmal genöthigt den Hausknecht selbst zu wecken. Es war noch stockfinstere Nacht, als wir das schweigsame breite Glacis und die öden Straßen der Stadt durchschritten. Trübselig glänzte das Granitpflaster bei spärlicher Beleuchtung vom nächtlichen Regen, und ein naßkalter Wind, der über die Gassen wehte, erleichterte uns wenigstens den Abschied von der lieben Stadt, die uns auch dießmal wieder im Sonnenglanz mit ihrer ganzen überwältigenden Schönheit angelacht hatte.

Mit Sonnenaufgang klärte sich allmählich der Himmel. Von einer starken Maschine getrieben flog das neue, große elegante Schiff „Austria" auch gegen die Strömung schnell genug dahin. Aber seltsam war das Ansehen seiner zahlreichen Passagiere. Der erste Platz war spärlich besetzt; denn wer nicht zu sparen braucht, fährt selten mit dem Dampfboot gegen den Strom; die meisten ziehen den Eisenbahnweg über Prag vor. Dagegen wimmelte es auf unserem zweiten Platze von roh.n, schmierigen Donau-

ſchiffern welche das Boot als ihr Eigenthum zu betrachten ſchienen, weil ſie häufig dieſelbe Fahrt wiederholen. Sie treiben mit ihren Flößen ſtromabwärts, und nachdem ſie Hab und Gut in Wien oder Peſth verkauft haben, kehren ſie mit dem Dampfſchiff zurück nach Oberöſtreich und Bayern. Solcher Leute ſaß oder lag nun ein Theil gleichgültig hinſtarrend umher, die jüngern aber, die ſich witzig und galant dünkten, ergingen ſich in unfeinen Späſſen mit den Mädchen, leichten Sylphen und Lacerten, galant gekleidet, mit Hut und Schmuckwerk behangen, die zumeiſt in Wien „in Condition" geweſen waren und unaufgefordert ihre Schickſale mit geläufiger Zunge zum Beſten gaben. Wir erinnerten uns nie in ſo ſchlechter Geſellſchaft gereiſt zu ſein; doch gab ſie manchen lehrreichen, wenn auch unerfreulichen Blick in das Leben der Kaiſerſtadt und in die Schichten der Geſellſchaft, mit welchen unſer eins ſonſt außer Berührung bleibt.

Das Beſte unter dieſen Verhältniſſen war noch die Einrichtung einer ſogenannten Damencajüte, zu welcher ein Kellnerlehrling cerberusartig jedem Manne den Eingang wehrte. Indeß fanden ſich doch auch in ſolch wüſter Societät einzelne beſſere Elemente zuſammen, deren Ueberreſt bei der viertägigen Fahrt bis Regensburg in ein faſt freundſchaftliches gegenſeitiges Verhältniß trat. Da war ein langer hagerer Mann aus Preßburg, der uns Tokajer zu koſten gab; da war eine grämlich ausſehende Schneiderphyſiognomie, welche dem Werkmeiſter einer wiener Bandfabrik angehörte; ein dicker behaglicher Salzburger, der ſeinen ehemaligen Herrn, einen ungariſchen Grafen, auf ſeinem Gute beſucht hatte; zwei Mühlenbauer aus Baden, unzer-

trennliche Jugendfreunde, die schon lange Jahre ihre Heimath nicht wieder gesehen. Die Krone der ganzen Schiffsgesellschaft aber war ein Pole von mittlerem Alter, dessen drolliges Gebahren seiner ganzen Umgebung während der vier Tage gemeinsamer Fahrt unerschöpflichen Stoff zum Lachen gab. Er war ein Mechaniker und reiste über Paris zur londoner Ausstellung. Er sprach nur gebrochen deutsch, hatte aber gleichwohl das Bedürfniß sich fortwährend zu unterhalten, namentlich mit den Mädchen, gegen welche er äußerst verliebt that. Er hatte viel Geld bei sich; das ließ er gern merken, sich eine größere Wichtigkeit zu geben, und dabei war er wieder voll Mißtrauen, man möchte es ihm entwenden. Arm Polak, rief er von Zeit zu Zeit aus, nix deutsch! wenn ich sprách deutsch, das ganze Schiff mein! Damit wollte er sein geselliges Talent bezeichnen. Er zeigte große Lernbegierde und fragte nach der Benennung aller Gegenstände; er trieb allen Muthwillen und nahm auch jeden Scherz bereitwillig hin; Jedermann suchte ihn zu belehren, Jedermann mußte ihm gut sein.

So verstrich die Zeit unter manchfacher Beobachtung und wenn auch nicht eben geistreicher Anregung schnell und erfreulich genug. Die Donauufer selbst waren uns wohlbekannt von früher her. Bis zum Anfang der Wachau, wo wir Nachmittags 2 Uhr anlangten, bietet das einförmige Flachland nichts Erquickliches, als etwa den Anblick schön bewaldeter Inseln, die der breite Strom mit seinen weißlichen Armen umfängt, und für mich Deutschtümler die Erinnerung an die Fahrt der Nibelungen. Gödweih, Krems und Steier eröffnen erst die romantischen Partien. Die kühnen Adlernester Dürrenstein, wo Richard Löwen-

herz gefangen saß, und Achtstein haben am Rheine nicht ihres Gleichen. Im Allgemeinen aber bleibt die Wachau, trotz ihrer steilen Berge, doch weit hinter dem Rhein zwischen Mainz und Coblenz zurück; es fehlt die Zahl romantischer Burgen, es fehlt das Leben der Schifffahrt, es fehlt die heitere Menge blühender Ortschaften. Man fühlt es, daß man hier nicht auf der Heerstraße des civilisirten Europa sich befindet, sondern auf einem Seitenwege, der im Lande der Barbaren endet. Einen recht freundlichen Anblick gewährt das weinreiche Spitz, einen großartigen die herrliche Benedictinerabtei Mölk, mit welcher die Wachau zu Ende ist. Pöchlarn erschien uns noch in schöner Abendbeleuchtung, dann wurde es kühl und dunkel. Luise begab sich in die Cajüte der sogenannten Damen, ich in die der sogenannten Herren. Da setzte ich mich mitten unter die Schiffleute, die wohl noch lange fortspielten, tranken und rauchten, auf eine Bank, legte meinen Paletot zusammengewickelt auf den Tisch, und indem ich den Kopf auf dieses einfache Kopfkissen vorgeneigt hielt, schlief ich beinahe ununterbrochen, bis Morgens 5 Uhr ein Kanonenschuß die Abfahrt des Schiffes verkündete. Es hatte bei S. Nicolai unmittelbar vor dem Strudel Anker geworfen, weil in der Dunkelheit der Nacht jene unsichern Flußstellen, welche mit dem Namen Strudel, Schwall und Wirbel bezeichnet sind, selbst großen Dampfbooten noch Gefahr bringen können. „Verfluchter Kanon!“ rief der Pole, nachdem er von der Ursache des Schalles belehrt war. Er hatte gemeint, es sei der Dampfkessel gesprungen.

In der Morgendämmerung bei klarem Himmel passir-

ten wir jenen wildromantiſchen Punkt, wo der Fluß ſich gewaltſam den Weg durchs Gebirg bricht. Hinter Grein treten die Höhen in größere Entfernung zurück vom Strombette, bis ſie bei Mauthauſen ſich wieder nähern und gegen Linz hin ein reizendes breites Thal bilden. In weiten Krümmungen ſchlängelt ſich die Donau an Steireck vorüber, ehe man die freundliche Hauptſtadt Oberöſtreichs erreicht. Wir blieben in Linz, wo wir gerade Mittags landeten, im Gaſthaus zur Krone, das ich jedem empfehlen kann, der Reinlichkeit und zuvorkommende Behandlung nebſt billigen Preiſen einer übertriebenen Eleganz vorzieht. Ausgehungert vom Schiff her, wo man nie ſatt bekommt, wie die Kirchenmäuſe, labten wir uns an Speiſe und Trank wahrhaft königlich, und ließen uns dann vom freundlichen jungen Gaſtwirth einen Spaziergang anrathen. Wir fühlten uns glücklich, wieder allein zu ſein, und waren vom Schiffe aus gelaufen, was wir konnten, um unſerer zweideutigen Damengeſellſchaft zu entkommen. Nach Tiſche gingen wir hübſch langſam hinauf zu den Jeſuiten, die bezeichnend genug in einem ehemaligen Feſtungsthurm wohnen, um von ſicherem Bollwerk aus die ungläubige Stadt mit ihren Heilslehren zu bombardiren. Wir ſegneten im Vorübergehen die frommen Väter, die hier wie überall eine recht ſchöne Ausſicht haben, urd wandten uns dann zum „Jägermeier“, einer Gaſtwirthſchaft, die die Ausſicht bei den Jeſuiten noch zu übertreffen ſchien. Eine herrliche Landſchaft glänzte herauf im vollen Sonnenſchein der Nachmittagsbeleuchtung. Vor uns die Stadt mit ihren ſanften Höhen, links der Peſtlenberg mit ſeinem Kloſter, rechts das

weite Thal, vom Silberbande der Donau weithin durchschlängelt, im Hintergrund eine ferne Gebirgskette.

Eine elende kleine Nußschale, Dampfschiff Thereſe genannt, nahm uns den folgenden Morgen an Bord; es watſchelte auch langſam genug der ſtrömenden Fluth entgegen. Bei weitem zu groß dafür war ſein rieſiger, gemüthlicher Capitän, der zugleich die Stelle eines Conducteurs bekleidete. Die einzige erfreuliche Erſcheinung auf dieſem Schiffe außer dem Capitän bildete das treffliche regensburger Bier, welches ein durchtriebener jugendlicher Kellner ausſchenkte. Der Tag war ſehr warm und ſonnenklar. Die Gegend zwiſchen Linz und Paſſau gleicht der Maingegend zwiſchen Würzburg und Aſchaffenburg, ſchöne waldige Höhen bis dicht am Ufer, nur etwas einförmig.

Es wäre uns ſehr erwünſcht geweſen, wenn das Schiff in dem romantiſch gelegenen Paſſau übernachtet hätte; ſo hätten wir doch das Auge noch einmal weiden können an ſeiner köſtlichen Waſſerfülle. Nun aber fuhren wir noch nach dem elenden Städtchen Vilshofen. Da führte uns ein junger Menſch, ein Einheimiſcher, in den „grünen Baum“, wo es gut und wohlfeil wäre. Wohlfeil logirten wir, auch gut genug, aber das ſämmtliche Wirthsperſonal war maſſiv und ſchnurrig. Oder ſchiens uns nur ſo, weil wir nicht bedachten, daß wir uns ſo recht mitten im Herzen befanden des naturwüchſigen Stockbayernlandes? Vielen Spaß machte uns ein junger luſtiger Handwerksburſch aus Rheinbayern. Der ſaß mitten unter den Vilshöfern hinter dem Tiſche und ſang ihnen ein republikaniſches Lied aus der Zeit des letzten Aufſtandes, und die Bürgersſöhne vom reinſten monarchiſchen Waſſer brüllten ſeine Kehrreime

im Chorus nach. Nicht wahr, das geht gegen die Preußen? fragte nach Beendigung des Werkes einer der Choristen den Vorsänger mit sichtlicher Befriedigung. Ja wohl, ja wohl! versetzte schalkhaft lächelnd der Rheinkaffer.

Einige Turnergewandtheit aus frühern Tagen half mir das thurmhohe Bette glücklich erobern. Zum erstenmal vertraute ich den Zusicherungen der Wirthin, daß sie uns um 4 Uhr wecken lassen wolle. Uebernachtete ja doch die ganze Schiffsgesellschaft in diesem Gasthause. Das Boot wollte um 5 Uhr fortfahren. Wir schliefen köstlich. Auf einmal weckte mich meine Frau, die zum erstenmal ahnte, wie viel es an der Zeit war, aus meinen goldenen Morgenträumen. Der helle Tag leuchtete zwischen den geschlossenen Jalousien herein. Um Gotteswillen! jetzt ist das Schiff fort! stöhnte ich wie ein Verzweifelter, indem ich mich in demselben Augenblicke aus meiner hohen Federburg herabließ. Dann rufe ich aus Leibeskräften nach dem Hausknecht und frage nach der Zeit, nach dem Schiffe, und ergieße mich in der Pause zwischen Frage und Antwort in einen Strom von Flüchen und shakespearischen Kraftworten, die mir, wenn ich einmal wild werde, — Dank sei es der Beweglichkeit meiner Phantasie — in reichlicher Menge und Auswahl zu Gebote stehen. Einem Marmorbilde gleich aus der altgriechischen Kunstperiode, gerade und mit geschlossenen Füßen stand vor mir der Hausknecht, und die unbeweglich an seiner Rechten hängende Stalllaterne verrieth, daß er nicht die mindeste Gemüthsbewegung fühlte. Dann that er seinen Mund auf, redete und sprach: „Des Schif is no do a; 's hat an Nabel; un wenns kan Nabel het, het i engs scho gweckt a". Und nach diesem Bescheide

verſchwand er langſam abgemeſſnen Schrittes im Hintergrund. Und zwiſchen Trug und Wahrheit ſchwebet noch zweifelnd jede Bruſt; aber ſo raſch haben wir uns unſer Lebtage noch nicht angezogen, ſo wenig Toilette wir auch ſonſt auf Reiſen zu machen gewohnt ſind. Und in großen weiten Sätzen, wie der Tiger auf ſeine Beute, ſprangen wir durch den bodenloſen Schmutz des Ufers dem Schiffe zu. Der Hausknecht hatte wirklich Wahrheit geredet. — Unſer Pole war dieſen Morgen etwas mißlaunig; er mochte wenig geſchlafen haben. Denn da man ihn mit den beiden Mühlenbauern zuſammenquartirt hatte, ſo war er, aus Furcht ſie möchten ihn übermannen und des Geldes berauben, in der Nacht auf das Schiff zurückgeflohen und hatte ſich in der erſten Cajüte mit Stühlen und Tiſchen verbarricadirt. Als nun der Capitän hineinwollte und die Barricaden erſtürmte, war er aufgeſprungen in ſeiner Herzensangſt und harrte im Vertheidigungsſtande eines Räubers; und dieſer Schrecken hatte ihn keine Nachtruhe mehr finden laſſen. Erſt hinter Straubing erwachte wieder ſeine alte Lebensluſt. Zwiſchen Straubing und Regensburg macht bekanntermaßen die Donau ungeheure Krümmungen, ſo daß bei einer Flußfahrt erſtere Stadt bald vorn, bald im Rücken, bald rechts bald links erſcheint. Der Pole, der das nicht wußte, meinte anfangs immer, das wäre eine andere Stadt. Verfluchter Straubing! rief er ſpäter ein über das andere Mal aus, wenn er die Bezirkſtadt wieder zu Geſicht bekam, und machte ihr mit dem Hute die poſſirlichſten Reverenzen. Die Witterung war übrigens den ganzen Tag über unfreundlich kalt und windig; man konnte nicht lange auf dem Verdeck aushalten. Dieß war indeß kein ſonderlicher Scha-

den, da die Gegend außer Deggendorf, Bogen und später der weitherschimmernden Walhalla nichts reizendes bietet.

Um 7½ Uhr Abends hielten wir endlich in Regensburg an und quartierten uns ein im Gasthaus zum „goldnen Bären“ gleich neben der Brücke; denn da wir am andern Morgen mit dem Dampfboote weiter wollten, um zuletzt mit der Eisenbahn von Donauwörth aus hierher zu fahren, so lag dieses Absteigquartier am bequemsten. Unter vielen langweiligen Wegen ist die Chaussee zwischen Regensburg und Nürnberg einer der unerträglichsten. Wir konnten es schwer über uns gewinnen, eine so poetische Reise bis zu dem Grade prosaisch zu beschließen, daß wir uns vom Stellwagen oder einem Lohnkutscher anderthalb Tage martern ließen. Für Luise namentlich hatte dieser Gedanke etwas wahrhaft Gespenstisches. Aber gleichwohl ließ ich mich verleiten einen Pact einzugehen mit einem bösen Dämon, der in Gestalt eines nürnberger Kutschers ins Zimmer trat. Auf Morgens 7 Uhr war die Abreise festgesetzt.

Wollen wir nicht wenigstens den Dom uns nochmals ansehen? fragte Luise, als sie Morgens 5½ Uhr erwachte, und sprach damit vollkommen meinen eigenen Wunsch aus. Gesagt, gethan. Wir fanden diesen herrlichen in den reinsten altdeutschen Verhältnissen erbaueten Tempel mit seinen gemalten Fenstern so schön, als er uns ehedem erschienen war, doch nicht mehr so imponirend. Seine Länge beträgt auch nicht über 137 Schritte. Es war halb 7 Uhr, als wir herausgingen. Wir sollten doch auch einen Sprung zu unserm Freunde thun, meinte sie nun; wenn er sonst erfährt, daß wir hier waren, verzeiht ers uns nicht sein Leben lang. Der Gedanke war kühn, aber augenblicklich zum

Entſchluß gereift. Haſtig fragen wir jeden Begegnenden nach ſeiner Wohnung, haſtig rennen wir den weiten Weg, und ſtehen eben vor ſeiner Stubenthüre, als der Herr Pfarrer im Begriff iſt, zur Haltung ſeines Frühgottesdienſtes in die Kirche zu gehen. Eiliges Begrüßen der ganzen Familie und Abſchiednehmen drängte ſich dicht aneinander. Es ſchlug gerade 7¼, als wir wieder vor dem Gaſthauſe ſtanden. Aber wer beſchreibt nun unſer Verwundern zugleich und Entzücken! der nürnberger Kutſcher war mit Zurücklaſſung des Draufgeldes' bereits davon gefahren. Im Triumphe verkündete ein Knabe meines Freundes das glückliche Ereigniß zu Hauſe, und um 8½ Uhr ſtand der Herr Pfarrer ſchon wieder in unſerer Stube, uns zu ſich nach Hauſe zu holen, daß wir in trautem Kreiſe die Stunden des Tages verplauderten; denn nun hatten wir uns entſchloſſen Abends mit dem Eilwagen zu fahren. Ein wahrhaft erquickendes Gefühl durchſtrömte das Herz, zumal nach dem letzten viertägigen wenig erbaulichen Umgang wieder in einer Umgebung zu athmen, wo reine Liebe aus jedem Blicke der vielen Augen, die hier auf uns gerichtet waren, uns entgegenleuchtete. Da unterſchied ſich recht ſchroff Fremde von Heimath. Und dann war ich ſeit 11 Jahren nicht bei den lieben Menſchen geweſen. Die wilden Burſche von früherher waren zu geſetzten Jünglingen, das kleine Mädchen zur blühenden Jungfrau herangewachſen; bei alledem erſchien mir die Mutter ſogar ſchöner als ehemals und am Vater waren die Jahre ſpurlos vorübergegangen. Sie gaben ſich ſämmtlich ſichtliche Mühe uns den Tag zu verſchönern. Da empfand ich es aufs tiefſte: wohlthuender noch als alle Reize der Natur

wirken Menſchen auf Menſchen ein, wenn ihre Seelen in Mollakkorden der Liebe und Freundſchaft erklingen. Schöner hätte die Reiſe nicht beſchloſſen werden können. Um 8 Uhr rollte der Eilwagen zum Poſthofe hinaus. Noch einen Gruß den Lieben, die uns das Geleite gegeben, und nun hinein in die Nacht, gleichgültig gegen alles, was von ihrem ſchwarzen Schleier umzogen lag.

Als ich erwachte, ſtanden ſchon ringsumher die freundlichen Föhren des Reichswaldes, und vor uns lag die Unendlichkeit der nürnberger Ebene. Ihren Sand und Staub hatte ſtrömender Regen in bodenloſen Schmutz verwandelt. In Altenfurth begrüßten mich bereits einige Schwalben, die zum Frühling der Philologenverſammlung nach Erlangen zogen. Morgens 8 Uhr den 29ten September ließen wir uns am Frauenthore ausſetzen und pilgerten zu Fuße heim im ſchönen Regen, wie wir ausgezogen waren; ſo gar nichts ſchien ſich in Nürnberg verändert zu haben; wir bildeten uns ein, es habe ſeitdem hier fortgeregnet. Wie vor fünf Wochen wandelten wir neben einander: Luiſe trug die Reiſetaſche an der Linken, Stock und Sonnenſchirmchen im grauen Futterale in der Rechten, ich hatte mein Reiſetäſchchen umhängen, in der Linken den Reiſeſack und in der Rechten den Regenſchirm, der das geſchwätzige Plätſchern der Waſſerſtröme von unſern würdigen Häuptern und edlen Gewändern entfernt hielt, damit namentlich unſere ſchönen Strohhüte nicht verdorben würden. Doch ging ich bequemer; denn beim Fortgehen hatten mich in beiden Hoſentaſchen die Geldrollen gedrückt.

Gedichte.

Aus dem Buch der Betrachtung

von

Daumer.

1.

Wir richteten uns hier auf Erden
So weislich und so trefflich ein;
Und sollte Jemand glücklich werden,
Das müßte wohl ein Wunder sein.

2.

Schlau von Natur — so Seel' als Leib
Schmückt vor dem Ehebund ein Weib.
So Seel' als Leib in trauter Eh'
Erscheint sofort im Negligé.

3.

Geliebte, das sind Göttinnen;
Werden aus ihnen Gattinnen —
Gestorben und begraben sind,
Gott sei's geklagt, die Göttinnen.

4.

Geprüft soll die Erwählte werden —
Nur Schade, daß die Liebe blind,
Und die Unfähigsten auf Erden
Zum Prüfen die Verliebten sind.

5.

Ob so gefreit wird oder so —
Das Freien ist ein Risiko.
Hier sind die allerklügsten Leute
Des Wahnes und des Truges Beute.

6.

Es werde die Tugend belohnt,
So sind sie zu lehren die Jugend,
Zu lehren das Alter gewohnt;
Doch würde die Tugend belohnt,
Nicht wäre sie mehr die Tugend.

7.

Monstroseres auf Erden
Kann nicht gefunden werden,
Als Eifersucht, die strenge
Die eignen Rechte wahrt,
Und die damit der Falschheit
Treulose Thaten paart.

8.

Ein edles Frauenwesen
Wird nicht so leicht erworben;
Denn Häßliche sind verbittert,
Und Schöne sind verdorben.

9.

Ein langer Tisch voll Damen,
Die müh'n sich überaus;
Sie stricken, es ist ein Graus.
Bin ich vielleicht gerathen
In ein Strafarbeitshaus?

10.

Was schaffet der Welt das liebste Behagen?
Von Freund und Feinde das Böse zu sagen.
Das Gute macht ihr schlechte Lust,
Der widerwärtigen Menschenbrust.

11.

Die Teufel, welche Lügen brauen,
Sind nicht die großen, nicht die schlauen;
Die Lüge, sie zerfließt in Dunst.
Boshaft die Wahrheit auszubeuten,
Das will unendlich mehr bedeuten;
Das ist die ächte Teufelskunst.

12.

Denkart der Menschen — o wie gar
Unlauter ist's bestellt mit der!
Was an sich selber gut und wahr,
Will wunderselten irgendwer;
Wie Einer in der Welt gestellt,
So denket er.

13.

Es siegt so oft auf dieser Erde Kreis
Das Falsche, das Verächtliche, das Schlechte;
Was aber siegt, das sagt: „Ich bin das Rechte;
Mein Sieg ist der Beweis."

14.

Herzlose Wesen conserviren sich
In ihrem Eis; die Selbstsucht ist gesund.
Doch edler Herzen tiefe Gluten sind
Mit dem Verderben, mit dem Tod im Bund.

15.

Wer dumm,
Der scheine, rath' ich, stumm!
Es wird ihm herrlich bei den Klugen frommen.
Wer aber klug —
Nie still genug
Kann dieser sein, von Denen, welche dumm,
Nicht Schläge zu bekommen.

F. F. Daumer.

1.

Mein Gedicht.

Schon war das Büchlein im Kamin,
Und ſollte mir zu Staub verglüh'n,
Doch ruft mein ſchwärmeriſch Geklimper
Gar eine Thräne ſchwer und groß
In einer alten Jungfer Wimper,
Ruft ein verliebter Thor: „famos!“
Bild ich mir wieder ein, es ſei
Am End' mein Machwerk — Poeſei.

Dr. Ebersberger.

2.

Taſſo und ſeine Leyer.

Viva fui in silvis, tandem percussa securi,
viva nihil dixi, mortua dulce cano.

„Wieder eine Nacht der Schmerzen
Durchgewacht in banger Qual,
Bis der Kerze Licht erſtorben
In des jungen Morgens Strahl;
Neues Leben — neue Friſche
Strömt herab aus deinem Licht
Auf die ganze weite Erde,
Nur in meinen Buſen nicht;
Denn nichts löſcht die arge Flamme,
Die dort hauſt in wilder Glut,
Und zu nie erreichten Wünſchen
Jagt mein juge dliches Blut.
Statt des Lohns für all mein Streben
Nach des Ruhmes goldnem Kranz,
Der mir ewig unverwelklich
Blühen ſollt' in heil'gem Glanz,
Sehe ich mit bitterm Hohne
Von der Feinde arger Macht

Meines Geiſtes ſchönſte Blüthen
Nur begeifert und verlacht;
Oder iſt's, wie Jene ſagen:
Hält gefangen kranker Wahn
Dieſen Geiſt, den gottgebornen,
Hemmend ſeine Sternenbahn? — —
Heil'ge Göttin! o wie ſelig
Träumte ich einſt ohne Harm,
Den verworrnen Pfad zu wandeln
Als dein Sohn — an deinem Arm; —
Ach! im Zorne mir entriſſen
Haſt du deine zarte Hand,
Und von deinem wärmſten Freunde
Haſt du ſchnöde dich gewandt!
Doch was klag' ich? — nein! ich werde
Nimmer tragen ſolche Pein,
Eines launenhaften Weibes
Sclave länger noch zu ſein;
Fliehe Welt der Ideale,
Weich' erhabenes Gefühl,
Dir vor Allem fluch' ich, falſches
Ungetreues Saitenſpiel!"

Alſo ſprach der junge Taſſo,
Und mit unbedachter Hand
Faſſet er voll ſtolzen Grimmes
Dort die Laute an der Wand,
Auf das marmorne Getäfel
Wirft er ſie, in argem Hohn,
Daß es durch die Saiten zittert
Wie ein leiſer Klageton;
Doch zu mächtigen Akkorden
Schwinget ſich der dumpfe Klang,
Und zu dem erſtaunten Sänger
Solcher Worte Klarheit drang:

„Noch ſind Jahre kaum entſchwunden
In der Zeiten dunkles Meer,

Stund ich auf Ferraras Höhen,
Eine Fichte stolz und hehr,
Mächtig streckt' ich meine Arme
In die stille Nacht hinaus,
Und aus meinen Zweigen rauschte
Oft mein Lied bei Sturmgebraus;
Was ich barg an Leid und Wonne
In des Markes tiefstem Grund,
Gab in schwermuthsvollen Weisen
Dort mein Sang den Schwestern kund,
Doch nicht Eine war von Allen,
Die den dunkeln Drang verstand,
Meine stillen Klagen wurden
Nur verspottet und verkannt;
Von den grünen Gipfeln schwang sich
Weih' und Habicht himmelwärts,
Mit dem gier'gen Schrei des Hungers
Uebertönend meinen Schmerz.
Kauz und Eule auf den Aesten
Hatten sich ihr Nest gebaut,
An des Stammes Rinde schwelgte
Wuchernd das Schmarotzerkraut,
Und der Borkenkäfer nagte
An des Lebens bester Kraft,
Rothe Schwämme an den Wurzeln
Hauchten Gift in meinen Saft."

„So vertraut' ich — wie du heute —
Einst dem frühen Morgenroth
Meine Qualen und erflehte
Mir den heißersehnten Tod;
Und noch wären meine Bitten
In den Lüften nicht verhallt,
Hört' ich schwere Schritte tönen
Durch den stillen Fichtenwald.
Einen Haufen wilder Männer
Sah ich meinem Stamme nah'n,
Und bald wühlte mir im Herzen

Ihres Eisens scharfer Zahn,
Was die Säge nicht erreichte,
Hatte rasch die Axt vollbracht,
Bis zum Fall sich sterbend neigte
Meiner Kronen stolze Pracht. —
Sieh' da nahet sich ein Fremdling,
Wie die Andern sah er nicht,
Freundlichkeit und Milde strahlte
Auf dem schönen Angesicht.
In des Kernes tiefste Härte
Senket er das scharfe Beil,
Und entnimmt dem morschen Stamme
Mitleidsvoll mein bessres Theil,
Schaffet aus dem rohen Stoffe
Mit des Meisters Hand gar bald
Zu der Einheit zarter Formen
Die veredelte Gestalt,
Daß das holde Spiel der Saiten
Athmet wunderbaren Klang,
Der in süßen Harmonieen
Mächtig zu dem Herzen drang;
Seinem Wohllaut stund der Wandrer,
Und vergaß der Schritte Hast,
Sinnend lehnte dort der Schiffer
Seine Ruder an den Mast,
Und vertrauteſt du die Schmerzen
Deiner Liebe meinem Ton,
Lockte ich aus ihren Träumen
Die Geliebte zum Balkon; —
Da vergaß ich all des Grames
Aus der Wälder trüber Nacht, —
Denn im Tode ist's gelungen
Was ich lebend nicht vollbracht!

Hier verstummt' das Wort der Laute,
Und wie Frühlingsluft durchglüht
Eine Fülle süßer Ahnung
Jetzt des Dichters trüb Gemüth,

Wie durch dumpfe Kerkerwände
Oft ein Strahl des Mondes dringt,
Und in endlos bangen Nächten
Neuen Muth dem Dulder bringt,
So strömt in das Herz des Sängers
Wiederum des Liedes Luft,
Und die Freundin, die verschmähte,
Preßt er liebend an die Bruft,
Haucht in ihre goldnen Saiten,
Was den Busen mächtig schwellt,
Und dem Lied, das er gesungen,
Lauscht begeistert eine Welt!

Dr. Ebersberger.

3.

Bretter.

Man sagt, die Bretter bedeuten die Welt,
Mag sein, der Schreiner, mein Vetter,
Verdreht es und behauptet, die Welt
Bedeute am Ende nur — Bretter.

Dr. Ebersberger.

4.

Ida Hahn-Hahn.

Gleich St. Petrus ist sie nun bekehrt,
Weil sie zweimal schon den Hahn gehört,
Und sie barg in dichte Schleier sich,
Ging hinaus und weinte bitterlich.

Dr. Ebersberger.

5.

Ehemannsklage.

Wie drücket mich des Ehstands Zügel,
Die Ehe war der Liebe Grab,

Doch ich — ich Armer — bin der Hügel,
Weil ich das Kreuz zu tragen hab.

Dr. Ebersberger.

6.

Kirche und Polizei.

„Du sollst dich nicht vermessen,
Am Freitag Fleisch zu essen,
Doch zahlst du sechzig Gulden,
Dann wollen wir es dulden."
S'ist just, wie in den Städten
Die Kaufleut' ihre Läden
Am Sonntag strenge schließen,
Um Strafe nicht zu büßen;
Doch gebt nur acht, sie langen
Ganz ohne Furcht und Bangen
Den Kaffee und den Zucker
Durch sogenannte — Gucker.

Dr. Ebersberger.

7.

Der Schauspieler und sein Kind.

Wie auf dem gold'nen Saatgefilde
Die Aehre sich zur Aehre paart,
So wogt das Haus, das enggefüllte,
Wo sich die Menge froh geschaart
Und mit gespannten Augenbraunen
Seit Stunden nach dem Vorhang gafft,
Weil heut' der Liebling ihrer Launen
Entfalten soll die ganze Kraft. —
Der lehnt am Spiegel noch und schminket
Das Antlitz nach geübter Art, —
Doch eine schwere Thräne sinket
Hernieder in den falschen Bart,

Und an das Wamms von ſchwerer Seide
Da pocht ein Herz von Angſt erſtickt,
Und es erbebt in tiefem Leide
Die Bruſt, die goldner Flitter ſchmückt;
Denn ach! daheim beim treuen Weibe
Ließ er das Kind, das einz'ge, krank,
Es droht dem zart erblühten Leibe
Ein böſes Fieber Untergang:
Drei Tage lang hält ſchon umfloſſen
Ein dumpfer Schlaf das blonde Haupt,
Das ſchöne Auge liegt geſchloſſen,
Des ſeelenvollen Lichts beraubt. — —

Sein Weib — ſein Kind! ach bei den beiden
Sinkt ihm der Täuſchung Truggebild,
Und eine Quelle ächter Freuden
Aus dieſer kleinen Welt ihm quillt,
Wenn von dem Angeſicht, dem bleichen,
Des Spieles falſche Maske wich,
Und aus der Phantaſieen Reichen
Zur Wirklichkeit er niederſtieg. —

Dieß Alles ſoll im Hermeline
Der arme Mann vergeſſen jetzt,
Daß er mit fein erborgter Miene
Den großen Kreis in Staunen ſetzt,
Soll in ein Meer von Wahrheit tauchen
Die trüber Ahnung volle Bruſt,
Das Herz, an dem die Qualen ſaugen,
Soll athmen Hochgefühl und Luſt —
Doch ach! den Mimen, den gewandten
Im Wechſelſpiel der Leidenſchaft,
Das Vaterherz macht ihn zu Schanden,
Verſiegt iſt die gewohnte Kraft,
Nur kalt und matt die Reden fließen
Dem Bache gleich von Eis beengt, —
Wie kann die Seele ſich ergießen,
Wird ſie vom Schmerz zurückgedrängt?

Und wie am frosterstarrten Baume
Kein Blättchen rauschet in der Luft,
So hört man in dem weiten Raume
Nicht Einen Laut, der Beifall ruft. —

Verwirrt, von tiefem Schmerz zerrissen,
Soll er just von der Scene geh'n,
Da plötzlich hinter den Coulissen
Sieht er die bleiche Gattin steh'n; — —
Wie aus der Wolken dunklem Reiche
Der Blitzstrahl zuckend niedersteigt,
Und dort den Stamm der mächt'gen Eiche
Mit Einem Schlag zur Erde beugt,
Wird vom Gedanken er getroffen,
Der rasch im Busen Raum gewinnt:
„Nun ist es aus mit meinem Hoffen,
Nun ist es todt — mein einzig Kind!"
Doch wie der Sonne erstes Grüßen
Des Eises strenge Kruste bricht,
Hat ihm der Sorge Band zerrissen
Der Gattin lächelnd Angesicht: —
„Dein Kind, ruft sie ihm froh entgegen,
Entstiegen ist's der Todesnacht,
Der schon verfallen es gelegen, —
Zum neuen Leben ist's erwacht;
Sein erster Ruf war nach dem Vater,
Da übergab ich's treuer Hut,
Und eilte her nach dem Theater,
Zu stählen dir den schwachen Muth!" —
Da wird das Stichwort ihm gegeben —
Ein warmer Händedruck — und flugs
Stürmt er auf's Neu hinaus in's Leben
Der Täuschung und des Sinnentrugs. —

Doch welche Gluth — welch' froh Entzücken
Durchströmt voll Wahrheit jetzt sein Spiel,
Es spiegelt sich in seinen Blicken
Der trunk'nen Freude Hochgefühl!

Und neue Kräfte, die da ſchliefen
In des gebroch'nen Herzens Grund,
Er wecket ſie aus ihren Tiefen,
Und gibt's in mächt'gem Zauber kund,
Der Tugend Sieg, der Großmuth Milde
Zeigt er voll edler Phantaſie
Vermählet zum erhab'nen Bilde
Der reinſten Seelenharmonie. —
Und wie des Bergſtroms wildem Brauſen
Der Wanderer verwundert lauſcht,
Der ihm ein ahnungsvolles Grauſen
In die ergriff'ne Seele rauſcht,
So liegt gleich nächt'ger Meeresſtille
Erſt tiefes Schweigen auf der Schaar,
Und Alles nimmt des Spieles Fülle
Des raſchen Wechſels ſtaunend wahr;
Doch wie den Sturm der Elemente
Erſt dumpfe Schwüle kündet an,
So brechen plötzlich tauſend Hände
Zum lauten Beifallsſturm ſich Bahn,
Ein Blumenregen ſtrömt hernieder,
Und als der Vorhang ſich geneigt
Beginnt auf's Neu der Jubel wieder,
Bis er ſich noch einmal gezeigt;
Dann ſtürmt er fort und reißt vom Leibe
Die bunten Lappen ſich geſchwind,
Und eilet zu dem theuren Weibe
Nach Hauſe und zu ſeinem Kind.

Im ärmlich ausgeſchmückten Zimmer
Am kleinen Bett die Gattin ſaß
Bei wohlverwahrtem Kerzenſchimmer,
Von ſchlummerloſen Nächten blaß;
Sie winket ſorgſam ſchon von Weitem
Und ſtrebt, dem ungeſtümen Mann
Mit Hand und Miene zu bedeuten,
Er möge ſich fein leiſe nah'n,
Sucht dann die blumige Gardine

Vom Lager stille wegzuzieh'n,
Und, Angst und Hoffnung in der Miene,
Beugt sich der Gatte drüber hin; —
Da wird, wie unter'm Frühlingshauche
Das Veilchen duftend sich erschließt,
Von seines Kindes frommen Auge
Das bange Vaterherz begrüßt.
Es setzt sich auf in seinem Bette,
Und sieht so frisch und munter aus,
Als ob es nur geschlafen hätte,
Die kleinen Händchen streckt es aus
Nach all' den mitgebrachten Sträußen
Und nach der Kränze bunter Pracht,
Die schönen Blumen abzureißen,
Und schaut den Vater an und lacht. —
Dem blinkt wie Thau im Morgenglanze
Im Auge eine Thräne schwer,
Und nach den Blumen, nach dem Kranze
Fragt jetzt das frohe Herz nicht mehr,
Was wär' ihm noch an Ruhm gelegen —
Die höchste-Lust, das höchste Glück —
Er hätt' es nicht vertauschen mögen
Um diesen einz'gen Kindesblick.

Dr. Ebersberger.

8.

Mein Lied.

Mein Lied ist wie die Nachtviole,
Die ihrer Kelche süßen Duft,
Wenn längst des Tages Glanz gesunken,
Nur theilet mit der Abendluft,
Denn was ihr tief im Herzen wohnet,
Ist für der Sonne Strahlen nicht,
Drum weiht sie es im Dämmerscheine —

Des Abendſternes mildem Licht:
Der ſenket dankend eine Perle
Vom Himmelsthau in ihre Bruſt,
Die ſie bewahret bis zum Morgen
Zu neuer Kraft und Blüthenluſt.
So weihe ich in ſtillen Stunden
Der Freundin nur ein einfach Lied,
Und wenn in ihrem feuchten Auge
Mir dankend eine Perle blüht,
Dann hab' ich's rein und wahr empfunden,
Daß der nur ein beglückter Mann,
Der für ſein Lied ein Herz gefunden,
Mit dem er's liebend theilen kann.

Dr. Ebersberger.

Kaiſer Heinrich des Vierten Ende.

Balladen-Cyklus.

Die Einkehr. — Der Biſchof. — Die beiden Glocken zu Speier.

I.

Die Einkehr.

Es heult der Sturm in dunkler Nacht,
Der Regen ſtrömt mit wilder Macht!
Was Leben hat ſucht durch Entflieh'n
Des Schreckes Graus ſich zu entzieh'n.
Ein Greis allein ſchien Trotz zu bieten
Dem Regen und des Sturmes Wüthen.

Am Thor von Speier pocht er an;
Doch Niemand hört den armen Mann.
Und schweigend, ohne Klagelaut,
Er tief betrübt zum Himmel schaut,
Und wählt der nächsten Hütte Schwelle
Für diese Nacht als Lagerstelle.

Er horcht! Man spricht ein Nachtgebet!
Im Hause eine Stimme fleht
Zu Gott, daß er beschützend wacht
Mit Vaterhuld auch diese Nacht.
„Wer betet in der stillen Kammer,
„Der fühlt auch für des Armen Jammer.

„Hier poch ich an!“ sprach er. — Heraus
Sah bald ein Haupt mit Locken kraus
Und fragte, wer so spät noch wacht
In solcher wilden Sturmes Nacht?
Da sprach der Greis: „Gewährt die Bitte,
„Gebt Obdach mir in Eurer Hütte.

„Arm bin ich, elend und allein,
„O laßt in Euer Haus mich ein!“
„„Nie schließe Armen ich die Thür,
„Drum seid auch Ihr willkommen mir!““
Sprach der Bewohner, und die Pforte
Sprang auf bei diesem Trostesworte.

Und seinen Gast führt er hinein,
Bei schwachen, düstern Lampenschein,
Bot einen Labetrunk und Brod
Und sprach: „vergesset Eure Noth;
„Mög' Euch die Gab' den Willen zeigen;
„Ein Scherm gibt mehr als ist sein eigen.“

Und unter Thränen nahm es an,
Der tiefbetrübte alte Mann,
Und blickte schmerzlich himmelwärts

Und sprach: „Hier wohnt ein edles Herz!
„Mög Gott sich Eurer einst erbarmen,
„Wie Ihr barmherzig seid mir Armen!“

„Sagt guter Alter“, sprach der Wirth,
„Wie kam es, daß Ihr Euch verirrt?
„Wer seid Ihr, der des Schlafes Macht
„Besiegt, in unheilvoller Nacht?
„Wo kommt Ihr her bei Sturmes Dräuen,
„Statt Euch am Schlummer zu erfreuen?“

„O welchen Fragen gebt Ihr Raum?
„Wer ich wohl bin? Weiß ich's doch kaum!
„Kenn' nicht mein eigen Angesicht,
„Aus dem nur Schmerz und Kummer spricht!
„Ich komm' von Ingelheim am Rheine,
„Hab' keine Heimath, steh' alleine.

„Ich bin verfolgt, ich bin verjagt,
„Ich bin — ich bin — Euch sei's geklagt, —
„Bin kinderlos, bin tief gekränkt,
„Und meines Namens Niemand denkt.“
So sprach der Greis mit leiser Stimme
Und schlecht verhehltem innern Grimme.

„So habt den Kaiser Ihr geseh'n,
„Zu dem jetzt Papst und Fürsten stehn?“
„Nicht ihn, den Heinrich siegbekränzt,
„Der in des Vaters Purpur glänzt!
„Hab für den Alten viel gelitten,
„In manchem Strauß für ihn gestritten.“

„Gefangen sein vom eignen Sohn“,
Der Andre sprach — „ist herber Lohn!
„In Kampf und Schlacht ward grau das Haupt,
„Dem nun der Sohn die Krone raubt,
„Der ihn in Kerkers Nacht versetzte
„Und schwer die Kindespflicht verletzte.

„Wenn ſich des Sohnes Herz nicht ſcheut,
„Daß es des Vaters Ruh' bedräut,
„Wenn nicht mehr Lieb' im Kinde wohnt,
„Das ſo der Eltern Mühe lohnt,
„So iſt es beſſer einſam ſterben,
„Als einen Rabenſohn zum Erben."

„Ihr ſeid doch ungerecht, mein Freund!"
Verſetzt der Greis, „denn wie mir ſcheint,
„Muß ſich der Kaiſer ſelbſt geſtehn,
„Daß er für frühere Vergehn,
„Für manche That, die er verſchuldet,
„Vergeltung durch den Sohn erduldet.

„Und traurig iſt, daß immer noch
„Der alte Kaiſer trägt das Joch
„Des Lebens. Denn ein früher Tod
„Erſpart der Jahre bittre Noth.
„Wer alles Erdenglück genoſſen,
„Der legt ſich ſchlafen unverdroſſen.

„So geht's auch mir, denn ach mein Haupt
„Iſt nun im Alter ruhberaubt;
„Ich ſehne mich zur Grabesraſt,
„Ein fluchbeladner Erdengaſt.
„Mög' bald ſich mein der Tod erbarmen;
„Hier kann nicht mehr dieß Herz erwarmen.

„Doch ſuchet nun des Schlafes Raſt
„Und nehmt viel Dank von Eurem Gaſt,
„Der Euren Schlummer unterbrach,
„Mit dem Ihr theilet Brod und Dach,
„Der morgen, wenn der Sturm beſchworen,
„Auf Einlaß hofft in Speiers Thoren.

„Hier lebt von mir ein alter Freund,
„Der einſt es gut mit mir gemeint,
„Der mir, zwar iſt's vor manchem Jahr,

„Zu großem Dank verpflichtet war.
„Ich hoff', er wird noch mein gedenken,
„Und neu mir ſeine Liebe ſchenken." —

Der Lampe mattes Licht erblich,
Und beide Männer trennten ſich.
An's Fenſter gleich Geſpenſtertrug
Des Sturmes ſchwerer Regen ſchlug;
Und bald vergaß in ſanftem Schlummer
Der müde Greis den herben Kummer. —

Als ſchimmerte das Morgenlicht,
Der gute Wirth zum Gaſte ſpricht:
„Lebt wohl! und wenn der Freund Euch kränkt,
„Und nicht mehr ſeiner Pflicht gedenkt,
„So könnt Ihr wieder zu mir kommen;
„Stets ſeid Ihr freundlich aufgenommen."

II.

Der Biſchof.

Der Greis drückt ihm gerührt die Hand,
Und ging die Straße, wohlbekannt,
Durch's offne Thor der alten Stadt.
Ob er nicht mein vergeſſen hat?
Ob noch ſein Herz für mich wird ſchlagen,
Wie in des Glückes ſtolzen Tagen?

So denkt der Greis, der tiefbewegt
Noch manchen leiſen Zweifel hegt.
Er ſah den Kampf der Sonne nicht,
Die ſiegreich durch die Nebel bricht,
Nicht der kryſtall'nen Tropfen Beben,
Die noch vom Sturm am Strauche ſchweben.

Und ſinnend ſchleicht er ſorgenſchwer
In Furcht und Hoffnung matt einher,
Vor ſeinem düſtern Blicke lag

Der Dom, der Kaiſer Sarkophag,
Den die Kapell' Sanct Afra zierte,
Die Heinrich angebaut, der Vierte.

Denn damals noch im ganzen Land
In hohen Ehren Heinrich ſtand.
Jetzt lag gleich einem Leichentuch
Schwer über ihm des Bannes Fluch,
Da hinterliſtig ihn verrathen
Des eignen Sohnes ſchwarze Thaten.

Und vor dem Dom wie feſtgebannt
Der arme alte Wandrer ſtand.
Weithin in ferne Lüfte drang
Der hohen Glocken heller Klang;
Viel Fromme raſch zur Kirche ſchreiten,
Sich zum Gebete zu bereiten.

Und ob auch durch die Pforte eilt
Der Chriſten Schaar, der Alte weilt
Stets vor dem Heiligthum verzagt,
Als ſei der Eingang ihm verſagt.
Er ſetzt ſich auf die Schwelle nieder
Und lauſcht dem Ton der frommen Lieder.

Und als nach Haus die Gläub'gen gehn,
Blieb harrend noch der Alte ſtehn,
Bis ſtolzen Schritts der Biſchof naht.
Der Greis ihm raſch den Weg vertrat.
Da rief der Biſchof: „Mir entgegen
Stellt ſich ein Bettler ſo verwegen?“

„Um kein Geſchenk, um Segen fleht
„Ein armer Greis, der vor Euch ſteht.
„Denn wißt, von Eurem Wort mein Glück
„Hängt ab in dieſem Augenblick;
„Drum laßt, o Herr, mir's nicht verwehren,
„Laßt“, bat der Greis, „von Euch mich hören!“

„Dazu iſt hier nicht Platz noch Zeit;
„Kommt in die Beicht, wo ich bereit!“
So ſchnaubt den hart bedrängten Mann
Der übermüth'ge Prieſter an,
Und ſuchte in den Staub zu drücken
Den armen Mann mit ſtrengen Blicken.

Doch faßte ſich der Greis und ſprach:
„Mein zitternd Haupt iſt ohne Dach,
„Ich bin verhöhnt von Feindes Wuth,
„Verfolgt von meinem eignen Blut;
„Nur Euren Segen zu erwerben
„Verlangt mein Herz, — dann will ich ſterben.“

„Schafft mir doch gleich den Bettler fort!“
So ruft des Biſchofs mächtig Wort
Den Dienern zu. „Was fällt ihm ein?
„Dem Bettlervolk zu Dienſt zu ſein!
„Soll ich hier auf der Straße weilen
„Und Segen wem's beliebt ertheilen?“

Gleich war der Diener Troß bereit
Und packte ſchon des Armen Kleid.
Doch hoch erhob ſich die Geſtalt,
Steht keck und furchtlos der Gewalt,
Blickt kühn umher mit glüh'nden Wangen,
Daß Alle fühlten leiſes Bangen.

Da ſprach er: „Weiß ich doch recht gut,
„Wie freudig wallte Euer Blut,
„Als durch des alten Kaiſers Hand
„Ihr Biſchof wurdet hier im Land.
„Noch weiß ich, wie Ihr dankbar blicktet
„Und vor ihm in den Staub Euch bücktet.“

Des Biſchofs Antlitz glüht vor Wuth.
„Elender, ſei auf deiner Hut!“
Rief er ihm zu. „Den du genannt,

„Der iſt verflucht im ganzen Land.“
Da ſtürzt der Greis verzweifelnd nieder.
„Gebt mir der Seele Frieden wieder!“

So flehet er. Doch ſtolz ging fort
Der Biſchof, ohne Segenswort. —
Lang lag der Greis am Boden ſchwach,
Da ſeine letzte Kraft ihm brach.
Dann ging er nochmals zur Kapelle
Und betete an ihrer Schwelle.

Schlich dann zum Thor, durch das er kam,
Der Hütte zu in tiefſtem Gram.
Sein Gaſtfreund ihm entgegen eilt
Und rief: „Ihr habt nicht lang verweilt.
„Ihr ſeht, daß man in Unglückstagen
„Nicht daß man Freunde hat kann ſagen.

„Drum bleibt bei mir. Wie ſeid Ihr matt!
„Zu weit war Euch der Gang zur Stadt.“
Und in der Hütte kraftlos ſank
Der Greis auf ſeines Freundes Bank,
Der auf ein weich'res Lager dachte
Und ihn alsbald zur Ruhe brachte.

III.

Die beiden Glocken.

Starr blickt' des armen Wandrers Aug',
Kalt war der blaſſen Lippe Hauch,
Die Sehnſucht nach dem Tod verrieth.
Da ſchloß ein Schlaf das Augenlied;
Der Todesengel naht ſich leiſe
Mit ſeinem Kuß dem ſchwachen Greiſe.

Umſonſt der gute Hauswirth ſann,
Ihm Rath zu ſchaffen wo er kann.
Wo Gott nicht ſegnet die Arznei,

Iſt jedes Mittels Kraft vorbei.
Es war der ew'ge Todesſchlummer,
Der ihn befreit von Erdenkummer.

Da in der Stadt um Mitternacht
Die Kaiſerglocke tönt mit Macht. —
Mit dumpfem Schreckenston erſchallt
Sie, die nur durch die Lüfte hallt,
Dem Volk zu geben Trauerkunde
Von eines Kaiſers letzter Stunde.

Sie tönt ſo klagend, tönt ſo bang,
Daß alles Volk zum Dome drang.
Man rief dort nach dem Sakriſtan;
Doch das erſchreckte Volk gewann
Die Einſicht, daß der Glocke Läuten
Erfolgt als höheres Bedeuten. —

Bleich in der Kirch' der Küſter ſtand;
Er müht ſich mit geſchäft'ger Hand,
Einhalt zu thun dem loſen Strang.
Umſonſt! — Der Glocke Trauerklang
Begann nur lauter noch zu dröhnen
Und weithin in die Luft zu tönen.

Da ſchickte ſich die fromme Schaar
Zu beten an am Hochaltar.
Und leiſe für den Kaiſer fleht
Das gläub'ge Volk das Sterbgebet,
Empfahl die Seele Gottes Gnade,
Ob auch der Bannfluch ihn belade.

Doch wo der alte Kaiſer war,
Wußt' Keiner aus des Volkes Schaar.
Des Sohns Verrath — ſo ging die Sag' —
Ließ ſeit dem Mainzer Fürſtentag
In Kerkers Nacht den Helden ſchmachten,
Der kühn gekämpft in ſechzig Schlachten.

Und fort und fort die Glocke klang
So ſchmerzlich wie ein Grabgeſang,
Bis jenes Greiſes Auge brach,
Beſchirmt von eines Bettlers Dach;
Dann immer leiſer ſie erſchallte,
Bis ſie als Echo ſchwach verhallte.

Und — wie durch höh'res Machtgebot —
Das Volk beim erſten Morgenroth
Den Weg vor's Thor zur Hütte fand.
Und als es eindrang, im Gewand
Des Bettlers Heinrich Alle kannten
Den alten Kaiſer, den Verbannten,

Um den ein fremder Bettler weint,
Das einz'ge Herz, ihm treu vereint. —
Und zu dem Ohr des Biſchofs drang
Die wunderbare Mähr'; ſie klang
Nicht glaublich ihm. Es ſelbſt zu ſehen
Macht er ſich auf, vor's Thor zu gehen.

Am Thor ſein erſter Blick nimmt wahr,
Wie Kaiſer Heinrich auf der Bahr
Von ſeinem Volk getragen ward,
Das drängend ſich um ihn geſchaart;
Und ſchmerzlich hallt in Lüften wieder
Der düſtre Sang der Trauerlieder.

Da donnerte des Biſchofs Wort:
„Zurück! Bedenkt, an welchem Ort
„Dem Gottverfluchten wird ein Grab,
„Dem keinen Troſt die Kirche gab.
„Fluch jeder Hand, die es kann wagen,
„Den Frevler in die Gruft zu tragen!

„Fluch über den, der ihm verzeiht,
„Fluch, wer ihm eine Thräne weiht,
„Fluch über ihn, der es nur wagt,

„Daß er im Stillen ihn beklagt!“ —
Und nieder unter eine Eiche
Da stellt das Volk die Kaiserleiche.

Und alle flohen dann voll Graus
Vom schweren Fluch erschreckt nach Haus.
Der Kaiser lag auf freiem Feld
Noch einen Tag, dann ward gestellt
Sein Sarg Nachts vor des Domes Pforte,
Doch ohne Weih' und Segensworte. — —

Auf Flügeln eilt die Zeit dahin.
Noch neunzehn Jahre sah entfliehn
Der fünfte Heinrich, seit vor Schmerz
Gebrochen war das Vaterherz.
Da naht, eh' er gedacht an Buße,
Der Tod sich ihm mit kaltem Gruße.

Als ihm schon fast das Auge brach,
Da endlich ward die Reue wach.
Und als der Hof, der Diener Troß
Leis betete, hört man im Schloß
Die Armesünderglocke dröhnen
Mit schreckensvollen Klagetönen.

Kein Missethäter war bereit
Zum letzten Gang zur Ewigkeit,
Und dennoch schauerlich und bang
Tönt fort der Glocke schriller Klang,
Bis er zu Heinrichs Ohr noch dringet,
Der schrecklich mit dem Tode ringet.

Er rief: „Verzeih', o Vater, mir,
„Wie schwer ich sündigte an dir!
„Wie drückte oft mein schuldig Haupt
„Die Krone, die ich dir geraubt!
„O laß mich nun Vergebung finden,
„Laß diesen Schreckenston verschwinden!“

So lang und laut der Kaiſer ſtöhnt;
Die Sünderglocke übertönt
Das Klaggeſchrei und füllt mit Graus
Die Stadt, das ganze Kaiſerhaus,
Und ſchwieg erſt im gewohnten Frieden,
Als Kaiſer Heinrich war verſchieden.

Fennimore.

Der arme Muſikant.

Mit dem Zwergſack auf dem Rücken,
Mit der Fidel in der Hand,
Und mit thränennaſſen Blicken
Wandr' ich raſtlos durch das Land.

Bin noch jung, und ſchon alleine
Steh' ich in der weiten Welt,
Hab' nicht Eltern, habe keine
Brüder, und nicht Gut, nicht Geld.

Spiel' und ſing' um ein'ge Dreier,
Um ein Stückchen hartes Brod.
Immerfort die alte Leier,
Immerfort die alte Noth.

Und ſie jubeln, wenn ich ſpiele,
Tanzen, ſcherzen, koſen All',
Und in mir ſind Schmerzgefühle
Dieſes Jubels Wiederhall.

Einen Tag geht's wie den andern,
Immer weiter, immer zu;
Und in dieſem Weiterwandern
Such' ich, aber find' nicht Ruh. —

Ach nur einmal möcht' ich lieben,
Einmal nur recht fröhlich ſein,
Einmal nur von Luſt getrieben
Miſchen mich in luſt'ge Reih'n.

Aber ſo ſing' ich von Liebe,
Sing' von Glück, vom gold'nen Wein,
Und kenn' nicht die ſüßen Triebe,
Kenne nichts als troſtlos ſein.

Kenne nichts als meine Leiden,
Nichts als meine Noth und Pein,
Die mich immerfort begleiten,
Bis man einſt mich ſcharret ein.

Und um dies Ziel zu erreichen,
Seht, die Fidel in der Hand,
Ihr mich armen Thränenbleichen
Wandern raſtlos durch das Land.

Sigm. v. Haller.

Das ſterbende Mädchen.

Aus dem Franzöſiſchen der Anaïs Ségalas.

Ach wer befreit mich von des Fiebers Plagen?
Mein Blut rollt raſcher, meine Pulſe jagen:
Ich leide; ſagt, bin ich gefährlich krank?
Mit trüber Stirn, das Auge ſchweift am Boden,
Schleicht ihr bekümmert, leiſe wie bei Todten,
Zum Flüſtern eure Rede ſank.

Doch hört ihr ſeufzen, hört ihr leis mich regen,
So lächeln eure Augen mir entgegen,
Ein tröſtend Lächeln, das durch Thränen ſcheint.

Auf eurer Stirne trübe Wolken ziehen,
Die jüngſte Schweſter an der Mutter Knieen
Ihr banges Antlitz birgt und weint.

Weh', dieſe Thränen! Welch ein traurig Ahnen!
Ich werde ſterben!... Sterben!.... ſchrecklich Mahnen
Für mich, der heute noch das Leben lacht!
Ich, deren Wünſche noch die Welt durchfliegen,
Ich ſollte morgen hingeſtrecket liegen,
Ein Nichts in kalter Todesnacht?

Das Kleid, das mich beim letzten Feſte ſchmückte,
Die Bänder, deren Farbe mich entzückte,
Sie ſchimmern noch und glänzen wie zuvor.
Noch ſeh' ich ſelig mich in ihnen ſchweben;
Und ich, ich hätte kürzer nur zu leben
Als dieſe Bänder, dieſer Flor?

Die zarte Pflanze ließ ein Hauch verblühen.
Ihr Schweſtern, deren Wangen roſig glühen,
Wie bab' ich traurig euer Loos erſehnt!
Erloſchnen Auges und erblichen ſcheine
Ein Marmorbild ich nur aus weißem Steine,
An eine Urne hingelehnt.

Ich Schatten jetzt! Phantom! ſah hoch mich preiſen;
In der Geſpielen, in des Frohſinns Kreiſen
War ich als eine Königin gekrönt.
Es wand mir ſcheue Liebe ſchüchtern Kränze;
Vom Diademe achtzehn holder Lenze
War meins heitre Stirn verſchönt.

Euch, meine Schweſtern, lacht der Zukunft Sonne,
Euch aller Erdenfreuden höchſte Wonne;
Den Trauungsring beut euch des Freundes Hand,
Den Myrthenzweig, zu eurer ſchönſten Feier;
Mich, ſtatt dem Brautkranz, ſtatt dem Hochzeitſchleier,
Mich ſchmückt ein weißes Sterbgewand.

Dies düstre Kleid, des Herzens klopfend Beben
Vermag es nimmer schwellend zu erheben.
Es stirbt im engen finstern Grabes Raum
Von eifersücht'ger Erde eingeriegelt,
Von schwerem kaltem Steine zugesiegelt,
Der Hoffnung und des Lebens Traum.

Im langen Sarg, gestreckt und unbeweglich! . . . .
Ich todt! ich sterben! . . nein es ist unmöglich!
Mir winkt noch langer Zukunft schönes Licht.
O frohe Tage werd' ich noch gewahren,
Nach manches Glück! Nicht wahr mit achtzehn Jahren,
O liebste Mutter, stirbt man nicht?

Ich werde noch der Vögel Liedern lauschen,
Die Blumen grüßen und des Baches Rauschen,
Den blauen Himmel und des Abends Duft,
Die Sonne sehn zum Untergang sich neigen,
In goldnen Wolken allgemach erbleichen,
Und athmen süße Himmelsluft. —

Des andern Tags die Glocke ruft zum Dome:
Vom Kerzenlicht erhellt mit fahlem Strome
Ein Katafalk in seiner Mitte steht.
Die Messe singt der Priester am Altare,
Jungfrauen knieen an der Schwester Bahre,
Von schwarzem Trauerflor umweht.

Luise Hoffmann.

Drei Dichtergräber.

1.

Gellerts Grab in Leipzig.

O Lindenstadt, des Handels Kind,
Mit deiner Messen Weltverkehre,
Voll Regsamkeit und Wissenschaft,
Du Stadt der Musen und der Lehre,

Wie dehnst du dich in Jugendkraft!
Es wachsen Straßen dir an Straßen,
Den Garten und das Aehrenfeld
Verdrängen deine Häusermassen.

Selbst der Entschlafnen stille Ruh
Zu scheuchen macht dich nicht erbeben,
Und wie das Leben sonst dem Tod
Muß weichen hier der Tod dem Leben.

Der Wagen rasselt übers Grab,
Es wälzt sich das geschäft'ge Toben
Wo Liebe sonst den Sarkophag
Mit Blumen weinend hat umwoben.

Ein einz'ger Stein von allen blieb,
Umbrandet von des Volks Gewühle;
Es werfen auf ein niedres Grab
Vier Pappeln ihre Schattenkühle.

Noch schmückt ihn am Johannistag
Das Volk mit Blumen und mit Kränzen:
Ihr seht mit Rührung auf dem Stein
Den theuern Namen Gellert glänzen.

Der Mann der Fabel, die so traut
Ergötzte euch in Kindertagen,
Der Mann des frommen Kirchenlieds,
Das oft zum Himmel euch getragen,

Der Sittenmaler seiner Zeit, —
Er spiegelte sie treulich wieder —
Voll Einfalt und Gemüthlichkeit,
So einfach, schelmisch und so bieder. —

Und traun sie ging mit ihm zur Ruh;
Wer lauscht wohl jetzt noch seinem Klange?
Kaum daß ein einsam betend Herz
Zu Gott sich hebt mit seinem Sange.

Die raſche Zeit will raſches Lied,
Will ſtürmiſch durch die Saiten raſen;
Aus iſt das alte Klimperſpiel
Moraliſirender Frau Baſen.

Doch hat des Volkes Pietät
Von allen Gräbern dies gerettet,
Hat ſeines Lieblingsdichters Staub
Ins Leben, das er ſang, gebettet.

Und Rührung macht und Dankbarkeit
Die Thräne uns im Auge beben:
Auf offner Straße dieſes Grab,
Der Todte mitten hier im Leben!

2.

Die Fürſtengruft in Weimar.

„Die Stätte, die ein großer Menſch betrat,
Iſt eingeweiht; nach hundert Jahren klingt
Sein Wort und ſeine That dem Enkel wieder."
Des Spruches eingedenk begrüßt' ich Weimar.
Jetzt hauſt ein klein Geſchlecht im kleinen Städtchen;
Die Wohnungen, wo Genien gewandelt,
Unſterbliches geredet und geſungen,
Verödet und entweiht von ſchnödem Tagwerk:
Hier iſt das Leben todt, die Todten leben.
Auf, laßt uns aus lebend'gem Moder flüchten,
Im Friedhof reine Lebensluft uns ſaugen,
Wo Gottes Odem über Gräber wehet! —
Dort auf der Höhe jener Säulen Rund,
Von ſchlanker Bäume Schatten übergoſſen,
Sie iſt es, die geweihte Fürſtengruft:
Hier, Deutſcher, modern deine größten Dichter! —
Ihr eilet unter heil'gen Schauern hin,
An ihren Särgen erfurchtsvoll zu knieen:

Verſchloſſen iſt die Thür; müßt euch gedulden;
Der Todtengräber, heißt es, hat die Schlüſſel.
Ihr tretet endlich ein: ein runder Raum
Gähnt weiß und kahl und nüchtern euch entgegen.
Das Auge ſucht beſtürzt. Sieh, ein Geländer,
Die Treppe, die zur Gruft hernieder führet.
Hinunter zieht's euch; doch was hemmt die Schritte,
Die eilenden, zu eurer Dichter Särgen?
Die ſchwere Thür von dickem Eichenholz,
Mit großem Schloß verriegelt und verſiegelt.
Sind's Schätze etwa, die verborgen hier?
Ja Schätze wohl, doch nicht vom Geiz begehrt.
Redſelig nun erzählt der Kaſtelan,
Daß nur für hohe Herrn die Gruft ſich öffne,
Doch auch für arme wißbegier'ge Seelen
Sei wohlgeſorgt: hier eine kleine Treppe;
Da zeigt er oben an der Thür ein Fenſter.
Eins nach dem andern ſteigt hinan die Stufen
Und blickt hinunter durch die kleinen Lücken
Und hört des Führers trockene Erklärung:
„Der in der Mitte mit dem goldnen Stern
Das iſt der Sarg des großen Herzogs Auguſt,
Nach ihm im kleinern Sarg die edle Fürſtin.
Hier etwas weiter in dem tiefern Schatten
Da ſchläft der Herr Geheimerath von Göthe;
Es ruht ihm Schiller brüderlich zur Seite,
Und jene Blätter, die vom Sarge hängen,
Beſchreiben kurz ihr Leben, ihre Werke,
Auf daß die hohen Herren können leſen,
Wer Göthe und wer Schiller einſt geweſen." —

Dies Dichterehre; dies die Fürſtengruft,
Die feile Schmeichler eklen Lobes triefend
Als höchſten Lohn der großen Geiſter prieſen.
Gleich einem wilden Ungethüm verſperrt,
Nur gegen Rang, nur gegen Geld geöffnet
Die Stätte, die durch ihren Schlaf geheiligt! ....
Nicht euch, o nein, ihr ehrt die Fürſtengruft.

O ſtündet mitten ihr im Völkerleben,
So wie ihr in uns lebt durch eure Lieder,
Durch eurer Schöpfung mächtige Geſtalten,
Durch eures Rieſengeiſtes reiche Spenden,
Ihr wahre Fürſten einer neuen Zeit,
Die nur von euch ihr Gut zu Lehen trägt!
Wie würden Greiſe da verjüngt ſich fühlen,
Die noch das junge Morgenroth geſehen;
Wie würden Männer ſinnend bei euch weilen,
Das Leben prüfend an der Weisheit Sprüchen;
Wie würden Jünglinge von dieſer Stätte
Begeiſtrungstrunken, nachzueifern wagen;
Wie würden Jungfraun Blumenkränze winden,
Um ihrer Dichter Urnen zu umkleiden!
Ein Rütli wären eure heiligen Gräber,
Zur Einigkeit das deutſche Volk verſammelnd.

3.

Huttens Grab auf Ufnau.

Nicht in fürſtlicher Gruft, noch im Volksgewühl
Sah er lohnend das Grabmal ihm ragen;
Er ſchläft, wo verborgen an einſamen Pfühl
Die rollenden Wogen ſchlagen.

Ein Streiter für Recht und Licht verbannt
Von der Ahnen heiligem Herde,
So ruht er, ein Opfer fürs Vaterland,
In freier ſchweizriſcher Erde.

Er hat's gewagt zu lüften die Nacht
Der Heuchler in ſchwarzen Kutten;
So hat er die Wahrheit zu Tage gebracht,
Der tapfere Kämpe, der Hutten.

Verfolgt und erkrankt, geächtet, gejagt,
Beladen mit jeglichem Hohne,
Da Deutschland selber ein Grab versagt
Dem edelsten deutschen Sohne, —

Schläft hier er, wo golden die Traube lacht,
Wo brandend die Wogen zürnen,
Auf einsamer Insel; es halten die Wacht
Die Gletscher mit riesigen Stirnen. —

Es ist schön, die Jugend mit Beispiel und Wort
Erziehen zum Guten und Braven,
Und nach mühsamem Tagwerk, ein heiliger Hort,
Unter liebenden Menschen zu schlafen.

Es ist göttlich, in ewigen Nachruhms Glanz
Durch die fernsten Zeiten zu fliegen,
Ein Fürst, um die Stirn der Unsterblichkeit Kranz,
In der Gruft bei den Fürsten zu liegen.

Doch schön ist es auch, für die Wahrheit verbannt
Zu leben, zu leiden, zu sterben,
Und in freier Natur und in freiem Land
Sich ein einsames Grab zu erwerben.

Da singt ihn in Schlummer der Wogenstrom
Viel süßer als Brausen der Menge,
Da wölbt sich der blauende Himmelsdom
Viel stolzer als Fürstengrufts-Enge.

Da deckt statt des Steins ihn ein Rasen grün,
Da rauschen die Kronen der Bäume;
Sie rauschen in Schlaf ein Herze kühn
Voll glühender Thatenträume.

Und den Kranz, den unsterblichen Kranz aufs Haupt,
O Todter, leicht kannst du ihn missen:
Ist dein Vaterland selber doch kranzberaubt,
Verkauft, verloren, zerrissen.

Luise Hoffmann.

Liebeslieder.

1.

Das iſt die wahre Liebe,
Die keinen Dank begehrt,
Die nicht durch heiß Verlangen
Verringert ihren Werth.

Die wahre Liebe duldet
Und huldigt, und iſt ſtill,
Da ſelig durch ſich ſelber
Allein ſie werden will.

2.

Neigt der Abend ſich herab,
Geh' ich zu den Roſen
Vor dem Fenſter, pflege ſie
Unter ſüßem Koſen.

Ach, und bittend muß dabei
Deiner ich gedenken:
Möchteſt halb die Pflege nur
Meinem Herzen ſchenken.

3.

Um mich ſelber zu verſtehen
Muß in deinem Aug' ich leſen,
Das oft, kundig meines Leidens,
Arzt und Helfer mir geweſen;

Doch wie ſehr muß ich beachten,
Nicht zu eifrig nachzuſpüren,
Denn ich könnt', ſtatt mich zu finden,
Ganz und gar mich noch verlieren.

4.

Du fragſt nach meinem Glauben mich
Und forſcheſt, wie ich Gott verehre. —
Willſt wiſſen, was mich ſelig macht?
Ich offenbare dir's, ſo höre:

Altarblatt iſt dein lieblich Bild,
Zu dem in Andacht hingewendet
Die Seele in der bangen Noth
Ihr heißes Flehen hoffend ſendet;

Und mir, dem Gläubigen, alsbald
Gibt wunderſam ſolch' heil'ge Nähe
Die Weihe, daß ich jedesmal
Ein beſſrer Menſch von dannen gehe.

5.

Sie gab mir, wie zum Scheidegruß,
Noch Roſen, als wir letzt' uns ſprachen,
Und ſeitdem, ob nur Tage kurz,
Fühl' ich ein Weh im Herzen nagen.

O Roſen, von ihr ſelbſt gepflückt,
Daß eure Schöne blüht' und bliebe!
Ihr lieben Roſen, ach ihr ſeid
Ein leidig Bild von ihrer Liebe.

Tritt in den Weg mir nicht, o Kind!
Fort, traurig-ſtilles Untergehen!
Ich kann die Blumen welken nicht
Und nicht die Liebe ſterben ſehen. —

Julius Merz.

1.

Kopernikus.

(Den 24. Mai 1543.)

Am Sterben lag ein Greis mit Silberhaaren,
Der einſt geboren war an dieſem Tag;
Schon ſieht er ſich umſchwebt von Engelſchaaren,
Aus tiefem Traume wird er wieder wach.

Denn ein Gedanke quält ihn immer wieder
Und ſcheucht den müden Geiſt zur Welt zurück,
Noch einmal ſchlägt er auf die Augenlider,
Da ſteht ein ferner Freund vor ſeinem Blick.

„Hier iſt dein Buch!“ Von Schmerz und Luſt durchdrungen
Sprach es der Freund, und gab ihm ſchnell Bericht
Von Nürnberg und wie dort der Druck gelungen.
„Triumph, die Erde kreiſt, wir zweifeln nicht!“

Und Leben ſtrömt nochmal durch ſeine Glieder,
Das Auge ſtrahlt, er faßt das Buch mit Macht,
Beſchaut es, gibt's zurück, dann ſinkt er nieder,
Ein Athemzug noch, und es war vollbracht.

Es war vollbracht! Wohl nur als Hypotheſe
Täuſcht ſeine Lehre erſt das ſtrenge Rom,
Umſonſt, gefunden war des Weltalls Größe,
Worinn die Erde kreiſt als ein Atom.

Kein Oben gibt's mehr, keinen Heidenhimmel,
Ein Gottesgeiſt durchherrſcht die Sternenbahn,
Harmoniſch iſt in ihm das Weltgetümmel
Und unſer Denken hemmt kein blinder Wahn!

Sigm. v. Braun.

2.

Galilei.

(Den 23. Juni 1633.)

Zum Widerruf der ketzeriſchen Lehren
Schleppt Galilei man vor's Mönchestribunal
„Aufricht'gen Mutbes“, ſo begann zu ſchwören
Der Greis betäubt noch von der Folter Qual.
Matt auf den Knieen lag er hingekauert,
Aufs Evangelium geſtützt die mag're Hand,
Von jedem Worte, das er ſpricht, durchſchauert,
Da lichter ihm die Wahrheit nur erſtand.

So ſteht er auf, von bittrem Grimm durchdrungen
Murrt in den Bart er's ſich mit Märtyrermuth
„Doch dreht die Erde ſich", denn unbezwungen
War durch den Bannſpruch ihm der Wahrheit Gluth.
Und ſiegreich hat der Greis zuletzt geendet,
Der taub und blind noch lichter Forſchung pflag,
Indeß die Gegner gläubig und verblendet
Noch heute tragen ihrer Thaten Schmach.

„Die Irrlehr ſchwör ich ab" *) geloben täglich
Noch Tauſende heut für das liebe Brod,
Der Meineid bleibt in ſolchem Fall erträglich,
Denn man befolgt ja nur ein Machtgebot.
„Aufricht'gen Muthes" **) ſchwöre ich auch heute
Und meinem Schwure bleibe ich getreu,
Die reine Wahrheit fordert keine Eide,
Nur vor dem Himmel iſt die Wahrheit frei! —

Sigm. v. Praun.

Der Bahnwärter.

Ich wohn' in einem kleinen Haus
Von freundlichem Gärtchen umgeben,
Und führ' in ſtiller Einſamkeit
Ein gar behagliches Leben.
Die Qual der Welt und ihre Luſt
Liegt hinter mir, — in meiner Bruſt
Wohnt nun des Lebens Friede! —

Den hab ich lange vergebens geſucht
Im tobenden Weltgewühle,
Jetzt ſteh' ich auf einer einſamen Wacht
Am nie geträumten Ziele.

*) Detestor haereses } lauteten die Worte der Eidesformel.
**) Corde sincero }

Was kümmert mich nun der dumme Schnack:
Der Napoleon und der Cavaignac,
Der Hecker und der Struve!? —

Ich habe ein redliches Wollen gehabt
Und einen ſtarken Glauben; —
„Seid wie die Schlangen liſtig und klug
Und ohne Falſch wie die Tauben,“
Das iſt ein ſchöner und wahrer Spruch,
Doch, halb befolgt, wird er zum Fluch.
Ich habe die — Schlange vergeſſen.

Doch jeder Weg, er führt zum Ziel
Den Einen ſo gut als den Andern,
Gleichviel, ob wir durch Blumenau'n,
Ob durch die Wüſte wandern.
Nur iſt es oft nicht unſre Wahl,
Nur gleicht es nie dem Ideal,
Das uns im Herzen lebte! —

So hab ich einſt mit ſtolzem Sinn
Die Fahne vorangetragen
Bei manchem luſtigen Waffenſpiel,
Wie in heißen blutigen Tagen —
Die Fahne, ſie liegt verachtet im Staub,
Sie iſt, vergeſſen, der Motten Raub,
Und todt ſind ihre Farben.

Doch hat das Schickſal nicht gewollt,
Daß ohne Fahn' ich geblieben,
Es hat ſein ſchelmiſches Zufallsſpiel
Mit mir wie mit allen getrieben:
Ich ſteh', die Fahne in der Hand,
Im lieben deutſchen Vaterland
An ſchwer errungener Stelle.

Ein Pfiff! — Er geht durch Mark und Bein
Als wollt' er die Welt verhöhnen;

Ein flammenſprühender Drache ſauſt
Vorüber mit Schnauben und Stöhnen,
Er trägt in ſeinem Bauch die Welt,
Die ein Gedanke zuſammenhält,
Ein Streben: Vorwärts! Vorwärts!

Hier iſt der Platz für den deutſchen Mann,
Hier ſeine rechte Stelle:
In ſeiner Seele trüber Nacht
Da wurd' es licht und helle.
So lang hat ihm das Treiben der Welt
Des Lebens Hoffnung und Luſt vergällt,
Hier iſt ſeiner Ruhe Hafen!

Hier geht es vorwärts, vorwärts nur,
Und all' das Heulen der Raben
Wird durch der Locomotive Ruf
In eitles Nichts begraben;
Hier wollt ihrs ſelbſt, hier wollt ihrs ja:
Vorwärts, vorwärts — Victoria!
Kein Weilen und kein Raſten!

Und wenn das mächtige Element,
Das Menſchenkunſt geknechtet,
Die Feſſel ſprengt in wilder Wuth —
Wer iſt's, der mit ihm rechtet?
Dann heißt es im Philiſterium:
Man muß mit dem Incommodum
Das Commodum genießen!

Das iſt ein Wort aus alter Zeit,
Bewahrt für alle Fälle:
Iſt auch der Sonne Strahl zu heiß,
So denkt — es iſt doch helle.
Laßt doch den Strom zum Meere zieh'n,
Was nützt euch euer eitles Müh'n:
Die Wellen rauſchen weiter! —

Drum bin ich auch in Gott vergnügt
Auf meiner ſtillen Wache,
Wie auch die Welt vorüberfliegt,
Ich ſtehe hier und lache:
Ob Pickelhaube, ob Heckerhut:
Nur vorwärts, vorwärts, ſo iſt's gut,
Und ich — ich ſalutire! —

J. Priem.

Der erſte Schmerz.
(Le premier regret.)

Frei nach dem Franzöſiſchen des Lamartine. *)

An den Ufern von Sorrente,
Von Orangen mild umſchattet,
Wo die Wogen ſich behende
Brechen, von dem Lauf ermattet:

Steht ein Stein im hohen Graſe,
Wandrern — jungen wie den alten —
Predigend in gleichem Maße
Von des ſtarren Todes Walten.

Wohl iſt unbekannt der Namen,
Den die Liebe eingegraben
In des kleinen Denkmals Rahmen;
— Wen'ge einſt genannt ihn haben. —

„Kurz nur blühte dieſe Roſe,
„Von dem Sturme jung geknicket,
„Iſt ſie ſchon, die blätterloſe,
„Zarter Blumenwelt entrücket!"

*) Aus „Graziella." Graziella war die liebenswürdige Enkelin eines alten Fiſchers auf der Inſel Procida bei Neapel, welche Lamartine auf ſeiner Reiſe durch Italien kennen lernte.

Alſo ſteht's mit leichten Zügen
Auf dem kalten Leichenſteine:
Doch die Worte, ſie genügen
Manchem Herzen, daß es weine.

Und ich theile dieſe Klage,
Denk ich träumend mich zurücke
In die ſeligſten der Tage,
Die ich ſah mit frohem Blicke.

Sechzehn Jahre war die Holde,
Schön, wie Engel nur erſcheinen.
Sah ich ſie im Abendgolde,
Wähnt' ich, Sel'gen mich zu einen.

Reiner niemals ſtrahlten wieder
Frühlingshimmels Herrlichkeiten,
Als wenn ihrer Augen Lider
Sanft ſich hoben, mild, beſcheiden.

Und des blauen Meeres Fluthen,
Spiegelnd ſich im hellen Lichte,
Glänzten ſchöner, wenn ſie ruhten
Auf dem Engelsangeſichte.

Junger Lilie, zarter Roſe
Hohe Schönheit ſchier erbleichte,
Wenn die Reine, Anſpruchsloſe
Sich in holder Anmuth zeigte.

Und ich war es, dem alleine
Dieſe Himmelsblume blühte;
Und ſie war es, ſie, die Eine,
Der mein Herz in Lieb' erglühte.

O, ich ruf' ſie oft zurücke,
Jene ſeligſte der Stunden,
Wo in ihrem zarten Blicke
Ich der Liebe Glück gefunden.

Linde Weſte wehten leiſe
Von dem nahen Oceane,
Und der Barcarolen Weiſe
Tönte von dem Fiſcherkahne.

Noch in ſchwachen, lichten Strahlen
Sah am ſchon gebräunten Himmel
Man das Abendroth ſich malen,
Weichend bald dem Sterngewimmel.

Da, des Südens Pracht genießend,
Galt es mir zur frohen Stunde,
Als, in Worte ſich ergießend,
Es erklang vom roſ'gen Munde:

„Sieh, wie's glänzet in den Lüften!
„Wie die Sterne Flammen ſprühen!
„Wie, umweht von ſüßen Düften,
„Die Geſtade ſchön erglühen!

„Wie die Wellen dort erſterben
„In des Goldſands ſeichtem Grabe!
„Wie der Berge Gipfel werben
„Um der Sonne letzte Gabe!:

„Alſo ſtrahlen auch im Buſen
„Sel'ger Hoffnung goldne Sterne;
„Frohes Spiel ge'chäft'ger Muſen
„Rückt ſie nach, die weite Ferne!

„Oder müßten nicht in Eile
„Düſtre Bilder mir entſchwinden,
„Wenn in Deiner Näh' ich weile,
„Wenn die Herzen ſo ſich finden?“ —

Doch was dieſe Seele fühlte:
Nimmer können's Worte ſagen:
Himmelswonne ſie umſpielte,
Von der Liebe Hauch getragen.

Abendglöckleins traute Klänge
Tönten fern her von dem Thurme,
Weckten fromme Abendſänge
In dem Herzen frei vom Sturme.

Und in längſt gewohnter Weiſe
Sank ſie hin in Andacht Flammen:
„Bete mit mir,“ ſprach ſie leiſe,
„Laß uns beten doch zuſammen!

„Denn des Himmels Seligkeiten:
„Nimmer könnt' ich ſie erfaſſen,
„Sollten ſie ſich nicht verbreiten
„Ueber dich, müßt ich dich laſſen!“

Und in dieſe Engelsſprache
Miſcht' ich lallend fromme Worte,
Auf der Zunge keine Frage:
Offen ſtand die Himmelspforte! —

Könnt' ich malen ſie im Bilde,
Wär's ein Schwan auf leichten Wogen,
Den des heitren Abends Milde
In ſein Element gezogen.

Sieh ihn gleiten durch die Wellen,
Tauchend in der Fluthen Hülle,
Schön beſchienen von den hellen
Abendſternen traut und ſtille!

Nur dem Augenblick, dem frohen,
Lebt er, ahnend nicht Gefahren,
Die im Wolkenthron, dem hohen,
Schon für ihn bereitet waren.

Doch dort oben kreiſt im Bogen,
Streckend ſeine ſcharfen Krallen,
Wild ein Geier. Biſt betrogen,
Armes Opfer, ſchon gefallen!

Hafis nicht, Alkorans Bewahrer,
Ehr' ich in dir, du Geist, du froher;
Du bist mir neuen Glaubens Leuchte,
Bist größer mir als Mahomed.
Denn einen neuen Koran schriebst du,
Geoffenbarten so besiegend,
Und deiner war vom Anbeginne:
Du sangst das Wort glanzheller Freude,
Du schriebst das Buch des Heils der Liebe,
Die sanft zum reinen Mund sich neiget,
Gesundheit sich daraus zu trinken,
Und die mit weiten, verlangenden Armen
Die große schöne Welt umfaßt;
Du sangst das Wort des reinen Herzens,
Das heiter durch sich selbst und sicher
Durch alle Schuld verkehrten Wollens
In edelstirn'ger Unschuld geht.
So bist du mir, Hafis, ein Heil'ger,
Weil du das Heil uns offenbartest,
Zu dessen Segnung größte Geister,
Selbst frei, auch uns zu lösen strebten.
Dir nebenan, ein Geistverwandter,
Steht licht der lieblich frohe Grieche;
Und wohl ein halbes Tausend später
Nach deinem Stern, im Abendlande
Ein neues Licht uns aufging: Hatem,
Apollo, der auch dich besang.
So flammen denn in Ost und Westen
Auf Hochaltären, festbegränzten,
Erbaut auf unsrer Mutter Erde,
Der Schönheit große Opferfeuer,
Der Schönheit und der Grazie!
Hafis! du trugest deren Fahne —
Ein Feind der Heuchelei und Kutte —
Zu Felde siegreich gegen jene,
Die düstrer Gottentfremdung Zeichen
Ob Menschenhäuptern sich entrollt.
Und siegreich waren deine Lieder

Auch noch nach deinem ſanften Tode,
Als dich die froſt'gen Schulpedanten,
Begräbnißehre dir verweigernd,
Mit ihrem Gift begeifern wollten:
Das Fal, es fand Prophetenworte,
Und ſieh', zu deinem Ehrengrabe
Wallfahren deines Geiſts Verehrer,
Sie zieh'n zu deiner neuen Kaba,
Du heller Stern der Siebenpracht!
Dein Geiſt ſpricht heut noch aus dem Liede,
Das von Myrza Schaffy geſungen;
Cypreſſenwäldern, nächtig dunklen,
Entklingen hell der Mädchen Stimmen;
Was ſingen ſie in lauen Nächten,
Wenn Mond und alle Sterne ſcheinen,
Was anders als dein fröhlich Lied!
Und will die Liebe ſich verſtehen,
Will ſie den ſchlauen Wächter täuſchen,
Der ihre Küſſe möcht' verrathen —
Sie ſucht in deinem Buch Verſtändniß,
Den Ausſpruch ihres tiefſten Weſens,
Sie zeichnet deine ſchönſten Lieder
Verſtändnißinnig im Geheimniß,
Und fühlt ſie ſtill und ſelig nach.
Auf deinem Grabe in Moſella —
O freue dich, der du unſterblich!
An heil'ger Stätte, wo du ſchlummerſt,
Da ruht der Knabe, ruht das Mädchen
Im Arm der Liebe roſ'umduftet,
Und ihrer heißen Küſſe Wonne,
In Heimlichkeit umweht vom Haare,
Lauſcht ſel'gen Südens heitre Nacht. —

2.

Wie dank' ich dir's, daß du mit deinen Liedern
Geweſen biſt,
Daß du zu ihnen noch im ſpätern Alter
Geneſen biſt!

Ich säße dir als Schüler zu den Füßen,
Wenn du noch lebteſt,
Wie du ein Schüler vor Suleimas Reizen
Geweſen biſt.

Und möcht' auch wohl um deinen Hals dir fallen,
Die Stirn dir küſſen,
Weil du entronnen aus dem Schein der Myſtik
Zum Weſen biſt.

Doch viel noch iſt der Zeit, bis von den Meiſten
Erleſen biſt,
Und von den Menſchen du als Buch des Glaubens
Geleſen biſt.

3.

Alkorane und Breviere
Wünſchteſt du verbrannt zu haben;
Doch man betet noch die Schnüre,
Ohne dich erkannt zu haben.

Es iſt gut, daß nichts entlohte;
Denn beim allentflammten Feuer
Fürcht' ich, daß man es erführe,
Schönſtes mit entſandt zu haben.

Und wie kann man auch die Waſſer,
Die in jenen Sümpfen ſickern,
Hoffen, daß man ſie entſchüre,
Hoffen, ſie in Brand zu haben!

Ferner ſollen ſie drum fließen,
Und es werden daraus trinken
Immer Heerden durſt'ger Thiere,
Ohne viel Verſtand zu haben.

4.

Hafis, du großer Meister!
Es ist mir sehr begreiflich
Dein radicales Schisma
Und deine Ketzerei.
Daß du die Herrn Collegen,
Die armen trock'nen Schlucker,
Die Paradiesespächter
So ganz negiren konntest —
Zu wundern was da wäre,
Ich finde nichts dabei.
Ob blühen oder welken,
Ob trunken ein Prophete,
Ob nüchtern ein Philister —
Du konnt'st dich nicht bedenken,
Was da zu wählen sei.
Hier grüner Baum des Lebens
Im reichen Liebesgarten,
Von seinen süßen Früchten
Zu nehmen ohne Fluchwort,
Und dort die dürre Distel
Im armen Wüstensande,
Zum Seligkeitsbestuse
Den Dorn sich einzudrücken —
Ach! mir ist sehr erklärlich,
Daß du entzwei gesprengt hast
Das Netz der Frömmelei.
Ja! deine Tagesrosen, —
Und jene mystischen Pilze
In Nächten auferzogen
Von höckerigem Kobold,
Wie find' ich sie verschieden!
O! Selmas Ambralocken, —
Und jene strupp'gen Haare,
Zeloten angehörig,
Welch' ungeheure Kluft ist's,
Unüberspringbar gähnend,
Sie trennend, diese zwei!

Es lächeln Mundrubine,
Das Wangengrübchen tief ſich,
Die Augen, welche raubten
Dir jenen hohen Himmel,
Sie blicken ſchon in Liebe,
Es wallt der runde Buſen
In Sehnſucht dir entgegen —
Da ſinkeſt du — o ſelig!
An's große Herz der Liebe!
Hat auch der düſtre Mufti
Ein großes Herz der Liebe?
Er hat nur ſeine Kutte
Und ſeine Heuchelei.
Er reihet dumpf Gebete
An Roſenkranzes Kugeln,
Sein Ohr, es iſt verſchloſſen
Dem Sang Bülbüls, der zarten, —
Du aber hörſt ſie ſingen,
Dir aber iſt es Andacht,
In deine ſchönen Verſe
Zu legen ihren Zauber,
Du, mein geliebter Meiſter!
Du haſt aus großem Herzen
So rein und laut geſungen
Was ſchön iſt und was frei,
Daß es auch uns erklungen,
Und ewig bleibt es neu!

5.

Die Uebertragung.

Ein Garten blüht in glücklich milder Lage,
Drauf mannigfalt'ge Blumen Frühling feiern,
Jed' Zeit und Ortes Schönſtes zu erneuern —
Das Feld der Poeſie in unſ'rer Sprache.

Sieh! auch die Roſ' von Schiras tritt zu Tage,
Voll, hundertblättrig, in den ſchönſten Feuern,

Die ihren Ort gewandelt hat, den theuern,
Doch nur, daß frischen Trieb bei uns sie schlage.

Dem Gärtner Dank, der sorgsam sie enthoben
Dem heim'schen Land und Licht, die unversehrte,
Sie finden ließ, das Heimathland, das neue;

Der sie gewartet hat in aller Treue
Der Liebe, und was ihre Art begehrte,
In zartem Schmelz dem Kelche hat gewoben.

Karl Wägner.

III.

Der Weiße und der Indianer.

Wer ist jener Flintenträger, in dem Gurt die Eisenwehr?
Ist ein Weißer, von Europa hergekommen über's Meer.

In das Meer Europas Bräuche werfend mit entschloss'ner Hand,
Trat er aus dem ruh'nden Dampfer auf amerikan'schen Strand.

In dem Busen treu bewahrend schönerworb'nes geistig Gut,
Schenkt er sich dem frischen Leben der Natur mit neuem Muth.

Auf der schönen Wies' von Texas schreitet er dem Walde zu,
Einer Insel in dem Grasmeer, um zu halten Mittagsruh.

Wo die großen Lebenszeichen geisterhaft das Moos bedeckt,
Hat er mit geladner Büchse schlafend sich auf's Gras gestreckt. —

Wer ist jener Bogenträger, an der Hüft' den Tomahawk?
Ist ein rother Sohn des Landes, Rest von seines Stammes Wrak.

Von der Fluth der weißen Menschen ist bestürmt das lecke Schiff,
Bald wird's auseinander bersten, strandend am Vernichtungsriff.

Darum iſt des Indianers Aug' voll Trotz, ſo weh ſein Mund,
Darum hängt an ſeiner Lende dieſer blonden Scalpe Bund.

Und er kann und will nicht laſſen von der wilden, freien Art,
Feſt will er's bei ſich bewahren, was ihm von den Vätern ward.

Auf der ſchönen Wieſ' von Texas ſchreitet er auf friſcher Spur,
Er iſt ihr gefolgt von Brazos bis nach Colorados Flur —

Ueber Sierra de San Sabas ſchöngehob'nes Bergeland,
Ab des Land's Amphitheater! — jetzt hat er ſein Ziel erkannt:

Wo die großen Lebenseichen grauweiß ſpan'ſches Moos umhängt,
Sieht er den erkor'nen Weißen ſchlafend ſeiner Hand geſchenkt.

Ha, Comanchos, Sohn der Wildniß! wie blitzt auf dein ſchwarzes Aug'!
Schlangenhaft dein Leib ſich dehnet! fort dich windeſt auf dem Bauch!

Wie wird deine Squaw ſich freuen, kehrſt du heim zu Wigwams Ruh
Mit dem Feuertode, mit dem Scalp des Feinds von Manitu!

Hinter'm langen Bart des Mooſes hebt er ſich jetzt auf gebückt —
Von dem Rühren ſeines Knees die Mimoſ' zuſammenſchrickt.

Glänzend-ſchwarz, zum Buſch gebunden, wallt ſein Haar in Windeshauch;
Hellroth iſt gefärbt ſein Antlitz, denn das iſt des Kriegers Brauch.

Dorten liegt ſein Feind noch ſchlafend! — ſoll er würgen ihn im Schlaf?
Oder ſoll er ihn erwecken, eh' das Beil die Stirne traf?

Doch was iſt das? tönt von dorten nicht ein tiefes Brummen her?
Ja, und es bewegt ſich zottig, ha! das iſt der graue Bär!

Grauer Bär, du Schreck der Menſchen, der ſoeben noch ſo dreiſt,
Muß vor dir zuſammenbeben, denn du biſt — der böſe Geiſt!

Thatlos ſteht der Indianer, als der Bär empor ſich reckt;
Doch den Weißen, aus dem Schlafe auf ihn jenes Brummen ſchreckt.

Und er ſieht das rieſ'ge Unthier dicht vor ſich mit breiter Bruſt,
Mit des Rachens weitem Gähnen, mit des Auges blut'ger Luſt.

Und nach dieſes Auges Leuchten aus dem Rohr das Blei er ſchickt;
Aber weh! vom harten Schädel fällt die Kugel plattgedrückt.

Da ergreift ihn ein Entſetzen, und mit der Verzweiflung Muth
Aus dem Gurt das Bowiemeſſer reißt er, ſeine einz'ge Hut.

Nur ein Zwerg vor dieſem Rieſen, nimmt er doch den Kampf noch auf:
In die Bruſt das gute Eiſen ſtößt er kräftig bis zum Knauf.

Und zurück, zurück geſchwinde ſpringt er nach dem guten Stoß,
Daß ihn nicht die grimmen Tatzen packen wild und rettungslos.

Und die Wagniß iſt gelungen! Noch ein letztes, ſchwaches Drohn —
Sieh! das Thier, es wankt — es ſtürzt jetzt mit des Sterbens Röchelton. —

Da tritt vor der Indianer, auf die Bruſt geſenkt das Haupt,
Kniet nieder vor dem Weißen, der ihn ſeiner Rach' beraubt.

Alſo ſpricht er: Du biſt tapfer, ſtark wie dieſer böſe Feind —
Deine Locke wollt' ich rauben — ſei du mir jetzt guter Freund!

Und der Europäer reichet ihm die kühne tapfre Hand;
So für immer iſt geſchlungen einer ſtarken Freundſchaft Band.

Bald von Beiden ausgewaidet iſt das graue, zott'ge Beſt;
Recht im gieren Herzen ſitzend, gab das Meſſer ihm den Reſt.

Bald iſt auch das weiche Lager aufgeſchlagen für die Nacht
Und ein übergroßes Feuer von der Rothhaut angefacht.

Bärentatze, Bärenkeule braten an dem Gabelſpieß;
Daß es nicht zu ſüßlich ſchmecke, mit dem Pulver ſalzen ſie's.

Und als über'm Horizonte aufwärts wallt des Mondes Bild,
Der Comanchos ihm entgegen ſingt ein Lied ſo laut und wild!

Er ſingt von der That der Weißen, von des böſen Geiſtes Tod,
Preiſt die Seele ſeines Freundes, der ihm ſeine Rechte bot.

Und als war das Lied geendet, ſchauert auf die ſtille Nacht;
Es entſchläft der müde Weiße, von dem Andern treu bewacht. —

Karl Rägner.

Sentenzen und Sprüche.

Recept.

(1837.)

Wie kann man gründlich die kuriren,
Die auf der Bierbank räſonniren,
Die alles ärgert und verdrießt,
Was je ein weiſer Rath beſchließt?
Ein Mittel gibt's, das kann nicht fehlen:
Man ſoll ſie in den Rath nur wählen;
Probatum est; es wird ſich zeigen:
Sie werden hören, ſeh'n und ſchweigen.

Talent und Genie.

Talent iſt eine Perle,
Die tief im Grunde ruht;
Genie, das iſt die Blume,
Die prangt in Farbenglut.

Talent kann gar nichts nützen,
Wird's nicht zu Tag gebracht;
Genie ſprengt ſelbſt die Knospe,
Sobald der Lenz erwacht.

Natur und Kunſt.

Fremd wird dir, o Natur, der Menſch in erkünſteltem Treiben;
Wie den verlorenen Sohn nimmſt du am Ziele ihn auf.

Freiheit.

Freiheit in männlicher Bruſt, du gleicheſt der ſtählernen Feder;
Jeglicher hemmende Druck mehret die ſtrebende Kraft.

Richtſchnur.

Menſchlich fehlet der Menſch; drum ſoll man auch menſchlich ihn richten.
Wer von euch niemals gefehlt, greife zuerſt nach dem Stein.

Der Krieg.

Wo Zwei führen den Krieg, da führet ihn Einer mit Unrecht;
Fallen nun Tauſende d'rob, Einen belaſtet die Schuld.

Die Großuhrmacher.

Bangend vor hohem Mittag zurück ſie ſtellen den Zeiger;
Lächelnd ob eiteln Bemühns wandelt die Sonne die Bahn.

Europa.

Altes Europa, du welkſt! Bald wird dich Amerika meiſtern,
Wachſend dir über den Kopf, das du mit Füßen einſt tratſt.

Vor- und rückwärts.

Vorwärts blicket ſo froh die Hoffnung, den Anker umfaſſend;
Doch unaufhörlich zurück wendet die Sehnſucht den Blick.

Die heiligen Schriften.

Warum ſchloß man ſo ſtreng die Sammlung der heiligen Schriften?
Iſt Er auf ewig verſtummt, der zu den Vätern einſt ſprach? —

Die Propheten.

Wahrlich, jegliche Zeit erzeugt ſich ihre Propheten;
Aber ſie ſteinigt ſie auch, wie es die Alten gethan.

Jacob Schnerr.

Selige Stunde.

Die Mittagsſchwüle ſenket ſich hernieder,
Kaum flüſtern noch die rieſ'gen Bäume leiſe,
Der Mückenſchwarm ſummt die gewohnte Weiſe,
Halbträumend ſingt der Vogel ſeine Lieder.

Und in des Seees Silberſpiegel zittert
Der Sonne Bild, in dem ſich wohlig wieget
Die ſtumme Brut und aneinander ſchmieget,
Von keines ſchlauen Fiſchers Netz umgittert.

Die Hirſchkuh mit dem Jungen liegt im Schatten
Liebkoſend, eine Mutter mit dem Kinde;
Und leichte Weſte ſtreifen leiſ' und linde
Durch die ſich weithin zieh'nden Wieſenmatten.

O ſüße Ruhe, die hier ausgegoſſen!
Hier muß ein krankes Herz auf's Neu empfinden,
Das Frieden kann nicht bei den Menſchen finden
Und ſtets bei ihnen kalt bleibt und verſchloſſen.

Ja! hier wird es vergeſſen alle Klagen
Und jeden Trug, mit dem man es umſponnen;
Alltäglichkeit iſt wie ein Schaum zerronnen, —
Hier kann es nur den Himmel in ſich tragen.

C. Weiß.